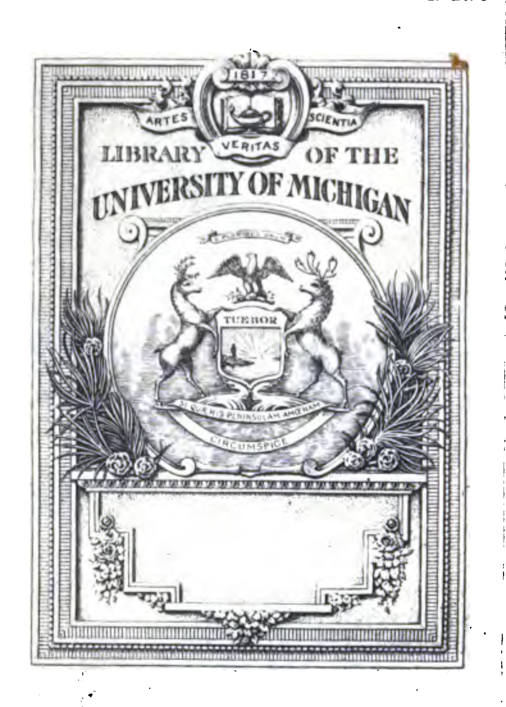
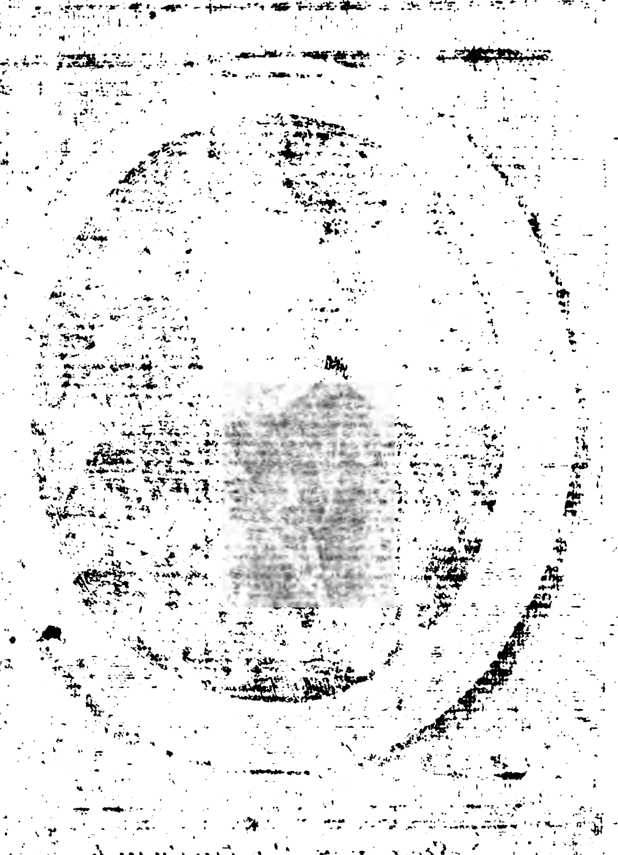



1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE






Stephanus Rautenstrauch
Regii. et antiquiss. Cænobii Ord. S. Bened.
Brzevnovii, et Braunæ Abbas Wahlstadii in
Silesia Præpositus, Regni Bohemiæ Prælatus
infulatus, SS. Theolog. Doctor, Facult. Theol. Vindob.
et Pragæ Præses, et Direct. Comiss. Aul. Studiorum
et Censuræ Assessor etc.

Allgemeine deutsche Bibliothek.

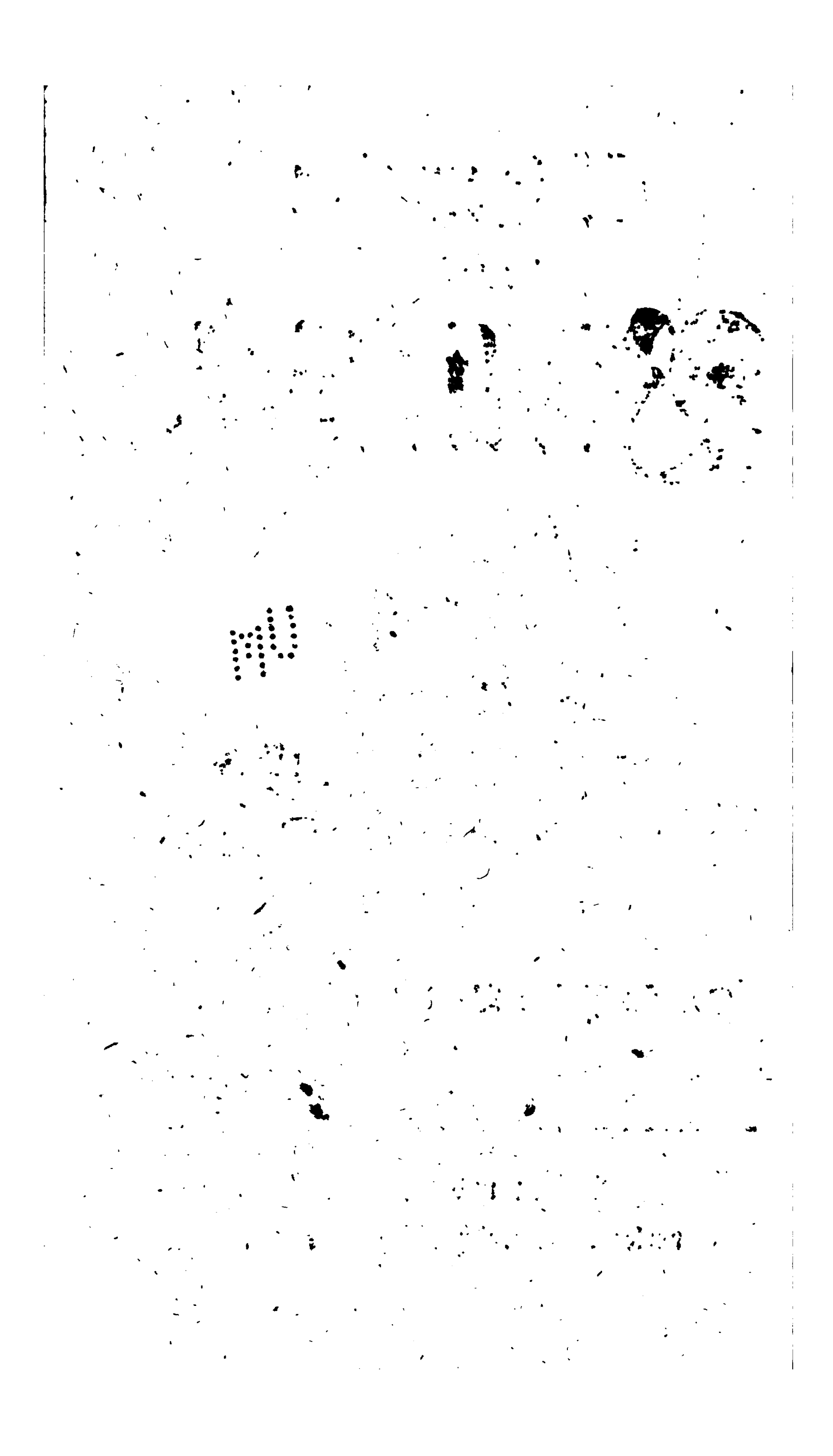




Des funfzigsten Bandes erstes Stück.

Mit Röm. Kaiserl. Königl. Preußl. Churfürstl. Sächsl. und Churfürstl. Brandenburg. allergnädigsten Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai 1782.



Faculty Research Proj.
De Gruyter
2-27-31

Verzeichniß

der in des funfzigsten Bandes ersten Stücke recensirten Bücher.

Kurze Nachrichten.

1) Gottesgelahrheit.

2) Rechtsgelahrheit.

3) Arzneygelahrheit.

Aucta-

4) Schöne Wissenschaften.

5) Romanen.

6) Weltweisheit.

Ueber

7) Mathematik.

8) Naturlehre und Naturgeschichte.

9) Geschichte, Diplomatik und Erdbeschreibung.

10) Gelehrte Geschichte.

11) Philologie.

14) Ge-

12) Erziehungsschriften.

13) Kriegswissenschaft.

14) Finanzwissensch. und Staatswirthschaft.

15) Hauß-

15) Haushaltungswissenschaft.

16) Vermischte Nachrichten.

Phocion. Der neuen vermischten Schriften von Christian August Clodius. Erster Theil. Leipzig, beym Verfasser und in Kommißion bey A. F. Böhme, 1780. 18 Bogen in 8.

Scipio. Der neuen vermischten Schriften von C. A. Clodius. Zweyter Theil. Leipzig, ebendas. 1780. 18 Bogen in 8.

Dinokrates. Der neuen vermischten Schriften von C. A. Clodius. Dritter Theil. Leipzig, ebendas. 1780. 18 Bogen in 8.

Orosman. Der neuen vermischten Schriften von C. A. Clodius. Vierter Theil. Leipzig, ebendas. 1780. 19½ Bogen in 8.

Kennern unsrer neuern Literatur sind die Talente, die Verdienste und die eigenthümliche Manier des Hrn. Prof. Clodius schon aus seinen vier Versuchen aus der Litteratur und Moral bekannt, die zu ihrer Zeit in unsrer Bibliothek angezeigt, und unpartheyisch gewürdigt sind. Die gegenwärtige Sammlung enthält einen reichern und mannichfaltigern Vorrath seiner Arbeiten, die auf dem innern Titelblatte eines jeden Bandes bestimmter durch folgende Aufschrift angezeigt werden: Sammlung dialogischer Erzählungen, Fabeln, lyrischer Gedichte und Briefe, nebst freyen Uebersetzungen der klaßischen Schriftsteller, und Betrachtungen über interes-

same Gegenstände der Weltweisheit und Literatur. Die Haupttitel eines jeden Bandes werden vielleicht auf den ersten Anblick befremden, und nicht so ganz natürlich scheinen, weil man schwerlich ihre Veranlassung und Beziehung errathen möchte. Diese ist keine andere, als die Benennung derjenigen poetischen Stücke, auf welche die Wahl des Hrn. Schenau in Dresden fiel, der jeden Band mit der Zeichnung eines Kupfers und einer Titelvignette verzierte, die seiner Kunst Ehre machen. In dem Aufsatze, Dinokrates, zu Anfang des dritten Bandes, erklärt sich der Verf. selbst über diesen Einfall, „aus Achtung für die Kunst seine poetischen Kinder nach den Ideen jenes Künstlers zu benennen.“ Der Stich dieser und der übrigen Verzierungen ist von Hrn. Geyser.

Die grosse Mannichfaltigkeit der in diesen vier Bänden enthaltenen poetischen und prosaischen Aufsätze, ihr ungleicher innrer Gehalt und Werth in Ansehung des Inhalts und der Ausführung, und selbst die eigne, oft sonderbare Manier des Verfassers, machen es einem Recensenten schwer, und beynahe unmöglich, ein allgemeines Urtheil darüber abzufassen. Gern möchte er dem Schriftsteller von Talenten, Erfindung, Scharfsinn, Phantasie, Gelehrsamkeit und edlen Gesinnungen, volles Recht und gebührendes Lob wiederfahren lassen, den man in dem Verf. dieser Arbeiten nicht verkennen kann; aber ungern bemerkt er in so vielen dieser Aufsätze gehemmte Ausbildung dieser Talente, dieser Erfindung, dieses Scharfsinns; wilde und üppige Auswüchse und Streifereyen dieser lebhaften Phantasie, auch da, wo sie durch Mäßigung und weisere Richtung weit wirksamer geworden wäre; Verschwendung und entbehr-

lehrlichen Prunk mit dieser Gelehrsamkeit, auch da, wo es mehr auf Einfalt der Darstellung und kunstlosen Ausdruck der Empfindung ankam, und wo der Wunsch, damit zu glänzen, gar zu sichtbar hervorschimmert; Monotonie und Erschlaffung dieser an sich guten und edeln Gesinnungen, wodurch sie an Kraft und Eindruck sehr verlieren. Doch, wie gesagt, eines allgemeinen Urtheils dieser Art ist die gegenwärtige Sammlung nicht wohl fähig; wenn ihrem Verf. nicht auf der einen oder andern Seite zu viel geschehen soll. Unsre Kritik soll also ins Einzelne gehen, um desto gerechter und unpartheyischer zu werden; um durch angeführte Beyspiele und Beweise das Ansehn eines Machtspruchs zu verlieren, ein Ansehen, dessen sich der billige und wohlmeynende Kunstrichter gern begiebt, weil er bey dessen Aufopferung allemal mehr gewinnt, als verliert.

Den Anfang des ersten Bandes macht eine Art von Vorrede oder Einleitung, über die grössre und eindringlichere Kraft, welche Wahrheit und Unterricht durch eine angenehme und sinnliche Einkleidung erhalten. Vielleicht wurde der Verf. durch das, was diesem Stoff an Neuheit fehlt, zu dem Aufwand von Bildern, Gemählden und gelehrten Anspielungen verleitet, wovon er durchgehends voll ist, um jenen Mangel an Interesse dadurch zu ersetzen. Aber sehr leicht könnte der Leser aus der Art, wie der Verf. hier seinen Stoff behandelt, eine andre Lehre ziehen, daß nämlich Wahrheit und Unterricht durch allzu häufig an sie verschwendeten Reiz des Vortrags und der Einkleidung mehr verlieren als gewinnen. Zu geschweigen, daß ein dogmatischer Aufsatz, wie dieser hier, zwar sehr gut eine lebhafte und blühende Schreibart, aber nicht wohl so hochfliegende Ideen,

Bilder und Ausdrücke, einen so ganz aus den Schranken der Prose in das Gebiet der Poesie aus gewichnen Ton verträgt. Kaum, daß die als Beyspiele angeführten und übersezten poetischen Stellen mit dem prosaischen Vortrage der Abhandlung selbst im geringsten abstechen. — Uebrigens hat der Verf. nur dem zweyten Bande einen eigentlichen Vorbericht, den übrigen aber Einleitungen oder Schlußerklärungen dieser Art, oder gelegentliche Winke eingeschaltet, die ihn und seine Schriften betreffen.

Unter den mancherley Aufsätzen dieses und der folgenden Bände sind die Fabeln und dialogischen Erzählungen, unserm Gefühle nach, dem Verf. am besten gelungen. Auch machen sie die größte Zahl dieser Aufsätze aus. Manchen, besonders in den beyden ersten Bänden ist eine Art von Kommentar über die darin erzählte Handlung oder die darin vorkommende Hauptperson, beygefügt; diese Kommentare aber haben größtentheils durch ihre Ueberschriften und durch den Ton, in dem sie anheben, die Erwartung des Recensenten weit mehr erregt, als befriedigt. Die Erzählungen und poetischen Gespräche selbst haben meistens das Verdienst eines guten Vortrags, eines leichten Versbaues, und einer muntern Wendung; obgleich auch hier der Verf. seinen Hang zu gelehrten und oft weit gesuchten Anspielungen nicht ganz verleugnen konnte. Auch hier

> Purpureus, late qui splendeat, unus et alter
> Adsuitur pannus.

Doch, dies wäre vielleicht verzeihlicher, als der Mangel an wirklicher Handlung, an einem wirklichen einzelnen Fall, den man in vielen dieser feynsollenden Fabeln und Erzählungen bemerken muß.

Freylich muß man ein Gedicht nicht immer nach schulgerechten Maaßstabe abmessen, nicht immer es, vollends wenn er es selbst nicht ausdrücklich zu einer bestimmten Gattung zählt, nach der Definition und Theorie dieser Gattung richten und prüfen; und warum sollte es dem Dichter nicht erlaubt seyn, irgend einen interessanten Gedanken, einen merkwürdigen oder sinnreichen Ausspruch, eine starke oder edle Empfindung, ein anziehendes Gemählde in ein Gedicht einzukleiden? Haben wir doch hierin selbst das Muster der Alten vor uns, bey denen diese Dichtart eigentlich das war, was sie Idyllion nannten! Und wirklich hat auch unser Verf. manche Stücke dieser Art in der gegenwärtigen Sammlung geliefert, die von Seiten der Gesinnungen und der moralischen Beziehung recht viel Verdienst haben, und besonders beym jugendlichen Unterricht und zur Belebung und Versinnlichung moralischer Vorschriften mit dem besten Erfolg anzuwenden sind. Auch ist es sehr lobenswerth, daß er einzelne merkwürdige, oft auch nur hingeworfne, beyläufige Gedanken alter und neuer Schriftsteller so glücklich benuzt, und sie zu Fabeln, dialogischen Erzählungen oder Gedichten von der eben beschriebenen Art ausgebildet hat. Aber, wenn da, wo Fabel und Erzählung durch den ganzen Ton des Eingangs angekündigt, oder aus dem, was die Stelle der Fabel und Erzählung vertritt, eine moralische Lehre gezogen wird: so ist man doch wohl berechtigt, Handlung und wirklichen Fall zu erwarten, woraus diese Lehre fliesse, oder wodurch sie vielmehr anschauend gemacht werde? so darf man doch wenigstens fodern, daß der zum Grunde liegende und ausgebildete Gedanke oder die Hauptempfindung, wichtig, auffallend, interessant, und wenigstens durch

die Ausführung neu und unverbraucht sey? Das ist aber in vielen Stücken des Verf. wohl schwerlich der Fall. Man lese z. B. im ersten Theile: Rembrandt und Klopstock; Desbillons und Christ; Ariost und Horaz; Milton; im zweyten Theile, den Herkules; Sulpicius und Cicero; im vierten, den Wollüstling, u. a. m. — Lesern, die das Buch selbst nicht zur Hand haben, sind wir ein Beyspiel dieser Art schuldig. Es sey folgendes, Th. III. S. 192.

Der sterbende Greis, oder die reiche Erbschaft.

Ein alter Greis — der längst die Welt vergaß,
Weil er von allen Herrlichkeiten,
Die goldnen Glanz auf Erdenstaub verbreiten,
Und uns ins Vorgemach der Weltbezwinger leiten,
Nichts, als Verdienst und Muth, und Geist und Welt besaß —
Warf einsam sich auf seinen Sopha nieder,
Und betete noch kurz vor seinem Tod
In stillem Ernst und feyerlich zu Gott
Für sich, für seinen Feind, für Menschen, seine Brüder.
Was konnt er größers thun? was nüzlichers dem Staat? —
Erfüllt von heilgem Schaur, winkt er dem einzgen Erben,
Der eben in das Zimmer trat —
Er kommt — doch Mitleid, Furcht entfärben
Des Jünglings Wang'; — er weint; — die Thräne weint kein Sohn
Des Herrn von einer Million.
„Alcindor, sprach der Greis, empfange deinen Lohn,
„Und hör mein Testament; es gilt vor einem Thron,
„Der unvergänglich ist. Ich lasse Dir, mein Sohn,
„Empfindung für das Recht, — Muth für die Nation, —

Furcht

— „[illegible] Herrn der Welt, und
mache dich zum Erben
„Der großen Kunst, gleich mir, einst als ein Christ
zu sterben.“

Gute edle Gesinnungen, und in gute, meistens wohlklingende Verse gebracht; aber wird die Erwartung des Lesers befriedigt, der von solch einem Manne, der ihm so wichtig angekündigt wird, und dessen lezte Reden der Dichter aufzuzeichnen für würdig hält, etwas ungewöhnlichers zu hören hoft, als einen so oft gesagten, so oft wiederholten Gedanken, daß Rechtschaffenheit und Gottesfurcht das beste Erbtheil ist? Und dergleichen Beyspiele ließen sich mehrere, und vielleicht noch zutreffendere, anführen. Dazu kommt, daß unser Verfasser gar zu sehr seine Lieblingsgedanken und Lieblingsgesinnungen hat, besonders solche, die Vaterlandsliebe, Fürstenverehrung, Verläugnung unsrer Größe u. dergl. betreffen; bey denen er sich oft gar zu anhänglich verweilt, und die eben durch ihre unaufhörliche Rückkehr an ihrer sonst unleugbaren Würde, und Eindringlichkeit verlieren müssen. Wen werden z. B. folgende Wiederholungen Eines Gedankens in dem kurzen prosaischen Dialog, Artemisia, Th. III. S. 95. ff. nicht ermüden? „Ich bin keine Königinn; auf meinen Winck würde kein Mausoleum, über der Asche meines geliebten Euphranors empor steigen; aber braucht man ein Königreich, um zu empfinden?“ — „Siehe, dieß ist das Bild einer Monarchinn! aber darum beneide ich sie nie. Sie mag Carien beherrschen, ich verlange keinen Thron. Doch, sie liebt ihren Mausolus. Hier fang ich an, mich mit ihr zu vergleichen.“ — „Beherrscherinn eines Herzens, das du mehr liebst, als ein Kö-

nig-

nigreich, wirst du auch an meiner Urne weinen?„ — „Um den Rang einer Königinn werde ich nie buhlen; kein Mausoleum werde ich dir erbauen,“ — „Dein Geist müsse es fühlen, daß man keine Königinn von Carien seyn darf, um eine zärtliche Gemahlinn zu werden.“

Unter den lyrischen Gedichten, deren Anzahl nicht groß ist, gefällt dem Recensenten die Schlacht bey Chios am meisten, womit sich der zweyte Band anfängt; denn sie hat wahren lyrischen Schwung, und einzelne Schönheiten der Gedanken und der Diction. Schade nur, daß auch sie in manchen Stellen zu sehr verräth, daß der Dichter, selbst in dieser Begeisterung, seiner Gelehrsamkeit sich nicht ganz entschlagen konnte. Bilder und Anspielungen durfte und mußte sie ihm darbieten; aber nicht in solch einem Ueberfluß, nicht so aus mehrern Zeiten und Völkern ohne Noth gehäuft; wie z. B. in folgender Stelle:

— — — Die Segel sind gespannt;
Ein zweyter Hektor eilt, die Fackel in der Hand,
Die trotzigen Geschwader zu verwüsten;
Und hier ist kein Achill, kein Freund des Peleus,
Der sie beschützt; Neptun und Aeolus
Zermalmt die Trümmern schon an den erschrocknen Küsten,
So, daß dem rußischen Duilius
Kein Rostrum übrig bleibt, die Säulen auszurüsten,
Zu denen bald sein Heer, wenn es Athen ersicht,
Den Marmor am Hymettus bricht.

Die lezte Anspielung auf die dem Duilius errichtete Columna Rostrata ist hier wohl ohne Zweifel die unnatürlichste und gesuchteste; und das Marmorbrechen eine dem Heere des Helden sehr unerwartet beygelegte Bestimmung.

Weit vortheilhafter wäre es dem Verf. gewesen, wenn er seine gelehrten Kenntnisse, seine Belesenheit in den besten Skribenten der Alten und Neuern, seine Kunsteinsichten, mehr nur hätte errathen lassen, wenn er sie weniger zur Schau getragen, und sparsamer, und da nur, wo es schicklich war, angebracht hätte. Aber so strozt fast jeder Aufsaz von gelehrter Nomenklatur und Terminologie, die man oft da gar nicht erwartet, gar nicht vermissen, oder höchstens in einer Note suchen würde. Man sehe an einigen Beyspielen, daß wir auch hierin dem Verf. nicht zu viel thun.

Nirgend war dieser gelehrte Aufwand vielleicht überflüßiger, als in der Vorlesung, (Th. II. S. 208. ff.) die der Verf. in der Gesellschaft einiger Kunstliebhaber, in dem Antikensale der Leipziger Kunstakademie hielt. Hier hatte er nicht Zuhörer vor sich, um derentwillen man in diesem Falle noch wohl ein übriges thut; sondern Kenner der Kunst, die also auch mit den besten Kunstgelehrten und Künstlern und ihrem Charakter bekannt waren. Was bedurfte es also S. 212 des langen Namenregisters, wenn der Verf. sagt, nur Halbkennern sey es erlaubt; „die Namen der Spone, Garläen, Gori, Corradinen, Montfaucons, Stosche, Potter, Agostine, Beger, Spanheime, Vaillants, Harduine, Popen, Ernesti, Leßing, mit vornehmer Unwissenheit zu vergessen, und Pausanias, Winkelmann und Hagedorn aus der Reihe der wahren philosophischen Köpfe herauszuheben.“ Und ein ähnliches Register der besten Künstler sehe man in eben dieser Vorlesung, S. 217. Etwas schicklicher, aber auch ziemlich entbehrlich, stehen solche Musterungen eben daselbst in den Noten zu S. 218 und

230. Auch in den, allerdings verdienten, aber hier, in einer vor seinen Augen gehaltenen Vorlesung allzu panegyrischen, Lobsprüchen auf Hrn. Direktor Oeser ist die Parenthese, S. 249, äußerst herbeygezogen, um ein wenig zu paradiren: „Wer hat es vor ihm gewagt, den Genius des Geschmacks zu bilden, und ihn durch den Laokoon, das Meisterstück aller Kunst — die Gemme des Mariette mag nun älter seyn, oder die von Sadoler, Winkelmann und Lessing analysirte Gruppe — von allen Gottheiten der Einbildung auszuzeichnen?“ — Ueberhaupt gehört diese ganze Vorlesung gewiß nicht zu den besten Arbeiten des Verfassers; ihr Ton ist durchaus zu deklamatorisch und fast bis zur Unwürdigkeit schmeichlerisch. Besser haben uns die beyden in einer wohlthätigen Gesellschaft zu Leipzig gehaltenen Reden gefallen, die im vierten Theile stehen. — Selbst in den Briefen an seine Gattin, (Th. III. S. 55 ff.) deren (ebend. S. 79) eingerückter Brief doch so viel natürliches, schönes und sanftes Gefühl verräth, kann der Verf. seinen Vegetius und Onosander nicht vergessen, ob er gleich seiner gelehrten Ausschweifung wegen um Verzeihung bittet; und in den folgenden Briefen redet er vom Falernwein, vermischt mit der lieblichsten, mildesten Traube von Chios, an der Tafel Mäcens, u. s. f. von dem schwedischen Spartakus; von Dietrich, Schenau, Zink; von den stolzen Pyramiden, die den Staub eines müßigen Königs decken; von den Wüsten von Palmyra; von dunkeln Hieroglyphen am Sinai; vom d'Orville und Brydone; vom Sturmwinde des Lukrez; von der Brücke des Salmoneus, wozu gar eine Citation aus dem Virgil angebracht wird; vom Newton, der bey in-

nern

Gehalt einer Vergleichung berechnen soll; und von der Einbildung Pindars.

So hätte auch die Schreibart des Verf. unstreitig dabey gewonnen, wenn er so manche unnatürliche, ausländische, und zum Theil seltsame Ausdrücke und Redensarten vermieden hätte, die ihr ein geziertes und kostbares Ansehen geben, das dem geläuterten Geschmack unmöglich gefallen kann. Wozu bedarf ein deutscher Schriftsteller, und ein so patriotischer Mann, wie der Verfasser, des erborgten Prunks fremder Wörter, für die wir eben so gute und allgemeiner verständliche in unserm Sprachvorrath besitzen? Was soll der svelte Gliederbau; die *stroks* (soll strokes heissen) *of art*, eine Eutrapelie; graphische Zeichnungen; eine Bildsäule von Bronzo; das Bronzo-Roß; Der Squire von Mancha; Renaud, für Rinaldo, die ferrarischen Mouls, (*moules*) für die Modelle der Gebrüder Ferrari? u. d. g. Oder hielt der Verf. das für Eleganz und Weltton? — Oft verfällt er durch diese seltsame Manier seines Ausdrucks beynahe ins Poßierliche; z. B. im ersten Theile, S. 50. wo vom Charakter Phocion's die Rede ist: „Und eine durch so viel Kenntniß und Weisheit zu den edelsten Gesinnungen erhabene Seele sollte auf einmal von dem Gipfel der höchsten Tugend einen salto mortale bis zu der niedrigsten Stufe der Undankbarkeit und des Hochverraths gewagt haben?"

Doch nicht nur einzelne Worte und Redensarten, ganze Perioden in den Aufsätzen des Verfassers, besonders in den prosaischen, sind wahrer Parenthyrsus. Welch ein falscher Pomp, z. B. in dem Uebergange des eben gedachten Stücks, (Th. I. S. 46.) wo der Verf. von den öffentlichen auf die häus-

schen Tugenden Phocion's kommt: „Ich verlasse den Areopag, die alabasternen Propyläen des Perikles, den jonischen Säulengang der Minerva, die königliche Pracht des Pyräeus, die noch in seinen Ruinen le Roi und Wheeler erkannten, und schleiche mich durch das glorreiche Schlachtfeld von Marathon, und den unbemerkten Flecken Melita — in ein kleines von Kupferplatten glänzendes Haus, an welches hundert Olympiaden nach dem Tode des Weisen, griechische Männer und Jünglinge wallfahrteten, und empfanden, was Tullius fühlte, da er nach dem Tode des Crassus auf die Stelle der Curie trat, wo Crassus gestanden hatte, als er zuletzt den Senat angeredet!" — — Oder, welch ein selbstgefälliger Prunk in folgender Stelle, noch dazu aus einem Briefe: (Th. I. S. 119.)

„Bald werde ich Sie wieder, theuerste Chloe, unter dem Orangenbaum belauschen, unter dem Sie so gerne mit Thomson, Guarino und Gezner von dem Geräusche der großen Welt, in einer betrachtenden Stille, ausruhen. Fänd' ich da meine Schriften von Ihnen gelesen und geliebt, so beneidete ich selbst Ihre Lieblinge, die Britten, nicht um den Schlummer in den Katakomben der Könige." — Wie viel Schritte sind wohl noch bis zum Lohensteinischen und Zieglerischen Bombast, wenn man sich schon so weit von der Natur verloren hat?

Eben diese Abweichung vom Natürlichen des Ausdrucks, und dieß Streben nach Sonderbarkeit verleitete den Verf. zuweilen zu sehr auffallenden Unrichtigkeiten in Gedanken und Wortfügungen. Daher z. B. die Unkorrektheit folgender Verse: (Th. I. S. 70.)

Wenn Milton auf dem Sonnenfluge glüht,
Beurtheilt ihn der Thor wie ein Romanzenlied.

Oder, ebend. S. 127:

Ein Weichling war der Schritt zum Römer
und Verräther.

Oder, Th. III. S. 170.

Wo Heldendichter bey Monarchen
Umwölbt von Paros Marmor schnarchen.

Der Reim hat hier auch wohl einige Verantwortung; aber im Todesschlafe schnarcht man doch nicht; Paros (parischer) Marmor steht auch hier, wo von den Gräbern in Westmünster die Rede ist, sehr uneigentlich; und nur die alten Dichter konnten den schönsten und glänzendsten weissen Marmor so bezeichnen, und allgemein verstanden zu werden, hoffen.

In der epigrammatischen Dichtungsart ist unser Verf. am wenigsten glücklich. Man sehe hier ein paar Beyspiele:

Auf Oesers Zauberinn, die Hexe von Endor.

Xantippa, so schön Horaz dich sang —
Du bleibst mir fürchterlich.
Doch Oesern weiß ich es für seine Hexe Dank;
Denn sie ist schön — und das bezaubert mich.

Kunz.

Warum spricht Kunz bey dem Champagnerwein,
Am Nachtrisch, wie die Damen klagen,
Am Spieltisch, beym Dessert, im Schauplatz selbst,
Latein?
Um ungestraft auf Römisch nichts zu sagen.

Offenbar ist des Verf. Ausdruck für diese leichte, lustige Gattung zu schwerfällig, zu sehr ans Feyerliche

Hiermit liefert der Verf. den erwünschten lezten Band, dieses in allem Betracht vortreflichen Buchs, wornach sich nicht nur angehende Cameralisten bilden können, sondern worin auch erfahrne, und geübte Männer viel Unterhaltung, und Stof zum Nachsinnen und glüklicher Anwendung der gegebenen Grundsäze und Vorschriften auf einzelne, auch hier nicht angezeigte Vorfälle finden werden. Dies Urtheil glaubt Rez. um so gewisser fällen zu können, da er es nicht nach einmaligen Durchlesen, sondern nach oft wiederholten lesen, und Zergliederung, und weitern Erklärung der Hauptsäze wahr und gegründet findet. In diesem Bande sind die Grundsäze der Staatswissenschaft, der Finanz- und eigentlichen Cameralwissenschaft, von dem Verf. in zwölf Hauptstücken vorgetragen. Rezensent wird dem Gange des Verf. folgen, und die ihm merkwürdigsten Stellen, auch wo er von des Verf. Meinung abweicht, seine Gedanken, und Gründe derselben anzeigen.

Das erste Hauptstük handelt von allgemeinen Pflichten sämtlicher Unterthanen gegen den Staat; und zwar im ersten Kapitel, von den Pflichten der Unterthanen überhaupt; wo zugleich der Begrif der Unterthanen, und ihre Verschiedenheit erklärt wird. Von dem Auswandern sagt der Verf. S. 14. „In Ländern, wo die Leibeigenschaft aufgehört hat, kan der Staat nur in besondern Fällen berechtigt seyn, das Auswandern einzelner Haushaltungen zu verhindern, zumaleh dergleichen Staaten schon durch Festsezung eines gewissen Abzuggeldes, die Erlaubnis zum Abzug, gegen Entrichtung der Nachsteuer, gegeben zu haben scheinen, auch durch ein gezwungnes Zurükhalten, stillschweigend einräu-

men,

gen, daß bey ihnen nicht gut wohnen sey." *II*. Kap. von dem Gehorsam, der Treue, und der Obligenheit der Unterthanen, das wahre Beste des Staats zu befördern. Nach gegebner Erklärung von Treue und Untreue heißt es S. 16. „Es würde ungereimt seyn, wenn man die mündliche und schriftliche Vorstellungen der Unterthanen gegen die Landesverfassungen in die Classe der Untreue, oder Majestätsverbrechen setzen wollte; es muß vielmehr jedem Bürger erlaubt seyn, seine Gedanken darüber mit patriotischer Freyheit und geziemender Ehrerbietigkeit zu sagen, dem Regenten aber die Entscheidung zu überlassen." Die Unterthanen sind verbunden, theils durch eine wohlgewählte Anwendung der Leibes- und Gemütskräfte, theils durch einen verhältnismässigen Beytrag zu dem bereitesten Vermögen, das Ihrige zur Wohlfahrt des Staats beyzutragen. Dagegen sündigen die reichen Müssiggänger und Geizhälse, die so ihre Kinder in die Klöster einsperren, oder ihr Vermögen den Klöstern zuwenden. *III*. u. *IV*. Kap. Von der Pflicht der Unterthanen auf ihre eigne Haushaltung; und das erworbne Vermögen wohl zu gebrauchen: sie sind sehr wahr, auch bekannt, werden auch wohl von jedermann zugestanden, und dennoch wird allenthalben so häufig dawider gefehlt.

Im zweiten Hauptstück erwägt der Verf. die allgemeinen Pflichten des Staats gegen die Unterthanen. Das erste Kapitel zeigt, daß der Endzweck der Staaten die gemeinschaftliche Glükseeligkeit sey: die verschiednen Regierungsformen nennt der V. zwar, erklärt sich aber nicht, welche ihm am vorzüglichsten scheine: sondern zeigt daß die allgemeinen Pflichten jedes Staatsoberhauptes, theils

in der Sorge für die Erhaltung und Vermehrung des Staatsvermögens, theils in dessen weislichen und dem Staatskörper nützlichen Gebrauch bestehe. Zu der Glükseligkeit eines Staats, gehört dessen äusserliche Sicherheit, wovon des IIte Kapitel handelt. Hier eifert der V. gegen die Gewohnheit, durch den Krieg und Schaden andrer Staaten, die Sicherheit seines Staats zu befestigen, und verwirft des Montesquieu Grundsatz, worinn jene menschenfeindliche Meinung vertheidigt wird. Dagegen gründet sich nach unserm Verf. die äusserliche Sicherheit eines Staats überhaupt betrachtet 1) auf ein behutsames Betragen gegen die andern freyen Mächte; und 2) auf hinlängliche Vertheidigungsmittel, dergl. ein wohleingerichtetes Kriegesheer, und die Festungen sind. „Wenn, sagt der V. S. 31. die Macht meines Nachbarn in Friedenszeiten anwächst, wer verbietet mir, die meinige gleichfalls zu verstärken? Wenn er sich durch Bündnisse furchtbar macht, wer wehrt mir ähnliche Sicherheitsmittel anzuwenden? Wenn er mehr wohl geübte Soldaten, und Gewerbe treibende Menschen als ich, hat, warum will ich mir diese Haushaltung nicht zum Muster wählen? — Das mit den geringsten Unvollkommenheiten verknüpfte Mittel zur Anwerbung eines Kriegsheers scheint dem V. S. 34. dieses zu seyn; wenn es aus etwa ein Drittheil Ausländer, und aus 2 Drittheil Landeskinder durch die Einrollirung gezogen würde, doch so, daß man dabey dahin Bedacht nehme, die den sämtlichen Gewerben unentbehrlichen Menschen zu verschonen, und dem Soldaten das Heirathen nicht zu erschweren. III. Kap. Von der innerlichen Sicherheit eines Staats. So gewiß es ist, so wenig scheint es doch noch hier und da erkannt zu

wer-

werden, was der Verf. S. 36. sagt; daß der Staat von dem Reichthume der Unterthanen nichts zu befürchten; sondern, wie uns dünkt, davon vielen Nutzen habe. „Denn die Menschen haben sich eines Theils ihrer natürlichen Freiheit begeben, und sich einer obersten Gewalt unterworfen, um desto sicherer und vollkommner die gemeinschaftliche Glükseligkeit befördern zu können; mithin ist auch nichts billiger, als jedermann zu vergönnen, so viele Bequemlichkeiten und Reichthümer zu erwerben, als es auf rechtmäßigen Wegen möglich ist, wozu ihm der Staat beförderlich zu seyn verpflichtet, niemals aber den erworbenen Reichthum durch allerhand verabscheuungswürdige Machiavellische Kunstgriffe wieder abzunehmen befugt ist. Man hat auch Empörungen und Widersezlichkeiten weit eher vom gemeinen Volke (das arm ist, und sich aus Dummheit und Mangel des Verstandes widersezt) als von bemittelten Bürgern zu fürchten. Man muß nur verhüten, daß kein Stand, kein Staatsbedienterr die andern beraube noch unterdrücke, noch die vornehmsten Bedienungen, das Erbtheil gewisser Familien werden; daß keine dem Nebenmenschen nachtheilige ausschliessende Privilegia und Freiheiten sich einschleichen; man muß ferner dafür sorgen, daß die noch nicht ganz aufgehobene Leibeigenschaft völlig aussterbe, und daß sich kein beträchtlicher Theil des Staatsvermögens, in den Händen der Geistlichkeit, die alles annimmt, aber nichts wiedergiebt, befinde.“ Die innere Sicherheit beruhet ferner auf einem sittlichen Wohlverhalten der Unterthanen, daher auch schlechterdings darauf zu sehen, daß unter dem Deckmantel der Religion dem Staate kein Schaden geschehe, daß die Künste und Wissenschaften im blühenden Zu-

stande seyn mögen, daß die Gerechtigkeit gehandhabet, und die Unterthanen für Diebe und Räuber, auch für auswärtige Benachtheiligungen gesichert werden. Im IV. Kap. giebt der V. den Begrif vom Reichthume des Staats: „Ein reicher Staat ist derjenige (S. 43.) welcher äusserliche und innerliche Sicherheit genießet, in welchem Freiheit und Gewerbe blühen, und wo ein hinlänglicher Geldvorrath in den Händen der Unterthanen und in beständigem durch die mancherley Gewerbe befördertem Umlauf ist.“

Das dritte Hauptstück handelt von der Erhaltung und Vermehrung des Staatsreichthums. Dieser wird erhalten, wenn man das Aussserlandesgehen des Geldes verhütet; vermehrt aber, wenn man die Landwirthschaft nach guten Grundsätzen verbessert, das Land zu bevölkern sucht, ausländische Commercien wohl führt, und die unterirdischen Producte benuzt. Jede dieser Bereicherungsquellen handelt der V. freymüthig und umständlich in einem eignen Kapitel ab. Die zwar bekannten aber nicht gehörig befolgten Mittel zur Verbesserung der Landwirthschaft zeichnen wir zu mehrerer Empfehlung aus. „S. 47. Man muß die besten Landwirthschaftsregeln auf das genaueste befolgen (und also gute Kenntniß von der Landwirthschaftswissenschaft haben,) man muß den Feldfrüchten durch Magazine, die theils auf dem Lande, theils in Städten weislich anzulegen sind, einen beständigen Werth verschaffen. (Glücklich ist das Land, wo dies geschieht; und gewiß mehreren Ländern, wo jezt die Landleute in gröster Armuth schmachten, könnte dadurch aufgeholfen werden. Aber die Noth der Unterthanen kommt nicht bis zu dem Ohr des

Für-

Fürsten!) man muß in solchen allezeit wenigstens für ein Jahr Vorrath haben; man muß die Ausfuhr des Getreides in andre Staaten nicht allein frei lassen, sondern solche nach dem nachahmungswürdigen Beyspiel von England durch Prämien befördern, und diese Erlaubniß blos in sehr dringenden und weislich überlegten Fällen einschränken; man muß die an vielen Orten eingeführten schweren Abgaben von dem zur Mästung des Viehes bestimmten Getreide nicht allein aufheben, sondern auch die Zölle, Accise u. s. w. von dem nach den Städten kommenden inländischen fetten Viehe heruntersetzen, wenn man das Mästen guten Viehes befördern, und das viele Geld, so für diese Waare nach Pohlen, der Schweiz, Ungarn und in die Türkey geht, in Deutschland behalten, und dadurch das Staatsvermögen vermehren helfen will. (Wenn doch dies viele Bastardfinanziers, die von nichts als vermehrten Accisen und Auflagen ihren Fürsten vorzureden wissen, um sich zu nützen, und dem Lande zu schaden, ja noch mehr, wenn es die Fürsten selbst genug beherzigen wollten! — wie bald würde ihnen und ihrem Staate geholfen seyn.)
„S. 49. Die Mittel zur Bevölkerung des Landes sind Vermehrung und Verbesserung des Ackerbaus und der Viehzucht: damit diese geschehe, fange man mit Aufhebung der Sclaverey und Leibeigenschaft an.“ Die Sclaverei ist ein unnatürlicher Stand. Ein Sclav kan seinem Herrn nicht aufrichtig zugethan seyn. Der traurigste Zustand eines Menschen ist, wenn ihn das Schicksal zum Sclaven einer Gesellschaft bestimmt hat, die sich nicht damit begnügt, den Sclaven mit der Peitsche zur Arbeit zu ermuntern, sondern sich neben der Peitsche auch noch des ewigen Feuers bedienen. Der Weltliche behan-

delt den Sclaven gelinder, um seinen Erben auch Sclaven zu hinterlassen. Der unbeerbte Mönch sorget blos für seine Lebenszeit, und siehet mit kaltem Blute den Sclaven unter der Last erliegen. Die Ausflucht, daß die weltlichen und geistlichen Herren Jahrhunderte in dem Besiz der Befugniß wären, ihre Unterthanen als Sclaven zu behandeln, taugt nicht. Die Füchse und Wölfe sind vielleicht viel tausend Jahre in dem Besiz, unsere Hüner, Gänse, Schaafe 2c. zu fressen: gleichwohl erlaubt man uns, sie in dem Besitze dieses Gerechtsame möglichst zu stören. Die Sclaverey thut mehr Böses, als die Raubthiere, und bey einer unanständigen, dem ganzen Körper nachtheiligen Befugniß, kann keine Verjährung statt finden." 2) Die Bemühung, Manufacturen, Gewerbe und Commerzien blühend zu machen. Hierzu gehört Kenntniß der Technologie und Handlungswissenschaft. Aber die Manufacturisten und Fabrikanten erfordern auch Aufmerksamkeit und Unterstüzung. Hierbey entscheidet der V. die Frage, ob die Duldung und Aufnahme der Juden als ein den Reichthum des Staats vermehrendes Hülfsmittel anzusehen sey, bejahend. Denn wenn die Juden noch nicht besser geworden sind, als sie ehedem waren, so liegt ein gewisser Theil der Schuld an den Christen: der V. vermuthet daher, daß, wenn man die Juden billig behandelt, ihnen mit Fremden zu commerziren erlaubet, den inländischen Handel aber auf die Waaren einschränkt, die sie selbst fabriziren werden, man durch dergleichen vernünftiges und menschliches Betragen die Juden gesitteter und zu Vermehrung des Staatsvermögens sehr nüzlich machen werde. 3) Die Vorsorge für das Leben, die Gesundheit, Erziehung

und

und Ergötzlichkeit der Menschen. Pflichten der Policey. 4) Die Beförderung des Heyrathens. Hieraus folgert der V. daß, da die Mönchsorden sich nur nach und nach eingeschlichen haben, und der Vermehrung der Menschen hinderlich sind, so könne ein Regent dergleichen von Gott niemals befohlne und von der Staatsklugheit gemißbilligte Gesellschaften einschränken, ja auch abschaffen. 5) Gütige, weise und gelinde Gesetze, und deren Befolgung. 6) Die Aufrechthaltung der natürlichen Freyheit zu denken und zu handeln alles, was der allgemeinen Wohlfahrt des Staats nicht hinderlich ist. Billige, gleichförmige, verhältnißmäßige Abgaben. S. 65. in dem Kapitel von der vernünftigen Benutzung der Bergwerke will der V. daß in einem weisen Staate, unter Beobachtung der Bergrechte, jedermann, sowohl einheimischen, als fremden erlaubet werde, nach Mineralien zu schurfen, und solche zu bebauen: (aber dieser Gedanke widerspricht ja offenbar der obengegebnen Vorschrift, zu verhüten, daß kein Geld außer Landes gehe. Denn wenn Bergverständige Fremde in einem Lande bauen, und gewiß nur einträgliche Werke bauen, so vermindern sie ja um so viel das Staatsvermögen, als sie Ausbeute aus dem Lande ziehen. Freylich ist es immer besser, Bergwerke werden durch Fremde, als gar nicht gebauet; aber am besten ist es, wenn alle nach Wahrscheinlichkeit nuzbare Werke blos von Einheimischen gebauet werden. Gut ist deshalb des V. Vorschlag, durch verschiedene Mittel die Einwohner zum Bergbau zu ermuntern.) Ausführlich handelt der V. nun vom Commercienwesen, und hier hat er zum Nutzen der Anfänger vieles aus der Geschichte und Erdbeschreibung mit eingestreut. Er hat den ehemaligen Zustand

der

der commerzirenden Europäer und ihre heutige Beschaffenheit geschildert, um durch Beyspiele unserer Nachbarn zu zeigen, daß ihre Anfänge weit schwächer und zweydeutiger waren, als es die unsrigen seyn können. Diese ganze Abhandlung ist vorzüglich lesenswerth; kann aber hier nicht detaillirt werden. Recens. begnügt sich, einiges nur auszuheben. S. 74. „Die Grundsätze des Kaufmanns harmoniren nicht allemal mit den Absichten des Kameralisten und dem Nutzen des Staats. Die Triebfedern des Kaufmännischen Fleißes sind Gewinnst; es bekümmert ihn aber wenig, ob sein Gewinnst mit dem Gewinnst des Staats und mit dem Zusammenhange des ganzen Nahrungsstandes übereinstimmen. Der kluge und rechtschaffene Cameralist muß also zuweilen Verfügungen treffen, die dem Kaufmann nicht gefallen. Nur selten begünstiget die Kaufmannschaft die Aufnahme der Landesmanufakturen und Fabriken, weil diese fast immer das Verbot der Einfuhr ähnlicher Waaren nach sich ziehet. Sie werden auch gute und schlechte Ursachen ihres Widerwillens anführen, die man anhören, sich aber nicht verblenden lassen muß, durch künstlich versteckten Eigennutz den zur Wohlfahrt des Staats genommenen Maasregeln untreu zu werden; am wenigsten muß ein wahrer Cameralist das Commerzien- und Manufakturwesen aus dem Gesichtspunkte des Finanziers beurtheilen. Der Finanzgeist, der nur immer erndten, niemals säen will, verengert alle nützliche Aussichten; der Handelsgeist erweitert sie. Man muß den Vortheil des Staats mit dem Interesse der Kaufleute übereinstimmend machen, und sie vermögen ihre Handelschaft nach den Absichten des Staats einzurichten; man muß ihnen darinn würkliche Vortheile zeigen,

und

und überhaupt einer Art von Menschen, die so geschickt ist, den Staatsreichthum zu vermehren, mit vieler Achtsamkeit begegnen, ihnen alle Erleichterungen verschaffen, ja alle Unterstützungen angedeihen lassen, die sie nach Billigkeit hoffen, und ohne Nachtheil des Staatskörpers erwarten können." Im sechsten Kapitel betrachtet der V. die Commerzien der Europäischen Nationen in beyden Indien; und im siebenten beurtheilt er diese Commerzien Deutschlands. In Absicht des Indischen Handels findet der V. die Compagnien zwar nothwendig, doch so, daß es keinesweges zum Wesen dieser Handlung gehöre, ausschliessende Compagnien zu errichten, als welche vielmehr dem Handel nachtheilig sind. Hernach zeigt er, daß es für Deutschland vortheilhaft sey, an dem Handel Ost- und Westindiens Theil zu nehmen; und daß selbst die Hindernisse, welche Deutschlands Lage verursacht, glücklich können gehoben werden. Denn theils hat Deutschland schon gute Häfen und schifbare Ströme, theils können mehrere Flüsse durch Kanäle vereiniget werden; wie dieses der V. von der Donau und dem Rheine wünscht. Die vom V. vorgeschlagene Mittel zu Beförderung eines blühenden Handels sind: 1) alle ausgehende, im Lande gewonnene und zubereitete Waaren müssen nicht allein von allen Auflagen befreyet seyn, sondern auf deren Ausführung in gewissen Umständen noch Prämien gesetzt werden. Folglich müssen auch die im Lande zu verarbeitenden rohen Materialien bey ihrem Transporte von einem Orte zum andern mit Abgaben verschonet werden, weil sonst die daraus zu verfertigende und aus dem Lande zu führende Waaren zugleich beschweret, folglich deren Preis erhöhet wird. (So wahr und nöthig diese Vorschrift ist; so wird dennoch

in

zweyten Mittels Ausführung hält der V. ganz für unmöglich: und den unbestimmten Luxus schränkt die Regierung mehr durch Beyspiele ein, als durch Verbote. Zulezt vertheidiget der Verf. den Luxus, wodurch er nicht den Geist der Wollust noch die Weichlichkeit, sondern nur den rechtmäßigen Genuß der Vortheile, welche die Künste schaffen, und der Wohlthaten der Natur, die das Leben verschönern und angenehmer machen, vertheidigt. (Doch kann sich Rezensent nicht bereden, daß der Luxus in dem Verstande, wie ihn der Verf. nimmt, sey von gründlichen Cameralisten verschrieben worden; aber die unmäßige Schwelgerey der begüterten Bürger, der übertriebne Pomp und das französische Flitterwerk unsrer meisten Modedamen und Herren, welche nicht bey diesen allein bleiben, sondern die Begierde ärmerer Bürger und ihrer Weiber und Töchter reizen, so daß daher das Vermögen erschöpft wird, daß es am Nothwendigen fehlt, nur um den Putz und den Gaumen zu befriedigen; dieser Luxus, der sich sogar bis auf die Dienstboten und Mägde in Deutschland erstreckt, ist doch gewiß für die Glükseligkeit jedes Staates eben so gefährlich, als die Pest.)

Der zweyte Theil fängt mit dem vierten Hauptstücke an, worin der V. von beständiger Zirkulation des Reichthums in sämtlichen Röhren des Staatskörpers handelt. *I Kap.* von weislicher Regierung des Nahrungsstandes. Derselbe Endzweck muß ein wohl proportionirter Zusammenhang des ganzen Nahrungsstandes seyn; und um diesen glüklich zu bewirken, muß der Staat die Menge der liegenden Gründe, die Anzahl des Volkes überhaupt, und des arbeitenden und nüzlichen ins besondere wissen, um die Hindernisse der Vermehrung der Einwoh-

wohner zu erfahren und zu verhüten. So sehr auch Rezens. hierin des Verf. Meynung ist, so wünschte er doch, um einer gewissen Klasse von Cameralisten willen, die diese Vorschrift für überflüßig, ja schädlich halten, daß der V. die Nützlichkeit und Nothwendigkeit durch mehrere Gründe und Beyspiele erörtert hätte. Zweytens muß die Regierung den zirkulirenden Geldvorrath beständig zu vermehren, und dessen Verminderung zu verhüten bemüht seyn. Dieses geschieht durch Unterstützung, Verbesserung, gehörige Unterordnung und Verbindung der Gewerbe, die oben im dritten Hauptstück als Quellen des Staatsreichthums angezeigt worden sind. Von jedem Regenten sollte wohl überdacht werden, was der V. von der Wahl eines Directors über das Manufactur- und Commerzienwesen sagt. Noch andre sehr nüzliche Bemerkungen über den inländischen Handel und die Verbesserung oder nähere Verbindung der Wissenschaften und Künste mit dem Nahrungsstande übergehen wir, und empfehlen sie zum Nachlesen, und besonders den ausübenden Cameralisten zur Befolgung; da sie im Grunde nicht neu sind, sondern nur leider zu den piis desideriis gehören. Ausführlich betrachtet unser V. im IIten Kapitel die Einrichtung der Manufacturen, Fabriken und Handwerker. Nachdem der V. das Fehlerhafte und Nüzliche der Zünfte und Innungen angeführt hat, sagt er S. 12. „Hat man die Absicht, die Handwerker, einen jeden in seiner Art, vollkommner zu machen: so würden die Zünfte bey geringen Handwerkern, deren Vollkommenheit das Publicum nicht sonderlich interessirt, ganz abzuschaffen, bey Manufacturen und Fabriken niemals einzuführen, bey den übrigen Handwerkern aber als nüzlich beyzubehalten, und nur von den alten Miß-

bräuchen zu reinigen seyn. Es müßten diejenigen, die das Handwerkswesen dirigiren, selbst einige Kenntnisse davon besitzen, um zum Vollkommenwerden die Mittel angeben zu können; sie müßten die Reichsgesetze gegen die Handwerksmisbräuche nicht allein ernstlich befolgen, sondern auch alle übrige mangelhafte, dem Aufnehmen des Nahrungsstandes hinderliche Einrichtungen ausrotten, und durch andre dem wahren Endzweck gemäße Anordnungen nicht allein verbessern, sondern auch auf deren Befolgung mit Nachdruck halten. So lange dergleichen Ordnungen nicht eingeführt und beobachtet werden; so lange die Gelehrten, besonders die Academien, den Handwerkern ihre auf gesunde Theorie gebaute Einsichten nicht mittheilen; so lange man vorzüglich geschickten Handwerksleuten nicht mit gewisser Achtung begegnet, Praemia für sie aussezt (hierzu dünkt Rec. auch nöthig, arme, aber geschickte Handwerker durch Vorschuß unterstüzt, und ihnen einige Zeitlang vorzügliche Freyheiten von Abgaben rc genießen läßt): so lange werden unsre Handwerker sich schwerlich über das Mittelmässige erheben, man mag die Zünfte und Innungen abschaffen oder beybehalten.„ Die Manufacturen und Fabriken, die für Deutschland am wichtigsten sind, betrachtet der V. nun einzeln in folgender Rangordnung: Die Wollen- und Leinenmanufacturen, der Seidenbau, die Tabaksmanufacturen, das Verschönern der unterirdischen Producte, die Glashütten, die Blaufarbenwerke, und die Papiermanufacturen. Die Gewerbe die hier ausgelassen sind, hält der V. nicht für entbehrlich oder unnüz, sondern er wünscht nur, daß man diesen, als den nöthigsten, zuerst aufhelfen möchte. Wie jeder der obgedachten Manufacturen aufzuhelfen sey, dazu

giebt

giebt der V. gute Vorschläge. Verbesserte Schafzucht, bessere Sortirung der Wolle, und besseres Zubereiten, würde nebst dem Verbot der Ausfuhr inländischer Wolle den Wollenmanufacturen aufhelfen. Eben so würden auch unsre Papiermühlen besseres Papier liefern, wenn die feinen Lumpen nicht dürften ausser Landes gehen, und unsre Papiermüller mehr Fleis anwenden wollten. Als Hinderniße zur Aufnahme der Manufacturen sieht der Verfasser die Monopolien an: und endlich schlägt er zur Aufnahme der Handwerker und Manufacturen, unter andern, gute Manufactur- und Handwerksschulen vor. Das 3te Kapitel S. 26. handelt von dem Credite des Staats und der Unterthanen. Zu desselben Aufrechthaltung hält der V. die Einrichtung einer Leihebanke für das erste und beste Mittel: die übrigen Mittel bestehen in Steurung unmässigen Wuchers, in Ausübung schleuniger Gerechtigkeit in allen Wechsel- und Schuldsachen, und in strengen Gesetzen wider die Banquerotte (besonders in pünktlicher Ausübung derselben). In erweislichen Unglüksfällen soll aber der Staat theils den Verunglükten aufhelfen, theils durch weise Anstalten dergleichen Unfälle zu verhüten und den Verlust zu verringern suchen: dahin gehören die Magazine und Assecuranzen. Bündig und kräftig schildert der V. im 4ten Kapitel den verabscheuungswürdigen Müßiggang mit seinen dem Staat lästigen Folgen, und zeigt die bekannten Mittel beyden zu steuern an.

Im fünften Hauptstücke wird von den eigentlichen Gegenständen und dem Zusammenhange des Cameral- und Finanzwesens gehandelt. Nach auseinandergesezten Gegenständen des Cameralwesens beurtheilt der Verf. die jezt in Deutschland ein-

geführten Cameralverfassungen, worunter die preußische die wenigsten Unvollkommenheiten hat, und führt die gewöhnlich zu einer Kammer gehörigen Personen und deren Obliegenheiten auf. Darauf eröfnet er seine Vorschläge zu verbesserter Einrichtung des Cameralwesens. Diese sind kürzlich folgende: alle Angelegenheiten der Staatshaushaltung müssen von einem Director abhangen: dieses höchst wichtige Geschäfte kommt in allen Absichten dem Regenten oder Vorsteher des Staats zu. Da aber diese Last für die Schultern des besten und weisesten Regenten zu schwer seyn würde: so thut er genug, wenn er das Allgemeine oder das Ganze der innern und äussern Landesangelegenheiten übersieht und dirigirt; die besondre Art, Abtheilung und Ausführung der Geschäfte einem einzigen obersten Landescollegium anvertrauet, welches aus erleuchteten und patriotisch gesinnten Männern bestehet, dem alle übrige Landescollegia untergeordnet seyn müssen: „Denn, sagt der V., es ist leichter, einige Männer von den bedungenen seltenen Eigenschaften, als viele zu finden; und bey allen Staatsangelegenheiten müssen einerley Grundsätze befolget werden, wenn nicht der eine verderben soll, was der andre gut gemacht hat. Da nun nicht zu hoffen, daß die Chefs verschiedner von einander unabhängigen Collegien mit einander beständig einig seyn, vielmehr das Gegentheil zu befürchten ist; so scheint das Wohl des Staats und der Geist der Ordnung einem einzigen dirigirenden Collegio vor allen nur möglichen Einrichtungen den entschiedensten Vorzug zu geben." Dieses oberste Landescollegium müßte in weitläuftigen Staaten aus Departements bestehen, die nach den verschiedenen Geschäften einzutheilen wären, so, daß ein Departe-

ment

nent die eigentliche Kameral- oder Finanzsachen, das andre die Polizeyangelegenheiten, das dritte das Commerzienwesen, das vierte das Bergwerks- Münz- und Forstwesen, das fünfte die Oberverwaltung der Justiz, das sechste die Militärökonomie besorgte. In kleinern Staaten wären so viele Departements nicht nöthig, weil zwey und mehrere Hauptobjecte von einem Departement bestritten werden könnten. Den Sessionen dieses Collegii wäre überdem ein Mann von bekannten Einsichten, Redlichkeit und Uneigennützigkeit beyzuordnen, der, ohne eine Stimme, kein anderes Geschäfte hätte, als zu hören, und aus dem Gehörten dem Regenten von Zeit zu Zeit den Vortrag zu thun. Allgemeine Staatsangelegenheiten, z. B. neue Gesetze, alle ins Große gehende neue Unternehmungen, allgemeine Wirthschaftsetats rc. müßten in ausserordentlichen Seßionen, worinn nur die Präsidenten obgenannter Departements nach der Mehrheit der Stimmen entscheiden dürften, deren Entschluß aber allemal erst durch den Regenten confirmiret und gültig werden müßte, vorgenommen werden. Zu allen Bedienungen überhaupt müssen fähige Leute angenommen, niemals aber dieselben durch Geschenke, Gunst rc. ausgetheilt werden.

Im sechsten Hauptstück zeigt der V. die gewöhnlichen Quellen der Staatseinkünfte an. Diese dienen erstlich zur Gründung, und alsdenn zur Vermehrung des Staatsvermögens; beydes beruhet auf eine wohlgewählte Verwaltung der Domainen, Regalien, und in deren verbesserten Nutzung. Ferner in einer weisen Erhebung des Beytrags der Unterthanen und der beförderten Aufnahme des Nahrungs-

 stan=

auch, z. B. in Wien, dadurch unbemerkt in eine Art von Contribution zu setzen wären, daß man die Eigenthümer der Häuser, welche an Fremde Zimmer vermiethen, anhielt, dafür etwas zu entrichten, und solches auf den Hauszins zu schlagen. (Rezens. meynt, daß dieser Vorschlag ungemein vielen Schwierigkeiten und beständigen Abänderungen ausgesezt sey; daß auch dadurch der Vortheil, welchen der V. oben anführt, die Verminderung der Steuerbedienten, wieder aufgehoben werde). Daß man auch bey der empfohlnen Gewerbsteuer sehr schwerlich die rechte Proportion beobachten könne, gesteht der Verf. zu; bemerkt aber zugleich mit Recht, daß dieser Fehler alle Arten von Auflagen treffe. Die bey eingeführter Gewerbsteuer in benachbarten Staaten beybehaltne Accise schadet nichts, sie ist vielmehr noch nüzlich: denn braucht ein Staat die Producte eines benachbarten mit der Accise belasteten Landes, so wird er dadurch eine stärkere Zufuhr erhalten; braucht er sie nicht, so können sie durch erhöhete Zölle zurückgehalten werden: die ausgehenden Landesproducte, welche den Reichthum des Landes vermehren, (und mit Nutzen ausgeführt werden) mit Accise zu belegen, wäre unvernünftig. (Rezensent hält dafür, daß bey jezt gewöhnlichem Staatsaufwande und andern Hindernissen, die es unmöglich machen, mit der einzigen Abgabe von unbeweglichen Gütern, sich zu begnügen, des Verf. vorgeschlagne Gewerbsteuer, wenn sie von patriotischen und einsichtsvollen Männern festgesezt und erhoben wird, vor allen andern sehr sichtbare Vorzüge habe.)

Im elften Hauptstücke handelt der V. von ausserordentlichen Hülfsmitteln zu Aufbringung der Staatseinkünfte, in besondern Verlegenheiten. Diese sind der Credit, die Erhöhung der alten, und Erschaf-

schaffung neuer Auflagen. Das unschädlichste Mittel, Capitalien auf den Credit des Landes zu nehmen, ist, wenn solche von bemittelten Unterthanen erhoben werden können. Bey Erhöhung der angezeigten alten Auflagen, müßte man auf die Beschaffenheit der verschiednen Nahrungszweige eine große Aufmerksamkeit richten; um den widrigen Einfluß, den eine oder die andre Erhöhung auf den Zusammenhang des Nahrungsstandes haben könnte, möglichst zu verhüten. In den größten Verlegenheiten erlaubt der V. noch am ersten die Besoldungssteuern, die Darlehnen und die Capitationssteuern.

Das zwölfte und lezte Hauptstück, handelt von den Ausgaben des Staats, und denen dabey zu beobachtenden Grundsätzen. Zuerst gibt der V. zwölf Grundsätze an, welche der Cameralist bey den Staatsausgaben vor Augen haben muß. Wiewohl nun diese sogleich aus richtiger Kenntniß des Staatsvermögens, und dessen Bestimmung fliessen, so will sie doch Rezens. da sie so häufig aus der Acht gelassen werden, hier hersetzen. 1) Man muß die Ausgaben so ordnen, daß zuförderst das Nothwendige, dann das Nützliche, und endlich das Wohlanständige besorget werde. 2) Die Ausgaben müssen niemals die Einnahme übersteigen. 3) Man muß alle Ausgaben gewiß machen. 4) Die Größe der Ausgaben muß mit dem daraus zu hoffenden Vortheile in richtigem Verhältnisse stehen. 5) Der Aufwand muß die Einkünfte nicht auf beständig vermindern, z. B. man darf nicht Grundstücke, Gerechtigkeiten und Regalien verschenken. 6) Man muß allen Arten von Aufwande Gnüge leisten. 7) Der Aufwand des Staats muß soviel möglich im Lande bleiben: gegen diesen Grundsatz handeln Fürsten und Mi-

nister, die gar nichts Inländisches um sich leiden können, (auch solche Fürsten, die in fremden Landen leben, und ihren Unterthanen die Nahrung nicht nur entziehen, sondern auch das erworbne ausser Landes verzehren.) 8) Alles Schuldenmachen muß verhütet werden. 9) Alle Ausgaben des Staats müssen auf die allgemeine Haushaltungsregeln gegründet werden. 10) Die Kammer muß den Zustand aller zu ihrem Ressort gehörigen Kassen wissen. 11) Ungewisser Aufwand muß niemals auf Rechnung, sondern durch Admodiationen bewirkt werden. 12) Man muß in allen Unternehmungen die Nebenkosten vermeiden. Nach der Erläuterung dieser Grundsätze, zeigt der Verf. im 2ten Kap. den Nutzen und die Nothwendigkeit eines allgemeinen Wirthschaftsetats. Er verlangt mit Recht, daß alle Einnahmen und Ausgaben durch die Hand der Kammer gehen, und daher sey es vortheilhaft (ja wohl nöthig) die Ausgaben in gewisse Classen zu bringen: doch dürfe sich die Kammer nicht mit jeder Art von Ausgaben bemengen; sondern es sey genug, wenn sie die festgesezte Summe herbeyschaft, und an die Behörde abliefert. Für die Mittelsorte von Höfen, z. B. von 6 Millionen Gulden Einkünften, rangirt der V. die Ausgabe-Klassen folgendergestalt, 1. für den Hofstaat 2000000 fl. 2. für das Militaire 1800000 fl. 3. für die eigentlichen Kammerausgaben 2000000 fl. 4. für die Schulden oder den Schatz 200000 fl. Zu den eigentlichen Kammerausgaben, rechnet der Verf. die Apanagegelder, die Ausgaben zur Staats- und Landesverfassung, die Besoldungen, die Ausgaben so zum Aufnehmen des Landes und zum Landbauwesen, die zu Kirchen, Schulen, und zur Zierde des Landes, und endlich die zur Aufnahme der Kün-

ste

ste und Wissenschaften gehören. Wir führen zum Beyspiel die Gedanken des Verf. über leztere an. S. 191. „In einem Staate sind Künste und Wissenschaften mit den Zierraten eines Gebäudes zu vergleichen; der Regent, der sie vernachlässiget, zeiget eine kleine Seele, einen verdorbnen Geschmack. Man wird auch sehr wenige Regenten finden, die eine entschiedne Abneigung gegen Künste und Wissenschaften haben; allein um so zahlreicher sind solche Staaten, welche in diesem Fache fehlerhafte Anstalten machen, und wo die gelehrten Gesellschaften, und Akademien nur erschaffen zu seyn scheinen, Parade zu machen, oder eine unnüze gleichgültige Frage aufzulösen, da sie doch den allgemeinen Nutzen zum Gegenstand haben solten, und haben könnten, wenn nicht bey der Einrichtung und Aufführung des Gebäudes gefehlet wäre. Alle nützliche Erfindungen, die auf eine oder andere Art zu Vergrösserung der Ernden, zu Verbesserung der Manufacturen, zu Erleichterung der Commerzien und des Nahrungsstandes überhaupt gereichen, verdienen den entschiedensten Vorzug, und wesentliche Belohnungen, so wie sich auch die darauf verwendeten Summen reichlich verinteressiren". Wenn doch diese so wahren Gedanken die Fürsten, und ihre den Akademien vorgesezte Ministers beherzigen, und vorzüglich die studirende Jugend ernstlich anhalten wolten, die hier und da gut vorgetragnen Gewerbwissenschaften mit Fleiß zu erlernen!

Im fünften Capitel zeigt der Verf. wie die Behandlung und Einrichtung der Ausgabegeschäfte zu besorgen sey: wovon wir aber weiter nichts hier anführen, weil der Verf. dieses ganze Hauptstück bereits in s. Grundriß der Finanzwissenschaft noch aus-

führ-

führlicher abgehandelt hat: auf deren Anzeige also wir unsre Leser verweisen.

Zum Beschluß wiederholt der Verf. die wesentlichsten Gegenstände des ganzen Lehrgebäudes, und beantwortet im Anhange zwey Fragen. 1) ob und in wie fern der Naturalvorspann ohne Nachtheil des Staats und zur Erleichterung des lasttragenden Landwirths aufzuheben sey. Der Verf. zeigt, daß er in allen Fällen, die Kriegszeiten ausgenommen, abzuschaffen sey; und daß der Bauer statt desselben gern ein gewisses Geld dafür erlegen werde, wodurch der Landmann eben so wohl als der Staat Nutzen erhalten werde. Darauf zeigt er die Möglichkeit, wie die Pfarrer nach seinem im 2ten Bande gethanen Vorschlage, als Polizeyinspectoren können benuzt werden. Durch diesen Anhang hat der Verf. die bey der Rezension des 2ten Bandes, in 35sten Bandes 2ten St. unserer Bibl. gerügten Mängel ergänzt. Wir empfehlen nicht nur allen angehenden Cameralisten diesen Lehrbegrif zum Studiren; sondern glauben auch, daß Staaten, wo die darinn vorgetragnen Lehren ausgeübt werden, glücklich seyn.

D.

III.

D. Christ. Wilh. Franz Walchs kritische Untersuchung vom Gebrauch der H. Schrift unter den alten Christen in den vier ersten Jahrhunderten. Leipzig, bey Weygand, 1779. 221 S. in 8.

Leßings

Leßings durch die Herausgabe der Fragmente veranlaßte Streitschriften gegen Hrn. Goeze, und vorzüglich die in seinem kleinen Aufsatz: **Nöthige Antwort auf eine sehr unnöthige Frage**, vorkommende sehr auffallende Behauptungen von dem Nichtgebrauch des neuen Testaments unter den ersten Christen, bewogen den Hrn. Verf. diese historische Aufgabe ganz von neuem und mit möglichster Genauigkeit zu untersuchen, ohnerachtet schon längstens bey andern Gelegenheiten mehrere Gelehrte vieles zu ihrer Erörterung geschrieben hatten. Er entschloß sich dazu um so mehr, da noch vor Leßingen auch Hr. D. Semler verschiedentlich geäußert hatte, der Gebrauch der Bibel sey bey den gemeinen Christen in der ältesten Zeit sehr eingeschränkt gewesen. Die Walchische Untersuchung ist also durch Streitschriften veranlaßt; gleichwohl soll das Buch selbst keine Streitschrift, noch eine Widerlegung der genannten beyden Gelehrten seyn, weil, wie Hr. W. sagt, keiner von ihnen bis jezt Gründe angegeben, die beantwortet werden könnten. (In den Semlerischen Schriften erinnern wir uns doch hie und da folgendes, auf welches wir wünschten, daß hier einige Rücksicht genommen worden wäre, als einen Grund angegeben gefunden zu haben: man treffe in den kirchlichen Scribenten, wo von biblischen Stellen die Rede sey, theils so höchstabentheuerliche Lesarten, theils so wunderseltsame Erklärungen biblischer Redensarten an, daß daraus Unbekanntschaft mit dem biblischen Text deutlich erhelle, und man folglich zu schließen berechtigt sey, dieser Text könne diesen Männern unmöglich so, wie uns, geläufig gewesen seyn, sie könnten ihn nicht, so wie wir, studirt, noch aus ihm alle ihre Religionsbegriffe, so wie wir thun, hergeleitet haben.

haben. Und schon in den ältern Semlerischen Schriften über die Geschichte der Glaubenslehre kommt mehrmal die mit Belegen versehene Bemerkung vor, daß die ältern Lehrer den größten Theil ihrer theologischen Ideen nicht aus der Bibel geschöpft hätten, und durch diese zuerst auf jene geleitet worden wären; daß vielmehr die wahre Grundlage ihrer Religionskenntnisse der mündliche Unterricht, anfangs der Apostel, und nachher andrer Lehrer, gewesen sey, auf welche dann jeder mit Hülfe seines Bischen Philosophie und nach Maasgabe seiner schon angenommenen Meinungen, sein Lehrgebäude aufgeführt, und dieses mit biblischen Redensarten ausgeschmückt, und mit biblischen Stellen, die sich aber dem schon angenommenen System gemäß erklären lassen mußten, unterstüzt habe. Und dies dünkt uns unläugbare Thatsache zu seyn, wenn wir die Schriften der ältern Väter, besonders des Justin, Athenagoras, Theophilus, Klemens und Origenes, oder auch der sogenannten apostolischen Väter, lesen, und dabey acht geben, nicht nur wie sie zu ihren Religionsideen und Sätzen gekommen, sondern auch wie sie dieselben beweisen, und wie sie mit den zur Bestätigung angeführten Schriftstellern umgehen. Ists nicht sonderbar, daß sie oft vier, sechs und mehrere Stellen zum Beweis eines Satzes anführen, unter denen keine einzige ist, die einen Forscher auf diesen Satz hingeleitet haben könnte, und daß sie im Gegentheil häufig diejenigen Stellen ganz übergehen, aus welchem weit natürlicher und leichter der Satz sich ableiten läßt? Könnte dieses statt haben, wenn sie die ganze Bibel oft und mit der steten Absicht gelesen hätten, als Erkenntnißquelle ihrer gesamten Religionsbegriffe sie zu brauchen? Es kommt hier bey dieser historischen Frage nicht sowohl darauf

an,

an, wie die Väter sagen, daß man die Bibel brauchen könne und solle, sondern vielmehr darauf, wie sie selbst sie gebraucht haben. Dies aber läßt sich nicht sowohl aus ausdrücklichen Zeugenaussagen, auf welche Hr. W. fast allein gebauet haben will, als vielmehr aus der Beschaffenheit der vor unsern Augen liegenden Dokumente entscheiden. Und was ich bey sorgfältiger Untersuchung dieser Beschaffenheit mit meinen eignen Augen sehe, ist doch fürwahr mir wenigstens eben so gewiß, als wenn es zwanzig Zeugen ausgesagt hätten! Was nun ich, der Rezensent, bey jener Untersuchung gesehen habe, (aber freylich nicht durch Zeugenaussagen darthun, noch auch sonst auf wenigen Blättern beweisen, sondern blos darauf mich berufen kann, daß andere, wenn sie die alten Dokumente in gleicher Rücksicht lesen, eben das sehen werden), ist dieß, daß die meisten und hauptsächlich die ältesten Väter nicht auf dem Weg, den unsre heutigen biblische Theologen wandeln, einhergegangen sind, sondern daß sie fast denselben Weg eingeschlagen haben, auf welchem wir unsre jetzige philosophirende Theologen finden; nur daß jene auf das Ansehen der Lehrer, deren Unterricht sie genossen hatten, und auf die Beystimmung anderer angesehenen Lehrer und vornehmer Gemeinden, mehr rechneten, als diese zu thun pflegen, und daß man jezt ganz anders philosophirt als damals. Dabey aber nahmen die Kirchenväter doch allezeit darauf Bedacht, daß sie zur Unterstützung eines jeden Satzes immer etliche biblische Stellen auf allen Fall in Bereitschaft hatten, und noch sorgfältiger hüteten sie sich, etwas geradezu für Christenlehre auszugeben, das deutlichen Aussprüchen der Bibel widersprach. Denn in thesi behauptete man freilich, die Bibel sey der Erkenntniß- und der

Ent-

Entscheidungsgrund, was christliche Wahrheit und was Irrthum sey, ob man gleich in praxi sich wenig darnach richtete; gerade wie man noch viel später, als schon beynahe niemand mehr nach der Bibel fragte, jene thesin noch beybehielt. Doch wir kehren zu unsern Verf. zurück.)

Weil Hr. W. keine polemische Absicht hatte, sondern mit ganz kaltem Blut die Sache so untersuchen wollte, als wenn er von den Meinungen der obengedachten Gelehrten noch gar nichts wüßte: so hielt er es für das sicherste, eben den Weg zu wählen, den er bey seinen andern historischen Arbeiten einzuschlagen gewohnt ist. In dem ersten Abschnitt bemüht er sich, die Beschaffenheit der Frage, die untersucht werden soll, ins Licht zu setzen, und die Streitfrage gehörig zu bestimmen. In dem zweyten läßt er die sämtlichen Zeugen, einen nach dem andern, in chronologischer Ordnung, auftreten, und protokollirt ihre Aussagen in extenso, mit angehängten kritischen, hermeneutischen und historischen Erläuterungen, wo es derselben bedarf. In dem dritten sammelt er mit namentlicher Anführung jedes Zeugen, was aus der Aussage aller zusammengenommen zur Beantwortung eines jeden Theils der streitigen Frage sich ergebe. In dem vierten Abschnitt endlich erläutert er die gegebene Antworten, und hebt einige dagegen gemachte Zweifel. Daß er bey allen diesen Stücken durchgehends den mühsamsten Fleis angewendet habe, und mit der sorgfältigsten Genauigkeit zu Werk gegangen sey, ist überflüßig zu erinnern, indem man den Charakter der Walchischen historischen Schriften hinlänglich kennet. Aber dafür müssen wir dem Verf. den wärmsten Dank sagen, daß er sich der ächten historischen Methode, die nichts für Thatsache gelten läßt, was nicht

histo-

historisch erwiesen ist, bey jeder Gelegenheit nachdrücklich angenommen, und dem der Geschichte höchst nachtheiligen raisonniren und conjecturiren männlich entgegen gesezt hat. Dies ist ein wahres und großes Verdienst, und ein Wort geredet zu seiner Zeit. Allein dabey dünkt es uns doch auch, daß diese an sich ganz richtige Methode übertrieben werden könne. Zu dem, was wir schon von der mit den eigentlichen Aussagen der Zeugen zu verbindenden eignen Untersuchung über die Beschaffenheit der auf uns gekommenen Dokumente bemerkt haben, müssen wir noch hinzusetzen, daß auch aus den erweislichen Zeitumständen und aus der ganzen Lage der Dinge, wenn sie zuverläßig bekannt ist, richtige historische Beweise hergenommen werden können, ja daß sogar die Zeugenaussagen selbst nach Maasgabe derselben verstanden werden müssen, weil es eine allgemeine hermeneutische Regel ist, jeden Schriftsteller den historischen Umständen, unter welchen er geschrieben hat, gemäs zu erklären. Nun aber ists unleugbar, und wird selbst von dem V. nicht bezweifelt, daß damals überhaupt Bücher sehr selten und überaus kostbar waren, daß es unendlich schwerer war, die damalige Schrift zu lesen, als die spätere Schriftarten, oder gar das Gedruckte, daß daher nur Gelehrte und Leute von Erziehung fertig lesen konnten, das gemeine Volk aber größtentheils diese Geschicklichkeit nicht besaß, daß überdies ein gemeiner Mensch sehr wohl in der Religion mußte unterrichtet seyn, wenn er das hebräischgriechische Original des N. T. oder dessen höchstbuchstäbliche Uebersetzungen für sich verstehen sollte ꝛc. Bringt man dies alles, und die Umstände, unter welchen die Christen bis auf Konstantin lebten, gehörig in Anschlag, und verbindet damit diejenigen

von dem B. angegebene Zeugenaussagen, gegen welche mit Bestand nichts eingewendet werden kann, so erhält man, unsers Bedünkens, folgendes Resultat der ganzen Untersuchung: „die Lehrer hatten nicht nur die öffentlichen Kirchencodices zu ihrem Gebrauch, sondern besaßen auch (vermuthlich größtentheils) eigne Exemplare, die bald mehr, bald weniger Theile der Bibel enthielten. Dieser bedienten sie sich sowohl zu ihrer eignen Erbauung, als auch bey Führung ihres Lehramts. Nehmlich sie bestätigten mit biblischen Stellen die von ältern Lehrern oder Christen erlernten Lehrsätze, und bey entstandenen Streitigkeiten oder Ketzereyen mußten sie die Bibel, wie schon gesagt, zu ihrer Vertheidigung sowohl, als zum Angrif der Gegner. Denn die gemeine Lehre war, nichts sey für einen Theil des christlichen Lehrbegrifs zu halten, was nicht aus der Bibel erwiesen, oder was gar aus ihr widerlegt werden könne; was hingegen in ihr stehe, sey wahr und müsse eben darum geglaubt werden.*) Allein bey der wirklichen Aus-

*) Eine Stelle des Klemens von Alexandrien, der doch zu den philosophirenden Theologen gehörte, wird als Beleg hier nicht am unrechten Ort stehen. Strom. libr. 7 p. 891 schreibt er: „Menschen, die nur schlechthin ihre Lehren vortragen (ohne Beweis,) lasset uns keinen Glauben schenken. Sie können auf eben diese Art auch Irrthümer lehren. Wenn es nun nicht hinreicht, seine Meynung nur zu sagen, sondern man auch das, was man sagt, beweisen muß, so erwarten wir keine menschliche Zeugnisse, sondern wir erweisen durch die Aussprüche des Herrn das, was bewiesen werden soll. Diese übertreffen alle Beweise an Sicherheit, oder vielmehr, sie sind allein ein Beweis. Durch ihre Kenntniß werden diejenige, welche die heiligen Schriften nur obenhin kosten, Gläubige; diejenigen aber, welche tiefer eindringen, genaue Kenner und Beurtheiler des Wahren, das ist, Gnostiker.

Ausübung wichen die Lehrer, zumal was Dogmen betraf, von ihrer Theorie merklich ab. Man glaubte allgemein, nichts könne in der Bibel stehen, was nicht in der regula fidei oder praedicatione ecclesiastica, d. i. in der übereinstimmenden Lehre aller angesehenen, von den Aposteln selbst gestifteten Gemeinden, enthalten sey; und nach der Analogie dieser hergebrachten Lehre müsse sich auch die Erklärung der Schrift richten. Da man nun höchstschwankende Auslegungsgrundsätze, und sonderbare Meynungen von einem geheimen Sinn der Bibel hatte: so konnte man alles, was man wollte, in sie hinein, oder aus ihr heraus erklären, und sie hatte am Ende kaum etwas mehr als den Namen des Glaubensgrundes. Am allerwenigsten aber waren die Lehrer darauf bedacht, durch genaue Entwickelung der biblischen Begriffe (dergleichen unter uns Zachariä und andre vorgenommen haben) ihre Religionskenntnisse sich zu sammlen, und durch dieses Mittel den biblischen Grund ihrer Begriffe und Sätze zu prüfen. Doch brauchte ein Lehrer die Bibel fleißiger und sorgfältiger, und empfahl sie auch andern Christen angelegentlicher, als der andere. Was die Laien betrift, so konnten diese in den öffentlichen Versammlungen das A. und N. T. nicht nur vorlesen, sondern auch erklären hören, und die in den Predigten häufig angeführten historischen, dogmatischen, und moralischen Stellen der Bibel halfen dazu, sie mit dem Inhalt der Schrift bekannt zu machen. In Ansehung des Privatgebrauchs aber, müssen zwey Classen von Laien unterschieden werden. Die erste begreift die Gelehrten, z. E. Philosophen, Advokaten rc. ferner reiche und vornehme Leute, die eine gute Erziehung genossen hatten, (welche alle vor

Konstantin ziemlich selten unter den Christen waren, oder zu der Klerisey, und nicht zu den Laien gehörten;) und endlich diejenige, die sich einem religiösen Leben gewidmet hatten, z. B. Asketen, kirchliche Jungfrauen, Mönche rc. Unter allen diesen waren Bibeln oder Theile derselben nicht selten, und wurden, mehr oder weniger, gebraucht. Die andre Classe faßt den ganzen übrigen grosen Haufen der Laien in sich; und unter diesem waren bis ins vierte Jahrhundert hinein sehr wenig Bibeln anzutreffen. Dieß bringt die Sache selbst mit sich, und das von Hn. Walch so mühsam angestellte Zeugenverhör, enthält keine Beweise für das Gegentheil. Indessen ward diesen Laien die Bibel doch nicht vorenthalten, noch der Gebrauch derselben untersagt; sie hörten sie nicht nur öffentlich vorlesen, sondern fanden auch bey ihren Lehrern Exemplare, die sie einsehen konnten; und wer von ihnen eine Bibel selbst haben und lesen konnte und wollte, der durfte es; ja manche Lehrer, zumal der etwas spätern Zeit, ermunterten die Leute dazu. Die Christen und ihre Lehrer machten gegen niemand, nicht einmal gegen die Heiden, ein Geheimniß aus der Bibel und ihrem Inhalt, sondern gönneten ihren Gebrauch einem jeden der darnach begierig war." Dieß, und mehr nicht, ist unsers Dafürhaltens das Resultat der bisherigen Untersuchungen. H. W. aber glaubt noch einige Schritte weiter gehen, und den Gebrauch der Bibel noch etwas allgemeiner annehmen zu können; welches daher rührt, weil er einige Zeugenaussagen für beweisender hält als wir, und weil er bey Abfassung seiner Resultate sich allenfalls mit Zeugnissen späterer Schriftsteller des vierten und fünften Jahrhunderts begnügen läßt.

Hienach hätte denn aber doch Leßing in seiner nöthigen Antwort etc. etwas zu viel behauptet, wenn er schrieb: „die Schriften des N. T. so wie sie unser jetziger Kanon enthält, sind den ersten Christen unbekannt gewesen; und die einzeln Stücke, welche sie ohngefehr daraus kannten, haben bey ihnen nie in dem Ansehen gestanden, in welchem sie bey einigen von uns, nach Luthers Zeiten, stehen. Die Layen der ersten Kirche durften diese einzelnen Stücke gar nicht einmal lesen; wenigstens nicht ohne Erlaubniß des Presbyters lesen, der sie in Verwahrung hatte. — Die christliche Religion ist in den ersten vier Jahrhunderten aus den Schriften des N. T. nie erwiesen, sondern höchstens nur beyläufig erläutert und bestätigt worden. — Auch nicht einmal als authentischer Commentar der gesammten regula fidei sind die Schriften der Apostel in den ersten Jahrhunderten betrachtet worden, u. d. gl.“ Doch ist an allen diesen Sätzen etwas wahres, und fast alle leiden sie Erklärungen oder Einschränkungen, unter welchen sie nichts der erweislichen Geschichte widersprechendes enthalten. Wer wird es nicht bedauren, daß Leßing durch seinen frühzeitigen Tod verhindert ward, das würklich zu leisten, was er leisten zu können versicherte: „ich bin im Stande, schrieb er, mich mit dem gelehrtesten Patristiker über diese Sätze in die schärfste Prüfung einzulassen.“ Wie viel müßte die Wahrheit gewonnen haben, wenn der vortrefliche Verfasser des Berengarius Turonensis, gemeinschaftlich mit dem gelehrten und wahrheitliebenden Verfasser des vor uns liegenden Buchs, diese in der That sehr interessante Untersuchung weiter fortgesezt hätte. Denn für geendigt können wir sie noch nicht halten. Dies unser Urtheil zu rechtfertigen, und die nöthige weitere

Prüfung zu befördern, setzen wir einige von den Bedenklichkeiten her, die uns zurückhalten, dem von Hrn. W. aus seiner Untersuchung gezogenen Resultate in allen Stücken beyzutreten.

Bey dem ersten Abschnitt haben wir einiges über die Bestimmung der Streitfrage §. 7. 8. zu erinnern. Der V. fasset sie so: „ob solche Christen, die kein gottesdienstliches Lehramt verwaltet, aus der heil. Schrift, durch eignen Gebrauch derselben, (der V. verstehet vornehmlich eignes Lesen in ihnen eigenthümlich angehörigen Exemplaren,) ihre Erkenntniß der christlichen Religionslehren erlanget, erweitert, befestiget, und sich durch eigne Prüfung und Beurtheilung, ob ihre Vorstellungen mit den biblischen Lehren übereinstimmen, von ihrer Wahrheit überzeuget; oder ob vielmehr ihre Erkenntniß allein durch den mündlichen Unterricht anderer entstanden, vermehret und unterhalten worden, und am Ende sich ihre Ueberzeugung allein auf das Ansehen ihrer Lehrer gegründet, mithin im Grund in einem diesen geschenkten Beyfall, daß das, was ihr Katechet, ihr Bischof ihnen vorgesaget, göttliche Wahrheit, weil er es gesaget, bestanden habe?“ Uns dünckt, es sey ein dritter möglicher Fall, und zwar gerade der, welcher bey den allermeisten Laien wirklich statt gehabt hat, übersehen worden; nemlich: ob nicht bey dem größten Theil der Laien die Religionserkenntniß zwar nicht ganz allein, (denn wenigstens bey dem Anhören der öffentlich vorgelesenen biblischen Bücher, und bey dem vergönnten Nachschlagen der in den Händen der Presbyter befindlichen Exemplare, hatte eine Art eignen Gebrauchs statt;) aber doch vornehmlich durch den mündlichen Unterricht Anderer entstanden, vermehret und unterhalten worden,

den,

den, jedoch so, daß die Ueberzeugung des Laien, sich keineswegs allein auf das Ansehen seines unmittelbaren Lehrers, sondern vielmehr auf das Ansehen der Apostel gegründet, mithin der Beyfall des Laien nicht sowohl darauf, daß sein Katechet, oder Bischof es ihm so vorgesagt, sondern vielmehr darauf beruhet habe, daß sein Lehrer ihn heilig versichert, dieß sey die Lehre der Propheten und Apostel, und daß er dieser Versicherung, theils durch Anführung einiger biblischen Stellen, theils durch Berufung auf die Uebereinstimmung aller ächten Christen-Gemeinden an allen Orten, Glauben verschaft habe.

Bey dem zweyten Abschnitt, welcher das Zeugenverhör enthält, erlaubt uns der Raum nur ein paar allgemeine Anmerkungen zu machen. Einmal, scheinen uns manche Zeugenaussagen, wenn sie in der Originalsprache und in ihrem Zusammenhang gelesen werden, dem System des Verf. weniger günstig, als hier im Citat und nach der davon gegebnen Uebersetzung. Einige Beyspiele anzuführen, werden wir hernach noch Gelegenheit haben. Fürs andre, sind die Zeugenaussagen nicht so vollständig gesammlet, als man nach der Absicht und nach den Versicherungen des Verf. erwarten könnte. So hätten bey der wichtigen Stelle, welche S. 47. aus dem Irenäus (libr. IV. cap. 32) angeführet wird, man solle die Bibel bey den Presbytern lesen, einige andre Aeusserungen eben dieses Schriftstellers aus Cap. 26. benutzt werden können, die den rechten Schlüssel zu jener Stelle enthalten, und solche Ursachen, weswegen die Laien an die Presbyter zu verweisen seyen, angeben, die dem lessingischen System sehr günstig scheinen. Irenäus beschreibt nämlich

die ächten Presbyter als solche, qui successionem habent ab Apostolis, et cum episcopatus successione charisma veritatis certum acceperunt, — qui et Apostolorum doctrinam custodiunt, et cum presbyteri ordine, sermonem sanum (doctrinam ecclesiarum catholicarum) et conversationem sine offensa praestant; — apud quos est ea quae est ab Apostolis successio — et inadulteratum et incorruptibile sermonis; (doctrina orthodoxa;) — hi fidem nostram (regulam fidei) — custodiunt — et scripturas sine periculo nobis exponunt. Ueberhaupt dünkt uns die ganze Sammlung von Zeugenaussagen dadurch etwas einseitig geworden zu seyn, daß der Verf. hauptsächlich nur solche Stellen aufsuchte, in welchen ausdrücklich der Bibel, des Bibellesens, und des Gebrauchs der Bibel gedacht wird. Allein wenn man die Theorie und Praxis der alten Kirche vollständig und richtig kennen will, muß man mit jenen Stellen andere verbinden, in welchen zwar von dem Bibelgebrauch nichts, das excerpirt zu werden verdiente, vorkommt, dafür aber desto deutlicher gesagt wird, woher der gemeine Christ seine Religionserkenntnis bekomme, woran er die ächte Lehre von den Irrthümern der Ketzer unterscheide, weswegen er seinen Lehrern glauben und trauen könne und müsse, mit welchen Waffen man die Irrlehrer bestreiten solle, u. d. gl. Wer daher die ganzen Schriften der ältern Väter gelesen hat, wird einen ganz andern Totaleindruck von dieser Lectüre mit sich hinwegnehmen, als wer sie blos aus Excerpten, z. E. aus den hier mitgetheilten, kennt; und wer den ganzen Irenäus gelesen hat, wird von dessen System andre Vorstellungen haben, als wenn blos die 12 hier aus seinen Schriften ausgezogenen Stel-

Stellen bekannt sind; ja, um unsrer Forderung noch engere Grenzen zu setzen, wer das zwanzigste Kapitel des fünften Buchs von Anfang bis zu Ende durchgeht, wird von Irenäi Meynung eine andre Idee bekommen, als wer die wenigen Zeilen, welche hier daraus excerpiret sind, vor Augen hat. H. W. führet aus diesem Kapitel folgendes an: „man muß die Lehren der Ketzer fliehen, — sondern zu der Kirche seine Zuflucht nehmen, in ihrem Schooß erzogen, und durch die heil. Schrift genähret werden. Denn die Kirche ist wie das Paradies in der Welt gepflanzet. Von jedem Baum des Paradieses sollt ihr essen, d. i. esset von jeder göttlichen Schrift.“ Lessing aber würde aus eben demselben Kapitel folgende Worte für seine Meinung ausgehoben haben: „Wer von der kirchlichen Lehre abweicht, der beschuldigt die heiligen Presbyter der Unwissenheit, und bedenkt nicht, daß ein frommer Idiot, religiosus idiota, (der den Presbytern einfältig glaubt) mehr Werth sey, als ein blasphemer und unverschämter Sophist.“ Ja auch die von H. W. angeführten Worte bekommen, wenn man sie in ihrer Verbindung betrachtet, eine etwas andre Wendung. Der Zusammenhang ist dieser: bey den Ketzern ist lauter Verschiedenheit und Uneinigkeit; hingegen die praedicatio ecclesiae ist einstimmig durch die ganze Welt; (alle Kirchen richten sich nach einerley regula fidei;) darum muß man die Ketzer meiden, und zur Kirche seine Zuflucht nehmen, und in ihrem Schoos erzogen, und durch die heilige Schrift genähret werden. Der Nachdruck liegt auf den Worten; in ihrem Schoos. Dahin deutet auch das beygefügte Gleichniß, von Bäumen im Paradies. Kurz, Irenäus meint

hier, was er an andern Orten so ausdruckt: man müsse die Bibel bey den Presbytern, unter deren Aufsicht und nach deren Anleitung, lesen.

Das auffallendste ist in diesem Abschnitt, daß aus Tertullians Schriften nur vier Stellen angeführt sind, von welchen eine, nach des Verf. eignem Urtheil, nicht zur Sache gehört, und die drey übrigen ziemlich unbedeutend sind. Und doch war Tertullian bey dieser Materie gerade ein Hauptschriftsteller, so wie er offenbar die Hauptstütze des leßingischen Systems war. Von dem so wichtigen Buch de praescriptionibus ist nicht die mindeste Notiz genommen. Aus Versehen ist dieß gewis nicht geschehen, und eben so zuverläßig ist Partheilichkeit die Ursache der Auslassung nicht gewesen. Wir wünschten daher, daß H. W. dem Leser einen Wink gegeben hätte, warum er so verfahre.

Bey dem dritten Abschnitt, welcher das Resultat aus den Aussagen der Zeugen darlegt, hätten wir die meisten Erinnerungen zu machen, müssen uns aber kurz fassen, und wollen daher das hauptsächlichste nur berühren. Erstens: Sowohl Leßing als H. Semler reden durchgehends von dem neuen Test. allein, und aus der ganzen Veranlassung der Untersuchung ergiebt sich klar, daß ihr Gegenstand eigentlich nur der Gebrauch und Nichtgebrauch dieses Theils der Bibel war. Allein H. W. ziehet seine Resultate häufig aus Stellen, die unbestimmt von der Bibel überhaupt, oder auch wohl gar ausdrücklich nur vom A. T. und den Propheten reden. Sofern also die Walchischen Sätze auf Zeugenaussagen dieser Art beruhen, können sie nicht zur Widerlegung der Leßingischen, oder auch der von jener noch merklich verschiedenen Semlerischen Theorie, gebraucht

braucht werden. Daß die Bücher des A. T. nach der LXX Uebersetzung schon in den ersten Jahrhunderten in den Händen vieler Nichtchristen waren, daß die Christen sich häufig auf sie zum Beweis der Wahrheit ihrer Lehre beriefen, und daß auch sonst die Christen, zumal die Judenchristen, frühzeitig sie fleißig gebraucht haben, ist bekannt genug; aber aus dem allen folgt nichts, das zur Entscheidung der eigentlichen Streitfrage von sonderlicher Erheblichkeit wäre. Zweytens: gründet H. W. manche Sätze, die er für historisch erwiesen erklärt, auf Aussagen, bey welchen man noch zweifelhaft bleibt, ob in ihnen von dem eigenen Gebrauch des neu testamentlichen Textes, oder nur von der Erinnerung und Benutzung dessen, was man in den öffentlichen Versammlungen aus der Bibel gehört hatte, die Rede sey. Drittens: bauet er seine Behauptungen ohne allen Unterschied auf Zeugen des vierten, ja sogar noch des fünften, Jahrhunderts eben so zuversichtlich, als auf Schriftsteller des zweyten und dritten. Wir wissen es zwar dem Verf. Dank, daß er seinen Fleiß bis auf die spätern Zeugen hinab erstreckt hat, und sehen wohl ein, daß durch ihre Weglassung die Abhandlung würde mangelhaft geworden seyn. Gleichwohl ist es nicht einerley, ob ein historischer Satz mit Zeugnissen aus dem zweyten, oder aus dem vierten Jahrhundert erwiesen werde. Wir hätten daher gewünscht, daß der Verf. die Resultate, welche aus Schriftstellern vor Konstantin dem Großen sich herleiten lassen, gänzlich von den übrigen abgesondert hätte, die nur aus späterer Zeugen Aussagen sich ergeben. Wenn er aber zu seiner Rechtfertigung S. 17. anführt, daß durch die unter Konstantin vorgegangene Revolution in der Kirche die Vorzüge und

Rechte

Rechte der Klerisey, so wie ihr Ansehen, vermehrt worden; daß man hingegen kein Beyspiel habe, von erweiterten Volksrechten, in Absicht des dogmatischen oder moralischen Theils der Religion; daß man folglich wahrscheinlich schliesen könne, das eigne Bibellesen, müsse vor Konstantin ein Volksrecht gewesen seyn, wenn es nach ihm ein solches war: so stimmen wir gern bey, wenn blos von dem Recht die Bibel zu lesen die Frage ist. Wenn aber die wirkliche Ausübung dieses Rechts historisch untersucht werden soll, so kan ein solcher Schluß nicht gelten. Denn die Ausübung hängt von Umständen ab; und diese waren vor Konstantin an den meisten Orten so beschaffen, daß an jene nicht gedacht ward, noch gedacht werden konnte. Daher kommt es, daß Chrysostomus und andre ihm gleichzeitige Schriftsteller viel nachdrüklicher von jenem Recht reden, und die Ausübung desselben den Christen weit angelegentlicher als eine Pflicht einschärfen, als je ein Schriftsteller der drey ersten Jahrhunderte gethan hat. Viertens: viele für historisch erwiesen ausgegebene Sätze, beruhen lediglich und allein auf Zeugnissen des vierten Jahrhunderts. So verhält es sich z. E. mit folgenden Sätzen: S. 169. „Nicht das Ansehen eines Lehrers, sondern der Beweis den er von jedem Satz giebt, muß der Grund des Beyfalls seyn, den wir den göttlichen Wahrheiten schenken; daher muß auch alles bewiesen werden, und zwar aus der Schrift.„ Ebendas. „Die öffentlichen Glaubensbekenntnisse und Taufsymbola sind nur Sammlungen biblischer Lehren. Diese sind wahr, weil sie in der Bibel stehen, und sie müssen auch aus der Bibel bewiesen werden.„ S. 174. „Man erklärte das Anhören der Predigten zu dem Zweck, mit der

Bibel

Bibel bekannt zu werden, nur in dem Fall für hinlänglich, wenn kein eignes Lesen der Bibel statt haben könnte." — Bey diesen und vielen andern Sätzen (mehrere herzusetzen verbietet der Raum) berufet sich der Verf. selbst, blos auf Zeugen des vierten Jahrhunderts. Es werden aber noch viel mehrere seiner Sätze in eben diese Classe gesezt werden müssen, als es bey einem flüchtigen Durchlesen des Buchs scheinen mögte. Denn oft werden zwar ausser den spätern Zeugen auch frühere angeführt; aber wenn man diejenigen abrechnet, deren Aussagen nicht deutlich oder nicht beweisend sind, so bleiben blos spätere übrig. Denn fünftens, es werden viele Sätze mit solchen Zeugenaussagen unterstüzt und erwiesen, aus denen man die Richtigkeit der Angabe nicht erkennen kan. Z. E. S. 168. Nr. II. wird der Satz: „Die h. Schrift ist der einzige Ueberzeugungsgrund, warum die Christen, die aus ihr gelernten Religionslehren für wahr halten," mit fünf Stellen des Origenes belegt, deren keine die Sache außer Zweifel sezt. S. 175. Nr. I. werden für den Satz: „Die h. Schrift gehört für alle Menschen ohne Unterschied," 8 Zeugnisse angeführt, die alle miteinander uns deutlich genug scheinen. S. 178. III. 2 ist nicht klar, daß Origenes das Bibellesen zu Haus empfehle; er ermuntert nur seine Zuhörer, über das zu Hause fleißig nachzudenken, was sie in der Kirche höreten. S. 179. Nr. 2. soll Klemens Zeuge seyn, daß man unter dem Genuß der Mahlzeit die Bibel gelesen habe; allein Klemens schildert da seinen Gnostiker, bey dem es gleichsam beständig Kirche und Festtag ist; daraus kan man aber nicht auf das Gewöhnliche schließen. Und wenn der Verf. die Stelle übersezt: das vor dem Essen gewöhnliche Bi-

bellesen; so finde ich das gar nicht gleichgültige Wort gewöhnlich nicht in dem Original. Nach S. 179. Nr. 6. soll Origenes in dreyen Stellen sagen, man müsse zu Haus die Bibel lesen, in der Absicht, um den öffentlichen Vortrag zu prüfen. Allein in der ersten ist bloß vom Nachdenken über das Gehörte, und von weitern Nachfragen bey dem Lehrer die Rede; die zweyte handelt auch nicht deutlich vom Lesen zu Haus; die dritte enthält vielleicht nicht sowohl ein Zeugnis des Origenes, als vielmehr des spätern Rufins, welcher den Commentar an die Römer ganz umgearbeitet hat. S. 180. Nr. IV. soll Eusebius beweisen, daß man die Christen ermahnt habe, die Bibel auswendig zu lernen. Aber das von Eusebio angeführte Beyspiel des jungen Origenes beweißt nichts, weil dieser zu einem Gelehrten von Jugend auf gebildet ward. Ebendas. Nr. VI. soll Origenes von den schädlichen Folgen reden, die aus Unterlassung des eignen Bibelgebrauchs und Bibellesens entstehen; ich kan aber das in dieser Stelle nicht finden. S. 184. I. kan ich eben so wenig mich überzeugen, daß Petrus und Lukas bezeugen sollen, die Briefe der Apostel seyen schon zu der Apostel Zeiten, von allen Christen selbst gelesen worden. Ebend. Nr. II. sagt zwar Eusebius, daß viele tausende die Speise der Seele, welche durch das Lesen der Schrift genossen werde, den leiblichen Speisen vorgezogen hätten; ich stimme auch dem Verf. bey, daß dieß nicht blos auf Lehrer, sondern auch auf Laien gehe: aber, nach dem unmittelbar im Context vorhergehenden, sind doch bey dem Eusebius solche Laien zu verstehen, die sich besonders einem religiösen Leben gewidmet hatten. Es ist richtig, daß Laien zum öffentlichen Vorlesen der Bibel

ge-

gebraucht worden sind Nr. III.; aber daraus folgt gar nichts zur Sache gehöriges. Eben so gewis ist, Nr. IV. daß in der frühern Zeit auch Laien über die Bibel gepredigt haben: allein ich kan dieß nicht mit dem Verf. für einen entscheidenden Umstand halten; denn diese Laien waren eigentliche Gelehrte, wenn sie gleich keine gottesdienstliche Aemter bekleideten, so wie z. E. Origenes, ehe er zum Presbyter ordinirt ward. Daß die Katechumenen die Bibel lasen, Nr. V. ergiebt sich nicht aus den angeführten Stellen des Eusebius; denn was Kaiser Constantin thut, thut deswegen nicht auch jeder Katechumen; und in der andern Stelle heißt es, den Anfängern werde das blose Lesen in den göttlichen Schriften empfohlen, den Geübtern aber sey erlaubt weiter zu forschen; wo das blose Lesen dem Forschen entgegen gesetzt, folglich aber über das eigne Lesen nichts entschieden wird. Auch Athanasii Stelle ist nicht deutlich. Daß, nach nr. VI. die Kinder von ihrer ersten Kindheit an die Bibel gelesen hätten, finde ich weder im Klemens, noch im Eusebius, noch im Julian. Klemens redet von moralischen Kindern oder Anfängern im Christenthum; Eusebius vom Auswendiglernen der Psalmen; und Kaiser Julian spottet blos der Christen, wenn er ihnen sagt, durch das blose Studiren der Bibel, mit Beyseitsetzung heidnischer Wissenschaften, werde niemand, wenn er es auch von Kindheit an mit größ-

tem

tem Fleis treibe, weiser oder brauchbarer als ein Sklave. Sonach ist kein Zeugniß, welches älter wäre als die zweite Hälfte des vierten Jahrhunderts, von dem eignen Bibellesen der Kinder vorhanden; und auch gegen einige der spätern Zeugnisse hätten wir Einwendungen zu machen. Nach S. 185. VII. haben auch Frauenspersonen die Bibel für sich gelesen und gebraucht. Allein die aufgestellten Zeugen reden entweder von besondern religiösen Frauen, oder von solchen die gar sich anmaßeten, Lehrerinnen anderer abzugeben, oder nur von Psalmenlernen und singen, oder vom Lesen biblischer Citaten in andern theologischen Schriften, oder von einer Bekanntschaft nicht mit dem Text der Bibel sondern mit der christlichen Lehre. Daß hier, wo von Weibern die Rede ist, auf eine Stelle des Hieronymus verwiesen wird, die von zwey Soldaten, Sunia und Fretella handelt, ist wohl ein bloser Drukfehler in den Zahlen; Vergl. S. 139. wo der Verf. den von andern, durch Verwechselung des Geschlechts dieser Personen begangenen Fehler selbst rügt. Nr. VIII. werden auch die Münche, die ohne Widerrede fleißige Bibelleser waren, zum Beweis gebraucht, daß die Schrift auch von Laien gelesen worden sey. Nun wissen wir zwar wohl, daß die Münche damals noch zu den Laien gezählt wurden; aber es dünkt uns auch klar zu seyn, daß von Leuten die ihr ganzes Leben religiösen Uebungen

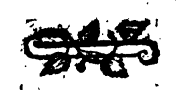
gen

gen widmeten, durchaus kein Schluß auf andre Laien gemacht werden könne. S. 186 folgg. werden 41 Personen beyderley Geschlechts namentlich angeführt, die nicht zur Klerisey gehörten, und doch als fleißige Bibelleser von den Alten gerühmt werden. Aber alle diese Beyspiele beweisen nichts für das Bibellesen der Laien überhaupt. Denn die genannten Personen sind entweder Gelehrte von Profession, und zum Theil gar Männer die sich zum Lehramt vorbereiteten, oder vornehme und reiche Leute, oder solche die den Ruhm einer ganz besondern Religiosität hatten oder suchten; welche alle zu der Classe von Laien gehören, unter welcher, nach unsrer oben dargelegten Vorstellung, der Besitz und das eigne Lesen der Bibel gar nicht selten war. Aber diese Klasse machte vielleicht kaum den tausendsten Theil der Laien aus. Ueberdieß sind die meisten dieser Beyspiele erst aus dem vierten Jahrhundert, und bey einigen, z. E. der Chionia und Irene, liesen sich noch andre Erinnerungen machen.

Was endlich in dem vierten Abschnitt sehr richtig von dem Gebrauch der Taufsymbolorum (aus Schriftstellern des vierten Jahrhunderts) gesagt wird, dürfte schwehrlich zur Berichtigung der Lessingischen Sätze von der regula fidei hinreichen, wozu es doch bestimmt zu seyn scheint. Denn L. verstund wohl unter dieser Regel etwas anders als das Taufsymbolum irgend einer Kirche. So hat H. W. recht,

daß die Taufsymbola nicht die Regel gewesen seyen, wonach man das Kanonische Ansehen eines biblischen Buches beurtheilt habe. Aber Lessing hatte auch nicht unrecht, wenn er sagte, man habe die Schriften der Apostel nach der regula fidei beurtheilt. — Doch wir sind schon zu weitläuftig geworden. Aber bey einer so interessanten Untersuchung, von einem so gelehrten Geschichtsforscher angestellt, hoffen wir von unsern Lesern Verzeihung zu erhalten.

Jw.



Kurze

Kurze Nachrichten.

1) Von der Gottesgelahrheit.

Canonici Spalantini de veri cognitione et ignoratione ex S. Augustino Doctore maximo documenta, Hereticorum et peccatorum materialium defensoribus præsentata. — *Non potest civitas abscondi supra montem posita. Matth.* 5, 14. — 1781. in 4. 187 S.

Der Verf. unterschreibt sich *Joan. F. Xav. Zinsmeister* Ss. Theol. Lic. Conf. Eccl. Ad. Canon. Cap. ad SS. Nicol. et Emmeranum. — Der Druckort ist nicht angegeben, vermuthlich weil sich der Verleger geschämt hat, einem solchen Buche seinen Namen vorzusetzen. Aber das churfürstl. Büchercensurkollegium in München hat sein Imprimatur mit großen Buchstaben hindrucken lassen, und sich nicht geschämt, eine Schrift zu befördern, die eine perennirende Schandsäule katholischer Denkart ist. Wenn die Mitglieder des Censurkollegiums in München dieses gethan haben, um sich von dem Flecken rein zu waschen, den sich die Herren einst durch Gutheißung der Zaupserischen Ode gemacht haben, so haben sie ihren Zweck vollkommen erreicht. Rec. will es aufrichtig gestehen, daß ihn die Anzeige des neuen Planeten nicht so sehr überrascht, und in Erstaunung gesezt, als die Erscheinung dieses Buches in Baiern und mit Genehmhaltung der churfürstl. Censur.

Wenn man überlegt, wie nach den herrlichsten Einrichtungen eines Ickstatts, nach Anlegung einer Akademie, in deren Mittel doch jederzeit einige aufgeklärte Köpfe waren, und nach den Riesenarbeiten eines Osterwalds und mehrerer verdienten Männer, die es dem Rec. verdanken werden, wenn er sie nicht nennet — wenn man überlegt, wie es möglich war, daß nach einer so viel versprechenden Morgenröthe, gleich wieder die finsterste Nacht einbrechen konnte, daß ein

Gaßner in Baiern Teufel austrieb, daß die Jesuiten in ihrer schönen Michaeliskirche die Teufel brüllen ließen, daß ein von den Landständen empfohlner Leibarzt dem kranken Landesherrn Marienbilderchen als Arzeney zu essen gab, daß ein churfürstlicher öffentlicher Professor, weil er mit Approbation des Büchercensurraths nach Saurin einen vernünftigen Katechismus in Druck gab, von einem *reverendissimo Consistorio* zu Freysingen vor Gericht citirt, und weil er überwiesen ward, Jerusalems Betrachtungen von den vornehmsten Wahrheiten der Religion gelesen zu haben, in den Bann gelegt wurde, daß Pater Jost ein schwärmerischer Dominikanermönch im Inquisitionsgericht in einer *cum permissu Superiorum* in Freysingen gedruckten Schrift zu projektiren wagen konnte, daß man einen churfürstlichen Beamten, weil er die Inquisition bey ihrem wahren Namen, Megaera nannte, von der Regierung selbst inquiriren und das ächtkatholische Glaubensbekenntniß (zu welchem Aktus man so gar churf. Geheimde Räthe, die die Jesuiten in Verdacht freyerer Denkensart hatten, anhielt), ablegen ließ, daß man den rechtschaffenen Pater Nonnos Gschall, Benediktiner in Oberalteich, weil er als ein guter Mechaniker und Sprachkundiger lieber Deus disposuit terram als Deus creavit mundum las, einkerkern und von seinem dummen bigotten Abt so lange ungeahndet quälen ließ, bis er in Verzweiflung gerieth, und sich die Gurgel abschnitt, daß man den Exjesuiten die vornehmsten Lehrämter und Predigtstühle, Pfarreyen und Kanonikate überlassen, ihre im wahren lojolitischen Geiste geschriebenen Lehrbücher so sehr begünstigen, ihre wider die neue Schulanstalten, wider nicht jesuitische Professores, deren Lehrbücher, Lehrart und Schulzucht fast in jeder Kirche gehaltenen Predigten mit so vielem Beyfall anhören, sie so gar als Räthe zum Schuldirektorium ziehen sollte, daß man Millionen des Schulfonds dazu anwenden soll, bekreuzte Herren zu rekroutiren, daß die weltlichen und weltgeistlichen Professoren ihre Aemter verlieren, und diese mit Mönchen besezt werden; wer das alles überlegt, der muß auf den traurigen Gedanken kommen, daß Baiern noch lange zur Finsterniß verdammt sey. — Rec. wird durch diese Betrachtungen sehr in der Meynung bestärkt, daß eine Reformation durchs Sachtegehen nimmermehr zu Stande gebracht werde, daß die zu Kolossen erwachsenen Götzen des Volkes nicht durchs Schnabelwetzen der Sperlinge können vernichtet werden; und

und daß ein Land nimmermehr von Dummheit und Aberglauben gereiniget werde, so lange man ihre Beförderer, die Mönche, füttert, und ihnen Kanzeln und Beichtstühle anvertraut; so so lange man abergläubische und intolerante Weltgeistlichen und Prälaten mit Pfründen mästet, und sie ihre Pfaffereyen und Dummheiten dem Volke für heilige Wahrheiten verkaufen läßet. Wer kanns also dem Denker verargen, wenn er ausruft: hinaus, mit den schmutzigen Kindern samt dem Bade! Nicht da und dort ein Fünkchen Wahrheit ängstlich aufgestellt, sondern die ganze brennende Fackel auf einmal! Anfangs werden die Schwachen die Augen zudrücken, werden blinzen, aber sie werden die Flamme ertragen lernen; werden beym Schein derselben ihre Glückseligkeit finden, und werden denen danken, die die Nacht verscheuchet haben. Aber freylich ist dies nicht das Werk eines einzelnen Gelehrten, eines einzelnen Staatsmannes, sie müssen schlechterdings von denkenden und muthvollen Fürsten unterstützt werden.

Doch es ist Zeit zu dem vorhabenden Buche zurückzukehren; zu einem Buche, dessen Existenz diejenigen Protestanten kaum glauben werden, welche so süß träumen, daß gesunde Vernunft, theologische Einsichten und billige Denkungsart unter den Katholiken allenthalben verbreitet wären. Hier können sie den ächten katholischen Geist kennen lernen, der viele Jahrhunderte in ganz Europa herrschend gewesen ist, leider noch im katholischen Deutschland fast allenthalben bey den Priestern, bey den Pfeilern der Kirche herrscht. Dies Buch ist wie es der Titel schon anzeigt, nicht unmittelbar gegen Ketzer geschrieben, sondern gegen einige katholische Schriftsteller, die noch gesunden Verstand, Menschengefühl und Religion genug hatten, um Nichtkatholiken, wenigstens unter gewissen Umständen noch einige Hofnung zur Seeligkeit zu lassen. — In der Vorrede sagt uns der Hr. Kanonikus in einem Latein, dessen sich kein Pater Küchenmeister der bayerschen Benediktiner Kongregation schämen dürfte, daß er über diesen Gegenstand, nämlich von der Erkenntniß und Nichterkenntniß der Wahrheit, aus den Schriften Augustins acht hundert Beweisestellen gesammelt habe. Er fürchtet aber selbst, daß er keinen Verleger finden werde, der katholisch genug wäre, dieses Werk auf Risiko seines Beutels und seiner Seele herauszugeben. Dieses hat ihn bewogen, indessen nur den einzelnen Satz: Wo man die Wahrheit suchen müsse (weil dieser doch den übrigen als eine Ein-

leitung dienen kann) abzusondern, und vorläufig herauszugeben. Das Resultat seiner Untersuchung, wie man sich leicht denken kann, ist: Ausser der wahren Kirche ist kein Heil: diese wahre Kirche ist die römischkatholische: ergo wird ausser der römischkatholischen Kirche kein Mensch, wenn [illegible] selig. Die Vordersätze beweiset der Verf. aus dem Augustinus und den übrigen Vätern. Er gestehet es, daß ihn einige Freunde, denen er seine Schrift zu lesen gab, erinnerten, er möchte doch das bekannte necessitate medii und necessitate praecepti nicht ausser Augen setzen, sie wendeten ihm ein, man müsse einen Unterschied zwischen materiellen und formellen Ketzern machen, und selbst bey den Kirchenvätern wäre es nöthig, sententias moderatas et immoderatas oder exaggeratas wohl von einander zu unterscheiden. Ja, sagt er, da wird man viel Federlesens machen: wer ausser der wahren, das ist, der katholischen Kirche ist, der ist deswegen allein schon nach dem Ausspruch aller Väter ein Verworfner, ein Höllen Brand *filius perditionis et gehennae* (S. 4.) Einen unwiderleglichen Beweis giebt er gleich darauf noch in der Vorrede an: derjenige nämlich, der nicht an die Kirche glaubt, kann sich nicht von der Glaubwürdigkeit der Schrift überzeugen. „Frage, sagt er (S. 5.) was immer für einen Protestanten: glaubst du an Christus, daß er gelitten hat, daß er auferstanden ist *rc.* Er wird es bejahen. Nun frage weiter: Woher weist du es? Aus dem geschriebenen Worte Gottes, wird er antworten. Aber dring in ihn: Wer hat dieses Wort geschrieben? Woher weißt du, daß es aus göttlicher Eingebung geschrieben ist? Warum ist dies Buch kanonisch, jenes nicht? ? ? — Da wird er ins Stocken gerathen, denn wer nicht an die Kirche (an die Infallibilität des Pabstes) glaubt, kann das nicht beweisen.“ Wenn sich Rec. noch recht besinnt, so läßt schon P: Kochem in seinem Leben der Heiligen die Jungfrau und Märterin Margarethe mit dem heidnischen Landpfleger, ihrem Tyrannen, einen solchen in die Enge treibenden Schlußdialog halten. Und wer kann auch wohl so ein urgentes Argument umstoßen? Denn Beweisgründe aus der innern Vortreflichkeit der Schrift (aller andern bekannten und der ganzen biblischen Gelehrsamkeit unserer heutigen Gottesgelehrten nicht zu erwehnen) sind in Vergleichung mit dem Machtspruch eines Pabstes von gar keinem Gewichte.

Und

Und nun einen Blik über das ganze Werk. §. 1. In der katholischen Kirche allein ist Heil und Seligkeit. Beweis aus dem Augustinus: „Außer der Kirche ist kein Heil, wer leugnet es?„ Nichts, selbst nicht *ignorantia invincibilis* kann jemanden retten. Beweis: Matth. 5, 14. „Es mag die Stadt die auf einem Berge liegt, nicht verborgen seyn.„ §. 2 nimts der Verf. einigen katholischen Lehrern sehr übel, daß sie auch nur den Fall für möglich halten, es könne ein Unkatholischer selig werden. Die abscheuliche Nachsicht dieser Toleranzbrüder bestreitet und widerlegt er §. 3 und 4. mit Waffen quae eorum opiniunculam confodiunt, prosternuntque. — Diese Widerlegungsgründe führen den Verf. nun ins Detail; und zwar nach §. 5. hilft außer der Kirche erstens keine Taufe: Und wie könnt' sie auch wohl helfen? denn nur in der Arche (arca autem est ecclesia) tauft nach Vater Augustin die Taube, außer derselben aber ein Rabe. (S. 28.) Zweytens hilft außer der Kirche kein Glauben; er hilft nicht nur nicht, sondern schadet sogar. Hier gesteht der Hr. Kan. daß von den protestantischen Theologen die Wahrheit der christlichen Religion bis zur Evidenz bewiesen worden sey: aber zum Unglück für die christliche Welt sind und bleiben es immer nur menschliche Beweise. Aus Päbsten aber spricht der heil. Geist. Richtig Hr Pater! Des Pabsts Gregorius Amanuensis sahs mit seinen Augen, wie der heil. Geist in Gestalt einer Taube ihm auf der Schulter saß, und all das Geschreibe, das Folianten füllet, ins Ohr raunte. Aber eben dieser Johannes Diakonus bezeuget, daß dieser Pabst für die Seele des heidnischen Kaisers Trajan zu Gott bethete! —

Also die Hrn. Protestanten mögen immerhin Bibel und symbolische Schriften bis aufs kleinste Jod beglauben und beschwören; thut nichts! sie werden alle verdammt! denn nicht einmal potest esse *bona fides* in homine, ubi non est *vera fides*: veritas autem non est ibi, ubi non est caput incorpore (S. 30. 31.). — Man muß sich auch, sagt der Verf. von der großen Menge derer die nicht katholisch sind, nicht abschrecken lassen sie zu verdammen: denn so wie es der katholischen Religion nichts benimmt, daß wenige davon sind, so nützt es auch den übrigen Religionen nichts, daß viele sich dazu bekennen. — Und am Ende Hr. Kanonikus! die Hölle ist ja groß genug. — Auch die Hofnung ist umsonst (§. 7.), so wie die eigentliche christliche Liebe in unkatholischen

Herzen nicht Platz finden kann (S. 8.) Non enim habet Dei charitatem, qui Ecclesiae non diligit unitatem. (S. 39.) — Auch selbst der Martertod hilft den Protestanten nichts. Es ist ohngefehr das, sagt der Verf. wenn ein Protestant für Christum stirbt, als wenn er für den Teufel gelitten hätte (S. 42.). Um seinen Satz anschauend zu machen, führt er S. 43. ein rührendes Beyspiel an. „Las„set uns, sagt er, einen Protestanten annehmen, der mitten „unter seinen Glaubensgenossen gebohren und erzogen ist, einen „tief gelehrten, von seiner Religion ganz überzeugten, für „sein Evangelium ganz eingenommenen Mann; er sage zu den „seinigen: Seht, wir verlassen alles; er ziehe als Missionär „nach Indien, und bringe durch die eifrigsten Predigten eine „grosse Anzahl Ungläubiger zur christlichen Religion, und gebe „endlich für diese Religion mit Weib und Kindern Blut und „Leben hin. Schreckliche Wahrheit! seht, dieser Märtyrer „stürzt graden Wegs in die Hölle, um dort im ewigen „Feuer noch einmal gemartert zu werden!„ Hier bitte ich jeden Protestanten aufmerksam zu seyn! Sollte man glauben, es sey möglich, daß so etwas im Jahr 1781 in Deutschland in einer berühmten Residenzstadt mit Genehmhaltung eines obrigkeitlichen Censurkollegiums gedruckt werde! Wozu ist die Censur, wenn sie solche Abscheulichkeiten zu drucken erlaubt, welche gradeweges wider die gesunde Vernunft, wider den Geist jeder Religion anstoßen! O Geist des Katholicismus wie blind bist du! O! über die süßen Träume der Menschenfreunde, welche glauben, es brauche nur einen geringen Schritt, so würden Licht, Vernunft und Duldung allgemein werden! —

§. 10. Vorschlag zur künftigen Vereinigung der Protestanten mit den Katholiken. Ist ganz einfach. Die Protestanten, sagt er, sollen fasten, beten, Allmosen geben, und andere gute Werke verrichten, vielleicht, daß sich Gott ihrer erbarmet, und sie erleuchtet: wir aber, fährt er fort, wollen ihnen nichts mit eitler Hofnung schmeicheln, wir wollen sie mit der fürchterlichen Wahrheit erschüttern: Außer der Kirche ist keine Seligkeit. (S. 49.). Probatum est Herr Licentiat! das ist der kürzeste Weg zur Vereinigung! Wir müssen hier wieder Protestanten auf die verschiedene Unions- und Toleranzvorschläge verschiedener Katholiken aufmerksam machen. Bey vielen Schriftstellern dieser Art, und sogar bey verschiedenen Wienerischen Toleranzpredigern, geht die Union und

und Belehrung darauf hinaus; die Protestanten zu Katholiken zu machen; ihnen zu demonstriren, daß der Pabst nur ein bloßer Bischoff ist, die unsinnige Lehren vom Ablaß zu verwerfen, die Lehre von der Anbetung der Heiligen zu erklären, allenfalls weil die Fürsten die Population wünschen, den Geistlichen die Ehe, und weil man es nicht hindern kann, den Layen den Kelch im Abendmahl zu erlauben; aber Vereinigung soll geschehen. Der Geist des Katholischen, d. h. des Allgemeinen will ihnen noch nicht aus dem Sinn. Wir sollen zu Ihnen kommen! Wir sollen mit Ihnen vereinigt werden! Wenn doch solche Unionsprojektanten die Welt und Menschen besser kennten, so würden sie das Unions-Problem an sich so unauflöslich als das vom Perpetuum mobile, so unnütz als die Zirkelquadratur finden. So lange Menschen, Menschen bleiben, werden sie über Religion verschieden denken, und müssen verschieden denken. — §. 11. Bey Untersuchung der Worte des Augustinus: Ich würde dem Evangelium nicht glauben, wenn mich nicht das Ansehen der Kirche dazu bewöge, krümmt und windet sich der Verf. um scheinbar zu machen, daß man weder aus Mirakeln, noch aus dem Zeugniß des ganzen Alterthums, noch aus innerlicher Empfindung und Ueberzeugung, noch aus einem andern gesunden Kriterium wissen könne, daß die Schrift göttlichen Ursprungs sey. Sagt ihm ein Protestant: er halte diejenige Schrift für göttlich, die einst von den ersten Christen für göttlich angenommen wurde, so weis er ihn gleich mit der Antwort abzufertigen: „Du Unka„tholischer, du wilt wissen, was die Katholiken einst ge„glaubt haben? Bist du wohl einmal katholisch gewesen?„ — Im §. 12. wird der Lieblingssatz des Verfassers als der Grund einer evidenten Glaubwürdigkeit angegeben; und da thut er sich sehr viel auf die Heiligkeit der Kirche, auf die Frömmigkeit der Mönche und der Nonnen, auf die tugendhaften Beyspiele der Domherrn und Bischöffe zu gute: und wer das ganze Lob der katholischen Kirche lesen will, der wird an den unpartheiischen Augustinus verwiesen. „Ach! ruft er aus, ich „kann mich kaum der Thränen enthalten, wenn ich so viele „Leute sehe, welche die Gerechtsame dieser ächten Mutter „sammt ihrem und der Ihrigen Heil mit Füßen treten!„ Und wir können uns des Lachens nicht enthalten, wenn uns der Hr. Kap. aus dem Augustinus beweisen will, was Mönche und Nonnen, Domherrn, Pröbste und Bischöffe, Kardinäle und

Päbste jederzeit waren, und noch sind, und seyn werden, und ihrer Lebens- und Denkensart nach seyn müssen, als wenn wir blind und taub, als hätten wir keine Kirchengeschichte, als könnte die Stadt verborgen bleiben, die auf einem Felsen gebaut ist. Non potest civitas abscondi supra montem posita. —

§. 13. Uebersicht der vorigen §§. und dann das Facit: daß alle Erdenbewohner außer dem Häufchen der Katholiken (deren die meisten von ihren Kasuisten, besonders dem Probabilioristen und Tutioristen, deren Meynungen dann wieder auf Sentenzen der Kirchenväter beruhen, der Hölle als ein fetter Bratten zugesprochen werden) des Teufels sind. Endlich bringt der Verf. den in jedem dogmatischen Kompendium schon so oft wiederholten, absurden Satz vor: daß, weil Protestanten doch selbst eingestehen, in der katholischen Religion könne man selig werden, hingegen nach der Meynung der Katholiken keiner von Protestanten selig werden könne, es also sicher, ja nothwendig sey, den katholischen Glauben anzunehmen. Mit diesem Mauerbrecher dem Protestantismus noch heftigere Stöße beyzubringen, führt der Verf. das Beyspiel Heinrichs IV. an, der ganz allein durch diese Betrachtung bewogen wurde, von der reformirten Kirche zur katholischen über zu gehen. Allein? Vortreflich! Unterdessen ist gar kein Zweifel, daß unter Protestanten sich immer noch einige finden würden, die mit Freuden katholisch würden, wenn ihnen der Hr. Kan. durchs Rosenkranzbethen und Scapuliertragen eine Krone verschaffen könnte; gleichgültig gegen weltlichen Nutzen sind nicht alle Protestanten. Ja! was wunderbare Bekehrungen bewirkt nicht schon die durch fromme Stiftungen errichtete Proselytenkasse in München, aus welcher so manchem Proselyten ergiebiges Monatgeld ausgespendet wird, um auch nach ihrer Bekehrung müßige Taugenichts verbleiben zu können. —

Da dem Verf. Augustinus das ist, was inter stellas luna minores, und er wohl alle seine Zeit außer dem Chor und Refektorium mit Lesung dieses Kirchenvaters getödtet hat, so wirds niemand zu sehr wunder nehmen, daß er die Gründe seiner Meynung blos aus dieser Quelle herleitet, daß er §. 14. dessen Ansehen vertheidiget, §. 15. Aussprüche von Päbsten, Kirchenversammlungen, einzelnen Vätern und Laien, ja selbst von Häresiarchen (§. 16.) anführet. Weil aber das Ansehen Augustini nicht allein hinreichend seyn konnte, den lieben Gott

zubeweisen, daß er ja keinem Nichtkatholiken Gnade wiederfahren lasse, so ruft er noch §. 17. andere Väter und Kirchenlehrer zu Hülfe, die vor, mit und nach Augustinus der unmaßgeblichen Meynung waren, der liebe Gott müsse alle diejenigen verdammen, die ihn außer ihrem Sprengel anbethen. Er endet mit einem Kanon der zu Rom 1215 gehaltenen Kirchenversammlung, welcher dahinausläuft, daß sie die Seelen aller Un- und Irrgläubigen dem Teufel und seiner Macht förmlich und rechtlich übergeben. — Was sich der kurzsichtige und abergläubische Kanonikus für Mühe gegeben, wie sehr er über patristische Konkordanzen geschwizt haben muß, bis er uns auf 188 Quartseiten sagen konnte, daß es in den katholischen Kirche, zu allen Zeiten und in allen Ländern schwärmerische, von Dummheit und Stolz aufgeblasene Männer gab, die mit Donnerkeilen um sich warfen, und aus voller Kehle schrien: Wir sind die Auserwählten! für uns allein scheint die Sonne auf dieser Welt! uns allein erwartet der Himmel in der andern! — Was besonders den rüstigen Federfechter Augustinus anbelangt, so weiß man wohl, was ihn bewog, die Donatisten so tief in die Hölle zu bannen. So wie mans leicht begreifen kann, wie ein Mann, der, wie er selbst der Welt beichtet, die Freuden der Welt mit so unmäßigen Zügen bis auf die Hefen genossen, seiner Mitgeschöpfe leicht überdrüßig, und zum Choleriker und Misanthropen werden kann. Selbst seine Schriften geben das Zeugniß, er sey ein Schwärmer, ein Träumer, ein Mystiker, ein Scholastiker, ein Wortkrämer, ein Kezermacher, ein Menschenverdammer. Dieß zu beweisen, wollte Rec. wohl noch ein größeres Spruchregister als der Hr. Kanonikus gethan, aus dessen Schriften ziehen.

Ein Paar Schlußanmerkungen des Verf. will Rec. noch hiehersetzen: z. B. die Protestanten hätten keine Gotteshäuser, sondern nur Mauern. — Wenn man die Protestanten ja in politischen Rücksichten Christen nennt, so müsse man doch der Wahrheit die Ehre geben, und ein guter Katholik müsse immer hinzudenken: Christen, denen Christus nichts nüzt: und Summa Summarum: Laßt Protestanten das Christenthum glauben, üben, bekennen, lehren, schreiben, predigen. — Keiner wird selig, nemo unus.

Was

Was kann, was soll man einem solchen Verdammer ant-
worten? Soll man ihm alles wiederholen, was von pro-
testantischen Theologen über diesen Punkt gesagt worden ist,
womit aufgeklärte Katholiken heimlich oder öffentlich selbst überein-
stimmen, und zu dessen Widerlegung die dummen Eiferer
noch nichts anders, als aus den Vätern antworten konnten?
Soll man es wiederholen, daß keine Ketzerey so verwerflich,
kein Irrthum so gefährlich, keine Scholasterey so albern, keine
Thorheit so lächerlich sey, für die man in diesen Vätern nicht
einige Schutzstellen finden könne? Soll man ihnen sagen,
daß ihre Kirche, für die sie so sehr eifern, wie sie seit Jahr-
hunderten dasteht, mit der ursprünglichen christl. Kirche gar
keine Aehnlichkeit mehr habe? Soll man dieß aus ihren ei-
genen Kirchengeschichten beweisen? Aber das würde wohl ver-
gebene Mühe seyn: Leute von dieser Art, denen die Patristik
und schwarze Laune so sehr den Kopf zerrüttelten, haben für die
Gründe ihrer Gegner Augen und Ohren verschlossen. Das
beste und kürzeste wird also wohl seyn, nicht den Herrn Kano-
nikus von Spalt, (denn daß dieser jemals gesunde Vernunft
brauchen könne, ist wohl kaum zu hoffen) aber doch seine
katholische Leser zu dem ehrlichen Schulmeister in den Briefen
übers Mönchwesen (I. Th.) in die Lehre zu geben, vielleicht
kann sie der auf bessere Gedanken bringen. —

Dem Rec. ahndet es freylich, daß in Baiern Mönche
und besonders Exjesuiten für, über, nach und aus diesem Buch
einige hundert patristische Sermonen an ihre lieben Landsleute
mit all dem Feuer und Nachdruck eines Inquisitors halten wer-
den. Ja ein Pater Schönberg, dieser exjesuitische Belletrist,
wird nach seiner Art und Weise der baierschen Schuljugend
wohl gar daraus ein Alleinseligmachungs-Vademekum excer-
piren: unterdessen weis er auch, daß unter katholischen Bai-
ern einige aufgeklärte Männer Muth genug haben werden, der
Wahrheit ein Zeugniß zu geben, und den Herrn Kan. zu wi-
derlegen, oder zu belachen. Sollte die Protestanten diese
Hofnung hintergehen, sollte kein kathol. Schriftsteller es wa-
gen wollen, sie aus der Hölle zu erlösen, so bleibt ihnen ja
noch die Appellation an Gott, die Quelle der Barmherzigkeit
übrig, der unendlichgütig und tolerant seyn muß, da er durch
so viele Jahrhunderte zusehen konnte, wie man aus seinem
Hause eine Mördergrube, und aus seinem Heiligthum eine
Wech-

Wechselstube gemacht hat. Katzes und Konsorten hätten also nicht Ursache, sich zu grämen, und könnten ihren Bissen Brod ruhig fortessen, wenn ihnen nichts als ihr eigenes Heil am Herzen läge. Allein bey Durchlesung eines solchen Buches, wie Rec. eben angezeigt hat, steigen einem denkenden Manne andere Gedanken auf. Rec. wenigstens war innigst dabey gerührt. Wie finster sieht es noch in dem größten Theile des katholischen Deutschlandes aus! In welchem Zustande muß besonders das von der Natur begünstigte Baiern seyn, wie schlecht muß das Büchercensurkollegium besetzt, oder wie sehr muß es beschränkt seyn, wenn es in unsern Zeiten im paritätischen Deutschland ein Schwärmer wagen darf, mit einer so dummen als vermessenen Schrift aufzutreten; und wenn das erste Wort Verdammung ist, was kann das zweyte seyn, als Verfolgung, Bürgerkrieg, Menschenhaß? Solch eine Schrift würde wenigstens allen möglichen Anlaß dazu geben können, denn es fehlt nie an Leuten, so was von dieser Seite zu benützen.*) Man flößt ohnehin in baierischen Schulen den zartesten Kindern noch immer den Verdammungsgeist ein. Rec. erinnert sich noch vor verschiedenen Jahren bey seiner Durchreise in München im so genannten Thal einem Schulexamen aus dem Katechismus beygewohnt zu haben. Es war die Frage: ob Christus für alle Menschen gestorben sey? Der Schulmeister paraphrasirte auf folgende Art: Is denn unser Herr auch für die Türken gestorben? A. Ja. Fr. Auch für die Lutherzipfel? Nein! schrieen die Kinder. Der geistliche Rath, der präsidirte, wollte die Kinder zu recht weisen; er sagte, die Lutheraner wären Menschen wie die andern, und also müßte der Heiland auch für sie gestorben seyn. — Dos hot nix zsogen, fiel der Schulmeister ein, d' Lutheraner käma do oll

*) Sind jene Jesuitersätze: Haereticis non est servanda fides — Compelle eos (ferro igneque) intrare — Licitum et apud Deum bene meritum est, Regem tyrannum occidere — was anders als Consequenzen des Vordersatzes: Nemo unus Haereticorum (inimicorum ecclesiae et consequenter etiam Dei) salvatur; und lassen sich aus der Jesuiten Patristik, aus den Schriften eines Bellarmin, Molina, Becanus, Mariana, Escobard, Mendoza, Busenbaum, Voit u. a. für diese den Staaten so pestilenzischen Lehren nicht die andringlichsten Gründe ziehen! Anm. des Rec.

oll in d' Höll, tief unta Tüfen, gelts Kindä? Ja, ja! schrieen die Kinder. Solch ein Unterricht muß er nicht den Kern der Menschenliebe, der Geselligkeit und bürgerl. Eintracht, die von Christo und den Aposteln uns so sehr ans Herz gelegte Nächstenliebe gänzlich ersticken?

Es ist auch kein Wunder, wenn solch eine Lehre leicht Wurzel faßt; sie ist dem dummen trägen Mann sehr behaglich. So viel weis der kathol. Pöbel wohl, daß sie in Verhältniß mit den übrigen Menschen auf der Welt nur eine Handvoll ausmachen, was ist leichter zu folgern als dieses: Ausser den Katholiken wird niemand selig. Da nun Gott den schönen Himmel unmöglich für Gänse gebaut haben kann, so ist nichts wahrscheinlicher, als daß wir alle hineinkommen. Warum hätte uns der liebe Gott so viele Mittel gegeben, uns von unsern Sünden rein zu machen? Warum hätten wir Weihwasser, Skapulire, Amuleten, Gürteln, Rosenkränze, Bruderschaften, Wallfahrten, Abläße, Messen, Fegefeuer und sieben heilige Sakramente? Wenn uns Katholiken der liebe Gott nicht alle selig machen wollte, warum hätte er einem jeden von uns einen heil. Schutzengel und so viele heilige Patronen und Patroninnen gegeben? Warum hätten wir so viele hunderttausend Ordensgeistliche beiderley Geschlechts, geschoren und ungeschoren, mit und ohne Bart, in Schuhen und baarfuß, mit Strik und ohne Strik, schwarze, weisse, graue, braune, blaue, und bunte? Warum hätten wir Weltgeistliche Chorherren, Domherrn, Pröbste, Bischöfe, Erzbischöfe, Kardinäle und einen allerheiligsten Vater Pabst? Glückauf also in der Arche Noah, oder welches alles eins ist, im Schiflein Petri! Ist es nicht ein Vergnügen so sanft fortzufahren, ohne eine Hand ans Ruder zu legen? Ist es nicht lustig, zum Fensterchen hinaus zu gucken und da zu sehen, wie Kezer und Freygeister herumschwimmen, — wie sie wimmern, — wie sie sich sträuben, aber auf die lezt, Gottlob! doch alle ersaufen! Laßt uns also guter Dinge seyn! Lasset uns unterdessen Merzenbier und Einbock trincken, und Knödel und Bratwürste essen! Lasset uns brandeln, schmieren, und trischaken, bis die Taube mit dem Oelzweig kömmt, und dann fahren wir auf dem Regenbogen in Himmel hinein! — Dieß ist die bequeme Moral, welche die baierischen Landsleute des Herrn Kanonikus, welche so manche andere Katholiken aus

Leh-

Lehren dieser Art abstrahiren müssen. Aber, O! gesunde Vernunft! O! wahre göttliche Religion! Sind dieß deine Lehren? —

Rga.

Kurzer Entwurf der allgemeinen christlichen Tugendlehre. Von M. Michael Weber. Leipzig, bey Fried. Gotth. Jacobäer und Sohn, 1780. In 8. 360 S.

Der V. hat 1) für die akademische Jugend zu Vorlesungen 2) für andere bereits weiter gekommene Kinder; und 3) für wißbegierige Christen sein Buch schreiben wollen. pag. 2. „Zur Ausübung der Tugend werden erfordert 1) Geschöpfe. 2) Vernünftige und freye Geschöpfe." Nr. 1 kann ganz wegbleiben, wozu die unnütze Weitläuftigkeit? pag. 6. wird ganz willkürlich und ohne allen exegetischen Grund angenommen, der Gesezgeber des Volks Israel sey der Sohn Gottes gewesen. pag. 7. Vom ersten Gebote. „Du sollst mich als Gott verehren. Die göttliche Verehrung gegen Gott und Christum." Wer wird dergestalt unbefugter Weise gleich eintragen? — pag. 8. ist der Unterschied zwischen vernünftig und vernunftmäßig, sehr geziert. pag. 9. ein Ausfall auf D. Bardths Glaubensbekenntnis, der aber den Verf. gar nicht kleidet. Die Redensart des V. daß Gott genöthigt sey, wider seinen Willen zu strafen, ist schlecht überdacht. Was nöthigt denn Gott? Seine Gerechtigkeit? und das ist er ja selbst. Ein Philosoph sollte wissen, daß es einerley Vollkommenheit Gottes ist, strafende Folgen mit dem moralischen Uebel zu verbinden, und gute Handlungen zu belohnen. pag. 10. erklärt er, daß Gottes Verheissung und Drohung in gleichem Verhältnisse stehe, wenn die erste bis ins tausendste, die andere aber bis ins dritte und vierte Glied reichen soll. Die Drohung müsse nemlich nach geometrischer Progreßion verstanden werden, da gebe es auch tausende. Man könne nur annehmen, ein Vater habe fünf Paar gottlose Kinder, (das wären also zehn Stück) und jedes dieser Paare zeugen wieder fünf Paar, so laufe

laufe die Zahl hoch hinan. Bey der Verheissung sage aber Gott nur, er wolle belohnen an tausenden, hier falle die geometrische Progreßion also weg. Der ganze Einfall ist des Abschreibens nicht werth. pag. 12. wird die Bestrafung der Sünden der Eltern an den Kindern auf eine so elende Art erklärt, daß es unter aller Kritik ist. Die Beweissprüche hat der V. gleich beydrucken lassen, vermuthlich um seine Geschicklichkeit im Uebersetzen zu zeigen, die wir aber so sonderlich nicht finden, daß die Unbequemlichkeit, die dadurch für das ganze Buch entstanden ist, überwogen würde. Pag. 38. spricht der V. viel davon, daß unsere Liebe gegen Gott uneigennützig seyn müsse. Wir wissen aber gar nicht, und sehen keinen Grund, warum ein Mensch nicht auch darum Gott lieben sollte, weil desselben Eigenschaften so unaussprechlich vortheilhaft für uns sind. Gott hat ja von unsrer Liebe keinen Nutzen: sollen wir nicht daran gedenken, daß wir von ihm Nutzen haben, so muß die Liebe nothwendig kalt werden. Indessen beweiset der V. die Möglichkeit einer solchen uneigennützigen reinen Liebe daraus, weil man sich Gottes Willen gerecht und gut vorstellen könne. Ist er aber für uns gerecht und gut, dann ist er ja nützlich und vortheilhaft. Warum sollen wir daran nicht denken? Aechter Scharfsinn scheint aber des V. Sache gar nicht zu seyn. Wir sollen darum Gott lieben, weil er uns zuerst geliebet hat. Diese Liebe hat uns aber doch Nutzen geschaft! pag. 49. Wer von Gott sich vernünftige Begriffe macht, der ehrt und lobet ihn. Was mag der V. davon haben, daß er die Begriffe ändert? Gott loben heißt, seine Vollkommenheiten bekannt machen, nicht blos erkennen. §. 77. ist eine Eintheilung des Gewissens, ohne daß eine Erklärung vorangegangen wäre. §. 78. heißt es: „die Eigenschaften eines erhörlichen Gebets sind bekannt, und die Einwendungen wider die Erhörung ungegründet. Die Eigenschaften eines erhörlichen Gebets mußten allerdings entwickelt werden, ob es gleich bekannte Wahrheiten sind. Es ist ja alles, was der Herr Mag. schreibt, bekannt genug, und so hätte sein ganzes Buch wegbleiben müssen. Auch mußte der Ungrund der Einwendungen wider die Erhörung gezeigt werden. Der V. trägt viel überflüßigere Dinge vor, z. E. von wunderlichen Meinungen dieses oder jenes Gelehrten, welches alles eher wegbleiben konnte, da es in kein Lesebuch gehört. Wir finden überhaupt eine sehr schlechte Auswahl der [illegible] Compendium. Pag. 97.

er

erklärt der V. die Worte Davids: **Wer will dir in der Hölle danken?** Zur Ehre der Unsterblichkeit der Seele müßte es heissen: Wer will dir im Grabe danksagen. Danken könne David wohl im Grabe, aber nicht danksagen. Hätte David wohl an solch Wortspiel gedacht? §. 155. **der Mensch soll nicht wünschen seelig zu seyn, um es zu seyn, sondern um Gottes willen.** Was mögen die akademischen Zuhörer dabey denken? §. 239. „**Feinde Gottes, die nie seine Freunde werden können, dürfen wir nicht lieben.** Soll das von Menschen zu verstehen seyn, von denen doch die Rede ist, so ist ja das alles falsch. Denn a) müssen wir menschliche Feinde Gottes, doch als Menschen lieben. Gott selbst liebet sie ja, indem er sie erhält. b) Wer kann das wissen, ob sie nicht noch künftig Gottes Freunde werden können?

Nachdem nun der V. im vorhergehenden von der Liebe gegen Gott und den Nächsten geredet hatte, so fängt er nun pag. 197. von der übernatürlichen Liebe gegen den dreyeinigen Gott an zu reden, und wiederhohlet das, was er schon vorher gesagt hatte, noch einmal seinen Lesern mit eckelhafter Weitläuftigkeit. Vermuthlich will er dadurch denenjenigen ins Gehör fallen, die diese Lehren zur Erbauung eben nicht geschickt finden. pag. 199. **Es ist Ein Gott, nur ein einziger. Dies kann und soll die sich selbst gelaßne, und nicht von dem Lichte der Offenbarung bestralte Vernunft, zwar nicht mit völliger Ueberzeugung wissen, aber sie kann und soll es doch, nach den Regeln der Klugheit glauben.** Verstehen unsere Leser dies Geschwätz? pag. 200. **Es ist ein dreyeiniger Gott, dies kann und soll die, sich selbst gelassene, und nicht von dem Lichte der Offenbarung bestralte Vernunft, weder mit völliger Ueberzeugung wissen, noch glauben!** Ja wohl! kann sie es auch fast nicht glauben. Hierauf folgt ein heftiger Ausputzer für alle, die sich von der Dreyeinigkeit nicht überzeugen können, wohin wir dann alle ungläubige Leser verwiesen haben wollen. pag. 202. „**Welches ist das genaue Band, wodurch das immaterielle Wesen deiner Substanz** (soll heissen: deiner Seele) **mit dem Materiellen so genau verbunden ist, daß sie beyde, Geist und Körper nicht zwo Substanzen** (soll heissen: Personen) **sondern nur Eine ausmachen?** Geist und Körper machen ja allerdings mehrere Substanzen aus. pag. 204. **Haben schon die Propheten die**

Dreyeinigkeit gelehrt. Den Beweis wollen wir dem V. schenken, man würde ihn nicht aushalten können. Noch will er mit mathematischer Beyhülfe das Geheimnis der Dreyeinigkeit deutlich machen. a + b + c = x. Wir haben nicht leicht über diese Materie mehr Verwirrung ausgebreitet gefunden, als bey diesem Manne, der ein Führer der Jugend seyn will. „Drey göttliche Subjecte machen Eine Substanz. Subiectum est ens determinabile, determinationes sunt accidentia, et inhærent substantiæ. Also drey Substanzen machen Eine Substanz.

Die Armuth der Sprache ist hier nicht anzuklagen. Was nicht denkbar ist, darüber braucht die Sprache keine Wörter. pag. 258. sagt der V. bey Gelegenheit der Stelle Röm. II. 6-10. Die Christen würden zuweilen Juden genannt. Welch ein Einfall! der Apostel sagt dieß: Gott ist gerecht gegen alle Arten von Menschen, in allen Religionsverfassungen, und nennt Juden und Heiden, weil damals die Menschen sich in diese beyde großen Klassen eintheileten. Es wurden auch nicht blos Juden zum Christenthum bekehrt, sondern auch Heiden. Mithin müssen die Christen auch zuweilen Heiden heissen. §. 331. Gott könne manchem tugendhaften einen höhern Grad von Seeligkeit anweisen, als das Verhältniß der Tugend nach der strengsten Gerechtigkeit, erfodere."

Grundfalsch. Tugend und Seeligkeit stehen in der genauesten Proportion; denn die Seeligkeit ist das innere Bewußtseyn tugendhaft gehandelt zu haben, und die aus dieser Ueberzeugung fliessende Ruhe und Freude. Ein mit der Tugend nicht im Verhältnisse stehende Seeligkeit wäre also eine unnatürliche bodenlose Erscheinung, die Gott nie veranstalten kann. Physische Güter finden wir nicht in einem so erklärbaren Verhältnisse mit unsern guten Eigenschaften, obgleich *ein* Verhältniß nach Gottes Weisheit auch da seyn muß. Moralische Güter aber weichen aus der Proportion nie heraus. Ist denn unser V. gar kein Philosoph?

§. 360. Der unzweckmäßige Gebrauch des Abendmahls ist an und für sich betrachtet keine verdammende und unverzeihliche Sünde.

Als wenn nicht alle Sünden ihrer Natur nach verdammend wären! Gott muß sie alle mißbilligen, mit ihnen strafende Folgen verbinden, mithin trift das auch den äussern Gebrauch einer heiligen Handlung, wobey man dennoch keine innere noch

äusse

äussere Endzwecke erfüllt. Unverzeihlich ist übrigens im strengsten Verstande genommen, so lange ein Mensch lebt, gar keine Sünde. Ein akademischer Lehrer müßte exemplarisch deutlich reden, und der unnützen, nur zur Verwirrung dienenden Distinktionen nicht noch mehr machen. Wie der V. hier auf die Lehre vom Abendmahl, so wie gleich darauf zur Erklärung des Vaterunsers gekommen, sehen wir nicht ein.

Seine Ordnung ist ganz willkührlich, wie er dann auch in die Lehre von den guten Engeln, die Nothwendigkeit, seine Bekehrung nicht aufzuschieben, und die verstorbene Heiligen nicht ungebührlich zu verehren, mit einmischt. Die beygedruckten Beweisstellen machen über zwey Drittel des Buches aus. Hält man diese christliche Moral gegen Baumgartens Lesebuch: so ist sie ganz entbehrlich, und kann durchaus in keine Vergleichung kommen. Für akademische Zuhörer ist das Buch in verschiedener Rücksicht zu weitschweifig, indem Nebensachen herbeygezogen sind, und zu unvollständig, da viele wichtige Lehren übergangen worden.

Beyträge zur Beförderung des vernünftigen Denkens in der Religion. Erstes Heft. Frankfurth und Leipzig. 1780. In 8. 212 Seiten.

In der kurzen Vorrede wird gezeigt, was in dem Buche abgehandelt werden soll, nehmlich Theile der praktischen und spekulativischen Religion. Dieser Heft soll nur ein Probestück seyn. Daß mehrere Verfasser an dem Buche arbeiten, giebt die Vorrede nicht undeutlich zu erkennen, auch beweiset es der verschiedene Werth der Abhandlungen, und die Verschiedenheit im Style selbst. Die Verfasser wollen aus der Aufnahme dieses Hefts auf ihren Beruf, zur Fortsetzung des Werkes, einen Schluß machen. Die Stücke sind von zu verschiedenem Gehalte, als daß wir sie in Pausch und Bogen würdigen könnten. Es wird also nöthig seyn, sie einzeln zu beleuchten.

Die erste Abhandlung ist überschrieben: Gedanken über die Art, wie man die in den Evangelien erzehlten (erzäl-

te) Wundergeschichten, in dem Vortrag, (Vortrage) an das Volk, zweckmäßig benutzen müsse, wenigstens könne.

Der Verfasser widerlegt weitläuftig, daß bey den Wundern Jesu eine physische Verbesserung zum Grunde gelegen, und nimmt den moralischen Endzweck als den einzigen an. Da er der physischen Verbesserung auch nicht den kleinsten Antheil gönnen will, so können wir ihm nicht beypflichten. Allerdings war die moralische Beziehung der Wunder auf die Lehre, der Hauptendzweck, aber, daß auf physische Veränderungen gar keine Rücksicht sey genommen worden, läßt sich auch nicht behaupten, sonst wäre Jesu jede Wunderthat gleichgültig gewesen, in Absicht der physischen Würkung. Pag. 7 sagt der V. es hätte Jesu nur Ein Wort gekostet, so wäre allen Kranken in der ganzen Welt geholfen worden. Den Beweis dieses Allgemeinspruches wird er aber wohl schuldig bleiben.

Sehr gut ist es auseinander gesezt, daß Wunder zur Beglaubigung nicht schlechterdings nothwendig sind, sondern sich nach den Erkenntnissen und nach den daraus erwachsenden Bedürfnissen der Menschen richten, und mithin überflüßig werden können.

Seite 19 wünschten wir, hätte sich der V. der Ausdrücke enthalten, daß die Sonne auf Befehl der Boten Gottes stille gestanden, und sie Berge entwurzelt. Er will ja nicht figürlich, sondern philosophisch reden und aufklären. Statt dessen hätte er pag. 17. nur immer zugeben sollen, daß die Einsicht in die Kräfte der Natur, und mehrere Kenntniß der Weltgesetze, auf die Erklärung und Verminderung der Wunder eine gute Beziehung habe.

Seite 22 kommt er auf den Hauptendzweck bey den Wundern, ihre moralische Seite, und behauptet ganz richtig, daß diese in Kanzelvorträgen entwickelt werden müßte. Mit physischen Entwickelungen kommen wir auch nicht weit, und zur historischen fehlen uns die Data oft.

Wenn er auf eben der Seite sagt, daß einfältige Christen in ihrer Ueberzeugung eben so, wie einsichtsvolle zu behandeln, und beyden, die Erkenntniß der Weisheit in der Natur dazu diene, die Uebereinstimmung mit der Offenbarung einzusehen, und einen Schluß auf ihre Göttlichkeit zu machen: so widerspricht er sich, indem er selbst vorher die Wunder deshalb nöthig erachtet hatte, weil die Bedürfniß der damaligen Zeit selbige erforderte. Nicht alle Beweise sind also für alle Menschen brauch-

brauchbar. Man lasse die Wunder, als leicht zu übersehende Facta, denjenigen Christen, die sie zu ihrer Ueberzeugung nützen wollen, weil sie zu Betrachtungen der Vernunft nicht aufgelegt und geschickt sind, die ihnen darum auch nicht einleuchtend werden. Wenn der V. die Erkenntniß der Uebereinstimmung der Lehren des Christenthums mit dem Reiche der Natur, das Zeugniß des H. Geistes nennt, so mag er das unsertwegen thun, manchen Gottesgelehrten wird es aber nicht schmecken.

Die folgende Anweisung zur praktischen Behandlung der Wunder ist zwar nicht neu, aber doch sehr gut und richtig vorgetragen, und allen Lehrern zu empfehlen. Bey Wundern, die an sogenannten dæmoniacis geschahen, wünscht der V., daß ein Lehrer Gelegenheit nehmen möge, das Strafbare des noch immer nicht ausgestorbenen Aberglaubens zu zeigen, und das wünschen wir mit ihm.

Ueber die exoterische und esoterische Lehrart der griechischen Philosophen, mit Anwendung auf die christlich-theologische Lehrart. Die griechische Philosophen, sagt der V. bauten das Feld der Erkenntnisse nach Beschaffenheit der Lage und des Bodens. Das war nicht Gaukeley, sondern Weisheit. Im exoterischen Vortrage sahen sie auf die geringe Einsichten des Volks, und suchten den Faden auf, an welchem neue Begriffe fest geknüpfet werden konnten. Des Warburtons Urtheil über den Plato, den er deshalb tadelt, ist also unbillig. Im esoterischen Vortrage, gegen Geübtere, hielten sie mit keiner Wahrheit zurück. Christus selbst hatte diese Methode. Wenn Paulus den Timotheus zu Lystra beschneiden ließ, und in Galatien die Beschneidung verboth, so beweiset das keinen Unbestand in der Lehr- und Denkungsart, sondern einen weisen Mann, der allen alles werden will, um zu gewinnen. Esoterische Schriften, sagt der V. gehören nicht für den gemeinen Mann, sondern für die Lehrer. Dahin sind alle Streitschriften zu rechnen. Die Materie kann mit den eleusinischen Geheimnissen noch mehr erklärt werden.

Von der Uebereinstimmung der irrigen und elenden Vorstellungen der Christen, mit den albernen und fanatischen Ideen der Juden.

Der V. trägt weitläufig die abergläubische Meinungen der Juden, von den Wörtern und Buchstaben des A. Test. vor, und vergleicht damit den Aberglauben der mystischen und fanatischen Geister, und zeigt die Aehnlichkeit zwischen ehemaligen und jetzigen groben Begriffen. Die Juden glaubten ihrem Hane, am Versöhnungstage, ihre Sünden aufheften, und ihn desfals abwürgen zu können, so denken viele Christen von der Versöhnung auch. Wie die Juden der Beschneidung eine übernatürliche Kraft zuschrieben, so machen es die Christen mit der Taufe ebenfalls. Der Recensent hat gegen diese Parallelen nichts, weissaget dem V. aber weiblichen Widerspruch. Untermischter Aberglaube ist das Loos aller Religionen des Erdbodens immer gewesen, und wirds auch wohl bleiben.

Beobachtungen über die Uebereinstimmung der Göttergeschichte der Braminen, mit der ältern biblischen Geschichte, aus dem 9ten Tome der *lettres edifiantes.* Wenn die Nachrichten alle ächt sind: so ist die Uebereinstimmung der indianischen Lehre von der Schöpfung, vom Paradiese, von der Sündfluth, von einem künftigen Erretter, mit den Lehren des A. Test. auffallend, und kann wohl am füglichsten aus den Ueberbleibseln alter mündlicher Traditionen erklärt werden.

Ein ausserordentlicher Zug von Rachbegierde, aus dem 10ten Tome der *lettr. edif.* Einige Indianer erwürgeten ihre Kinder und nächsten Anverwandten, um ihre Feinde zu zwingen, eben die Grausamkeit an den ihrigen zu thun.

Ein Auszug aus Psellus *tractatu de operationibus dæmonum*, **mit Anmerkungen und Zusätzen.** Die Dämonologie der Juden ist von ihrer Engellehre allerdings zu unterscheiden. Erstere hat ihren Ursprung den chaldäischen Traditionen zu danken. Die Kenntniß derselben trägt viel bey, gewisse biblische Stellen zu erklären. P. Gasner gehört auch hieher, steht aber dem Psellus, der zugleich der griechischen Philosophie kundig war, weit nach, wie des leztern Abhandlung περι ενεργειας δαιμονων beweist.

Von den sechs Arten der Dämonen, von ihren Verwandlungen, Bewegungen. Alles nach dem Psellus. Zu Chri-

Christi Zeiten hatten diesen abergläubischen Possen bey den Juden vielen Beyfall, ihre Reden beziehen sich darauf. Sie leiteten z. E. die bösen Gedanken von den Luftgeistern her. Auf diese Meinung bezieht sich Paulus, wenn er πνευματικα της πονηριας εν τοις επουρανιοις nennt. Die Geschichte mit den Schweinen zum Gergese und die Krankheit Matth. 17. sollen aus dem Dialekt der Nation erklärt werden. Ist freilich am vernünftigsten.

Von den Eigenschaften und Wirkungen der Dämonen. Psellus sezt seinen Roman fort. Miltons Teufel, Najaden, Nereiden, Dryaden, Faunen u. s. w. gehören nicht in die Engellehre, sondern zu den Dämonen. Das simile, welches Christus Matth. 12. vorstellt, ist in diesem Dialekt. **Wie die Dämonen beschworen und verjagt werden.** Abermals eine lange ermüdende Erzählung, gröstentheils von dem Mönche Psellus. Endlich macht der V. eine Vergleichung zwischen dem alten und neuen Unsinne, und findet den christlichen ärger als den jüdischen und chaldäischen. Hat auch wohl Recht. Recensent ist übrigens froh, daß die Teufeleyen durchstudirt sind, und beschließet diese Materie mit des V. Versicherung, daß, wo ein gänzlicher Unglaube verzeihlich, es gewis in dieser Materie geschehen könne. **Vom dämonischen Unsinne auf einen Mann der sich selbst zum Kastraten gemacht, und Gespräch über Matth. 19. V. 3 — 13.** Die Geschichte und Behandlung hätte füglicher zurük bleiben können, und paßt nicht in des V. Plan, der für Gelehrte schreibt, die an der Geschichte des Origenes, und fals sie nicht zur Gnüge hätten, an Informator Läufern sich erbauen können.

Durch heutige Klagen über Deismus veranlasset. Der V. satyrisirt über die Freygebigkeit mit diesem Namen, den viele Gottesgelehrte allen beylegen, die nicht eben so denken, wie sie; die sich ihre Glaubensportion von ihnen nicht wollen zuschneiden lassen, und da sie selbst aus der Quelle schöpfen können, die Bedienung mit fremdem Geschirre verbitten. Hat in allen Recht.

Welches sind Grund-Artikel der christlichen Religion? Der V. sagt, welche jeder Mensch, von der gemeinsten

Klasse, begreifen kann, und mit welchen die H. Schrift die ausdrückliche Bedingung des Glaubens verknüpft hat. In thesi ist das wahr, ist auch nicht neu. Wenn aber der V. glaubt, dem ewigen Zwiste damit abgeholfen zu haben: so irret er. Denn in der Anwendung ist dem Einen eine Lehre dunkel, die der andere allen Menschen einleuchtend hält; der Eine glaubt, die Ueberzeugung sey jedermann da befohlen, wo der andere alles lokal erklärt. Es bleibt hier nichts übrig, als einem jeden die gröste mögliche Gewissenhaftigkeit beym Gebrauch der Bibel zur Pflicht zu machen, da es unvermeidlich ist, daß tausend Warheiten, von tausend Menschen nicht sollten auf tausend verschiedene Arten gedacht und gewandt werden. Ja, das soll auch so seyn, und Gott hat an allen tausenden, wenn sie gewissenhaft handeln, bey alle dem sein Wohlgefallen.

Gedanken über Hr. D. Walchs kritische Untersuchung, vom Gebrauche der H. Schrift, unter den Christen der vier ersten Jahrhunderte. Hr. D. Semler hatte behauptet, der Canon des N. T. habe nicht sogleich seine Vollkommenheit erhalten können, sey in den drey ersten Jahrhunderten nur in der Lehrer und Kirchenaufseher Händen gewesen, habe also nicht von allen Knaben und Weibern selbst gelesen werden können, ja man habe das eigene Lesen auch nur unter gewissen Einschränkungen empfohlen. Das stund nun Hrn. D. Walch nicht an, der alles dies wiederlegen wollte, dessen Gründe aber unser V. beleuchtet, und als unzureichend erklärt, wobey er behauptet, Hr. D. W. werfe alles unter einander, ziehe alles, was vom Canon A. T. gemeldet wird, auf das N. T., und dehne des Hrn. D. S. Meinung auch über das ganze vierte und halbe fünfte Jahrhundert aus; welches freilich wahr ist, und die ganze Streitfrage verändert. Der Rezensent hat diese Streitschriften auch mit Bedacht gelesen, und ist völlig des V. Meynung. Hrn. D. W. Gründe haben keine beweisende Kraft. Die Sammlung der Bücher N. T. geschahe ja nicht durch ein Wunder. Gut Ding will Zeit haben. Das Abschreiben war keine so leichte Sache, welches erst im siebenten Seculo größere Vollkommenheit erhalten hat. Bis dahin schrieb man ohne Interpunktion, mit Quadratbuchstaben, die Weiber und Knaben schwerlich lesen konnten. Hr. D. W. trauet Hrn. D. S. geheime böse Absichten bey seinen Behauptungen zu, welches unverantwortlich ist, denn man muß keine übeln Absichten

vermuthen, wenn keine Gründe da sind, und muß niemanden hindern, der die Wahrheit freymüthig hervorzubringen sucht. Die Abhandlung läßt sich gut lesen.

Vom Einflusse des Christenthums in das Völkerrecht und die Regierung. Der V. zeigt, wie viel man hierin dem Christenthume zu verdanken habe. Die Schreibart dieses Aufsatzes scheint von der vorhergehenden abzuweichen, ist weniger plan und körnigt, dagegen geziert, und mehr, als die andern, inkorrekt. Wir wünschen den Verfassern viele Leser, damit sie die Schrift fortsetzen.

Bm.

Die Lehre der heiligen Schrift von Herm. Dan. Hermes, Probst — zu Breslau. Breslau, Löwe gr. 8.

Zweyter Theil, welcher die ersten Gründe der Verpflichtung der Menschen, und die Pflichten gegen Gott enthält. 1776. 11 Bogen.

Dritter Theil, welcher die Pflichten des Menschen gegen sich selbst enthält. 1779, 21 Bogen.

Den Zweck dieses Buchs haben wir bey der Anzeige des ersten Theils (XXIX. 46. folg.) angegeben; daß derselbe nicht erreicht worden sey, geurtheilt, und dieses unser Urtheil mit den gehörigen Beweisen zu belegen gesucht. Wir können noch nicht von demselben abgehen. Auch in den beyden vor uns liegenden Theilen gebricht es in sehr vielen Stellen an der nöthigen Kürze, so wie an der erfoderlichen Präcision der Gedanken und des Ausdrucks. In Predigten, woraus diese Arbeit entstanden zu seyn scheint, mag dieser Mangel zu entschuldigen seyn, gar nicht aber in einem Buche, das diese Bestimmung hat. Bücher, welche (wie das gegenwärtige) einen kurzen Begrif der christlichen Glaubens- und Sittenlehre versprechen, aber ungleich brauchbarer für Lehrer und Lernende, von passenderer Bogenzahl, reicher an Sachen, worin diese sorgfälti-

Was sagen unsere Leser zu der Stelle Th. 4. S. [illegible] „Der „Satan führte Jesum mit sich auf einen hohen Berg, zeigte „ihm durch ein Blendwerk alle Reiche und Herrlichkeit der „Welt“; die von folgender, untenstehenden Anmerkung begleitet ist: „Da die Figur der Erde rund ist, so würde kein „Berg so hoch seyn können, daß von seiner Spitze alle Ge„genden derselben zu übersehen wären; — also war diese „Vorstellung ein Spiel des Satans; welches auch durch die „Erzählung Luk. 4, 5. bestätigt wird, indem da steht, er zeigte „ihm alle Reiche der Welt in einem Augenblik.„ Der V. hätte, dünkt uns, alles dieses (was ohnehin in diesem Buche, nach seiner Bestimmung, ein Allotrion ist) in der Feder behalten können, wenn er bedacht hätte, daß hier (wie die bewährtesten Ausleger einstimmig anerkennen) der κοσμος Ιουδαικος bezeichnet werde, πάσας τὰς βασιλείας τῦ κόσμου alle Provinzen von Palästina heiße. Als Proben der Sprachwissenschaft, der Uebersetzungs- und Erklärungsmanier des V. mögen noch folgende Stellen aus dem dritten Theile dienen. τὴν ἐκ Θεῦ δικαιοσύνην ἐπὶ τῇ πίστει. Phil. 3, 9. „Die aus Gott, über dem Glauben (leuchtende, ruhende, wie die Säule über der Stiftshütte wohnende, oder als ein Segen dem Glauben geschenkte) Gerechtigkeit“ S. 112 in der Anm.; — „von Jesu wird — Luk. 2, 52. erzählt, er nahm zu an Weisheit, Alter und Gnade bey Gott und Menschen. Das griechische Wort zunehmen, προκόπτειν, bringt das Bild des allerschnellsten Fortgangs in die Seele, eines Fortgangs, als wenn man mit Gewalt fortgestoßen würde, und alles im Wege stehende fortstieße“ S. 116; das התהלך את האלהים sich mit Gott zerwandeln, 1 B. Mos. 5, 22. 24. ist freylich eine orientalische Redensart; aber sie ist, wie alle dieser Art, unter der Regierung des allerweisesten Geistes gebraucht, und sagt ganz gewiß viel mehr, als ungeweihte Leser der Bibel darin finden“ S. 124 in der Anm.; — „er wäre der Leiden, die er erduldet hat, dieses köstlichen Guts, nicht werth, wenn er nicht die Menschen mit einer Barmherzigkeit Christi liebte, ἐν σπλάγχνοις Ἰησοῦ Χριστοῦ, Phil. 1, 8.“ S. 140.

Nicht genug überdacht dünkt uns die Aeusserung des V. Th. 2. S. 40. „Wie vollkommen, wie vorzüglich vor allen Leibern der Thiere ist der menschliche Leib eingerichtet!“,

Alle

Alle Leiber der Thiere entsprechen der Bestimmung dieser Geschöpfe aufs genaueste, so wie der menschliche Leib des Menschen seiner.

Was der V. im 2ten Th. S. 95. 96. von dem Bräutigam schreibt, zu erläutern, „was Jesus Christus für seine Erlöseten gethan hat, und ferner thun und seyn will,“ hätte nach der Bestimmung des Buchs füglich wegbleiben können; eben so, was er Th. 3. S. 144. 145. in der Anm. sagt: „die ihr merkt, oder zu merken glaubt, daß die Stunde Gottes (die Leiden zu endigen) noch nicht da ist, folgt dieser Anweisung — wenn denn auch noch viel Wasser geschöpft werden muß: so wird doch Wein daraus, und Jesus Christus ist der Bräutigam seiner Erlöseten, der den guten Wein bis zulezt verspart. Sollte dieses der Würde der Religion gemäß geschrieben seyn? Allenfalls möchte es in einem Erbauungsbuche des 16ten oder 17ten Jahrhunderts entschuldigt werden können.

Wenn der V. Th. 3. S. 179. schreibt: „so würde es entweder Leichtsinn und strafbare Ungerechtigkeit, oder verstellte Demuth seyn ꝛc.“; so hätte er Unachtsamkeit dafür setzen sollen. Th. 3 S. 265 finden wir „Gebrungen gemischter Feuchtigkeiten“; und S 268 „ist angenehm und gewährt eine erquickliche Ruhe“ u. s. f. Th. 2 S. 42 sagt der V. „ein guter Vater gewährt sein Kind mit Recht zum allergenauesten und fröhlichen Gehorsam“? ob dieses Wort in dem Sinne gebräuchlich und allgemein verständlich sey, in welchem es derselbe dem Zusammenhange nach hier zu nehmen scheint, dieses möchte der Recens. bezweifeln. Auch schreibt der Verfasser bald alsdann, bald alsdenn; das leztere ist zwar gewöhnlicher, aber unrichtig.

So viel mag genug seyn. Nur noch zweyerley, was sich auch beym Lesen dieses Buchs uns bestätigt hat. Wir kennen keine Schriftsteller, die a) ihre französische Sprachkunst geflissentlicher zur Schau auslegen wollen, als die beyden Herren Brüder, Joh. Tim. und Herm. Dan. Hermes (s. Th. 2. S 133. Th. 3. S. 42. 196. 221. Anm. 242. 270. 273. u. a. O.) so wie es auch b) beyden außerordentlich juckt, beynahe alle Blätter ihrer Schriften, selbst ihre Predigtentwürfe und Andachtsbücher für die Feyer der Leidenszeit mit Noten zu bebrämen. Wir würden des leztern nicht gedacht haben, wenn nicht viele dieser Anmerkungen von Stickeleyen,

Bestimmung manches Ausdrucks zu nutzen nicht vergißt. Das dritte Stück des Büchleins S. 6a. ff. enthält verschiedene erklärende Umschreibungen des Gebets des Herrn sowohl beym öffentlichen als häuslichen Gottesdienst, die wir sicher zur Nachahmung empfehlen können.

Gemeine Christen werden in diesen wenigen Blättern reichen Stoff zur Aufklärung, und Nahrung für vernünftige Andachtsübungen finden und lernen, das V. U. vielleicht seltner, aber gewiß andächtiger dabey zu gebrauchen. Lehrer der Religion aber sollte D. Beyspiel ermuntern, religiöse Misbräuche mit Einsicht und frommer Wahrheitsliebe zu bestreiten, und dadurch die glückliche Periode des reinen und freyen Christenthums, die wir mit unserm V. (S. 111.) von der Vorsicht hoffen, nach Vermögen beschleunigen zu helfen.

Dh.

Allgemeines geistliches Magazin, von Wörtern und Redensarten, deren richtige Erklärung und Gebrauch zum Christenthum nützlich und nöthig ist, mitgetheilet vom M. D. J. Cleß, Diakonus. 4ter Theil. Tübingen bey Heerbrandt 1780. in 8. 1 Alph.

Bey den verschiedenen Meynungen der Gottesgelehrten, ist es schlechterdings unmöglich, daß der Verf. bey seiner Erklärung der Wörter nach eines ieden Begrif sich richten könne. Er ist ein Mann, der denkt, und man muß ihm in Denken seine Freiheit lassen, sowohl als einem andern. Genug, er ist vorsichtig und bescheiden. Es würde zu weitläuftig und wider unsern Zweck seyn, wenn wir über solche Meynungen unsre Gedanken sagen sollten: doch wollen wir über einige Ausdrücke und Sätze einige Anmerkungen machen.

S. 86 sagt er: „Der Genuß des Leibes und Blutes Christi ist — zur großen himmlischen Erquickung geworden.“ Der V. hat vom Abendmahl einen richtigen Begrif, wie wir aus andern Stellen sehen: und dieser Ausdruck ist auch an sich unschuldig. Er kann aber einen unrichtigen Begrif, den vielleicht ein Leser hat, bestärken und vermehren. Warum nicht lieber

lieber mit deutlichen Worten, das Gedächtniß, oder die Zueignung des Todes Christi?

S. 98 heißt es: Prozeße sollen unter Christen nicht statt haben. R. weiß aus der Erfahrung, daß rechtschaffne Christen in verworrenen Rechtsfällen, aus denen sie sich nicht heraus finden konnten, mit der größten Liebe die Sache der Entscheidung des Richters überlassen haben.

S. 170 denkt er sehr richtig von der Verbindlichkeit der Lehrer zu den symbolischen Büchern ihrer Kirche. Er sagt „solche geschehe immer in der Voraussetzung, daß sie damit über der Wahrheit der h. Schrift fest halten: mithin auch mit der ausdrücklichen oder stillschweigenden Verbindlichkeit, sobald sie überzeugt werden, daß die heilige Schrift in einem oder andern Punkt anders lehre, daß sie gehalten seyn wollen, soviel von ihren bisherigen Grundsätzen abzugehen.“ Dies ist richtig; denn ein redlicher Mann kan irren, und sobald er seinen Irrthum einsieht, muß er ihn fahren lassen. Aber was soll das Wort: Grundsätze? Ein Grundsatz ist der, mit welchem das Christenthum steht, oder fällt. Einen solchen mit der h. Schrift nicht übereinkommenden Grundsatz wird Niemand in den symbolischen Büchern finden. Die iezt obschwebende Streitigkeiten unter den Theologen haben keinen eigentlichen Einfluß in die Religion Jesu, daß die Hofnung, der Trost, die Heiligkeit eines Christen dadurch im Geringsten gekränket würde. Man untersuche nur alles genau, und ohne Vorurtheil: die Sache ist klar, daß ich mich dabey nicht aufhalten kann.

Was der V. S. 142 behaupten will, ist ohnstreitig übertrieben. Er sagt „wenn einer die Orthodoxie einer gewissen Religion nicht für schriftmäßig hält, (das ist nichts anders, als wenn er von den symbolischen Büchern einer Partey abgeht) so gehöre er nun natürlicher Weise nicht mehr zu dieser Partey: Gewalt und Zwang aber ist, doch ihr Lehrer heißen, sich ihr doch aufdringen wollen.“ Zuförderst ist zu untersuchen, was eine Kirche für symbolische Bücher habe: und da find' ich bey der Evangelischen keine, als das apostolische und nizänische Symbolum, und die Augspurgische Konfession. Ferner muß der eigentliche Verstand der symbolischen Bücher nach der Absicht und dem Zweck ihrer V. genau untersucht werden; denn es steht nicht alles so darin, wie mancher es sich einbildet. Endlich, wenn ich wirklich von ihnen abgehe, so sind es doch nur Spekulationen, die auf die Kanzel

gar nicht gehören. Ich sehe nicht ab, warum ich deswegen von meiner bisherigen Kirche mich absondern, und mein Lehramt niederlegen soll, und mich wundert, daß der sonst so bescheiden urtheilende V. dies ein gewaltsames Ausdringen nennen kann? Dergleichen Anmerkungen könnten wir noch mehrere machen, aber wir würden zu weitläuftig seyn. Wir wollen nur noch eine Anmerkung über den Artickel Religion machen. Der V. leugnet, daß es eine bloß natürliche je gegeben habe, und iezt gebe. Ich bin völlig mit ihm eins, daß die erste Idee, die Adam von Gott gehabt, ihm unmittelbar von Gott gegeben worden; ferner, daß sich etwas davon auf die Nachkommenschaft fortgepflanzt und Gelegenheit gegeben habe, den göttlichen Wahrheiten nachzuspüren. Ich kann mir aber eine Erkenntniß Gottes denken, und denke sie wirklich, ohne einen einzigen Beweis anderswoher, als aus der Vernunft zu nehmen. Diese Erkenntniß nenne ich natürliche Religion, und also ist diese wirklich da. Ich sehe auch nicht, warum ich sie wegstreiten soll. Es ist genug Ehre für die Offenbarung, daß sie zur Entstehung und Verfeinerung der natürlichen Religion Gelegenheit gegeben: und daß der Philosoph die herrlichen Lehren, womit der Ungläubige sich so groß macht, niemals würde gefunden haben, wenn nicht sein Katechismus ihn darauf geführt hätte.

Dieser Theil geht bis in den Buchstaben S: es wird also noch ein Theil zu erwarten seyn.

Nf.

Benedicti Stattler SS. Theolog. D. et Procancellarii Universitatis Anglipolitanæ Epistola Parænetica ad Virum Clarissimum Doctorem *Carolum Fridericum Bahrdt* ex occasione professionis fidei ab isto ad Cæsarem missæ. Eustadii et Guntzburgii sumtibus Io. Bapt. Widenmann et soc. 1780. 8. 77 Seiten.

Es ist weder ein bitterer, zänkischer, noch ein winselnder und ächzender Ton, in welchem der Verf. dieses Sendschreibens mit dem heterodoxen Bahrdt redet. Er schreibt als ein Mann, der völlig von der Wahrheit seiner Lehrsätze überzeugt ist, und es sich so sehr zutrauet, einen jeden Widersprecher, wenn derselbe

de ihm nur einigermaßen Gehör geben will, auf seine Seite zu bringen, daß er nichts weiter wünscht als eine Unterredung mit dem Hn. Bahrdt zu haben, oder daß an deren Stelle Hr. B. nur seine theologischen Schriften, als welche in einer ganz neuen Lehrart geschrieben, und worauf er ihn immer verweiset, mit Bedacht durchlesen und prüfen mögte, so müsse er unfehlbar von seinen Irrthümern überzeugt werden. Aus dieser innern Ueberzeugung von seiner Ueberlegenheit und der Vortreflichkeit der Sache, die er vertheidigt, rührt ohne Zweifel zum Theil der ruhige, gesetzte und ziemlich sanftmüthige Styl her, der in diesem Sendschreiben herrscht, wiewohl man ihn auch zum Theil dem Charakter des Mannes selbst, der sich als ein Liebreicher und Guthmüthiger auszeichnet, zuschreiben muß.

Der V. findet in dem Bahrdtischen Glaubensbekenntniß drey Classen von Irrthümern. Die erste Classe beweiset, daß Bahrdt ein Socinianer sey, als mit welchen er die Trinität der Personen in Gott und die Gottheit Christi leugne. Die andre Classe der Irrthümer entspringt aus gewissen übel gefaßten Ideen gewisser Lehrsätze, welche einige Privatlehrer so wohl aus den Protestanten als Katholiken angenommen haben, die aber weder zu der Lehre der evangelischen noch der katholischen Kirche gehören. Dergleichen sind die Irrthümer von der Erbsünde, von dem Mittleramt, und der Genugthuung Christi u. s. w. die dritte Classe enthält solche Irrthümer, die nothwendig aus andern Irrthümern fließen, welche die katholische Kirche mit Recht an allen Unkatholischen als die natürliche Quelle des Socinismus und Deismus bey allen einigermaßen scharfsinnigen und consequenten Köpfen tadelt. Dahin gehört, was Bahrdt von der Ewigkeit der Höllenstrafen, von dem Einfluß des Teufels, insonderheit von dem Ansehen der Kirche, von der Göttlichkeit der heil. Schrift, und seinem Recht sie auszulegen, behauptet hat. Bey der ersten Classe und den beyden letztern Punkten der dritten hält sich der V. am weitläuftigsten auf. Er glaubt die Dreyeinigkeit beynahe a priori und apodictice erweisen zu können, und bezieht sich, indem er sich hier nur kurz darüber äussert, auf einen besondern theol. Tractat unter dem Titel: de Iesu Christo Deo homine, den er hierüber geschrieben. Der Recensent gesteht, daß er die Meynung des V. nicht völlig gefaßt hat: so viel er aber davon begriffen, scheinen ihm des V. Ideen von der Dreyeinigkeit auf eine Art von Sabellianismus hinauszulaufen. In jedem Menschen soll es zwo ganz verschiedne

Naturen, und unzählige elementarische körperliche Substanzen, und doch nicht mehr als eine Person geben. Sonderbar, daß es nun bey Gott ganz umgekehrt ist, nemlich nur eine Natur und drey Personen. Von der Persönlichkeit giebt der V. diese für uns unübersetzbare Definition: Personalitatem nihil aliud esse, quam statum constantem naturæ cujusvis intellectualis in ratione principii completi et determinati in ordine ad actiones in certa specie item determinatas, und hieraus, behauptet er, folge nothwendig, daß in dem Einem Gott drey solcher Personen seyn müssen, ausser dem Einem allen dreyen gemeinschaftlichen Wesen. Das Wesen in Gott ist ihm scientia directa omnis veri a se distincti! Daraus, daß Gott die unendliche Kraft, das Wahre zu erkennen, oder der unendliche verständige Geist ist, folgt unmittelbar in seinem Wesen status constans in ratione principii completi et determinati ad producendum ab æterno *sui ipsius, reflexum intuitum* infinite perfectum et hic status primus naturæ divinæ est Pater etc. Man sollte aus dieser ganzen Vorstellung des V. fast schliessen, daß er sich vom Vater und Sohn in der Gottheit beynahe die Begriffe macht, die in der von Lessing herausgegebenen Erziehung des Menschengeschlechts angegeben werden, welches eine ganz leidliche Speculation seyn mag, aber den Hr. D. Bahrdt schwerlich zum Athanasianer machen wird, wohin doch hauptsächlich die Bemühung des V. gehet, weil er glaubt, daß von dem Athanasianismus als von dem Hauptpunct der Religion, alle Rechtgläubigkeit abhängt.

In dem Artikel von der Kirche wendet der V. alle Scharfsinnigkeit an, dem Hr. D. B. sowohl seine besondern als die gemeinen Irrthümer der Protestanten vor Augen zu legen, und ihm zu zeigen, wie viel systematischer und übereinstimmender die katholische Theorie sey. Allein so scharfsinnig auch der V. das System der Unfehlbarkeit vertheidigt, und das Principium auctoritatis als unentbehrlich zu erweisen sucht, so wird er Hn. D. B. doch schwerlich bewegen, daß er blos durch Gründe a priori wider den Sinn den er der heil. Schrift beylegt, und beym Widerspruch der Kirchengeschichte die Unfehlbarkeit des römischen Pabsts erkenne, und dem Urtheil desselben sein eignes demüthig unterwerfe.

Von

Von eben diesem Verfasser ist auch folgende Schrift:

Benedicti Stattler SS. Theol. D. et P. P. O. nec non Procancellarii in Universitate Anglopolitana Responsio amica data Baccalaureo Moguntino nuper de solutione objectionis Lockianæ et de subjecto activæ infallibilitatis in Ecclesia Christi contra ipsum disserenti cum appendice congrua adversus reflexionem Monachi Congregationis Benedictino Bavaricæ. Eustadii et Guntzburgii sumtibus I. B. Widenmann et Soc. Bibliop. 1780. 8. 64. Seiten.

Hr. Stattler antwortet in dieser Schrift zween Gegnern, wovon der erste ihn über seine Auflösung eines Einwurfs des berühmten Lockens gegen die Unfehlbarkeit der Kirche, der andre aber über eben diesen Artikel und einige verwandte Materien angegriffen hatte. Lockens Einwurf wider die katholische Lehre von der Unfehlbarkeit der Kirche ist aus der Uneinigkeit der Lehrer in Bestimmung des eigentlichen Subjects dieser Unfehlbarkeit hergenommen, indem einige dem römischen Bischoffe mit Ausschliessung aller andern Bischöffe, andre, den in allgemeinen Kirchenversammlungen vereinigten Bischöffen, noch andre beyden, nemlich dem Pabst und den Kirchenversammlungen, wenn sie sich vereinigen, dies Privilegium beylegen. Auf diesen Einwurf nun soll Hr. Stattler nicht gehörig, nicht nach dem Vorgang der Polemiker seiner Kirche geantwortet haben. Sein Gegner will, er hätte so antworten sollen: es ist diese Lehre der Katholischen Kirche gewiß und ausser Streit, daß dem ganzen Collegium der Bischöffe, deren Primas der Römische Pabst nach der einmüthigen Meinung aller Katholiken ist, von Christo die Unfehlbarkeit beygelegt worden. Dagegen aber soll er, wie sein Gegner ihm Schuld giebt, in seiner sogenannten demonstratione Catholica die Unfehlbarkeit allein auf den Pabst eingeschränkt haben. Hiegegen erinnert Hr. St. daß seine Gegner sein in folgenden zwey Puncten bestehende Meinung nicht gefaßt habe; er behaupte nemlich: erstlich, es sey nicht möglich, daß des Römischen Pabstes öffentliches und feyerliches Urtheil in einer das Wohl der ganzen Kirche betreffenden Glaubenssache jemals so besonders und ein-

zeln seyn sollte, daß er die ganze Gesellschaft der übrigen Bischöffe wider sich habe, oder daß er nicht sogleich mehrere Bischöffe auf seine Seite bringe; zweytens, daß so oft über eine solche Sache die Bischöffe uneinig sind, diejenige Parthey die es mit dem Pabst hält, die Wahrheit auf ihrer Seite habe, als welche auf dem von Christo gelegten Grunde der Kirche ruhe. Seiner Meinung nach also macht das übereinstimmende Urtheil des sichtbaren Haups und einiger Bischöffe, so viel oder so wenig derselben auch seyn mögen, den Charakter und das Kennzeichen einer Glaubenswahrheit und ihrer authentischen Erklärung aus, und es giebt in der Kirche Christi und nach seinen Gesetzen kein höheres und wichtigeres Urtheil in Glaubenssachen, wodurch jenes verbessert und berichtiget werden könne: diese Meinung will er, was auch sein Gegner dawider sagen mag, mit der Meinung derer, die dem Pabst allein und mit Ausschliessung übereinstimmender Bischöffe und Kirchenversammlungen die Gabe der Unfehlbarkeit zuschreiben, nicht für einerley gehalten wissen. Wir müssen indessen gestehen, daß unsrer Einsicht nach hier kein wesentlicher Unterschied statt findet; es sey denn, daß Hr. St. geradehin zugebe, daß der Pabst, wenn er schlechterdings alle Bischöffe wider sich hätte, im Irrthum sey. Da er aber der Entscheidung dieses Falls, weil er nemlich unmöglich seyn soll, ausweicht und behauptet, der Pabst müsse immer eine Parthey unter den Bischöffen haben, und diese Parthey habe immer Recht, und die Gegenparthey so zahlreich sie immer seyn mag, beständig Unrecht: so sezt er in der That die Unfehlbarkeit blos in den Pabst, und wenn er auch den Bischöffen dergleichen beyzulegen scheint, so geschichts doch nur, in sofern sie mit dem Pabst verbunden und eins sind, denn sobald diese Verbindung und Einigkeit aufhört, hört auch ihre Unfehlbarkeit auf. Dies geht soweit, daß er auch die Worte Christi: *wenn zwey oder drey versammlet sind in meinem Nahmen u. s. w.* hieher ziehet und behauptet, daß wofern Petrus nicht mit unter den zwey oder drey gewesen, oder die Bittenden über den Gegenstand ihres Gebets sich nicht mit Petrus einverstanden und seine Genehmigung haben, sie weder in Christi Nahmen versammlet sind, noch erhörlich beten können. Dem Erfolg nach ist es auch völlig einerley, ob man sagt, der Pabst allein entscheidet was in Glaubenssachen Wahrheit ist, und was er entscheidet, ist Wahrheit, wenn gleich alle Bischöffe der Welt widersprechen sollten; oder ob man sagt, des Pabstes

Urtheil

Urtheil muß nothwendig die Zustimmung einiger Bischöffe erhalten, und es ist ein schlechterdings unmöglicher Fall, daß er nicht wenigstens einige auf seine Seite bringen sollte, und dann haben diese, so wenig ihrer auch seyn mögen, weil sie mit dem Pabst übereinstimmen, immer Recht. Indessen hält der V. diese seine Meinung für die einzige, wodurch die über diese Materie schwebende Dunkelheit und Ungewißheit weggeschaft, dem Einwurf vom vieldeutigen Sinn des Grundgesetzes der Kirche ausgewichen, und die Ehre der Weisheit des Gesezgebers Christi gerettet werden könne. Mit dieser Weisheit läßt es sich seiner Meinung nach nicht vereinigen, daß das Grundgesez der Kirche Matth XVI. 18. 19. dunkel und vieldeutig seyn sollte. Er will daher eine natürliche und auffallende Erklärung dieses Gesetzes geben, und er glaubt nur vermöge dieser seiner Erklärung solche Latitudinarier, wie Locke ist, zum Stillschweigen zu bringen, und beweiset es seinem Gegner, daß er mit den gewöhnlichen Argumenten der Polemiker zwar gegen Lutheraner und Reformirte, die noch einen beynahe katholischen Begrif von der Kirche haben, etwas ausrichten, aber gegen einen so freydenkenden Christen, wie Locke, dem eine jede freywillige Verbindung derer, die Jesum für den Christ halten, eine wahre Kirche ist, nichts vermöge. Dies leztere mögten wir dem Hr. St. nun gerne zugeben, aber wir sehen doch nicht ein, wie er nun durch seine Erklärung die obgedachte Schriftstelle, vermöge der er nichts anders darin findet, als was wir oben als seine Meinung von dem Subjecte der Unfehlbarkeit angeführt haben, gegen Locke mehr Vortheil erhalte. Denn einmahl bleibts doch gewiß, und eine Thatsache, daß über dem Siz oder dem Subject der Unfehlbarkeit unter den katholischen Lehrern ein Streit ist, und, wie diese seine Vertheidigungsschrift gegen seine beyden Gegner beweiset, auch nachdem er seine so leichte und natürliche Erklärung und Auflösung des Einwurfs vorgetragen, noch immer bleibt, indem ihm der erste seiner Gegner vorwirft, daß er dem Pabste zuviel, und der andre, ein Mönch, ihm Schuld giebt, daß er demselben zu wenig von der Gabe der Unfehlbarkeit beygelegt habe. Ferner wird ein Anhänger Lockens es ihm nicht zugeben, daß Matth. XVI, 18. 19. gerade das Grundgesez der Kirche gegeben sey; er wird ihm die ganze Argumentation, worauf er so viel bauet, daß ein Grundgesez ohne Nachtheil der Weisheit des Gesezgebers nicht dunkel und vieldeutig seyn könne, als an sich unbeweisend, weil alle unsre Argumente à priori aus

aus den Eigenschaften Gottes höchst unsicher sind; und dann wirklich als der Erfahrung widersprechend verwerfen, weil diese uns lehret, daß es wirklich mehrere Erklärungen derselben, und also, wie er selbst zugesteht, eine subjective Undeutlichkeit dieses seines Hauptgesetzes giebt, dagegen die objective Deutlichkeit, die sie seiner Meinung nach haben soll, ein ganz unverständliches und unbedeutendes Ding ist. Er wird ihm sagen, daß es eine noch viel natürlichere Erklärung dieser Schriftstelle giebt, vermöge welcher Jesus zu Petro sagt: durch dich, durch dein Bekenntniß und durch deine Bemühung, dieses Bekenntniß weiter auszubreiten, will ich meine Gemeinde gründen und aufrichten, die keine Gewalt der Höllen überwältigen oder ausrotten soll, und du sollst die Macht haben, in diese Gemeinde oder unter meine Bekenner aufzunehmen und davon auszuschließen, wen du willst. — So genommen sagen diese Worte nichts von Nachfolgern Petri, sondern gehen ihn nur persönlich an, geben ihm auch keinen Vorzug vor den andern Jüngern, noch weniger eine Art von Herrschaft, vielmehr würde Jesus zu jedem derselben eben dies gesagt haben, wenn sie auch ein solch Bekenntniß, wie Petrus, abgelegt hätten. Dieser Sinn dieser Worte Christi ist auch darum vorzuziehen, weil er durch die Geschichte der ersten apostolischen Kirche bestätigt wird. Petrus war wirklich der erste Bekenner und Prediger des Evangeliums, und die Gemeinde, die er sammlete, der erste Grund aller christlichen Gemeinden; aber er hatte so wenig einen Vorzug und eine Herrschaft über die andern Apostel, daß wir ihn vielmehr in einem für ihn und sein Ansehen sehr nachtheiligen Streite mit Paulus finden, der ihm ins Angesicht widersteht, ihn der Heucheley beschuldigt, und sich gleichsam über ihn zum Richter aufwirft. Gal. 2.

St.

Unterricht eines Vaters für seine Kinder über die Natur und Religion, von Herrn Abraham Trembley, Mitglied der königlichen Gesellschaft zu London, aus dem Französischen übersezt. Erster Theil. Leipzig bey Johann Friedrich Junius 1776. zweyter Theil. 1776. dritter, vierter und fünf-

fünfter Theil 1780 in gr. 8. jeder Theil etwa 1. Alphabeth.

Die beyden ersten Theile dieses Werks, so eigentlich eine Physikotheologie enthalten, sind bereits so lange heraus, daß wir auch aus dieser Ursache, der Mühe, ihren Inhalt besonders ausführlich anzuzeigen und zu beurtheilen, überhoben seyn könnten, wenn uns nicht auch schon der Umstand, daß ein ausländisches Produkt, seltne Fälle ausgenommen, bey der ungeheuern Menge deutscher Werke auf die hierzu nöthige Weitläuftigkeit in der deutschen Bibl. nicht Anspruch machen kann, von dieser Bemühung frey spräche. Die drey letzten Theile, welche den Unterricht in der geoffenbarten Religion, hauptsächlich nach Anleitung der biblischen Geschichte enthalten, scheinen eine ausführliche Anzeige und Beurtheilung um so weniger zu verdienen, da sie bey aller Brauchbarkeit, die sie haben mögen, sich von Werken ähnlichen Inhalts und Zwecks durch nichts besonders und vorzügliches unsrer Einsicht nach, auszeichnen. Die Uebersetzung ist uns, so weit sich ohne Vergleichung mit dem Original darüber urtheilen läßt, getreu und fließend vorgekommen.

Rr.

Der patriotische Landprediger. Erstes Stük mit einer Vorrede herausgegeben vom Herrn D. Miller. Leipzig bei Weygand. 1779 gr. 8. 18. B.
2tes Stük 1780. 1 A.
3tes Stük 1780. 22 B.

Was zu dem verdienstvollesten Landprediger immer erfordert werden kann, wird von dem V. nicht nur in dieser Schrift gefordert, sondern auch, wie es möglich gemacht werden kann, angezeiget. Wir empfehlen sie also allen Predigern und Kandidaten. Rechtschaffene, treue Prediger, die den erforderten Pflichten eine Genüge gethan haben, werden sich freuen, die Nachläßigen werden ermuntert werden, und Kandidaten werden die Pflichten kennen lernen, die sie künftig auszuüben haben.

Im ersten Stück werden die eigentlichen Amtspflichten eines Lehrers abgehandelt. Man soll vornehmlich für den Un-

terricht der Jugend sorgen, das ist freylich eine Hauptpflicht. Wir wundern uns aber, daß der V. so sehr bemühet ist, Gelegenheit zum katechisiren für die Schuljugend aufzusuchen. Diese Kinder hat der Prediger völlig in seiner Gewalt; er kann, wenn er will, sie in der Schule finden, auch in sein Haus fordern. Aber die Grössern, die aus der Schule heraus sind, recht oft zu katechisiren, muß man alle Gelegenheit suchen, und auf dieselben alle öffentliche Katechisationen verwenden, damit sie in der Erkenntniß wachsen, und in Ordnung gehalten werden.

Der V. hat Recht, daß der Prediger das eingeführte Lehrbuch nach der Verfassung seiner Lehrlinge verbessern und das Unnütze auslassen soll; aber darinn können wir ihm nicht beyfallen, wenn er meynet, daß ein allgemeines Lehrbuch für ein ganzes Land nicht möglich sey. Es ist wahr, eine Gegend ist so aufgeklärt nicht wie die andere: aber der Unterschied lieget nicht in der Fähigkeit der Seele, sondern im Mangel des Unterrichts. Man trage die praktischen Lehren des Christenthums in einem natürlichen Zusammenhange mit eigentlichen und deutlichen Worten vor: so wird es das Kind einer Gegend sowohl als der andern verstehn, begreifen, behalten und nützlich anwenden können.

Es finden sich aller Orten dumme Kinder, arme Leute, die den Tag über auf Arbeit gehen, und des Abends ermüdet, keine Lust zu sprechen haben, reden mit ihren Kindern wenig oder nichts. Die Kinder bekommen keine Ideen, als von ihren äusersten Bedürfnissen; sie lernen also auch keine Worte. Sie verstehen kein Deutsch, wenn der Prediger von andern Sachen mit ihnen reden will. Da ist es nöthig, daß man von Dingen, die den Kindern etwas bekannt sind, an zu reden fänget, sie von diesen Dingen denken und urtheilen lehret, und nach und nach ihnen mehr Vorstellungen und mehr Wörter beybringet. Nach und nach führe man sie auf die Begriffe der Religion, so werden sie uns verstehen lernen.

Wenn der Herr Abt Resewitz in seinem vorgeschlagenen Schulbuche will, daß, was in demselben nicht stehet, vom Kirchenlehrer weiter ausgeführet werden soll: so versteht er keinen Schulmeister, sondern den Prediger. Die Sorge, daß auf diesem Dorfe eine andre Lehre als in dem benachbartem werde geführt werden, ist ungegründet; wenn der Prediger bey der Bibel und bey den nöthigen Lehren bleibt, und sich nicht in unnütze Speculationen einläßt. Es ist übertrieben, wenn der V.

sagt

sagt, daß auf manchen Akademien ein ganz andres Christenthum gelehret werde, als auf andern. Die Streitigkeiten, die nicht wegen der Sachen selbst, sondern wegen des Lerms, den hitzige Theologen erregen, die christliche Kirche verwirren, betreffen nicht das Christenthum selbst, sondern unnöthige Speculationen, davon die ersten Christen nichts wußten. Ob Gott der Vater einen Vorzug vor dem Sohn habe, ob alle und jede Sünden aller und jeder Menschen auf Christum gerichtlich übertragen sind, ob der heilige Geist, der durch sein Wort uns erleuchtet und heiliget, eine besondere Person, oder eine Kraft Gottes sey; alles dies verändert das Christenthum nicht. Christus bleibt mein Gott und mein Erlöser, und der heilige Geist mein Leiter und Führer.

Das apostolische Glaubensbekänntniß ist das ehrwürdigste Denkmal der ersten christlichen Kirche, welches von allen Partheyen mit allgemeinem Beyfall angenommen wird. Es muß sowohl selbst bey einem allgemeinem Schulbuch beybehalten und auswendig gelernt werden, als auch die vortrefliche Erklärung des Luthers. Die zehn Gebote sind für die Landkinder auch sehr brauchbar. Die andern Hauptstücke können weggelassen werden. Wenn man die Erklärung des Vater Unsers lernen läßt, so muß man diese Erklärungen wieder erklären; und es ist nicht möglich, daß die Kinder, wenn sie es beten, sich aller dieser Erklärungen erinnern. Man übersetze lieber dies Gebet in unser gewöhnliches Deutsch, bete es ihnen so vor, und laß es sie selbst so beten: so werden sie es von selbst verstehn. Das 4te und 5te Hauptstück giebt keinen deutlichen Begrif von beyden Sacramenten, und sie auswendig zu lernen, ist von keinem Nutzen.

Der Fehler, den der V. bey den Seminarien der Schulmeister anzeiget, findet sich wirklich in der Erfahrung. Es ist auch wahr, daß es besser ist, wenn nicht alle Kinder zugleich in die Schule kommen. Der Lehrer hat sie in drey Klassen getheilt, wenn er die eine unterrichtet, so hat er Mühe, die beyden andern in Ruhe zu halten. Es ist also mehr Platz, mehr Ruhe, mehr Reinlichkeit, auch eine gesundere Luft, wenn nur die Kinder beysammen sind, die der Lehrer wirklich vornimmt. Auf großen Dörfern sind hundert und mehr schulmäßige Kinder.

Wenn der V. meynt, daß alle Jahre durch, von Sonntag zu Sonntag, eine zusammenhängende Heilsordnung solle gepprediget werden; so halten wir solches so wenig nöthig als

dienlich. Eine jede Predigt ist eine besondere Abhandlung. Man trage in derselben eine heilsame Lehre vor, die deutlich im Text steht, daß sie auch der Bauer darin sehen kann und der Lehrer mit Freudigkeit sagen: hier steht es, sonst wird die Bibel eine wächserne Nase, die man drehen kann wie man will. Der Prediger auf dem Lande kann alle Jahr mit dem Evangelium und der Epistel abwechseln; und warum sollte er nicht das dritte Jahr frey gewählte Texte nehmen, und die ganze Heilsordnung durchnehmen? Recens. hat sich schon über zwanzig Jahr diese Freyheit genommen, und noch niemand hat ihn deswegen zur Rede gesezt.

Daß man sich der erweckten und bekümmerten Seelen besonders annehme, ist Pflicht. Der Prediger kann sie auch leicht erfahren, wenn er einige Frommen an der Hand hat, die ihn mit Freuden dergleichen hinterbringen. Daß der Prediger es aber den Leuten ansehen könne, ist zu viel gesagt: da er mit den meisten seiner Zuhörer keinen besondern Umgang hat, und die meisten in der Kirche und bey der Beichte sehr andächtig auszusehen pflegen.

Im zweyten Stück handelt der Verfasser von den Verdiensten eines Predigers um die Wohlfahrt seiner eigenen Familie und um die Wohlfahrt des ganzen Dorfs. Ueber das Erstere sagt er viel Heilsames und Lesenswürdiges, und wir wünschten, daß alle Prediger so denken möchten wie der V. Nur darin können wir ihm nicht beypflichten, daß der Prediger den Ackerbau selbst treiben müsse. Dieser raubt ihm nicht allein viel Zeit, die er höhern Pflichten, sonderlich der Erziehung seiner Kinder, schuldig ist: sondern bringt ihm oft mehr Schaden als Vortheil. Ein schlechter Boden trägt oft nicht die Kosten, die das Gesinde, Pferde, Wagen, Pflug und Sielenzeug wegnehmen. Der Bauer arbeitet selbst, und was er gewinnet, gewinnet der Prediger nicht. Deswegen zu ackern, damit der Bauer von ihm ackern lerne, ist unnöthig. Wo nicht in seinem Dorfe selbst, so sind doch in der Nähe adliche und Landesherrschaftliche Güter, auf welchem Versuche genung gemacht werden, an welchen der Bauer, wenn er will, lernen kann. Was sonst die äußere Wohlfahrt des Dorfs betrift, so ist freylich der Prediger solche, so viel er kann, zu befördern schuldig; nur hüte er sich ja, sich nicht in rechtliche Händel zu mengen, und denke immer an die Worte seines Erzbischofs: wer hat mich zum Richter gesezt? Er machts doch keinem recht,

bey

bey der besten Absicht erbittert er unverständige Leute, und hindert die Hauptabsicht seines Amts. Der Unterricht von der Landwirthschaft, den der V. jungen Predigern hier giebt, ist gut.

Das dritte Stück enthält die Verdienste eines Predigers um den Schulmeister, um Wittwen und Waysen überhaupt, um Wittwen und Waysen der Prediger insbesondere, und um die Kirchengüter. Vom Schulmeister und dessen Anweisung handelt er gründlich, von der Fürsorge für Prediger, Wittwen und Waysen, wie auch anderer Wittwen und Waysen, denkt der V. sehr edel; nur manche Vorschläge sind an manchen Orten nicht dienlich. Rec. hat aus der Erfahrung, daß bey Wittwenhäusern leichtlich ein Kapital gesammlet werden kann. Man sucht einen Garten, Wiese, oder andre Pertinenzstücke zum Wittwenhause auf solche Art zu bringen, daß sie beym Absterben der Wittwen an keinen andern zurückfallen. Die Pacht hiervon wird, so lange keine Wittwe ist, zu einem Kapital gesammelt, wovon die nächste Wittwe die Zinsen zieht. Nach deren Tode wird eben so fortgefahren, und so kann endlich ein schön Kapital erwachsen. Waysen der armen Bauern und Tagelöhner hat Rec. am leichtesten versorgt, wenn er ihnen einen freyen Tisch bey gut gesinnten Leuten ausgebeten, und er hat den Anfang zu speisen gemacht.

Der Vorschlag des V. eine Amtskasse zu errichten, bey welcher Schulmeister, Tagelöhner, Dienstboten kleine Summen von 5 und mehrern Thalern gegen vier von hundert sicher unterbringen könnten, ist sehr nützlich und auch dienlich. Die Zinsen würden den armen Leuten gefallen, und sie würden mehr ersparen, und angesessene Unterthanen könnten gegen 5 von hundert immer Geld geliehen bekommen.

Daß der Prediger die Kirchenrechnung den Vorstehern machen hilft, ist gut; aber daß er sie in seinem Nahmen macht, ist seiner Ehre zuwider. Er muß nicht Führer, sondern Mitabnehmer der Rechnung seyn. Ein junger Gerichtshalter giebt sich wohl die Ehre, einen rechtschafnen Mann durch allerley Monita herunter zu setzen.

Die Vorrede des Herrn D. Millers empfehlen wir denen, welche die Aufklärung des Landvolks für unnütz, ja wohl als schädlich ansehn. Ein recht verstandenes Christenthum macht einen ehrlichen Mann, einen gehorsamen Unterthan, guten Wirth und friedsamen Nachbar. Es ist allerdings heilsam, daß

man einem Bauer die Vortheile recht deutlich vorstellt, die ein tugendhafter schon in diesem Leben erndten kann. Aber er wird bey aller Treue oft so gedrückt und so schnöde behandelt, daß es ihm unmöglich fällt, sich zu beruhigen, als durch die Hofnung jener Welt. Und der geplagte Landmann hat Gottlob noch mehr Glauben an die herrlichen Verheißungen des Evangeliums, als der wollüstige Städter und Hofmann.

Predigten für das Landvolk, herausgegeben von Johann Martin Miller, Pfarrer in Jungingen. 2tes Bändchen. Leipzig bei Weygand 1778. 8. 1. A.

Diese Predigten sind nicht nach dem gewöhnlichen Leisten geschnitten. Zuerst der Text, dann das Gebet, dann eine ausführliche Einleitung in die Materie, die abgehandelt werden soll; dann Thema und die Abhandlung ohne besondere Application. Der V. nennt sie Predigten für das Landvolk, und sie sind für dasselbe vollkommen verständlich: sie sind aber auch Predigten für die größten Städte. Sie haben nichts pöbelhaftes im Ausdruck, nichts kriechendes, nichts schleppendes, worin manche das Deutliche für das Landvolk jezt suchen wollen. Der Bauer, wenigstens in den Gegenden, wo ich ihn kenne, verstehet gutes Deutsch, ob er es gleich selbst nicht spricht. Die Deutlichkeit für den gemeinen Menschenverstand bestehet in der natürlichen und richtigen Benennung einer jeden Sache. Man mag die Kunstwörter des Katechismus noch so oft und noch so deutlich erklären: der Bauer erhält doch den rechten Begrif nicht, wenigstens bleibt er ihm nicht immer gegenwärtig. Warum sag ich statt Buße, Wiedergeburt, nicht lieber Aenderung des Herzens? Der heilige Geist beruft uns durchs Evangelium, warum nicht lieber: Gott läßt uns durch sein Wort unterrichten? Der V. spricht deutlich, weil er natürlich spricht, auch alles in natürlicher Ordnung vorträgt. Das Vorhergehende erklärt das Folgende. Er trägt die Wahrheiten mit einer edlen Freimüthigkeit, nicht halb, nicht verstekt, sondern ganz und offen vor: auch dieses befördert die Deutlichkeit. Auch braucht der V. nicht nur die heilige Schrift, sondern auch die Vernunft, um seine Sätze anschaulich klar zu machen. Wir können also diese Predigten bestens empfehlen, nur wünschen wir, daß der V. den wir für einen denkenden Geist halten, alles, was er vorträgt, selbst prüfen möge. Die Erklärung der

Worte

Worte Christi Matth. 13, 29. ist zu gekünstelt: Die Knechte sind der Lehrstand. Dieser kann selbst in Aberglauben und Irrthum verfallen und würde die besten Glieder der Kirche ausrotten. Die Kirchengeschichte erläutert uns dieses mehr als zu deutlich, durch das Verbrennen der sogenannten Kätzer im Pabsthum.

In der Predigt am Sonntag Jubilate trägt er wirklich unrichtige Sätze vor: es sey mehr Leiden in der Welt, wie Vergnügen, ein Kind Gottes habe mehr Leiden und weniger Freuden als ein Kind der Welt. Nicht nur aus eigener Erfahrung, sondern auch aus genauer Untersuchung der Umstände sehr vieler Menschen, die ich gekannt und noch kenne, bin ich von dem Satz überzeugt, den Vernunft und Schrift mich lehrt, daß wir einen guten Herrn haben. Es ist mehr Gutes auch schon in dieser Welt, als Böses. Unser Misvergnügen kömmt aus unsern thörigten Begierden: der Bauer will Edelmann, der Edelmann Fürst seyn. Es wäre wider die Güte Gottes, unsere unverständigen Wünsche zu erfüllen. Die Natur ist mit Wenigem zufrieden: richte dich nach deinen Umständen, beobachte deine Pflichten, und du wirst vergnügt und glüklich leben. Was die Schiksale der Kinder Gottes betrift, so sind dieselben ausser den Zeiten der Verfolgung allezeit glücklicher als die Schiksale der Lasterhaften. Der Tugendhafte wird vor allem Verdruß, Mangel und Schimpf bewahret, in die sich der Gottlose durch seine Vergehungen stürzet. Sogar von Kindern der Welt wird der Rechtschaffene hochgeschätzt und sie gebrauchen ihn gern. Wenn der arme Fromme in einem Prozeß gegen einen Mächtigen, wie der V. meynt, unrecht leiden muß; so geht es dem armen Gottlosen nicht beßer. Der ungerechte Richter siehet hier nicht auf Tugend oder Laster, sondern blos auf die Ungnade des Mächtigern, die er sich nicht gern zuziehen will.

Rf.

Denkmahl der Abschaffung des Götzendienstes und Einführung des Christenthums in dem Herzogthum Schlesien. Bunzlau, bey Reimers. 1779. 3½ Bogen in 8.

In der Einleitung sagt der Verf. etwas von den Vortheilen, welche sich ein Volk durch Annehmung der christlichen Religion verschaft; dann beschreibt er die Verfassung des Landes und den Götzendienst in Schlesien vor Einführung des Christenthums; erzählt hierauf die Lebensgeschichte Herzog Miezislaus, unter welchem jene Einführung geschah, und schließt mit einer Schilderung desjenigen Christenthums, welches die alten Schlesier annahmen. Die Kritik fände zwar hier mancherley zu erinnern; da aber der V. nur für den ungelehrten Theil seiner Landsleute geschrieben zu haben scheint, um diesem einigermaßen einen Begrif beyzubringen, wie ihre Voreltern aus Heiden Christen geworden sind, so enthalten wir uns aller Anmerkungen, und wünschen nur, daß der V. wenn er mehr schreiben sollte, wenigstens die Regeln der deutschen Sprache besser beobachten, und nicht derer und der, denen und den, u. d. gl. immerfort verwechseln möge.

Ho.

M. Phil. Christoph Gratianus Geschichte von Pflanzung des Christenthums in den aus den Trümmern des römischen Kaiserthums entstandenen Staaten Europens — zweiter Theil. Stutgart, bey Mezler. 1779. 572 S. in gr. 8.

Wir beziehen uns Kürze halber auf das, was von dem ersten Theile dieses Buchs B. 39. S. 352. der A. D. B. schon gesagt worden ist, und finden keine Ursache das dort gefällte Urtheil abzuändern. Der Verf. gedachte sein Werk in zwey Bänden zu beendigen, allein er ziehet so viele Dinge, die eigentlich in seinen Plan nicht gehören, mit hinein, daß das Werk zu mehreren Bänden anwächst. Der vor uns liegende Theil fängt mit Nachrichten von Pflanzung des Christenthums in Grosbrittannien an. Der V. gehet bis auf den ersten Ursprung der altbrittischen Kirche zurück, welchen er nicht von Rom, sondern aus Kleinasien ableiten will, und ihn in den Anfang des zweyten Jahrhunderts setzet. (Mit dieser Zeitbestimmung harmonirt nicht gut die ebendaselbst S. 7. befindliche Angabe, es sey das Christenthum zur nämlichen Zeit unter den Britten gepflanzt worden, da Irenäus und andere eine griechische christliche Kolonie zu Lyon stifteten.) Nachdem er

Pelagio, einem Britten, und dem Pelagianismo einige Nachricht gegeben, erzählt er den Ursprung des Christenthums unter den Schotten und Irländern, bey welchen es sich glücklich erhielt, während dem es in dem heutigen England unter den Britten durch die Einfälle der heidnischen Sachsen und Angeln beynahe gänzlich vertilgt ward. Die schottische und irländische Kirche, und besonders das von Kolumban gestiftete Kloster Hy, ward sogar eine Pflanzschule, aus welcher viele Missionare kamen, die das Christenthum in andern heidnischen Gegenden mit vielem Eifer predigten. Weil aber neben den schottischen Missionarien zugleich auch römische auftraten, (welche der V. mit gutem Grund jenen weit nachsezt, und mehrmals einschärft, daß diese beyden Arten von Missionaren wohl von einander zu unterscheiden seyen) und diese leztern Roms geistliche Herrschaft über ein Land nach dem andern ausbreiteten, so nimmt der V. hievon Gelegenheit, eine sehr weitläuftige Nachricht von der römischen Kirche selbst hier von S. 43 — 288 einzuschalten, um, wie er sagt, die Schritte merkbar zu machen, wodurch diese Kirche sich vor allen andern in unserm Welttheile so sonderbar ausgezeichnet, ja sich eines allgemeinen geistlichen Regiments bemächtiget hat. Wir sezen nur den Inhalt der Abschnitte dieser Ausschweifung hieher. Vorläufige Erläuterungen aus den römischen Alterthümern, vornehmlich von der Größe und Pracht Roms, von dem Stolz seiner Einwohner und von den Einbildungen die sie von der Erhabenheit und Heiligkeit ihrer Stadt gehabt haben. Ursprung der römischen Kirche; und dabey einiges von Paulo, Petro, Nero ꝛc. Die ersten Bischöffe zu Rom, und bey dieser Gelegenheit etwas von dem Apostel Johannes, der Apokalypse, und dem Inhalt dieses Buchs, sofern es sich auf Rom beziehen soll. Etwas von den merkwürdigern Kaisern bis auf Konstantin, von den römischen Bischöffen dieser Zeit, und von den Versuchen des Victor und Stephanus, sich über die Vorsteher andrer Gemeinden zu erheben. (Den wahren Grund worauf sich der behauptete Vorzug des römischen Stules ursprünglich gründete, sucht der V. in einem Bestreben, den römischen Nationalgeist mit dem Christenthum zu vereinigen, und den Stolz und die Herrschaft der Römer in der Kirche zu naturalisiren. Das christliche Rom sollte eben das seyn, wofür sich das heidnische ausgegeben hatte, eine Geliebte des Himmels, eine Beherrscherin der Welt, und der Hauptsiz des Gottesdienstes. Hierdurch soll man dem

Anstos haben vorbeugen wollen, den der Römer daran nahm, daß er bey dem Uebertritt zum Christenthum den Vorzügen seiner Vaterstadt, die selbst durch die alte Religion gesichert schienen, entsagen sollte. Dem Rec. scheint es, daß die Nationaldenkungsart der Römer freylich hier mitgewirkt haben möge, daß aber doch nicht zuviel ihr zugeschrieben werden dürfe. Viele der herrschsüchtigsten Päbste waren keine gebohrne Römer, und die Hauptversuche eine allgemeine Herrschaft sich anzumassen, geschahen zu einer Zeit, da Rom schon sehr von seiner vormaligen Größe herabgekommen, und der alte Nationalgeist nicht sonderlich wirksam mehr war. Die Geschichte lehrt auch, daß dergleichen Versuche nur alsdann gemacht worden sind, wenn ein vorzüglich stolzer Mann auf dem römischen Stuhl saß, und besonders vortheilhafte Gelegenheiten zur Erweiterung seiner Macht sich zeigten: hingegen weiß sie nichts von einem vorher überdachten und mit Fleiß angelegten Plan eine allgemeine Herrschaft sich zu verschaffen, der nach seinen einzelnen Theilen nach und nach von den Päbsten ausgeführt worden wäre.) Konstantin der große, als Schöpfer der Hierarchie. Unter dieser Aufschrift giebt der Verf. eine kurze Geschichte von Konstantins Regierung, seinem Betragen gegen die Christen und ihre Bischöffe, seinem Verhalten bey den Schulzänkereyen der Christen, und bey den so sehr von ihm begünstigten Concilien, von seinen Staatsabsichten hierbey und der von ihm gesuchten Herrschaft über die Gewissen der Christen, von den durch ihn erbauten prächtigen Kirchen, von der Erbauung Konstantinopels, und von der Taufe und dem Tod des Kaysers, dessen Charakter zum Beschluß geschildert wird. Nach unserm Verf. hat Konstantin schon dem ganzen hierarchischen Gebäude auf der Nicänischen Synode eine gesezmäßige Form gegeben, die kirchlichen Provinzen nach der politischen Eintheilung des Reichs eingerichtet, die Subordination der Bischöffe unter die Metropoliten, dieser unter die Exarchen, und dieser unter die großen Patriarchen eingeführt, der Kirche durch den sechsten Nicänischen Kanon sogar eine monarchische Verfassung gegeben, den Vorstehern der Gemeinden die Freyheit bey Bischofswahlen entzogen, und die Gewissensfreyheit durch das Gesetz, daß niemand, der von einem Bischof excommuniciret worden, von einem andern wieder aufgenommen werden dürfe, ungemein eingeschränkt. (Gegen alles dieses ließen sich Einwendungen machen, wenn hier der Ort dazu wäre.

Die

Die von dem V. S. 199 versuchte Deutung des sechsten Nicän Kanons dünkt uns größere Schwierigkeiten zu haben, als er zu glauben scheint.) Weiter folgt die Geschichte der römischen Bischöffe und ihrer Bemühungen zu Befestigung und Vergrößerung ihres Ansehens, von Kayser Konstantin an bis auf Pabst Gregor den Großen. Bey den immer trauriger werdenden Umständen des Occidents suchten die abendländischen Bischöffe in der sich noch erhaltenden Würde ihres Patriarchen ihre eigne Erhaltung wider die Bedrängnisse von Heiden und Ketzern; daher sie, um entfernte Folgen unbekümmert, den ohnehin schon so großen Uebermuth des römischen Bischofs immer mehr selbst vergrößerten. Es war aber auch in der That an Erhaltung der römischen Kirche vieles gelegen, weil mit Vernichtung dieser Kirche der Knoten an dem Bande wäre aufgelöset worden, wodurch die noch übrigen wenigen katholischen Kirchen so fest verbunden waren, daß weder Heiden noch intolerante Arianer sie gänzlich zu Grund richten konnten. — Endlich lenkt der V. wieder ein, und erzählt in chronologischer Ordnung, mit Einstreuung mancher mit seinem Gegenstand einigermaßen zusammenhängenden gleichzeitigen historischen Merkwürdigkeiten, was vom Jahr 585 bis 754 durch Missionare in Frankreich, England, Alemannien, unter den Longobarden, Slaven, Kroaten, Niederländern, Bayern, Friesen, Ostfranken, Thüringern und Hessen ausgerichtet worden ist. Die Kirchenhelden, deren Thaten und bey allen ihren Fehlern doch nicht zu verkennende Verdienste bald kürzer, bald weitläuftiger hier beschrieben werden, sind Kolumban, Gallus, Augustin, Laurentius, Paulin, Aidan, Wilfried, Theodor, Amand, Eligius, Emmeran, Kilian, Wigbert, Wilbrord, Swibert, Rupert, Korbinian, Winfried oder Bonifaz, Othmar und Pirmin.

Uebrigens hat der V. in diesem Theil, so wie in dem ersten, die Quellen selbst fleißig gebraucht, und geht daher von den gewöhnlichen Meynungen zuweilen ab. Wir wollen nur einige wenige Stellen auszeichnen. S. 8 wird behauptet, daß vor Gregor dem Großen die Päbste mit dem europäischen Bekehrungswesen und mit Missionen sich gar nicht abgegeben haben. Die zu dieser Stelle gehörige Note scheint sich zu widersprechen; man darf aber nur die Anführungszeichen bis zu den Worten: „dem römischen Stul zu danken“ fortlaufen lassen, so ist der Widerspruch gehoben. S. 22 will der V. die Nachricht des Konstantius und Beda, daß ums Jahr 429 die Brit-

ten von den Sachsen und Pikten viel leiden müssen, dahin abgeändert haben, daß man, anstatt der Sachsen, Schotten lesen soll. Wenn man sich aber an die häufigen Seezüge der Sachsen erinnert, und das vergleicht, was Pagi in seiner Critica bey dem Jahr 429 über diese Sache schon gesammlet hat, so scheint die Aenderung unnöthig. S. 36 werden die Erzählungen vom dem irländischen Apostel Patriz in Zweifel gezogen. Eben dieses geschieht S. 90 mit der doppelten Gefangenschaft Pauli, und S. 101 mit dem Vorgeben, daß der Märtyrertod Petri und Pauli in die Neronische Gefangenschaft falle, und S. 228 daß Eusebius von Nikomedien den Kayser Konstantin den Grossen getauft habe. S. 377 sucht der V. Walafrids Leben des heil. Gallus gegen den von Schöpflin erregten Verdacht der Unächtheit zu retten, und einige in demselben vorkommende Schwierigkeiten zu heben. Mehreres anzuführen verbietet der Raum.

Ho.

Fortgesezte exegetische Belehrung von Gott und Jesu Christo über Col. 1, v. 13 — 18. nebst eingestreuten Anmerkungen und einer Vorrede wider D. Barhdts giftige Religionshypothesen, ausgefertigt von M. Johann Carl Goetzingern in Seknitz und der löblichen Societät christlicher Liebe und Wissenschaften zu Dresden Mitgliede. Wittenberg bey Carl Christian Dürr. 1780. 8. 68 Seiten.

Das Beste an diesem polemischen Werkgen ist die Kürze, sonst ist es wie einige vorhergehende ähnliche Versuche des Verfassers die zu ihrer Zeit in unsrer Bibl. angezeigt sind, von gar keinem Belang.

St.

1. Wir habens aber nicht recht gelesen. Schreiben an den Kaufmann Herrn Apitzsch in Berlin. Von einem Bruder aus den Versammlungsstunden. 1781. 8. 38 S.

2. Be-

2. Beweis, daß das neue berlinische Gesangbuch nicht für die evang. luth. Kirche seyn kann, und daß der Kaufmann Apitzsch in der Hauptsache doch Recht habe. Den evangelischlutherischen Gemeingliedern zum Besten der Armen gewidmet. Frankfurth und Leipzig, gedruckt auf Kosten wahrheitliebender Freunde. 1781. 8. 56 S.
3. Unmaßgebliches Bedenken über das neue preußische Gesangbuch. Frankfurth und Leipzig, 1781. 8. 62 S.
4. Freimüthige Beurtheilung des neuen berlinischen Gesangbuchs, welches zum gottesdienstlichen Gebrauch in allen königlich preußischen Landen bestimmt ist, von Christian Wilhelm Kindleben, der Weltweisheit Doctor und der freien Künste Magister. Frankfurth, Halle, Leipzig, 1781. 8. 5 Bogen.
5. Unpartheyische Beurtheilung des neuen berlinischen Gesangbuchs, aus den kritischen Sammlungen zur neuesten Geschichte der Gelehrsamkeit 7ten Bandes, 3tem Stück. Wismar und Leipzig, in der Bödnerschen Buchhandlung, 1781. 32 Seiten in 8.
6. Durch gute und böse Gerichte (Gerüchte). Eine Folge der Vertheidigungsschrift, welche von dem Kaufmann Samuel Lobgott Apitzsch zu Berlin herausgegeben, und allen wahrheitliebenden Freunden und Brüdern gewidmet ist. Berlin, 1782. In den Buchläden und bey dem Verfasser in der Marggrafen-Straße nahe an der Laufbrücke zu haben. 8. 88 Seiten.

Das von dem Kaufmann A. angefangene Schmähen auf das preußische Gesangbuch scheint noch kein Ende nehmen zu wollen. Der V. von No. 1. sagt mit brüderlichem Herzen

ten von den Sachsen und Pikten viel leiden müssen, dahin abgeändert haben, daß man, anstatt der Sachsen, Schotten lesen soll. Wenn man sich aber an die häufigen Seezüge der Sachsen erinnert, und das vergleicht, was Pagi in seiner Critica bey dem Jahr 429 über diese Sache schon gesammlet hat, so scheint die Aenderung unnöthig. S. 36 werden die Erzählungen von dem irländischen Apostel Patriz in Zweifel gezogen. Eben dieses geschieht S. 90 mit der doppelten Gefangenschaft Pauli, und S. 101 mit dem Vorgeben, daß der Märtyrertod Petri und Pauli in die Neronische Gefangenschaft falle, und S. 228 daß Eusebius von Nikomedien den Kayser Konstantin den Grossen getauft habe. S. 377 sucht der V. Walafrids Leben des heil. Gallus gegen den von Schöpflin erregten Verdacht der Unächtheit zu retten, und einige in demselben vorkommende Schwierigkeiten zu heben. Mehreres anzuführen verbietet der Raum.

Ho.

Fortgesezte exegetische Belehrung von Gott und Jesu Christo über Col. 1, v. 13 — 18. nebst eingestreuten Anmerkungen und einer Vorrede wider D. Barhdts giftige Religionshypothesen, ausgefertigt von M. Johann Carl Goetzingern in Seknitz und der löblichen Societät christlicher Liebe und Wissenschaften zu Dresden Mitgliede. Wittenberg bey Carl Christian Dürr. 1780. 8. 68 Seiten.

Das Beste an diesem polemischen Werkgen ist die Kürze, sonst ist es wie einige vorhergehende ähnliche Versuche des Verfassers die zu ihrer Zeit in unsrer Bibl. angezeigt sind, von gar keinem Belang.

St.

1. Wir habens aber nicht recht gelesen. Schreiben an den Kaufmann Herrn Apitzsch in Berlin. Von einem Bruder aus den Versammlungsstunden. 1781. 8. 38 S.

2. Beweis, daß das neue berlinische Gesangbuch nicht für die evang. luth. Kirche seyn kann, und daß der Kaufmann Apitzsch in der Hauptsache doch Recht habe. Den evangelischlutherischen Gemeingliedern zum Besten der Armen gewidmet. Frankfurth und Leipzig, gedruckt auf Kosten wahrheitliebender Freunde. 1781. 8. 56 S.
3. Unmaßgebliches Bedenken über das neue preußische Gesangbuch. Frankfurth und Leipzig, 1781. 8. 62 S.
4. Freimüthige Beurtheilung des neuen berlinischen Gesangbuchs, welches zum gottesdienstlichen Gebrauch in allen königlich preußischen Landen bestimmt ist, von Christian Wilhelm Kindleben, der Weltweisheit Doctor und der freien Künste Magister. Frankfurth, Halle, Leipzig, 1781. 8. 5 Bogen.
5. Unpartheyische Beurtheilung des neuen berlinischen Gesangbuchs, aus den kritischen Sammlungen zur neuesten Geschichte der Gelehrsamkeit 7ten Bandes, 3tem Stück. Wismar und Leipzig, in der Bödnerschen Buchhandlung, 1781. 32 Seiten in 8.
6. Durch gute und böse Gerichte (Gerüchte). Eine Folge der Vertheidigungsschrift, welche von dem Kaufmann Samuel Lobgott Apitzsch zu Berlin herausgegeben, und allen wahrheitliebenden Freunden und Brüdern gewidmet ist. Berlin, 1782. In den Buchläden und bey dem Verfasser in der Marggrafen-Straße nahe an der Laufbrücke zu haben. 8. 88 Seiten.

Das von dem Kaufmann A. angefangene Schmähen auf das preußische Gesangbuch scheint noch kein Ende nehmen zu wollen. Der V. von No. 1, sagt mit brüderlichem Herzen

voll Liebe und Sanftmuth Herrn A., was er wider ihn habe; nemlich: Hr. A. schriebe in seiner Vertheidigungsschrift (S. Bibl XLVII. 2. 396. f.) viel zu hitzig und ungestümm. — Er verriethe eine große Unwissenheit in den Heilswahrheiten — Er gäbe den Verfassern des neuen Gesangbuchs die feindseligsten Absichten wider den Heiland und sein Evangelium schuld — Er fälle die lieblosesten Urtheile über alle diejenigen, welche nur Mine machten, daß sie das Gesangbuch annehmen und einführen wollten, und seine ganze Schrift sey voll bösen Argwohns und blinden Eifers, da er selbst gestünde: daß er das Buch nie ganz gelesen hätte, und sich die Mühe auch wohl nie nehmen möchte — Er habe auch das Gesangbuch mit zu harten Beschuldigungen belegt, er sey ein falscher Ankläger, denn die Lehren, die nach seiner Angabe, in dem Gesangbuche fehlen sollten, würde er alle darin finden, wenn er das Buch nur ganz und recht lesen wollte; und Schwärmerey, Ketzermacherey. Aufwieglerey gegen seine Obrigkeit sey nicht so fern von ihm, als er vorgeben wolle — Wenn es möglich wäre, daß solche Leute, wie A., durch Gründe belehrt und gewonnen würden, so müßte ein so treuherziges ausnehmend gut gefaßtes Schreiben, wie dieses, nothwendig seine abgezweckte W rkung thun. Aber daran ist nicht zu denken.

Die Verfasser von No. 2. und 3. sind ein paar arme Tröpfe, deren Erkenntniß vom Christenthum sich nicht über die erlernten Formeln des lutherischen Katechismus hinaus erstreckt, die aber doch auch ein Wörtchen über das Gesangbuch mitsprechen wollen, weil alles spricht. Der erste zählet also, wie schon Hr. A. gethan hatte, die Lehren der lutherischen Kirche nochmals auf, die in dem neuen Gesangbuch fehlen sollen, und findet, daß es an vielen Stellen nicht nur der Bibel, sondern auch sich selbst geradezu widerspreche. Z. B. Nr. 268. V. 3.

Alle Sünden, die uns reuen,
Willst du väterlich verzeihen,

Nr. 269. V. 3.

Wenn sich der Sünder wieder zu dir kehret,
Und dich durch bessere Gesinnung ehret;
So willst du seiner Sünden nicht gedenken,
Ihm Gnade schenken;

soll Apostelgesch. X, 43. widersprechen.

Nr. 341.

Nr. 341. V. 3.

Mich von der Sünde zu befreyen,
Laß meine erste Sorge seyn,

soll Jer. 13, 23. Mag auch ein Mohr seine Haut wandeln!

Nr. 167. V. 6.

Laß mich auf der Tugend Bahn
Der Seele Frieden finden

Eph. 2, 14. Joh. 16, 33. und Röm. 5, 1.

Nr. 216. V. 6.

Daß ich nach durchlebter Zeit
Den Lohn in jener Ewigkeit
Für meine Werke finde

Ephes. 2, 9, Tit. 3, 5.

Nr. 347, V. 7.

Dann thu ich recht auf Erden;
Dann werd ich selig werden

Apostgesch. 16, 31. Kol. 2, 6. 7. gerade entgegen seyn. Man würde so einem Unwissenden, der der Schrift Meister seyn will, gern verzeihen. Wenn er aber nur, bevor er dergleichen als Beweis der Mängel des Gesangbuchs hinschriebe, nur einige Ueberlegung brauchen wollte, so würde er doch sehen und lesen müssen, daß Petrus Apostgesch. 3, 19. Johannes 1 Br. 1, 9. Salomo Sprüchw. 28, 13. Jesaias 55, 7. Ezechiel 18, 27. sämtliche Propheten und Apostel an hundert Stellen über die Vergebung der Sünden sich gerade eben so erklären, als das Gesangbuch; daß selbst unser Heiland spricht: Vergebet, so wird euch vergeben; So ihr dem Nächsten ihre Fehler vergebet rc. ohne ein Wort vom Glauben an sein Verdienst dazu zu setzen; — sehen und lesen können, daß Johannes 1 Br. 3, 3. schreibt: Wer solche Hofnung zu Gott hat, der reiniget sich (von Sünden) gleichwie Er rein ist; daß Jesus selbst Matth. 11, 29. bezeuget: Wer von ihm lerne sanftmüthig und demüthig seyn, (zwo große Tugenden!) der würde Ruhe finden für seine Seele; daß Paulus 2 Kor. 5, 10. und Röm. 2, 6 — 10. versichert, es würde einst ein jeder den Lohn nach seinen Werken empfahen; daß Johannes

 mehr-

mehrmal erklärt: Wer recht thut, der ist von Gott, und daß es also höchst ungereimt sey, die angeführten Stellen des Gesangbuchs für Widersprüche gegen die Bibel auszugeben, weil auf die Art hundert Widersprüche zwischen den heiligen Schriftstellern selbst statt finden müßten — — In dem Gesangbuch heißt es No. 277. V. 3.

Zwar deine Gnade zu verdienen
Sind Reu und Beßrung viel zu klein.

Und Nr. 142. 5.

Er gönnt mit Vatertreue
Uns noch zur Beßrung Frist;
Und wenn bey wahrer Reue
Wir traun auf Jesum Christ,
Und ihm zum Dienst uns weihn;
So will er uns vergeben
Und zum rechtschaffnen Leben
Selbst unser Beystand seyn.

Das soll nun zwar richtig geredet seyn, aber mit den vorhin angeführten getadelten Stellen gar nicht harmoniren, also ein Beweis seyn, das Gesangbuch widerspreche sich an vielen Orten selbst. Noch einmal! wenn es so ist, so widersprechen sich die biblischen Verfasser auf allen Seiten.

Nr. 415. V. 2. soll es „pharisäischer Selbstruhm seyn, zu singen:

Ich bebe nicht, wenn Sünder beben, daß Gott gerecht und heilig ist;
Mein Herz giebt Zeugniß meinem Leben, daß ich gewandelt als ein Christ
Des göttlichen Berufes werth, der mich zum Himmel wandeln lehrt.

„und noch dazu in einem Liede, wo nicht ein Wort von unserm Heilande steht.“ Dann hat also auch wohl der Pharisäer aus dem Hiob, dem David und dem Paulus gesprochen, wenn sie sich so oft auf das gute Zeugniß ihres guten Gewissens berufen, und vor dem göttlichen Gericht nicht zittern? Oder müssen alle, die gute Christen seyn wollen, davon zurückbeben? Wenn das ein Lied verwerflich machen soll, daß nichts vom Heilande darin steht, dann taugen ja ganze Kapitel, ganze Bücher in der

der Bibel nichts, weil auch kein Wort vom Heilande darin vorkömmt. Die mitleidswürdige Schwärmerey! wie verrückt sie doch den Leuten den Kopf. Entweder hat der V. für drey Viertel von dem, was die heilige Schrift sagt, gar kein Auge zum sehen, oder sein Auge ist ein Schalksauge. Dem Recensenten kömmt er an einigen Stellen mehr verdüstert, an andern mehr schälkisch vor. Aus der Luft gegriffne Lüge ist es wenigstens, was S. 47. steht: „daß man nemlich das neue G. B. theils mit Gewalt, theils mit List den Gemeinen aufzwinge.“ Notorischer Maßen ist es nirgends anders, als durch die rechtmäßige Obrigkeit, und mit freyer Zustimmung der verständigsten Gemeinglieder eingeführt worden. Und solche Lügen kann ein Freund Jesu, ein Freund der ächten Tugend und Gottseligkeit in der lutherischen Kirche (S. 48.) hinzuschreiben sich erlauben? Ex ungue leonem! Die Leser mögen aus den angeführten wenigen Proben auf den übrigen Beweis des V. schliessen — Der Reimer, dessen Verse am Ende unter dem Titel: Gedanken eines grossen Staatsmanns abgedruckt sind, von denen der Schluß so lautet:

„Die mein' ich, die am Wort so schnitzeln, so poliren,
„Den Glauben Jesu selbst so klug quintessenziren,
„Daß da der eigne Geist die Kohlen schürt und treibt,
„Am Ende gar nichts mehr zu glauben übrig bleibt.

„Darum, ihr Kinder, bleibt an eurer Mutter
„Brüsten,
„Eßt Manna! laßt euch nicht nach fremder Kost ge-
„lüsten!
„Liegt der einfält'ge Glaub am Wort, so liegt der
„Grund.
„Das will, das suche der Feind. Es ist die lezte
„Stund.“

mag wohl grosse Kenntnisse in Staatssachen haben. In Sachen der Religion sieht er nicht weiter, als der schlechteste lutherische Dorfküster. Der Apostel Paulus sentirte auch ganz anders. Der gab den Kindern, für die auch Luther seinen kleinen Katechismus schrieb, Milch; aber den Erwachsenen wollte er stärkere Speise gegeben wissen. Wozu einige das neue Gesangbuch betreffende Kabinetsrescripte des preußischen Monarchen hinten angehängt worden, sieht man wohl; nur hätte

 das,

das, was dem alten Gesangbuch darin nachtheiliges steht, nicht ausgelassen werden sollen.

Der zweyte Schriftsteller, der V. des unmaßgeblichen Bedenkens No. 3 stimmt mit dem ersten eine und eben dieselbe Leyer an. Das neue Gesangbuch ist ihm nicht lutherisch, sondern trägt das sichtbare Gepräge des reinen, ächten Socinianismus an der Stirne. Es lebten doch bekanntermaßen im 16ten Jahrhundert ein Paar Ketzer, die Lälius und Faustus Socinus hießen. Man kann es in ziemlich vielen Büchern lesen, wer diese beyden Vettern gewesen sind, was sie für Schicksale gehabt, und was sie von dem orthodoxen Lehrbegrif der Kirche abweichendes gelehrt haben. Damit es nun auch unsre izt lebenden gemeinen lutherischen Layen erfahren, so macht ihnen der Aussteller des Bedenkens einen kurzen Begrif von diesen abscheulichen Antichristen und ihren vornehmsten Lehrsätzen, denen man, „wenn man nicht die Bibel mit Bosheit des Willens zu entkräften suchte, sogleich das ganz abgeschmackte und wider die gesunde Vernunft laufende in der Beschreibung von der Gottheit Christi" ansähe (S. 15.) — Nachdem dies geschehen, wird zur Anwendung derselben auf das neue Gesangbuch geschritten, und gezeigt, daß gerade eben das, was die Socinianer lehrten, auch in dem neuen Gesangbuch stünde. Leichter hätte der V. die Sache nicht machen können, denn er durfte nur, wie er auch gethan hat, hie und da ein Paar Verse, die zufälliger Weise mit Stellen in socinianischen Schriften gleichlauten, aufsuchen, und die Finger sie abschreiben lassen, so war das Ding fertig. Aber jeder vernünftige und ehrliche Mann sollte sich einer so kindischen und verhaßten Art, dem Gesangbuch einen übeln Namen zu machen, schämen. Kinder kann er doch nur auf die Weise überreden, wovon er sie überreden will. Und gehäßiger wüßte ich doch kein Verfahren als dieses, daß er das Gesangbuch mit dem Namen eines der verrufensten Ketzer und Irrlehrer stempelt, weil nun gewiß ein Theil des geäfften Volks mistrauisch, ein andrer gar mit Abschen dagegen eingenommen wird. Ich getraue mir, nach dieser von dem V. beliebten Methode, sehr ächte, berühmte, lutherische Theologen, Spenern, Francken, Rambach, Buddeus, ja Luthern selbst des Socinismus, und zwar leztern vor dem Socin zu bezüchtigen. Man dürfte sich nur die Mühe geben, und Stellen in ihren Schriften dazu aufsuchen. Man würde deren tausende finden, wo sie in den nemlichen

Aus-

Ausdrücken eben dasselbe sagen, was Socin oder einer von seiner Parthey irgendwo gesagt hat. Paul Gerhard und noch ältere Liederdichter vor ihm, desgleichen Gellert, Cramer, Münter, Sturm, Neander und wie die Neuern alle heißen, drücken sich gewiß hundertmal in ihren Gesängen, ohne dabey an Socin gedacht zu haben, von Christo und seiner Erlösung, von Buße, Glauben, und Begnadigung des Sünders bey Gott, gerade so, wie Socin, oder Osterod, oder Volkelius aus; wäre es nun nicht höchst kindisch, ihre Lieder um solcher einzelnen Ausdrücke willen socinianisch zu schelten? In allen alten lutherischen Gesangbüchern des heiligen römischen Reichs hat man tausend Verse gesungen, die auch in socinianischen Liedern stehen könnten, oder mit einzelnen Stellen im Rakauischen Katechismus völlig gleich lauten. Das herrliche Lied: Sey Lob und Ehr dem höchsten Gut rc. hat sogar bekanntermaßen einen Socinianer zum Verfasser; hat deshalb irgend ein Mensch jemals diese Gesangbücher des heimlichen Socinianismus beschuldiget? Wie kömmt man denn jezt dazu, daß man in dem preussischen Gesangbuch so sorgfältig nach socinianischen Redensarten haschet, und wenn man eine findet, da! da! ist ja Socins Lehre licht und klar! schreyet? O des elenden, kindischen Mückenseigens und kein Ende! Sicherlich lauten manche Verse in dem Anspachischen und Holsteinischen Gesangbuch mit Stellen in den Religionsbüchern der Juden und Mahomedaner völlig gleich; würde man mich nicht als den größten Thoren verlachen, wenn ich um deswillen ein Bedenken darüber ausstellen, und darin behaupten wollte, es wären keine christlutherische, sondern jüdische und mahomedanische Gesangbücher? — Noch mehr. Eben die Redensarten und Ausdrücke, in denen der V. des Bedenkens helle lichte Ketzerey findet, sind buchstäblich biblisch, und wer biblisch spricht, kann nie heterodox sprechen. Z. B. das soll recht gesungen seyn, wie es in alten Liedern hieß: Christus hat unsre Sündenlast gebüßt am Holz mit Todesschmerzen (S. 48). Christi Gerechtigkeit ist die Bedeckung unsrer Sünden (S. 50). Mir ist keine einzige Stelle bekannt, wo Christus selbst von seinem Tode also geredet, oder ein Apostel sich so ausgedrückt hätte. Christus hat uns erlöset von der Sünde, sagen sie; er hat sein Blut für uns vergossen zur Vergebung der Sünden; Er ist die Versöhnung für unsre Sünde; Ist Gott für uns, wer mag wider uns seyn? Wer will verdammen?

Christus ist hie, der gestorben ist; sind Pauli Worte. Warum werden denn nun folgende Strophen in dem neuen Gesangbuche getadelt?

> Wie drückt mich meiner Sünden Last!
> Nimm du sie mir vom Herzen,
> Der du auch mich erlöset hast,
> Erlöst mit Todesschmerzen ꝛc.

> Mit Vergebung aller Sünden
> Herr, begnadigst du mich dann;
> Laß mich wahre Ruhe finden,
> Daß ich frölich rühmen kann:
> Ich bin auch bey Gott in Gnaden,
> Und was könnte mir dann schaden? ꝛc.

> O Menschenfreund, dein theures Blut
> Floß auch für mich; dies giebt mir Muth,
> Ich weis, daß ich dir angehöre.

Warum? Sie sollen des heimlichen Socinismus verdächtig; es soll nicht ächtes Lutherthum darinn seyn, wie es in jenen Ausdrücken veränderter alter Lieder gewesen wäre. Das heißt doch wohl die Ketzerey mit den Haaren herbey gezogen — Auf den Gebrauch biblischer Vorstellungen, Redensarten und Ausdrücke müssen wir schlechterdings überall, nirgends aber mehr als in öffentlichen Erbauungsschriften, wie Andachtsbücher, Gesangbücher u. d. g. fürs Volk sind, bestehen. Luther warf von dem Plunder scholastischer Kunstwörter, die zu seiner Zeit üblich waren, schon mehr als die Hälfte weg. Wenn er fürs Volk redete und schrieb, so drückte er sich biblisch, so populär als möglich, aus. Wir müssen ihm hierin nachahmen, und ich wüßte nicht, warum wir nicht unsre Predigten, Erbauungsschriften, Gesangbücher, liturgische Formeln u. d. g. immer mehr von dogmatischen Kunstwörtern, von nicht allgemein verständlichen Terminologien reinigen, und an ihrer statt biblische Ausdrücke (die orientalischen ausgenommen, welche, damit sie der gemeine Christ verstehe, in eigentliche nicht so bildliche zu übersetzen sind) gebrauchen sollten. Das neue Gesangbuch ist für Christen aus allerley Ständen, für Gelehrte und Ungelehrte eingerichtet. Je mehr man in den Gesängen die Sprache des Systems, das Kunstwort, den technischen Ausdruck ver[illegible], und bey den Vorstellungen der Evangelisten und Apostel

bey

bey den Ausdrücken der Bibel blieb, desto mehr sprach es dem Zweck eines öffentlichen Erbauungsbuches zu, desto sicherer konnte man seyn, daß die Lieder von jedem, der sie aufmerksam mitsänge, würden verstanden werden. Luther, der so sehr bey allem, was er einrichtete, auf Zeit und Umstände Acht hatte; der sehr oft in seinen Schriften sagt: Man sollte in künftigen Zeiten in Gottes Namen an seinen Einrichtungen ändern, wenn man es der Sache Gottes zuträglich fände, würde in unsern Zeiten bey Verbesserung der Kirchengesänge gerade eben so verfahren haben. Es sollte also den Herausgebern des preußischen Gesangbuchs weit eher zum Ruhm, als zum Tadel, angerechnet werden, daß sie in den Gesängen sehr häufig Christi und seiner Apostel eigene Ausdrücke beybehalten haben. Trift es sich zufälliger Weise, daß sie mit Socins Ausdrücken zusammentreffen, wer kann dafür? Folgt daraus, daß sie dabey jedesmal Socin in Sinn gehabt, und mit Fleiß seine Lehren da haben gesungen wissen wollen? So ungereimt kann kein vernünftiger Mann schließen. Und was thut denn die Uebereinstimmung zwoer oder dreyer Zeilen im Gesangbuch mit dem, was Socin gelehrt, der Wahrheit und Rechtgläubigkeit des Gesangbuchs für Eintrag? Waren es denn etwa lauter Lügen, was die Socinianer behaupteten? Stehet in allen ihren Schriften nicht ein einziges wahres Wort? Genug, wenn das Gesungene wörtlich in der Bibel steht, wie bey allen von dem V. des Bedenkens für socinisch ausgegebenen Stellen der Fall ist. Eben darum, weil es aus der Bibel genommen ist, wird es doch auch von lutherischen Gemeinen wohl als göttliche Wahrheit können gesungen werden.

Man sehe doch zu, ob das preußische Gesangbuch sich nicht in den Liedern, die von Christo handeln, Art. III-VII. über die göttliche Person, Lehre und Amtswürde des Erlösers ganz antisocinianisch erkläre, denn darauf kömmt es an, und dann richte man. Finden wird man es klar genug, wenn man recht zusehen will. Da in dem Liede: Allein Gott in der Höh ꝛc. v. 4. bey den Worten: O heiliger Geist, der ausgelassene Zusatz: Du höchstes Gut (S. 42) ein Zeugniß abgeben soll, daß die Herausgeber die wahre Gottheit des heiligen Geistes leugnen, so hätte doch eben dieser in dem Liede: Herr Jesu Christ, du höchstes Gut ꝛc. nicht ausgelassene Zusatz ihnen auch wohl zur Rechtfertigung wider die Anklage des Socinismus in der Lehre von Christo, zu gut kommen sollen. Aber

was

was hat der blödsichtige V. des Bedenkens, der weiter nichts vom Christenthum weiß, als was er nothdürftig ehedem in der Kinderschule aus Luthers Katechismus gelernet hat, nicht alles in dem Gesangbuch übersehen, nicht alles unbesonnener Weise getadelt; er, der mit den beyden Taufliedern unzufrieden ist, weil nicht darin stehet: Die Taufe wirket Vergebung der Sünden, erlöset vom Tode und Teufel, und giebt die ewige Seeligkeit. (Ich möchte den V. Kinder über die Taufe katechisiren hören. Nähere Bestimmungen und Einschränkungen werden doch zum richtigen Verständniß dieser Sätze wohl nöthig seyn.) Er, der die Abendmahlslieder verwirft, weil nicht mit einem Wort gesagt würde, daß uns Christi Leib und Blut im Abendmahl zur Speise und zum Trank gegeben werde, also das Wesentliche fehle, der V. ist doch wohl kein Kapernaite? Ueberhaupt hätte sich so ein leerer Kopf nicht mit Ausstellung eines theologischen Bedenkens abgeben, und sich hüten sollen, Ketzer zu nennen, deren Namen er nicht recht weiß. Den Servet nennet er S. 7 Servirtum, welches mich glauben läßt, der V. sey etwa auch Dorfküster oder Schulhalter, der den Gelehrten einmal durch die Schule gelaufen. Und solche Leutchen wollen sich zu Richtern über das neue Gesangbuch aufwerfen!

Der V. der freymüthigen Beurtheilung desselben (No. 4) ist dafür ein Doctor der Weltweisheit und der freyen Künste Magister, der sich in diesen akademischen Würden sehr klug dünkt, den Herausgebern des Berlinischen Gesangbuchs ihre Verhunzung der alten Lieder eintränkt, namentlich Tellern verhöhnet, Spalding und Büsching verkleinert, auf die allgemeine deutsche Bibliothek schimpft, und im höchsten Grimm unsern Mitarbeiter, den Hrn. Fb., der im XXXI. B. I. St. seine Gedanken über das Berlinische N. G. B. recensirt hat, als einen unverschämten, ungeschickten, übermüthigen, naseweisen Ignoranten, und boshaften tückischen Menschen, wegen dieses Monstrums der Recensirkunst, heruntermacht. Wessen Unwillen sollt' er damit reizen? Schimpfe und schmäh' er doch, wie er will. Unsere Bibliothek kann durch ihn so wenig, als das neue Gesangbuch, samt dessen Herausgebern, bey dem Publikum verlieren. Seine Beurtheilung ist unter aller Kritik, und für niemanden, als ihn selbst beschimpfend. Zürnen kann man warlich nicht darüber, aber wohl es höchlich verachten, wenn so ein notorischer All-

tags-

tagsschmierer elender, zum Theil unmoralischer Schriften die Stirne hat zu sagen: „Wahrheitsliebe habe ihn zu seiner Schrift bewogen, — die Sache der Religion läge ihm am Herzen. — Die Verfasser des Gesangbuchs gingen mit nichts anderm um, als die wahre Christusreligion zu verdrängen, das Christenthum in Naturalismus zu verwandeln, und ihren Gemeinen den süßen Gift des Socinismus einzuflößen, womit sie selbst seit mehreren Jahren angesteckt wären" — die Stirne, zu sagen: „Ich bitte Gott, daß er meine Blätter zur Beförderung wahrer Gottseligkeit bey allen, die sie lesen werden, gesegnet seyn lasse."

Kein Mann von Bedeutung hat sich bis izt wider das neue preußische Gesangbuch erklärt. Da indessen die Beschuldigungen und Anklagen anderer Leute von geringerem Kaliser gegen dasselbe noch nicht aufhören, so ist Rec., der weiter kein Interesse dabey hat, als das, welches ein jedweder aufrichtiger Christ an dem Wachsthum aufgeklärter Religionserkenntniß, und der Beförderung einer vernünftigen Andacht beym öffentlichen Gottesdienst nimmt, dadurch bewogen worden, das Gesangbuch, und besonders die Lieder von No. 54-117, welche von Christo und seiner Erlösung handeln, noch einmal mit neuer Aufmerksamkeit und Prüfung durchzulesen. Es sey mir erlaubt, die Lieder, oder einzelne Stellen in denselben, die ich mir beym abermaligen Durchlesen anmerkte, nach Nummern und Versen hieher zu setzen, auch wohl einen und den andern Vers abzuschreiben.

Also No. 55. V. 5-7. No. 56, 4-8.

4. „So kann ich auch nicht Gottes Rath von Jesu Tod ergründen; allein das Göttliche der That, das kann mein Herz empfinden."

5. „Nimm mir den Trost, daß Jesus Christ nicht meine Schuld getragen, nicht Gott und mein Erlöser ist, so werd ich angstvoll zagen.

6. „Ist Christi Wort nicht Gottes Sinn; so werd ich irren müssen, und wer Gott ist, und was ich bin, und werden soll, nicht wissen.

7. „Nein, diesen Trost der Christenheit soll mir kein Zweifel rauben; ich fühle seine Göttlichkeit, und halte fest im Glauben."

Nr. 58.

No. 58. 1. 3. „Anbetung, Preis und Dank sey dir, o Jesu, unser Leben! preißwürdig bist du für und für. Wer kann dich gnug erheben? eh' noch die Welt ward, warst du schon groß, herrlich und des Höchsten Sohn, (hat dies je ein Socinianer gelehrt?) sein Erbe seiner Ehre, dein ist das Reich, die Herrlichkeit, und du beherrschest weit und breit der Kreaturen Heere."

2. „Dein sind sie, denn durch wessen Kraft ward Himmel, Meer und Erde? wer hat das Leben uns verschaft? wer sprach zum Engel? werde! Du bist das Wort, durch welches Gott der ganzen Welt, zu seyn, gebot. Du bists, der alles träget, was sichtbar und unsichtbar ist, was Erd und Himmel in sich schließt, und was im Meer sich reget."

3. „Und dennoch bist du uns zu gut in diese Welt gekommen, und hast selbst unser Fleisch und Blut freywillig angenommen. Dein Leben gabst du willig dar, und wardst ein Knecht auf Erden. O Huld, die sonst nichts gleiches hat; du starbst, von unsrer Missethat ein Heiland, (Helfer) uns zu werden."

No. 60, 5. 62, 4. 63, 6. 7. 64, 5. 6. 65, 4. 6.

4. „An ihm nimm Theil! Er ist das Heil, thu täglich Buß, und glaub an seinen Namen. Der ehrt ihn nicht, wer Herr! Herr! spricht, und doch nicht sucht sein Beyspiel nachzuahmen.

6. „Rath, Kraft und Held, durch den die Welt und alles ist im Himmel und auf Erden! Die Christenheit preißt dich erfreut, und aller Knie soll dir gebeuget werden."

Nr. 66, 3. 4. 67. 68, 4. 69, 2. 8. 71. 72, 5.

„Auf dem Richterthrone werden wir im Sohne unsern Retter schaun. Heil und ewig Leben wird er allen geben, die ihm hier vertraun.

Nr. 74, 8. 11. 75, 5. 9, 81. 82. 83, 2. 3. 4. 7. 86, 3. 4.

3. „Wie viel, mein Heil, hast du vollendet, als dir das Herz im Tode brach! Du hast den Fluch hinweggewendet, der auf der Welt voll Sünden lag; und uns die Bahn durchs Todes Nacht zur frohen Ewigkeit gemacht."

4. „Dank-

4. „Dankvolle Thränen nezt die Wangen! Mein Glaube sieht nun offenbar die Schuldschrift an dem Kreuze hangen, die wider meine Seele war. Er, den mir Gott zum Trost gemacht, rief auch für mich: es ist vollbracht."

Nr. 87. 1, 2, 3, 8, 9.

1. „Gott, der du für uns deinen Sohn gegeben! wer kann doch gnugsam deine Huld erheben? Wie herrlich zeigst du im Erlösungswerke der Gnade Stärke."

2. „Dein ewger Sohn stirbt für die Menschenkinder; der Heiligste tritt an die Statt der Sünder; der Seligste begiebt sich seiner Freuden, für uns zu leiden.

3. „Er wird das Lamm, das aller Sünden träget, drauf du die Strafe weislich selbst geleget, daß du die Schuld in den verlohrnen Schafen nicht dürftest strafen."

8. „Was mir dein Sohn, da er für mich gestorben, von deiner Huld durch seinen Tod erworben, das werde mir zu meinem ewgen Heile, nun auch zu Theile.

9. „Dein Friede wohne stets in meinem Herzen, und tröste mich bey des Gewissens Schmerzen, dein Geist sey mit mir, deinen guten Willen treu zu erfüllen.

No. 89. 3 : 7. wo eben das mit andern Worten stehet.

Nr. 92, 4 : 6. 93, 4. 5. 8. 94, 3. 4. 7. 98. 99, 5 : 8.

7. „Nein, dir allein, der du durch deine Wunden auf ewig mich zu deinem Dienst verbunden; nur dir, mein Heiland, sey mein ganzes Leben zum Dienst ergeben."

8. Nichts soll mich je von deiner Liebe scheiden. Ich bleibe dein, bis du mich dort wirst weiden, wo deine Liebe mit dankvollen Zungen stets wird besungen.

Nr. 100, 3. 4. 105, 1 : 4. 106, 5. 6. 12. 19. 111. 114. 116. 117.

Ich wüßte nicht, wie man sich in allen diesen Liedern über den Artikel von Christo biblischer, ächtlutherischer und antisocinianischer hätte ausdrücken sollen. Wer über das Gesangbuch, als ob es gefährliche Ketzereyen enthielte, ein Aufhebens macht, ohne dergleichen Lieder gelesen zu haben; der handelt damit völlig, wie ein unkluger Mensch. Wer sie aber wirklich gelesen hat, und dann doch noch vorgeben kann, daß es mit diesem Buche darauf angesehen sey, den Glauben an Jesum wegzu-

schaffen, und den Naturalismus einzuführen, der hat, wie ich neulich einen großen Gelehrten sagen hörte, nur unter zwo Quellen, aus welchen er sein Urtheil hergeleitet wissen will, zu wählen : Stupidität oder Büberey!

So gar ungereimte und abgeschmackte Beschuldigungen bringt auch der V. von No. 5. nicht auf dieses Gesangbuch. Vielmehr läßt er ihm über die wichtigsten Lehrartikel alle Gerechtigkeit wiederfahren. Es enthält überaus viel schöne und vollkommen christliche Lieder — welche in kirchlicher Versammlung mit zu singen, kein wahrer Angehöriger Jesu Christi das geringste Bedenken finden wird (S. 4.) — die wahre Gottheit Christi und die persönliche Gottheit des heiligen Geistes ist in mehreren Liedern so unwidersprechlich deutlich vorgestellt, daß sich nichts daran wird aussetzen lassen. (S. 10.) Die Lehre von der Versöhnung der Sünden durch Jesum Christum wird in sehr vielen schönen Liedern durchs ganze Buch ächt, klar und so deutlich gesungen, daß es auch der ausgelerntefte Misdeuter nicht in Abrede seyn kann (S. 10.) Nun das ist ja mit beiden Händen so reichliches Lob gegeben, als man nur verlangen kann. Auch das Verderben der menschlichen Natur, heißt es, ist in einigen Liedern zur Nothdurft ausgedrückt, wenigstens kann man nicht sagen, daß es ganz übergangen oder gar geleugnet wäre, ob es gleich nicht von Adams Fall hat hergeleitet werden sollen, (eine solche Herleitung gehört in ein Lehrgedicht, nicht in einen Kirchengesang, der Empfindungen des Herzens ausdrücken und nie in spekulatives Dogmatisiren übergehen muß. Genug, wenn der andachtsvolle Sänger die Mängel und Verderbnisse seines Herzens fühlt, was braucht er denn deren Ableitung von Adam, oder anders woher, dem lieben Gott, der sie am besten weiß, vorzusingen?) An Erwähnungen der göttlichen Gnadenwirkungen und der Geschäftigkeit des heiligen Geistes zur Umänderung des Gemüths und der ganzen Gesinnung ist in dem Gesangbuch kein bemerklicher Mangel (S. 17.) Allein von der eigentlichen Bekehrung, besonders was von Seiten des Menschen dazu erfordert wird, urtheilt der V., sey wenig dringende Vorstellung, und wenig dazu aufrufende Anmahnung darin zu finden (S. 17. Der rechtfertigende Glaube nach den symbolischen Büchern der lutherischen Kirche sey fast sehr zu kurz gekommen (S. 18.) Das Lied: Wenn ich ein gut Gewissen habe, so hab ich große Seligkeit, hat vorzüglich Verwunderung bey dem Beurtheiler erregt.

regt. Er wirft die Frage auf: „Wie kam ein solches Lied in ein christliches Gesangbuch, welches zum Gebrauch evangelischer Gemeinen herausgegeben ist? Da nicht zu befürchten ist, (zu hoffen sollte es wohl heissen, denn gutes hoft, böses befürchtet man) daß es in jeder Gemeine nur einen Menschen geben möchte, der mit Bedacht dies Lied mitsingen könnte, ohne seines eigenen Herzens Widerspruch zu empfinden." (S. 22.) Kann man seltsamer fragen? an den guten Wirkungen des Christenthums mehr verzweifeln, als wenn man meint, daß in ganzen Gemeinen so gar keiner die Seligkeit eines guten Gewissens schmecke? Oder soll eine Gemeine durch so ein Lied sich nicht zur Bewahrung eines guten Gewissens erwecken? Der V. hat wohl nicht bemerkt, daß von dessen Seligkeit durch das ganze Lied bedingungsweise gesungen wird, wenn ich ein gut Gewissen hab — und dann der Singende zum Schluß sich selbst ermuntert: O Seele, darum sey beflieſsen ꝛc. Nur ein und anderer Dichter soll unempfindlich und kühn genug seyn, sich rein vor Gott zu erklären, (S. 83.) sonst Schrift, Erfahrung und Gewissen große Sündhaftigkeit aller Menschen bestätigen. (Ja wohl! Paulus und Johannes demüthigen sich deshalb ihrer Sündhaftigkeit wegen oft tief genug vor Gott. Jedoch schreiben sie ein andermal: Unser Trost ist der, daß wir ein gut Gewissen haben; so unser Herz uns nicht verdammt, so haben wir Freudigkeit zu Gott. Legt ihnen das der V. auch zur Kühnheit, sich rein vor Gott zu erklären, aus?) Vergebung der Sünden soll weder durch schmerzliche Reue, noch durch wirkliche Besserung können erworben werden. (S. 25.) Ich möchte wissen, welcher vernünftige Theolog je das Gegentheil behauptet hätte; oder wo es irgend in einer Stelle des neuen Gesangbuchs stünde, daß sie erworben, verdient würde? Der Mensch kann nichts bey Gott erwerben oder verdienen, also auch die Vergebung der Sünden nicht. Die wirkende Ursache davon liegt bey dem gläubigen und gebesserten Christen, in der Gnade Gottes. Wie die Apologie der Augsburger Confeßion in den angeführten Stellen die Sache fasset: Remissio peccatorum offertur gratis omnibus, qui credunt sibi propter Christum remitti peccata. Accipitur tantum fide remissio peccatorum et justificatio, non propter ulla opera; gerade so steht es an hundert Stellen auch in dem preußischen Gesangbuch, und ist auch nicht mit einer Sylbe gegen diese Lehre nach der Augsburger Confeßion verstoßen

worden — Ich übergehe mehrere dergleichen wirkliche Arm-seligkeiten in der Kritik des V., um den Hauptvorwurf anzuzeigen, der dem Gesangbuche von ihm gemacht wird, nemlich die so „auffallende Ausmerzung der Lehrstücke vom Teufel. Wenn auch sonst, meint der V., nichts anstößiges in dem ganzen Buche wäre, so würden doch evangelische Gemeinen schon hieran Grund genug gehabt haben, das neue Gesangbuch von sich abzulehnen. Diese Lehre sey doch klare Lehre der heiligen Schrift, und von unwiderleglicher Wichtigkeit — daher eine christliche Gemeine mit Recht fordern könne, daß man ihr solche Stücke aus ihren öffentlichen Erbauungsbüchern nicht wegnehme" (S. 8.) und dann, daß in den beyden Taufliedern „der ganze Begrif von der Absicht und Wirkung der Taufe auf bloße Einweihung zum Christenthum, und was dem gleich ist, eingeschränkt" (S. 13.) und in den Abendmahlsliedern" vom Empfahen, vom Essen, des Leibes und Blutes Christi nichts gesungen wird" (S. 14. 15.) — Dies mußte wohl, meinet der Beurtheiler, „Beschwerden an dem höchsten Ort veranlassen, wo es doch nicht beschlossen war, daß in öffentlichen Kirchenliedern der evangelisch lutherische Glaube von den Sacramenten sich nicht mehr hören lassen sollte" (S. 16.) (daß doch Luther nur immer vorn und hinten seyn soll! Glaubt die evangelische Kirche, der man seinen Namen wider Luthers Willen beygelegt hat, eigentlich an D. Luthern, oder an Christum? Wenn Luther seine im Pabstthum eingesogene Ideen von Taufe und Abendmahl, beym Ausgange aus demselben, so nicht völlig ausgebildet, wie sie damals noch waren, in seinen kleinen Katechismus übertrug: sollen denn evangelische Lehrer, die Luthers Geist haben, die Vorstellungen der Christen darüber nach der wohlverstandenen Schriftsprache nicht von Zeit zu Zeit zu berichtigen suchen? Christi Worte: das ist mein Leib, das ist mein Blut sind doch so gewiß figürlich geredet, als seine Jünger sie gewiß figürlich verstanden. Der Apostel Paulus sagt 1 Kor. XI, 26 — 28. dreymal hinter einander von dem gesegneten Brod essen, und von dem Kelch des Herrn trinken, aber auch nicht ein einzigmal Christi Leib essen, und Christi Blut trinken. Sollen lutherische Christen nicht singen dürfen, wie ein Apostel gesungen hätte, wenn er mit uns das Abendmahl gehalten, oder ein Lied dazu hätte dichten sollen? Kinderei über Kinderei! daß man daraus den so genannten lutherischen Christen eine Abweichung von der rechten Lehre machen will.

will. Wenn die christliche Kirche recht und biblisch beym Abendmahl singen will, so muß sie sich, wie Paulus ausdrücken. Die Redensarten: Christi Leib im Abendmahl essen, und sein Blut trinken, können leicht zu kapernaitischen Vorstellungen verleiten, und die sind falsch.

Anstatt die Herausgeber des preußischen Gesangbuchs zu tadeln, würde ich sie loben, daß sie sich der apostolischen Ausdrücke bedient haben. Gegen die Augsburgische Confeßion wird damit auf keine Weise verstoßen, wenn wir nicht alle ihre Formeln in unsern Kirchenliedern brauchen, sondern mehr auf biblische Ausdrücke halten. Vielleicht hat aber auch unser Kritiker vergessen, was denn die Apologie der Augsburgischen Confeßion, auf welche er sich anderswo beruft, von den Sacramenten, und besonders vom Abendmahl eigentlich lehret. „Sacramente sind äußerliche Zeichen und Ceremonien, heißt es, die da haben Gottes Befehl, und haben eine angeheftete göttliche Zusage der Gnaden — Dazu sind die äußerlichen Zeichen eingesezt, daß dadurch bewegt werden die Herzen, nemlich durchs Wort, und äußerliche Zeichen zugleich, daß sie glauben — Wie das Wort in die Ohren gehet, also ist das äußerliche Zeichen für die Augen gestellt, als inwendig das Herze zu reizen und zu bewegen zum Glauben, wie Augustinus ein fein Wort geredt hat: das Sacrament, sagt er, ist ein sichtlich Wort. Denn das äußerliche Zeichen ist wie ein Gemälde, dadurch dasselbe bedeutet wird, das durchs Wort geprediget wird, darum richtet beydes einerley aus — Darum zum rechten Gebrauch derselbigen gehöret Glaube. Als wenn ich das Sacrament des Leibes und Bluts Christi empfahe, saget Christus klar: Das ist das neue Testament. Da soll ich gewiß glauben, daß mir Gnade und Vergebung der Sünde, welche im neuen Testament verheißen ist, wiederfahre. Und solches soll ich empfahen im Glauben, und damit trösten mein erschrocken, blöde Gewissen, stehen darauf gewiß, daß Gottes Wort und Zusage nicht fehlen u. s. w." *) Ich dächte, die Lehrer in der lutherischen Kirche sollten hieraus ihre Begriffe vom Abendmahl bestimmen, sollten dem Volk die uneigentlichen Ausdrücke: Leib und Blut des Herrn empfahen, hiernach erklären lernen. Sind die getadelten Abendmahlslieder in dem Berlinischen Gesangbuch dieser Apologie der Augsb. Conf. conform, so

*) Christliches Concordienbuch, herausgegeben von Baumgarten. 1747. S. 382, 386.

sind sie auch lutherisch. Luther und Melanchthon selbst würden nichts daran auszusetzen gehabt haben. Wenn die Lieder dann auch allenfalls auf den Leisten der Formula Concordiä nicht genau genug passeten, so würde das Lutherthum im Brandenburgischen dadurch nicht leiden, denn der Beurtheiler des Gesangbuchs weiß doch wohl, daß die Concordienformel dort kein symbolisch Buch ist. — Auch die Vorstellungen der gemeinen Christen von der Taufe und deren Würkungen bedürfen gar sehr einer größeren Berichtigung und Aufklärung. Dank sey es den Herausgebern des Berlinischen Gesangbuchs, daß sie so weise gewesen sind, die alten rohen katholischen Ideen von der Taufe aus den Liedern heraus zu lassen. Und Dank noch mehr, daß sie das Christenvolk nicht haben mit dem leidigen Teufel aufhalten und schrecken, sondern die Menschen mehr zur Wachsamkeit über ihre bösen Lüste und Begierden erwecken wollen. Wenn der V. zum Verständniß dessen, was wir in der Bibel von bösen Geistern und Teufeln lesen, auf die damals herrschende jüdische Meynungen darüber, in denen es geschrieben ist, hätte Rücksicht nehmen, und nicht von der subjectiven Wahrheit solcher Vorstellungen auf die objective hätte schließen wollen; wenn er hätte bedenken wollen, daß nicht alles, was man darüber in der uralten Kirche geglaubt hat und noch glaubt, in ein öffentliches Andachts- und Gesangbuch gehöre; kurz, wenn er mehr biblischer Theolog wäre, als er wirklich ist: so würde er über die unwiderlegliche Wichtigkeit der Lehre vom Teufel, welche das undenkende Volk zu so viel Aberglauben und Thorheit verleitet, nicht so gar sehr deraisonniret haben.) Auch mit den Andachten oder Gebeten zum Berlinischen Gesangbuch ist er nicht zufrieden, weil „Jesu Christi zu selten, und mehrentheils unter zu dürftiger oder auch zweydeutiger Vorstellungsart, darin gedacht wird.“ (S. 28) Auf Schriften zur Vertheidigung des Gesangbuchs will er sich nicht einlassen. Nur der Briefe an einen Landgeistlichen von einem Weltmann in Berlin gedenkt er, dessen Apologie des Gesangbuchs er gar poßierlich findet, so wie den Mann selbst, als einen guten ächten Socinianer, der er doch nur in Unwissenheit wäre. Gewundert hat michs, wie er sich das Räthsel nicht auflösen kann, daß gerade im Brandenburgischen ein solches Buch sollte Unzufriedenheit erweckt und Widerstand gefunden haben, wenn nicht der Grund davon in der innern Anstößigkeit desselben läge? Ob er die Welt und den Geist vieler

Theo-

Theologen so wenig kennt, daß er gar nicht auf die Vermuthung geräth: Sollten auch wohl Leute geistlichen Standes selbst dahinter gesteckt und durch Insinuationen beym Volke dazu beygetragen haben? Das erstemal in der Welt wäre es wohl nicht, wenn es so seyn sollte, wie es denn izt notorisch ist, wer zuerst gesagt habe, das Gesangbuch sey verdächtig.

Von No. 6 haben wir noch etwas zu sagen. Diese Schrift ist durch No. 1 veranlaßt, und soll eine Ehrenrettung des Kaufmanns Apitzsch gegen einen angeblichen Bruder seyn. Man findet wieder in dieser Brochüre den ganzen A. wie er leibt und lebt, bey sichtbarem Mangel an Verstande, Beurtheilungskraft und richtiger Religionserkenntniß, voller Vorurtheile, Partheyligkeit, Leidenschaften, Eigendünkel. Warmen Eifer für die Ehre Gottes und Jesu Christi mag der Mann im Herzen haben, das sieht man wohl; aber jeder unerleuchtete, fanatische Eifer in dieser Art, zu was für Thorheiten verleitet er, wie ungerecht wird er gegen alle, die nicht von seiner Parthey sind, und wie nachtheilig in seinen Folgen für wirkliches, aufgeklärtes Christenthum! Die Einbildung: Es ist mit dem neuen Gesangbuch in den preußischen Landen auf Socinismus, auf den völligen Umsturz des Lutherthums angesehen, und mich, Samuel Lobgott Apitzsch, hat Gott zum Grund- und Strebepfeiler gesezt, daß ich mich solchem Umsturz aus allen Kräften entgegenstämmen soll — Diese Einbildung hat sich in der Seele des Mannes nun einmal so fest gesezt, daß es leichter seyn würde, einen Wahnsinnigen zu heilen, als ihn davon zurück zu bringen. Daher das Schelten und Seufzen, in welches er über das ungerathene, Jesus leere, auf einen lügenhaften Grund gebauete neue Gesangbuch abermals ausbricht; daher sein Hassen und Verdammen der in seinen Augen fleischlich gesinnten Geistlichen mit ihren schönen beschmuzten Tugenden, die an der Einrichtung des Gesangbuchs Theil haben, oder es durch Empfehlung und Vertheidigung begünstigen. Sein Herz ist von Widerwillen gegen diese Männer so voll, daß er es in einer Art von Hirtenbrief: an seine in Christo, unsrem hochgelobten Herrn und Heiland, zärtlich geliebte Freunde und Brüder, in deren Schoos ausschüttet. Wie in den Köpfen und Herzen aller Schwärmer Wahrheit und Irrthum, Weisheit und Thorheit, Liebe und Haß, Demuth und Hoffart seltsam mit einander gepaart zu seyn pflegen; so sind sie es auch bey diesem. Sehr richtig sagt der Hr. [illegible] S. 29

„Der Glaube an den Herrn Jesum ist immer geschäftig im Gutes thun; aber der Glaube rühmt sich nicht der schönen Tugenden, sondern er hat allezeit zu klagen, daß er nie treu und tugendhaft genug ist. Der wahre Glaube weiß es nicht einmal, daß er Gutes thut.“ Allerdings! so ist es. Aber wird ihm denn nicht auch jedweder hierin gern beypflichten? Warum mag der V. denen, die er sich zu Gegnern schaft, die gegenseitige Meynung andichten, die sie nie gehabt haben? Warum sich mit ihnen, und sie mit sich in ein so wunderbares, unnöthiges Mißverständniß setzen, daß er sagt: „Andere mögen sich mit Tugend und guten Werken schmücken; wir (Brüder) wollen durch den Glauben uns thätig in der Liebe und guten Werken beweisen.“ Will das Gesangbuch etwas anders? Oder ermuntert es die Christen dazu an hundert Stellen? z. B. No. 193, 3. Aeußerliche noch so schön geschmückte Werkheiligkeit, blendende, unächte Scheintugend, ist von wahrer ächter Tugend eines reinen Herzens, die der Glaube an Gott und Christum wirkt, sehr unterschieden, und dieser Unterschied allgemein zugestanden, auch vielfältig im Gesangbuch bemerkt. Wenn es nicht an dem verworrenem Kopf des V. liegt, daß er das nicht weiß, so verräth es garstige Flecken in seinem Charakter, daß er seine Gegner ganz grundloser, ihnen angedichteter irriger Meynungen wegen anfeindet.

Rec. könnte noch mehr Proben anführen, wie ihnen der V. offenbar Lügen auf den Kopf zusagt. Man ist izt „so verwegen, schreibt er S. 6, und will den Sündenfall leugnen.“ Der einfältige Mann! Welcher Narr mag ihm doch das weiß gemacht haben? Den Sündenfall leugnet kein vernünftiger Mensch. Alle Erdensöhne haben von Adam her bis diesen Tag gesündiget. Wenn Hr. A. nicht weiß, was die Leute, die er widerlegen will, eigentlich bejahen, oder verneinen, so sollte er sich bey andern, die es ihm sagen können, erst recht darnach erkundigen, damit er sich nicht vor Christen und Unchristen lächerlich mit seinem Spiegelfechten mache.

Die Hauptsache in dem Sendschreiben an die Brüder ist indessen wohl, daß Hr. A. ihnen die Wichtigkeit seiner Person und das Werk, welches Gott durch ihn in der Gesangbuchssache getrieben hätte, meldet. Er entblödet sich nicht, von Erfüllung der heiligen Schriften in dem, was er dabey gethan, zu reden; die Worte Christi: Wenn diese schweigen, werden die Steine schreyen, auf sich zu deuten: (S. [illegible]) und in dem

dem Geiste Davids von sich zu sprechen: Ich hasse, Herr, die dich hassen, und verdreußt mich, daß sie sich wider dich setzen. Er giebt den Brüdern Nachricht, wie sein Unternehmen von allen Freunden Jesu lutherischer und reformirter Confeßion weit und breit wäre gut aufgenommen, gebilliget, mit Danksagungen gegen Gott dafür bewundert worden; wie alles in ihm die Grundsäule und den Eckstein des erhaltenen Lutherthums in den Brandenburgischen Landen verehrte; wie alles begierig wäre, ihn, das auserwählte Rüstzeug Gottes, von Person kennen zu lernen, wie sich mehrere vorgenommen hätten, nach Berlin zu kommen, um ihn zu sehen und zu sprechen. Das wunderte ihn, schreibt er; er habe aber darauf geantwortet: „Sie möchten sich mit den Augen ihres Glaubens auf Golgatha schwingen; dort hinge der begnadigte Schächer am Kreuz, just so sähe er aus: wenn aber ihr Gesichte nicht so weit reichen sollte; so fänden sie noch wohl vor ihren Thoren auf der Gerichtsstädte solche todeswürdige Sünder, als ich und du, lieber Leser, (bist du in den Augen Gottes besser als ein solcher: wohl dir!) welchen wir von Natur vollkommen gleichen" (S. 15). — Hr. A. ist so ehrlich, zu gestehen, daß so ein großer erworbener Beyfall, so ein Drang so vieler Auswärtigen nach seiner persönlichen Bekanntschaft, nicht geringe Nahrung für den alten Menschen bey ihm gewesen sey, und der Teufel sein Spiel, ihn stolz darauf zu machen, mit ihm gehabt habe. Er versichert aber, daß er den Bösewicht überwunden; erklärt, daß er sich im geringsten nichts darauf einbilde, sondern ein armer Wurm, ein ganzes Nichts vor Gott wäre, „in dessen Augen er auch nicht die Achtung eines Hundes verdiene, weil dieser nie, er aber denselben mit Millionen Sünden beleidiget" (S. 6). Die Absicht, in welcher er dieses seinen Brüdern schriebe, sey keine andere, als sie in der bedrängten Sache wegen des Gesangbuchs, in der sogar kein einziger unsrer „noch rechtgläubigen Lehrer hätte auftreten, reden und sich ihrer annehmen wollen," (S. 33) zu trösten; sie an der Freude Theil nehmen zu lassen, daß Christus noch überall in diesen anbrechenden letzten Zeiten sein Häuflein erhalte und nähre; „die Ausgabe dieser Schrift habe nicht seinen Selbstruhm zum Grunde, sondern er hoffe, Gott werde sie ebenfalls nicht ungesegnet seyn lassen, (S. 25) denn er habe solche Bekanntschaft und Zuschriften nicht von ohngefehr erhalten, wie Gott nicht von ohngefehr Weisheit zu reden und zu schreiben

gäbe, was seinem heiligen Willen gemäß ist" (S. 26) — Damit nun alle Brüder sich durch den Augenschein überführen möchten, daß die christliche Kirche auf Erden sowohl in als ausserhalb Landes noch nicht aufgehört habe, und er mit 130 seiner Mitbürger es nicht allein sind, die wider Mischmasch neuer Lehrart eifern und streiten": so läßt er verschiedene Auszüge aus ihm zugeschriebenen Briefen hier abdrucken. Namen und Oerter hat er nicht die Erlaubniß zu nennen, ob sie sich gleich nicht fürchten, sondern die Wahrheit des Inhalts ihrer Briefe bis zum Tode bekennen würden; aus den Ueberschriften aber sieht man, daß die Briefsteller hochwürdige Herrn, hochgebohrne Grafen, hochwohlgebohrne Baronen, Theologen vom ersten Range, Rechtsgelehrte u. s. w. allesamt aber bekannte und unbekannte Freunde in dem Herrn Jesu, liebe Brüder und Verehrer des Herrn Apitzsch sind, welche im Brandenburgischen, in Sachsen, im Reiche, in der Schweiz, hie und da zerstreut wohnen. Wenn man einen dieser Briefe gelesen hat, hat man sie fast alle gelesen. Ihr ganzer Inhalt verräth Männer von den eingeschränktesten Einsichten und sehr schwachem Verstande. Einige haben ihr liebloses Herz, ihre galligte Verketzerungssucht, ihren geistlichen aufgeblasenen Stolz nicht verbergen können; alles im esprit du Corps. Die neue Reformatoren zu heissen pflegen, die das preußische Gesangbuch billigen und vertheidigen, werden beseufzt, bespöttelt, verhöhnt, geschimpft, verflucht. Ich will nur ein weniges daraus hersetzen, woraus man auf das übrige schliessen kann. Ein Herr von . . . aus Sachsen schreibt: „Lassen sie die gute Sache unsers Herrn Jesu nicht sinken. Er wird ihnen gewiß beystehen. Streiten sie als ein Mann mit den Feinden des Kreutzes Christi, denen der Bauch ihr Gott, und das Ende die Verdammniß ist. Ich werde keine Gelegenheit versäumen, auf eine oder die andere Art nüzlich zu werden — Alle Feinde des Heilandes kommen mir vor als die Kettenhunde, welche auf alle vorübergehende bellen und brummen, aber nicht beissen können." Ein hochwürdiger Theolog drückt sich so aus: daß in verschiedenen Provinzen Deutschlands, besonders aber in den brandenburgischen Ländern der Abfall, von welchem 2 Thessalon. 2. geweissaget ist, sehr einreißt, und die Brandenburger insonderheit die tolerante Gelindigkeit ihres Königes dazu misbrauchen, haben wir Theologen in unsern Ländern aus des Herrn Nicolai allgemeiner deut-

schen Bibliothek, und aus Semlers, Spaldings, Tellers, Eberhards, Lüdkens, Steinbarts und anderer Schriften zur Gnüge ersehen. Es scheint, daß diese Männer sich in verschiedene Departements vertheilt und als Patristiker, Redner, Exeget, Weltweiser, Toleranzprediger d. i. Indifferentist und Dogmatiker die christliche Religion angefallen, die allgem. d. Bibl. aber alles zusammen gefaßt habe — Nun kömmt das neue Gesangbuch hinzu — Wie es nun bey diesen Phänomenis in den Kirchen und Schulen aussehen müsse, ist leicht zu erachten. Hier und in Meklenburg wird, wie es scheint, noch am meisten auf die reine Lehre gehalten — doch der Herr wird seinen Knechten gnädig seyn — der Herr Jesus wird durch neue Erweisungen seiner Macht und Gnade Ehre einlegen, und nach der Noth seine Kirche als eine freye fruchtbare Sara darstellen" — Aus dem Brandenburgischen schreibt ein Freund: „Ich preise von Herzen unsern alles wohl machenden Herrn, daß er auch Sie dazu erweckt hat, seine Ehre retten zu helfen, woraus abermal erhellet, daß es ihm niemals an Mitteln fehlt, und er oft dem Feinde solche Werkzeuge entgegen sezt, deren er sich nicht versehen hätte, welches in meinem Herzen diesen wahrhaftigen Gott und Heiland aller Menschen immer grösser, gewisser, nöthiger und herrlicher machet. (Also wenn A. nicht aufgestanden wäre, so wäre unser Heiland so groß, gewiß, nöthig und herrlich nicht, als nunmehr) — Dank sey Ihnen für die Verhinderung der Einführung dieses Jesu leeren Buches, für die in dero gerechter Vertheidigungsschrift gezeigte Blösse desselben! — Ew. Hochedelgeboren haben sich zwar die gewöhnlichen Ehrennamen eines Aufrührers, Dummkopfes, Schwärmers und Aufwieglers bey der Welt erworben, wozu ich Ihnen viel Glück wünsche; weil Sie aber wissen, wie freygebig die Welt in solchen und dergleichen Benennungen nicht allein gegen die Glieder der wahren Kirche, sondern auch vielmehr gegen ihr allerheiligstes Oberhaupt selbsten ist, so werden Sie dadurch weder stolz noch niedergeschlagen werden — Ein anderer Bruder schreibt: „Der Herr wird ein Schrecken unter die Gottlosen schicken, er wird regnen lassen über die Gottlosen Bliz, Feuer und Schwefel, und wird ihnen ein Wetter zum Lohn geben. Ps. 11, 6. Denn es ist bey Gott Recht, zu vergelten Trübsal denen, die auch Trübsal anlegen, zur Zeit, wenn der Herr Jesus wird offenbaret werden, mit Feuerflammen Rache zu geben über die, so Gott nicht erkennen u. s. w.

u. s. w. — „Eure Leiden sind uns, lieben Brüder, bewußt, die ihr um der Wahrheit und des Herrn willen habt." (Rec. hat seines Orts doch nicht gehört, daß den Schwärmern in Berlin das geringste unangenehme wäre in den Weg gelegt worden) — „Gott stärke euren Muth. Werthester Freund und treuer Bruder, ich und alle, die der Wahrheit Gehör geben, und ihr gehorchen, erkennen Ihre Arbeit mit Dank vor dem Herrn; nicht aber nur allein wir, sondern auch unsere Kinder. Gott segne diese Saat."

So ists also entschieden, das preußische Gesangbuch ist ein gottloses Buch, und die es herausgegeben haben und brauchen, sind Gottlose, welche verdienen, daß Feuer und Schwefel auf sie regne. Und wer hat es entschieden? Lauter Freunde des Herrn Jesu — Lauter durch den Glauben in der Liebe thätige Brüder, in Christo; ein Glück, daß Gott nicht seinen Arm nach ihrem Zorneifer wafnet. Befremden darf es niemanden, daß solche Freunde des Herrn Jesu, wie sie sich nennen, selbst nicht wissen, wes Geistes Kinder sie sind. Keine Leidenschaft in der Welt verblendet menschliche Seelen stärker, als fanatische Religionsschwärmerey. Deren Täuschungen leiden gar keine Schranken.

Bk.

---

2) Von der Rechtsgelahrheit.

Betrachtungen, teutschen Patrioten heilig. Ut. Das Joch der Meynungen liegt schwer auf unsern Seelen, solang man ihnen dient, wird immer etwas fehlen. Frankfurth und Leipzig 620. S. ohne Vorb. und Inhalt, in 8.

Der deutsche Patriot bekömmt hier allerley aufgetischt, — allein wie es bey grosen Gastmahlen und vielerley Köchen zu geschehen pflegt, manches gewiß nicht nach seinem Geschmacke.

Rec. wird den Inhalt dieser Betrachtungen, und soviel er deren gelesen hat (denn die ausser seinem Fache oder seiner Neigung überschlug er) mit einigem Urtheil anzeigen.

1. Betr.

1. Betr. Ueber die Getraidesperre; an einen Freund gerichtet. Hat viel treffendes, und vertheidiget die Sperren, wenn ein Land bey der Ausfuhr des noch vorhandenen Vorraths selbst Hunger leiden müßte; denn, fragt der V. sollen wir fremden unser Brod geben, und unsere Kinder verhungern lassen? —

Rec. gehört weit nicht zu den Physiocraten unserer Zeit. Aber Sperren sind und bleiben doch immerhin ein Uebel. Sie machen oft erst eine Steigerung, oft bringen sie einen unersezlichen Verlust eines Handelszweigs auf immer. Lezteres fand Rec. erst kürzlich mit einem gewissen Material, das der Nachbar zu einem unschädlichen Bauwesen haben wollte, aber ihm, um ihn daran zu hindern, verwehrt wurde, bestätiget. Der Nachbar suchte das was er selbst vorher durchaus von uns hohlen zu müssen glaubte, nun bey sich, und fands. Wir haben also auf immer uns selbst gesperret.

Wenn nun freylich der Fall so ist, daß wir selbst verhungern müßten, wenn die freye Ausfuhr unsers Vorraths gestattet wäre: so scheinen die Sperren allerdings ein nothwendiges Uebel zu seyn. Ohne die äusserste Noth zu sperren, ist hingegen verwerflich, und gegen Nachbarn, die selbst mehr Vorrath als wir haben, zu sperren, ist vollends lächerlich. Ueberhaupt läßt es ein kluger Vater niemals auf den Punkt des Verhungerns mit seinen Kindern kommen, sondern zur Zeit des Ueberflusses siehet er sich auf die Zeit des Mangels vor. Man darf annehmen, daß ein Land, bey dem jemalen Fruchtsperren anschlagen können, ausser der Zeit des Mißwachses nicht nur seine eigene Bedürfniß, sondern auch noch einen Ueberschuß zum auswärtigen Verschlusse erzeugt. Ein solches Land giebt oft auch Erndten, die so reichlich ausfallen, daß ein rechter Unwerth unter den Früchten ist. Dieser Unwerth ist für viele so verderblich, als die Theurung. Da sind nun die reichen Fruchtwucherer auf, und halten nicht nur ihren eigenen Vorrath zusammen, sondern lauschen auch noch bis der um Geld beklemmte Landmann sie bittet, ihnen Früchte abzunehmen. Der geringere Landmann, der sonst nur bis Weyhnachten oder Lichtmeß zu essen hatte, langt izt bis Georgi oder gar gegen die Erndte. Es sind also keine Käufer da, ausser den Fruchtwucherern. Dieser füllt einige Speicher mit spottwolfeilen Früchten, und wartet auf Mißwachs. Dann segnet er sich als den Wohlthäter seiner ärmern Mitbürger, und giebt seine Früchte oft mit hundert

von

von hundert, manchmalen so gar noch mit einem grössern Gewinn wieder hin. —

Wenn nun der Staat, oder eine patriotische Gesellschaft die Vorsicht des Fruchtwucherers nachahmte, zur allzuwohlfeilen Zeit, (denn wenn die Früchte schon in einem mittlern Preiße stehen, würden sie durch eine solche Concurrenz schon über die Gebühr gesteigert werden,) Früchte aufkaufte, und sie bis auf einen Mangel aufspeicherte, so würde durch einen solchen Mitkauf der mittlere Landmann nicht mehr von dem Wucherer allein abhängen, sondern dieser würde und müßte nothwendig auch billigere Preiße geben. Käme die Zeit der Noth; so wären es wieder nicht die Kornjuden allein, von denen der Preiß der Früchte abhienge: sondern er müßte, wollte er anders verkaufen, auch dem Staat nachmachen, und mit einem billigen Gewinn sich begnügen. — Der Raum gestattet nicht, die Thunlichkeit und vielfache Vortheile dieses Vorschlags hier auszuführen. 2. Von dem Nutzen der deutschen Rechtslehre. Nichts besonders und nichts vollständiges. 3. Von den geldklemmen Zeiten. Wie merkwürdig ist das Resultat dieser Betrachtung, daß das heutige Deutschland ohne Geld nicht bestehen kann, folglich die Nation entweder, daß es ihr durch fremde Kriegsvölker zugeführt werde, erwarten, oder in fremde Länder auswandern muß, um das Geld herbeyzuhohlen!“ Jedoch sind wir mit der Bemerkung des Verfassers, daß die Unterbalanz für Deutschland mehr Vortheil als Schaden bringe, nicht ganz einverstanden, und das Gleichnis von einem, der ohne Geld und ganz mit Marken spielt, paßt nicht recht auf diese Unterbalanz. Freylich ein solcher Spieler verliehrt auch, wenn er verliehrt, am Ende nichts, und gewinnt er, so muß ihm der andere zahlen. Allein ist Deutschland im Spiele ganz ohne Geld? und bestehet die Unterbalanz nicht darinnen, daß, wenn die Jahresrechnungen geschlossen werden, Deutschland ordentlicherweise allemal verliehrt? Einzele Fallimente, wobey Frankreich verliehrt, beweisen so wenig einen Vortheil der Unterbalanz, als wenig es beweiset, daß arme gegen reiche Capitalisten besser daran seyen, weil jene in Genthungen nie nichts, und Reiche so manches verliehren. 4. Ueber die Brevia eligibilitatis. Gründlich, obgleich neu. Deutschland, nicht der römische Hof sey vorzüglich dabey intereßirt, daß ein Bischof mehrere Bisthümer habe, und in der auch von dem päbstlichen Hofe aner-

kann-

kannten guldenen Bulle, Kap. X. sey die Erwerbungsfreyheit der geistlichen Churfürsten ohne Einschränkung ausdrücklich festgesezt. 5. Von der Unbequemlichkeit der deutschen Sprache zu Ausdrückung der Amts- und Ehrentitel. — Wenn Patrioten sich mit solchen Sachen beschäftigen können, mags gut um Deutschland stehen. 6. Ueber das Problem eines neuen Erzamtes in Deutschland. Das Erzkronhüter-Amt, und bey der feyerlichen Prozeßion in einem ansehnlich façonirten Etui, der Ring, der dem römischen König angesteckt wird. 7. Ob leichte oder schwere Muster guter Sitten unterrichtender sind. Im Nahmen eines deutschen Pfarrers. — 8. Ueber den Gebrauch des Titels von Gottes Gnaden. Wieder für Patrioten! 9. Kann man die Leinwand nicht eben so weiß und gut in Deutschland bleichen, als in Holland? Passender wäre die Aufschrift: Ueber das Bleichen in Holland und Deutschland. 10. Ueber die Religionsvereinigung der Christen in Deutschland; im Nahmen eines deutschen Juden an einen deutschen Staatsmann. Man sollte, nachdem ein Jerusalem seine Gedanken über diesen Gegenstand gesagt hat, um so minder mehr davon schreiben, als, ehe eine allgemeine Toleranz zu Stande kömmt — und diese möchte noch ein Jahrhundert erfordern — an eine Religionsvereinigung nicht zu denken ist. Und der Verfasser dieses Aufsatzes — wenn er nicht gegen alles äußerliche Ansehen eine Satyre schrieb — ist am allerwenigsten der Mann, der hierinnen einen Plan vorzeichnen kann. Schon sein ausgehängter Schild: im Nahmen eines Juden, wie contrastirt er mit der Vereinigung der Christen Religionen? Und der Inhalt selbst: mit den beyderseits streitigen Dogmen und Ceremonien ist er bald fertig, er macht sie nach seiner Phantasie ab. Beyläufig will er, daß die katholische Klerisey heyrathen dürfe, aber ihre Kinder sollen nicht standsmäßig erzogen werden. Hauptsächlich sezt er sein Vertrauen auf die Stifter. Diese müssen die Protestanten herausgeben. Brandenburg, man merke es, Brandenburg macht den Anfang, andere müssen nachfolgen &c. und alsdann — alsdann ist nach seiner Meynung die Wiedervereinigung gebohren. Wenigstens wollte er die größte Wette darüber eingehen, daß sie gelingen würde. — Und was würde nicht die Bevölkerung dabey gewinnen? nach seiner Meynung viel! Oesterreich dürfte nach der Reichsmatricul nicht mehr als 120 Mann zu Roß und 554 Mann zu Fuß, Chursachsen nur 65 und 301 Mann, Brandenburg aber noch 24

Mann

Mann weniger, eben so viel, als der Herzog von Würtenberg ꝛc. halten. „Was halten nun diese Staaten? welch ein Kontrast! welche Ueberzahl! Warum hält nun aber z. B. Oesterreich, Brandenburg eine so grosse Macht? Fromme Patrioten, nicht nur Stattzinse, sondern auch einige Politiker werden mit halb zugedrückten Augen sagen: um das Corpus Evangelicorum zu decken, weil es bey dem sächsischen Directorium nicht genugsam sicher ist. Und Oesterreichische Patrioten: Um Preussen, Brandenburg und den übrigen Protestantischen Staaten die Waage zu halten. Warum hält Würtemberg so gar viel mehr Soldaten, als die Matrikel vermag? Warum Hessen? weil beyde Fürsten katholisch sind und protestantische Länder haben, mithin gegen ihre protestantische Unterthanen, so werden einige Redner dieser Fürsten zum wenigsten sagen, auf alle Fälle gedeckt seyn müssen. Warum Pfalz? weil die Regierung gegen die reformirte Unterthanen, die ohnedem par Principe pünktlicher und kritischer als andere Religionsverwandte sind, auf alle Fälle sicher seyn muß" u. s. w. Und nun calculirt der V., was die Bevölkerung alles gewinnen würde, wenn die Staaten nach der Religionsvereinigung weniger Soldaten halten dürften. Gerad als wenn vor der Religionstrennung keine Kriege gewesen wären, und nach der Religionsvereinigung keine mehr seyn würden! — Welche schlechte Menschen-, Welt- und Staatskenntniß! und ein solcher Mann wagt sich an die Religionsvereinigung! — „Also nur erst die Stifter hergestellt! ruft er zum Schlusse noch aus" wird aber in Ewigkeit damit warten müssen. — 11. Ueber die Frage: ob das päbstliche Breve Eligibilitatis bey deutschen Erz- und Hofstiftern die Wirkung hat, daß der postulirte Candidat nicht per duas tertias, sondern per majora gewählt werden mag? — Nein! 12. Ueber das Eigenthum der Bauern. Der V. hätte weit nicht nöthig gehabt, sechserley Grade des Besitzes bey beweglichen, und eben so viel Grade des Besitzes bey unbeweglichen Dingen wider allen juristischen und gemeinen Sprachgebrauch zu erdenken, um darzuthun, welche Art, den Bauern liegende Güter zu überlassen, die beste sey? Jener neue Unterschied und Bestimmung der Arten des sogenannten Besitzes hat viel seltsames in diese Abhandlung gebracht, und eben so seltsam und unnöthig war die Frage: ob der Bauer nur beweglich Vermögen allein, oder auch Land besitzen soll? 13. Von der deutschen Sprache, als einer noch ungebrauchten Quelle für die Geschichte der alten

den Deutschen. — Z. B. „Wenn man die deutsche Nahmen unserer äußerlichen Glieder untersuche mit einer etymologischen (Einbildung) Kritik, so werde man kaum zwey oder drey finden, die man für ursprünglich Deutsch halten könne, die andern seyn alle von Römern geborgt: Kopf von Caput, Aug von Oculus, Ohr von Auris, Nase von Nasus, Maul von Mola, Hand von hebend und habeo, und Fuß sey sogar aus dem Griechischen von πȣ̃ς. Dieses führe einen jeden auf die natürliche Betrachtung, daß die Deutschen vorher, ehe sie diese Nahmen entlehnt hätten, sie füglich müßten haben entbehren können, weil sie solche einem jeden, mit dem sie davon sprechen wollten, durch eine Art von Fingersprache bezeichnen und deutlich machen konnten — — hingegen seyn Lunge, Leber, Milz, Nieren, Galle, Darm, Fleisch, Fett ꝛc. originelle deutsche Nahmen, welche die Deutsche deswegen, damit ihre Opfergeheimnisse nicht an die Römer verrathen würden, erfunden hätten ꝛc. — Also sind Haar, Stirne, Haupt, Zahn, Nacken, Arm, Rücken u. s. w. und noch andere Nahmen minder wichtiger äußerlicher Theile unsers Körpers nicht originell? Unsere Vorfahren sollten ihre übrigen Glieder nicht haben nennen können, ehe sie es von Römern und Griechen lernten? unsere Vorfahren, die doch sonst so viel originelle Nahmen bilden konnten? Hätten sie nicht eher sich bey ihren Opfern blos der Fingersprache bedienen können? Kann nicht ein neuerer Nahme einen ältern verdrungen, verdorben haben? Kann nicht die Aehnlichkeit höchst zufällig seyn? sogar in dem Wesen der Sprachen gegründet seyn? u. s. w. Und solche Quellen für die Geschichte will man uns eröfnen? — 14. Von dem Leben und den Verdiensten des Kaysers Constantinus Porphyrogenneta, als eines ökonomischen Schriftstellers. 15. Ueber die Gedächtnißkraft. Nichts besonders, wie 16. Von dem Genie, und 17. Ueber das, was man unter dem Credit eines Landes verstehet. 18. Ueber die beste Art der Vormundschafts- und Sequestrationsrechnungen. War des Drucks gar nicht werth, denn sie sagt weiter nichts, als was jedem, der einen schlichten Menschenverstand hat, gleich von selbst einfallen muß, sobald er sich eine Rechnung denkt. 19. Ueber die Langeweile der Prinzen. Fordert mehr, als Privatpersonen leisten können. 20. Ueber den Kaufmannsstand. Vieles von dessen Lobe, nur sollte er mehr auf Litteratur halten. 21. Ueber die Unmöglichkeit und Möglichkeit der Justizverbesserung in Deutschland.

 Zuerst

zuerst ein ganz erbärmlicher Beweis, daß die Justizverbesserung unmöglich, unnöthig, sogar schädlich sey. Hintendrein wird alles dieses für lusus ingenii erklärt, und die Möglichkeit, Nothwendigkeit und der Nutzen derselben erwiesen, aber auch nichts weniger, als auf eine befriedigende Weise. 22. Ueber die Zweydeutigkeit des Professor-Nahmens. Eine kurze Satyre über Hofpedanten.

Betrachtungen, teutschen Patrioten heilig. Fortsetzung. — Der Tod fürs Vaterland ist süße, aber nur dem, welchem das Leben fürs Vaterland bitter gemacht ist. Laßt uns vielmehr allen Fleiß anwenden, dem Vaterlande zu leben, damit wir nicht brauchen für dasselbe zu sterben! S.. Frankfurth und Leipzig, 1778. 370 S. ohne Titel und Inhalt.

1. Betr. Werden wir in Deutschland lange Friede haben? Angestellt im Jahr 1773 noch vor Aufhebung des Jesuiter-Ordens. — Den Tod des Churfürsten von Bayern sah der V. freylich nicht voraus. 2. Giebt es ein Universalmittel gegen die Viehseuche? 3. Von der Düngung durch Feuer und Luft. 4. Ueber das Kaffeeverbot. — Man solle dabey die Honoratiores nicht ausnehmen. Also ganz verbieten? — Recensent bemerkte kürzlich in einer gewissen fürstlichen Residenz, daß es zur Galanterie des Frauenzimmers gehöre, in Visiten keinen Koffee mehr zu trinken. Schade, daß es nur Mode war! 5. Ueber die Methodologie der Deutschen in den Wissenschaften. Hinten etwas weniges davon. Der Hauptinhalt ist eine psychologische Tabelle über die Entwickelung unserer Seelen. 6. Ueber die Grade der ewigen Glückseeligkeit von einem deutschen Pfarrer, S. Z. P. Die Priester der Gerechtigkeit sollen vor denen der Religion in der Ewigkeit den Rang haben. 7. Ueber die Entbehrlichkeit des Zuckers in Deutschland. Chymische Vorschläge, die aber, so viel Rec. verstehet, den Zucker niemalen entbehrlich machen werden. 8. Kann man das römische, in Deutschland sogenannte gemeine Recht auf wenige einfache und allgemeine Regeln bringen? Diese Betrachtung ist auch besonders gedruckt, und schon in dieser Bibl. recensirt

cassirt worden. 9. Muß das deutsche Studium der allgemeinen Geschichte nothwendig ein System seyn? — Würde der V. gefragt haben: muß im Vortrage der Geschichte Ordnung seyn? so würde das Sonderbare der Frage gleich in die Augen fallen. 10. Ueber den deutschen Patriotismus. Viel Treffendes, aber auch manches Uebertriebene. 11. Von deutschen Steinkohlen. 12. Von den einfachen Mitteln, die deutschen Wollen- und Leinenmanufacturen in Aufnahme zu bringen. 13. Vom Borgen in der deutschen Privathaushaltung. — Hat etwas unbestimmtes, das leicht gemißdeutet werden könnte. Wenigstens möchte Rec. nach den Erfahrungen, die er hierüber in seinem Amt zu machen gehabt hat, nicht behaupten, daß das auf Borg nehmen besser sey, als baar bezahlen, und schon mehr als einmal hat er selbst von Kaufleuten gehört, daß auf den Reichsmessen bey sogenannter contenten Zahlung die Waaren besser erlassen werden, als auf Borg. 14. Ueber den Umlauf des Geldes. 15. Vom deutschen Torf. Wir eilen zum dritten Bande.

Betrachtungen, deutschen Patrioten heilig. Zwote Fortsetzung oder dritter Band. Wer da vorgiebt, daß ihn Amtsgeschäfte an den Wissenschaften und an dem Vergnügen hindern, sich mit ihnen zu unterhalten, der spricht gegen Wahrheit und Ueberzeugung, macht seine Amtsgeschäfte größer als sie sind, und beschäftiget sich nicht mit dem Amte, sondern mit sich selbst — — Das Andenken der verstorbenen Freunde hat diese Annehmlichkeit, daß wir gewiß wissen, ihre Freundschaft genossen zu haben, bey ihrem Leben aber immer fürchten mußten, sie zu verlieren — Seneka, an Lucil. 1. B. 72. u. 73. Br. Frankf. u. Leipzig, 1780. 445 S. ohne Tit. und Vorbericht.

1. Von dem deutschen Wagen- und Fuhrwerk. 2. Worinnen bestehen die wesentlichen Vorzüge eines deutschen Doctors der Rechte? — Die Doctorwürde sey ungefehr das, was beym Handwerk das Meisterwerden, gewähre aber keine

eigentliche Ehrenvorzüge u. s. w. 3. Von dem Encyclopädischen Begriffe der Rechtswissenschaften. Von dem nämlichen V. wie die 2. Betr. des vorigen Aufsatzes. Sehr gründlich, vollständig und systematisch. 4. Ueber den Ursprung des Pflugs bey den ältesten Völkern und den Werth des einfachen Pflugs. 5. Von der wahren Würde eines hohen Schullehrers der Rechte in Deutschland. Eine Gedächtnißrede auf Ayrers Tod, die auch schon besonders gedruckt ist. Ayrers Lebenslauf ist angehängt. In der Abhandlung selbst aber wird behauptet, daß, ob schon in unsern Tagen das römische Recht zwar in ganz Deutschland auf allen Gerichtsstellen einen hohen Grad von Allgemeinheit erlangt habe, es doch in den Schulen nicht mit dem Eyfer gelehrt werden müsse, wie das Vaterländische Recht; und daß also ein Mann, der von seinem Fürsten bestellt ist, die Söhne des Vaterlandes, welche künftig zu Richtern über das Volk gesezt werden sollen, in den Gesetzen zu unterrichten, sogar in seinem Gewissen verbunden sey, das römische Recht nur als eine Hülfswissenschaft zu behandeln, die als ein blosses Gedächtnißwerk weder Geist noch Herz erfordere &c. Denn es sey doch nun keine Provinz, kein Gebiet, keine Stadt, die nicht ihre eigene geschriebene Rechte (aber was für Rechte größtentheils? und verweisen sie nicht durchgehends selbst auf das römische Recht? —) hätten, wobey nichts auf die Frage ankomme: Ob darunter vielleicht auch etwas von römischen Rechten sich eingemischt habe? u. s. w. — Diese Behauptungen mag der V. bey Sachverständigen verantworten. Rec. unterschreibt dieselbe nicht. Ueberhaupt herrscht in diesen patriotischen Betrachtungen der Modeton über das römische Recht. Wir wollen ihm hier keine Schutzrede halten. Wenn man aber nur die beyden Umstände bedenkt, daß unsere Vorfahren es freywillig aufgenommen haben, und daß diese Aufnahme, so äuserst blind sie war, und so häufig und heftig sie getadelt wird, gleichwohl die noch nie genug erkannte ausserordentlich grosse und wohlthätige Würkung gehabt hat, daß in dem aus so vielen grossen und kleinen Theilen zusammengesezten Deutschland über ganze Rechtsmaterien allgemeine Sätze gäng und gäbe worden sind: — so sollte man über das römische Recht nicht so herfahren, wie man's gemeiniglich thut. Ein Dorf sogar hatte ehedem seine eigene Sitte. War das Glück für Deutschland? — und wie roh waren die wenigen Gesetze, die unsere Vorfahren hatten! wie unvollständig! Vielleicht würden wir noch, statt mit

Zeugen

Zeugen, Urkunden und Eiden zu beweisen, Feuer- und Wasser-Proben haben, noch um ein gewisses Geld Menschen zu tod schlagen lassen u. s. w. wenn das römische Recht unser Gefühl nicht verfeinert hätte. Wenn man findet, daß nunmehr dem römischen Recht sein Abschied ganz ertheilt werden könne: so ertheile man ihm einen ehrlichen. Für die Mißbräuche, so mit ihm geschahen, kann es nicht, und entwerfet selbst nun ein eigenes Recht nach euerm besten Wissen, laßt es aber 1000 und mehr Jahre alt werden. Denkt ihr nicht, daß unsere Enkel auch — Fehler in Menge daran finden werden? — Die Bewegungen, welche das römische Recht ehedem gemacht hat, sind eben nicht hinlängliche Beweise, daß man damals schon eingesehen habe, daß es auf unsere Sitten nicht passe: es waren Bewegungen, die noch izt entstehen, wenn auch noch so gute neue Ordnungen eingeführet werden. Manches war auch nicht auf das römische, sondern auf das päbstliche Recht gemeynt. — Die zwote Erforderniß eines Rechtslehrers nach gegenwärtiger Abhandlung ist die, daß er auch auf gute Sitten dringen solle. Hier hat uns der V. besser gefallen.

Ueber die Gesezgebung oder über die Grundsätze der Gesetze, vom Herrn Abee von Mably. Ad respublicas formandas et ad stabiliendas vires, sanandos populos, omnis nostra pergit oratio. Cic. de leg. 1. c. 37. Erster Theil. Aus dem Französischen übersezt. Nürnberg verlegts Schwarzkopf. 1779. 304 S. in 8. Ohne Titel und Inhalt. Zweyter Theil 1779. 316 S.

Vor ungefehr 200 Jahren gab man Geseze, ohne vorher viel von ihren Grundsätzen geschrieben zu haben. Izt schreibt man sich armseelig über das Gesezwesen, und noch in den wenigsten Ländern legt man Hand an die Ausführung. Vielleicht geschiehet es doch nach und nach, wenn man über die Grundsäze derselben immittelst sich aufgeklärt und vereiniget hat. —

Mably läßt seinen Landsmann, den Montesquieu, weit hinter sich. Dieser nimmt unsere Sitten und Staaten wie sie sind, läßt sie, wie sie sind, richtet aber die Geseze nach ihnen ein.

ein. Mably will unsere Regierungen umschmelzen, und achtet nicht auf die große Verschiedenheit derselben unter sich. Montesquieu führt uns auch oft auf Rom und Sparta zurück, aber nicht allein und nicht immer, sondern nur wo es paßt. Mably ist ein bloßer Bewunderer von Rom und Sparta, und giebt beyde zum Muster, auch wo er von Monarchien redet. Montesquieu erkennt den Ehrgeitz als die Triebfeder in Monarchischen Staaten. Und ein vernünftiger Ehrgeitz, wie viel Gutes und wahrhaft Großes bringt er in Stand, hat er selbst in Rom und Sparta nicht zu Stand gebracht? Mably fordert von einem Gesetzgeber, daß er alle seine Kräfte anwenden solle, den Ehrgeitz nicht etwan in gehörige Schranken einzuleiten, sondern — würksam zu unterdrücken. Montesquieu bringt immer in den Geist der Gesetze ein, und bringt sie auf Grundsätze zurück. Mably, anstatt Grundsätze zu geben, prediget sehr oft frostige Moral. — Wir haben weder Zeit noch Raum, den Contrast zwischen beyden nach allen Theilen zu zeigen. Kurz: Montesquieu hat, da er über die Gesetze schrieb, immer die Welt, für die er schrieb, vor Augen gehabt, Mably nicht; jener hat Grundsätze, die kluge Regenten ergreifen können und werden, dieser meistens fromme Seufzer. —

Mably sezt voraus, daß die Gleichheit des Glücks und der Verhältnisse der Bürger eine nothwendige Bedingung bey dem Wohl der Staaten ausmachen solle. Dieses Glück der Menschen ist durch die Einführung des Eigenthums gestört worden. Weil nun die Hindernisse unübersteiglich sind, die der Natur allein gemäße Gemeinschaft der Güter wieder einzuführen: so fordert, wie gesagt, Mably von seinem Gesetzgeber, daß er alle seine Bemühungen gegen die Habsucht, vorzüglich gegen den Ehrgeitz, sowohl bey Obrigkeiten als Unterthanen richten müsse. Er giebt darüber unterschiedliche Vorschläge, die auf dem Papier, nur obenhin angesehen, so gar übel nicht lassen, aber theils nichts weniger als zureichend, theils nicht thunlich, theils in Monarchischen Regierungen und großen Reichen würklich abgeschmackt sind. Z. B. nur einen seiner Vorschläge näher zu beleuchten, so will er, daß, wie bey den Römern, die obrigkeitliche Personen nicht beständig, sondern nur auf eine gewisse kurze Zeit seyn sollen. Nun erklärt er sich hierbey nicht, was er unter obrigkeitlichen Personen verstehet. Sind auch Staatsminister, sind Regierungen und Parlamenter, sind nur Unterobrigkeiten darunter gemeynt?

Wenn

Wenn nun auch nur leztere gemeynt sind: was war die Ursache der Abwechselungen bey den Römern? — Damit kein Bürger über den andern zu mächtig würde. Das war ein hinreichender Grund für eine Republik. Wie soll dieser aber auf eine Monarchie passen? Glaubt Mably, auch bey einer Monarchie würden die Unterthanen besser stehen, wenn ihre Obrigkeiten nicht beständig wären: so ist es an sich schon weit gefehlt, und ohne allen Beweis, wenn er glaubt, die römische Unterthanen in den Provinzen seyn darum besser gestanden, weil sie alle Jahre einen andern Präses, Proconsul und dergl. hatten. War er schlimm: so verloren sie ihn wieder in einem Jahr; das war gut. Aber eben so geschwind kamen sie auch um einen guten. Da hebt also eines das andere auf. Die Unkosten hingegen, und die Beschwerlichkeit, alle Jahre einen andern Mann kennen, sich in seine Launen und Caprieen schikken zu lernen, waren gewiß. Und bis auch der Präses seine Provinz, ihre Bedürfnisse und Mängel kennen lernen, und zu ihrer Abhelfung Mittel ergreifen konnte, mußte er wieder fort. War das wohl Glück? Und so läßt sich noch viel über diesen einigen Vorschlag raisonniren.

Wir haben aber schon genung gesagt über ein Product, das nicht auf unserm Boden gewachsen ist. Ob es der Verpflanzung wohl werth war, läßt sich aus dem bisherigen abnehmen. Ein kernhafter Auszug würde um so besser gewesen seyn, als Mably seine Betrachtungen in ein Gespräch zwischen einem Schweden und Britten eingekleidet hat, das oft sehr ins langweilige fällt.

Ob die Uebersetzung getreu sey? oder nicht? können wir in Ermanglung der Urschrift nicht sagen. Aber was soll auf beyden Titelblättern der Herr Abee bedeuten?

Julii Friderici Malblanc I. U. D. Prof. P. O. Altorf. Commentatio de poenis ab effectibus defensionis naturalis etiam in statu civili probe distinguendis qua simul leges germanicae adversus facinorosos vagantes, die Zigeuner &c. extantes aliaque iura huc spectantia illustrantur. Altorfii, typis Hesselii, 38 S. ohne Titel.

Die meisten leiten das Recht zu strafen im dem bürgerlichen Stande, von dem Rechte der Selbstvertheidigung in dem Stande der Natur ab. Hr. M. widerspricht dieses, und behauptet, daß die Strafen im bürgerlichen Zustande eine besondere Erfindung desselben, ein Kunststück, das nur allein auf die bürgerliche Gesellschaft, ausser derselben aber gar nicht passend, daß die Strafen hingegen im Stande der Natur unbekannt, und selbst noch in einem bürgerlichen Staate von der Selbstvertheydigung unterschieden seyen; die Strafen haben blos die Besserung des Verbrechers und die Abschröckung anderer zur Absicht; wo ein Verbrecher am Leben gestraft werde, sey es Vertheidigung des Staats gegen denselben, nicht eigentliche Strafe. Eben so finde gegen Rebellen keine Strafe, sondern Selbstvertheidigung statt. Die Edicte gegen die Jauner enthalten auch keine eigentliche Strafen, sondern seyen bloße Selbstvertheydigung des Staats gegen Leute, die ihm gefährlich seyen, u. s. w. Daher könne ein Landsherr seine rebellische Unterthanen selbst abstrafen, wenn gleich ein anderer die peinliche Gerichtsbarkeit habe; daher werden bey dem Verbrechen beleidigter Majestät die Untersuchungen an den Hof gezogen, daher sehen die Anstalten gegen die Zigeuner einem Kriege gleich; daher könne der peinliche Gerichtsherr den Landsherrn an Verfolgung der Zigeuner nicht hindern, vielmehr nur der Lands- und Vogtsherr nicht der Centherr die öffentliche Sicherheit gegen Jauner und Zigeuner durch Mandate behaupten, &c. — Mit Vergnügen sehen wir es allemal, wenn ein Schriftsteller selbst denkt. Und dieses Vergnügen hat uns Hr. M. gewährt, ob wir gleich in einigen Punkten anderer Meynung sind, als er. Gesezt einmal, es wäre philosophisch richtig, daß im Staate die Strafen und das Recht zu strafen, ganz was anders als das Recht der Selbstvertheydigung seyn, und daß daher gegen Rebellen und Jauner jene nicht, sondern nur diese anschlagen: so müßten wir doch uns sorgfältig hüten, nach einem solchen neuen Satze alt hergebrachte Rechte und Sitten messen, und beurtheilen, einschränken oder ausdehnen zu wollen. Wenn nun z. B. Hr. M. sagt, bey Staatsverbrechen werde ordentlicherweise Untersuchung und Urtheil nicht den gewöhnlichen Malefiz-Gerichten überlassen, sondern dazu eigene Inquisitionscommißionen niedergesezt, weil hier nicht das gewöhnliche Recht der Strafen, sondern blos das Recht der Selbstvertheidigung eintrete: so fragen wir ihn, ob

es

er wohl aus der Geschichte aller Staaten, bis auf die bekannte neueste dänische Begebenheit darthun könne, daß nicht um anderer Staatsursachen, nicht etwan um des Staatsverbrechens entschiedener erster Wichtigkeit willen, sondern weil gegen Rebellen blos das Recht der Selbstvertheydigung statt finde, Hofcommissionen erkannt worden seyen? — So philosophisch hat wohl noch kein Hof raisonnirt. Aehnliche Anmerkungen ließen sich noch auf andere Folgen, die Hr. M. aus seinem Satze ziehet, machen. Hauptsächlich mißfällt uns aber, daß er die bürgerliche Strafen von dem Rechte der Selbstvertheydigung als etwas ganz unähnliches unterscheidet, und würkliche bürgerliche Strafen nicht als solche, sondern als Selbstvertheydigung angesehen wissen will.

Der Raum einer Anzeige in dieser Bibliothek gestattet uns nicht, unsere Gedanken hierüber weitläuftig zu eröfnen. Hr. M. scheint aber an die im Stande der Natur mit der Selbstvertheidigung so oft und so genau verbundene Selbstrache nicht gedacht noch überlegt zu haben, daß auch im Stande der Natur die Selbstvertheydigung nicht immer auf den Tod des Gegners gehe, und daß sich folgende zwo Stellen nicht wohl zusammenreimen lassen: S. 6. u. f. *Otiosa* vero sunt, quæ de justitia vel injustitia *belli punitivi* in statu naturali, s. imperii civilis nexu soluto, passim disputantur. Omnia enim defensionis seu vindictæ naturalis jura *adversus aggressorem tantum* tendunt, et ad periculum *ab illa* metuendum sunt restringenda. Si igitur casus fingitur, quod securitas plane sine illius interitu totali obtineri possit, *vel ita iam sit restituta, ut* victus ad ulteriorem noxam inferendam plane sit inidoneus, tum valde dubito, an eum sanæ rationis applausu, quo tertiis solummodo terror iniicitur, ulterius in illum et usque ad eius internecionem sævire liceat, quia inter remotam præsumtionem, a generis humani indole desumtam, lubricam, nulloque adhuc facto specialiori determinatam et animam homini eripiendam, quo casus futuri possibiles sed incerti præcaveantur, nulla existit proportio, ad excitandum defensionis naturalis ius sufficiens." Und S. 17. „Competit igitur contra perduelles reliquae societatis parti illiusque legitimis gubernatoribus *verum iustumque belli ius in infinitum* progrediens, ab alio, quod in extraneos hostes exercetur, effectu non diversum, nisi quod poste-

posteriori casu pro humanioribus iuris gentium principiis, saeculorum diversorum genio accomodatis, etiam mitiores obtineant conditiones ad reciproci consensus leges adornatae, cum contra priori casu a societatis membro, omnem pietatem fidemque exuente, atque intima societatis viscera quovis modo aggrediente, raro moderatio, consiliorumque mutatio facile expectari, ideoque, *licet omne periculum præsens* perpetui carceris vinculorumque *vi remotum videatur*, interna tamen securitas plena, *sicuti alias in statu naturæ fieri solet*, *nunquam fere aliter nisi* cum internecione et totali rei extinctione obtineri possit, quippe dum furorum autores spirant, etiam reliqui occulti coniurationis socii spirent, ubi vero de illis extremum statuitur, simul et de reliquis omnibus decernatur." Kann man nicht aus dieser Stelle die Straffriege, welche der Herr V. oben verwirft, vollkommen vertheydigen? —

Ueberhaupt scheint es dem Recensenten gleichgültig, ob man die Strafen im Staate aus dem natürlichen Vertheydigungsrechte herleitet, oder ob man sie als eine dem Staat eigene Bedürfniß ansiehet? Es kömmt doch dabey alles immerhin darauf an, wie man über die wechselseitige Begriffe sich gegen einander erklärt, wenn man nur im übrigen in der Anwendung und Entwicklung des einmal angenommenen Satzes mit der gehörigen Vorsicht und Ueberlegung zu Werk gehet, und also, wenn man annimmt, daß die Strafen von dem natürlichen Vertheidigungsrechte herrühren, nicht gleich solche Schlüsse: so würden die Menschen ihre Beleidiger im Stande der Natur behandlen, also darf der Staat sie auch so behandlen; macht. Denn es ist ein groser und vielfacher Unterschied zwischen dem Menschen im Stande der Natur und zwischen dem Staate, wenn sie Verbrechen ahnden.

Hph.

Bernardi, præpositi Papiensis, breviarium extravagantium, cum Gregorii IX. decretalium collectione ad harmoniam revocatum, varietate lectionum et variorum notis illustratum cura et studio *Joh. Ant. Rieggeri* Eq. Pars I. Friburgi Brisgoviæ, ap. Wagner. 1779. 2 alph. 17 plagg.

Es

Es ist bekannt, daß die späteren Sammler der Kirchengesetze bey ihren Arbeiten die schon daseyenden Sammlungen ihrer Vorgänger gewöhnlich genuzt, und diese oft nur abgeschrieben, dabey aber doch mancherley Aenderungen sich erlaubt haben. So hat nun auch Pabst Gregorius IX. oder vielmehr Raymund von Pennaforte, bey seiner Sammlung der Decretalen vorzüglich aus dem breviario geschöpft, welches Bernhard, damals noch Probst zu Pavia und nachher Bischof von Faenza, der auch unter dem Beynamen Circa bekannt ist, gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts verfertigte, und darin die Extravaganten, das ist diejenigen Decretalschreiben, die noch in keiner Sammlung stunden, und einige Kanones, zusammentrug. Dieses breviarium kann daher nicht nur zur Beurtheilung und Berichtigung mancher Lesarten, sondern auch zur Erläuterung des Sinnes vieler Stellen in den gregorianischen Decretalen nüzlich gebraucht werden; und da Raymund in Bernhards Text manches geändert, auch vieles weggelassen oder ins kürzere gezogen hat, so giebt eine zwischen beyden angestellte Vergleichung zu mancherley nicht unnützen Betrachtungen Anlaß. Bisher hatte man von Bernhards Werk nur zwey Ausgaben, welche sich beyde selten gemacht haben; die eine von dem berühmten Ant. Augustinus, die andre von Labbe mit Cujacens Noten. Hr. Riegger hatte schon lange eine neue Ausgabe versprochen, und liefert hier den ersten Theil, welcher sich durch seine äußere Gestalt nicht weniger als durch des Herausgebers fleißige Bearbeitung empfiehlt. Um den vorhin bemerkten Gebrauch des breviarii zu erleichtern, sind die dazu gehörigen Stellen der gregorianischen Decretalen daneben abgedruckt, und weil man sich in Absicht der in beyden sehr verschiedenen Ordnung nach dem Bernhard richten mußte, ist überall bemerkt worden, in welchem Buch, Titel und Kapitel der gregorianischen Decretalen man die Stelle antreffe. Beyde Texte sind nicht nur fleißig mit den nöthigen Summarien, Parallelen, Citaten und chronologischen Nachweisungen versehen, sondern auch mit Handschriften sowohl, als ältern Ausgaben, welche eine ziemliche Menge hier abgedruckter Varianten geliefert haben, sorgfältig verglichen. Zu Bernhards Breviario sind Augustins Noten beybehalten worden, und hie und da, aber ziemlich sparsam, ist eine Anmerkung des Hn. Herausgebers hinzugekommen, deren wir mehrere gewünscht hätten, zumal zu Erläuterung der Sachen und zur Entwickelung der Ursachen, warum die gregorianischen

Decre-

Decretalen so oft von dem Text des Breviariums abgewichen sind. Auch der gregorianische Text ist mit notis variorum, nämlich des Gonzalez, a Costa, Florenz, Cujaz, Molinäus, Giraldus a S. Cajetano, Strauch und J. H. Böhmer, zu welchen der Herausgeber noch eigne hinzugesezt hat, erläutert. Die Vollendung dieser Ausgabe wird gewiß allen kritischen Forschern des geistlichen Rechts angenehm seyn.

Franc. Xaverii Schlosser dissertatio inaug. de indissolubilitate matrimonii in infidelitate contracti, converso ad fidem Christi conjugum alterutro. Friburgi Brisg. typis Satron. 1780. pag. 36. in 8.

Die Lehrer des geistlichen Rechts in der römischen Kirche geben sehr verschiedene und zum Theil einander widersprechende Antworten, wenn gefragt wird, ob eine Ehescheidung statt finde, wenn von zwey Personen, welche einander als Nichtchristen geheirathet haben, die eine zur christlichen Religion übergehet, die andere aber unglaubig bleibt? Inzwischen war doch bisher die gemeinere Meynung, daß die Scheidung, und also auch die Erlaubniß zu einer anderweiten Ehe zu schreiten, statt habe, wenn der unglaubig bleibende Theil dem gläubig gewordenen nicht folgen noch bey ihm bleiben wolle. Der V. hingegen sucht zu beweisen, daß eine solche Ehe, ohne alle Rücksicht auf das Verhalten des ungläubigen Theils, unauflöslich sey. Es scheint auch dies allerdings den Grundsätzen seiner Kirche von dem Sacrament der Ehe am gemäßesten zu seyn.

Doch wir mischen uns in diesen Streit um so weniger, da der Verf. ausdrücklich erklärt, er habe es nicht mit Protestanten, sondern mit solchen zu thun, die mit ihm bekennen, daß nicht einmal Ehebruch eine rechtmäßige Ursache zur Ehescheidung gebe. Weil aber dem Verf. vornehmlich die Stelle 1 Kor. 7, 15. so aber der Unglaubige sich scheidet, so laß ihn sich scheiden, entgegen gesezt werden könnte, so giebt ihm dies Gelegenheit, die Hypothese eines ungenannten Franzosen ausführlich vorzutragen, nach welcher Paulus nur V. 10. 11. von rechtmäßig verehlichten reden, V. 12. aber von solchen zu handeln anfangen soll, die als Nichtchristen im Concubinat mit einander gelebt haben. Diese sollen unter den andern, τοῖς

λοι-

Λογιαι, V. 12. verstanden werden. Der Verf. macht selbst gegen diese Erklärung eine Einwendung; es ließen sich aber aus dem Context noch mehrere dagegen machen.

Hg.

Der Rechtsgelehrte. Eine gemeinnützige Zeitschrift für alle Stände und Religionsverwandte. Erster Band. Joseph, Katharina und Friedrich II. gewidmet. Mit Kupfern. Hamburg in der Müllerischen Buchhandlung 1781. Erstes Heft. 6 Bogen in 8. Zweytes Heft. 6 Bogen.

Diese Wochenschrift erscheint in einzelnen wöchentlich ausgegebenen Bogen, deren sechse in einen Heft und blauen Umschlag gebracht werden, vier Hefte sollen einen Band, und vier Bände einen Jahrgang ausmachen. So viel von der äußern Einrichtung. Von dem Inhalt sollen zwar, wie die Verfasser auf dem Umschlag des ersten Hefts erinnern, die Leser und Recensenten erst beym Schlusse des ersten Bands urtheilen können: indes, da sie in der Votrede, vor welcher eine etwas affectirte Zuschrift an die auf dem Titel genannte Regenten, und eine zwecklose Anrede an das Publikum von der Verlegerin vorausgehet, den Plan und die Absicht dieser Schrift angeben, und, wie gewiß jeder Leser empfinden wird, in einem sehr vielversprechenden Tone davon reden: so läßt sich doch jezo aus den vor uns liegenden Proben beurtheilen, ob sie dem Plan und der Absicht der VV. entsprechen, oder doch nahe kommen. Diese Schrift soll alle Gegenstände, die die Rechtsgelahrheit, deren Geschichte und Litteratur, das Justizwesen u. s. w. betreffen, umfassen, und soll Gelehrten und Ungelehrten gleich stark interessant werden; jene sollen hier alles finden, was in den ganzen Umfang ihres Faches einschlägt; diese sollen dadurch in Stand gesezt werden, mit hellen Augen in das juristische Heiligthum einzuschauen u. s. w. Wer zu viel, oder wohl gar nicht füglich zusammen bestehende Dinge verspricht, leistet gemeiniglich am wenigsten: wie das sehr oft der Fall bey vielen Wochenschriften gewesen ist, wo man oft alte verlegene, oder überall anzutreffende, oder auch ganz untaugliche Waare mit vielem Geschrey für neue, seltene, brauchbare und vortrefliche

Kost

Kostbarkeiten ausgiebt. Wir müßten uns sehr irren, wenn kundige Leser hier nicht gerade das nemliche antreffen sollten. Wir wollen den Inhalt der Abhandlungen, die in jedem Bogen befindlich sind, kürzlich nach den Nummern der Bogen angeben, und davon unsere Meynung sagen.

Im 1sten Heft. 1) Kurze Uebersicht der deutschen Rechtsverfassung. Beym Eingange erwartet man ganz neue Aussichten, und im Fortlesen findet man nichts, was nicht in jedem Lehrbuch des deutschen Rechts oder der Rechtsgeschichte besser gesagt würde. Vorschlag zu einer neuen juristischen Rechtsschreibung. Der V. schmeichelt sich vergeblich, daß sie viele Nachahmer finden werde; und wir freuen uns, daß der Anfall auf unsre Sprache, den einige Sonderlinge gemacht und unterstüzt haben, von keinen Folgen gewesen ist. Salomonisches Urthel. Ein unbedeutendes Geschichtgen — Juristische Bücherkritik. 2) Fortgesezte Uebersicht der deutschen Rechtsverfassung. Neuigkeiten. 3) Schicksaale der deutschen Rechtsgelehrsamkeit. Bekannte Nachrichten, wie sie in den jezt üblichen Lehrbüchern stehen, und noch darzu mit Unwahrheiten und falschen Vorstellungen durchwebt. Leben Johann Paul Triers — Der Anfang davon, welcher aber, mit weniger Veränderung, auch auf andere Gelehrte passet. Ankündigung eines juristischen Wörterbuchs. Die Verfasser wollen nemlich alle lateinische Ausdrücke ins Deutsche übersetzet wissen, und in ihren Blättern von den Beyträgen andrer Gebrauch machen. 4) Ueber die Geseze. Triviale, und zum Theil schief gefaßte, und aus den Lehrbüchern des Naturrechts geschöpfte Säze. Triers Leben fortgesezt. Juristische Neuigkeiten, und Vorschlag zu einer juristischen Logik. Es ist schon oft über eine juristische Logik gespottet worden; darum brauchen wir nichts weiter davon zu sagen. 5) Fortsezung der Abhandlung über die Geseze. Juristische Neuigkeiten. Bücherkritik. Im zweyten Heft, No. 6) Würde und Bestimmung der Rechtsgelehrsamkeit. Recht gut gemeynt: ohne daß man aber daraus das geringste lernet. Beschreibung der englischen Gefängnisse. Menschlichkeit bey den englischen Criminalgerichten. Bekannte Dinge, jedoch in der lezten Abhandlung gut vorgetragen. 7) Ueber die Art, die Rechtsgelahrheit zu lehren und zu lernen. Zum Theil schon lange von guten Lehrern beobachtete Vorschläge, zum Theil aber untaugliches allgemeines Räsonnes

sonnement. Skelet der Jurisprudenz. Man kanns in der ersten besten juristischen Encyclopädie besser entwickelt finden. Juristische Bücherkritik. Am Ende ein Sinngedicht von Kästner. 8) Abriß der Rechtsgelehrsamkeit. Mit vieler leerer Declamation wird gesagt, daß in vielen Ländern menschlichere und tolerantere Grundsätze herrschen. Leben Johann Schilters. Die äußern Schicksaale des Mannes. Eine Anecdote. Einige Verse aus Duschens Lehrgedichten. 9) Fortsetzung des Lebens J. Schilters mit dem Verzeichniß seiner Schriften. Ueberschrift von den verschiedenen Rechten in Deutschland. Ziemlich verworren aus einem Lehrbuch der Rechtsgeschichte abgeschrieben, wo man es weit deutlicher und ordentlicher findet. 10) Beschluß der Uebersicht ꝛc. Ueber den juristischen Vortrag. Eine gute Schreibart in wahrem Wochenschriftenton empfohlen. Eine Anecdote. Woraus man aber des V. unrichtige Begriffe in der Rechtsgelahrheit erkennen kann. Ein Geschichtgen von K. Alphonsus, und ein Gedichtgen. 11) Der tolerante Rechtsgelehrte, eine bairische Anecdote. Die beyden bekannten Oden Zaupsers auf die Inquisition, nebst einem Auszug der von Pater Gruben dagegen gehaltenen Rosenkranzpredigt. Beydes mit unbedeutenden Anmerkungen. Eine italiänische Anecdote.

Wir haben uns bey dieser Schrift länger verweilt, als sie es verdient. Sollte sie in Zukunft nicht besser werden; so wird die Anzeige desto kürzer ausfallen.

Versuch über die Gesetze. An Sr. Excellenz, den königlichen Preußischen Großkanzler von Carmer. Erster Theil. Breslau bey G. Löwe 1781. 1 Alph. 6 Bog. in 8.

Der uns unbekannte V. scheint, bey einer flüchtigen Uebersicht dieser Schrift, über die Natur der Gesetze, über das Verhältniß der Unterthanen zum Regenten und zum Staate, und besonders über die Gesetzgebung reife und von Vorurtheilen freye Betrachtungen angestellt, wenigstens über diese Gegenstände vieles gelesen, und das Gelesene gehörig benutzet zu haben. Allein, wie man bald bemerket, daß er das Ganze nicht nach einem bestimmten Plan geordnet, sondern seine und fremde Gedanken, so wie sie ihm vorgekommen, unbestimmt

und

und ohne daß sie in die Reihe der Ideen, wo er eben stand, passen, hingeschrieben hat: also findet man auch, bey genauer Prüfung des Inhalts, daß der V. für sich nicht viel neues Licht auf die abgehandelten Gegenstände ausbreiten werde. Zwar hat er viele historische und politische Werke, besonders solche, welche in neuern Zeiten von Engelländern und Franzosen geschrieben worden, benuzt, und viel Gutes daraus entlehnet. Allein theils treibt er dies zu weit, und schreibt ganze Kapitel aus dergleichen Büchern heraus, auch wohl ohne sie zu nennen; theils sind diese entlehnte Stücke oft nicht gehörig eingepaßt; theils ist das, was der V. von dem seinigen hinzuthut, meist sehr unzusammenhängend, und enthält bisweilen falsche und übertriebene, oder ganz bekannte Dinge. Dies alles ist um so auffallender, jemehr der Ton, aus welchem der Verf. spricht, einen Mann erwarten läßt, der über die Gesetzgebung ganz neue Aussichten zu verbreiten vermag. Da die vielen abgerissenen Gedanken einen nur irgend befriedigenden Auszug dieser Schrift unmöglich machen; so wollen wir blos versuchen den Gang, welchen der V. nimmt, und einige seiner Grundsätze auszuzeichnen. In einer vorangeschickten Einleitung werden einige allgemeine Bemerkungen über die Gesetzgebung gemacht, und unter andern ganz richtig erinnert, daß es ein ganz andres sey, im allgemeinen über die Gesetzgebung zu philosophiren, ein andres aber, ein guter Gesetzgeber zu seyn. Dieser muß auf die Sitten, Verfassung, Vorurtheile u. s. w. seines Volkes Rücksicht nehmen, demselben den unglücklichen Zustand, worinnen es ist, fühlbar machen, es unbemerkt davon befreyen, und in den glücklichen Zustand, den es eben jezt zu geniessen fähig ist, zu versetzen suchen. Es will daher der V. es nicht bey einer allgemeinen Theorie der Gesetze bewenden lassen; sondern auch auf Verfassung und Gesetze einzelner Völker Rücksicht nehmen, und sie in Beziehung auf die Gesetze betrachten. Er stellt vor allen Dingen unter der Rubrik: Von Gesetzen überhaupt, allgemeine Betrachtungen an, welche bis Seite 119 unter verschiednen Rubriken fortgesezt werden. Unter den Ueberschriften: Vom Naturgesetz und von der Regierungsform werden die bekannten Grundsätze entwickelt, nach welchen das Verhältniß der positiven Gesetze zu den natürlichen zu beurtheilen ist, und die Gründe angegeben, aus welchen die Menschen sich in Staaten begeben, und unter welcher Einschränkung das geschehen ist. Er zergliedert sodann unter der Rubrik

brik von Gesetzen von S. 25 an, aus den vorherigen Grundsätzen den Begrif von Staatsgesetzen, warum und in wie ferne die Unterthanen ihnen unterworfen sind, und wie diese Gesetze beschaffen seyn müssen. Ueber alles dies sagt der V. viel Gutes, allein meistens sind es bekannte, oft zu allgemein und zu unbestimmt ausgedrückte Sätze. Er tadelt die Gesetze, worinnen einzelne Fälle entschieden werden, und verwirft dahero das römische Recht; er dringt darauf, daß jeder Bürger die Gesetze kenne und sie befolge; daß die Gerechtigkeit unentgeldlich und öffentlich verwaltet werde. Vornemlich aber soll die Policey der Gesetzgebung den Weg bahnen, sie soll den Charakter des Volks biegsam machen, und dasselbe von seinen Vorurtheilen zurückbringen, ihm fühlbar machen, daß sein Glück von der Befolgung der Gesetze abhange.

Weil auch jedes Gesetz gerecht seyn muß, so schaltet er S. 42 etwas von der Gerechtigkeit ein; dann abermals von den Eigenschaften der Gesetze, die nach der Reihe angeführet werden, und wo wir den V. nicht folgen können, weil er, so wie ihm dies und jenes einfällt, es hinsezt, ohne eine bestimmte Ordnung zu beobachten. Beyläufig werden eine Menge Fehler des römischen Rechts beleuchtet, und dieselbe, so wie die Rechtsgelehrten, ohne die gehörige Bestimmung, und also nicht treffend, getadelt. Zulezt endlich giebt er unter der Rubrik: Der Gesezgeber einer neuen Nation S. 77 einige von andern schon vorgetragene Regeln, worauf die Gesetzgeber zu sehen haben: nemlich auf die Beschaffenheit des Landes, Clima, Nationalcharakter, auf Freyheit der Unterthanen, Vaterlandsliebe, Ehre, Strafe und Belohnung, Künste, und auf die Mittel, die Sitten zu verbessern, und die Obrigkeiten gehörig einzurichten. Es folgt sodann das erste Buch von den Staatsgesetzen überhaupt, welches den Rest dieses Bandes einnimmt. Er betrachtet zuerst die verschiedenen Regierungsformen, worüber das Bekannte vorgetragen wird. Dann von den Gesetzen, die mit einer monarchischen Regierung verknüpft sind. Einige Pflichten eines Monarchen. Der Adel gehöre nicht nothwendig zu Monarchien; eben so wenig der Stand der Geistlichkeit. Ein scharfes und hartes, zum Theil übertriebenes Urtheil über die Geistlichkeit: größtentheils aus dem Helvetius. Um zu bestimmen, welche Maasregeln der Regent in Ansehung der Religion zu nehmen habe, wird untersucht: Welchen Einfluß die Religion auf das Glück der Nation

 habe.

habe. Der V. eifert dagegen, und bedenkt nicht, daß die von ihm aus der ältern Geschichte erwähnten und gerühmten Leute doch auch eine Religion hatten; der christlichen Religion kann er nicht das Böse zuschreiben, was durch deren Misbrauch und durch Pfaffenregiment entstanden ist. Er urtheilt hier nicht kalt; überall blickt Eifer, und zwar ein eben so schädlicher und den Staaten nachtheiliger intoleranter Eifer durch, als „er bey den christlichen Eiferern" angetroffen wird, wider die er doch declamirt. Er giebt selbst eine allgemeine Duldung aller Religionen als das beste Mittel an, den Unordnungen, die die Religion veranlassen kann, vorzubeugen. Und doch meynt der V., indem er dem Regenten die Religionsstreitigkeiten zu entscheiden überlassen will, dieser könnte z. B. bey der Parade befehlen: „Von Morgen an glaube ein jeder an den Heiligen Geist." Wenn nicht Leidenschaft und Unkenntniß der Sache, wovon die Rede ist, hier wirkt, so wissen wir den V. nicht zu entschuldigen. Auch fehlt es an der ruhigen und unpartheyischen Ueberlegung bey dem folgenden Abschnitt, wo von der Aufsicht des Landesherrn auf die Diener der Religion, und von den gefährlichen Folgen des Grundsatzes, daß in einem Staate auch eine äußerliche geistliche Macht seyn könne, gehandelt wird: wo aber doch übrigens vieles allerdings gegründetes vorkommt. — Von Aufbewahrung der Fundamentalgesetze. Der V. findet dergleichen Gesetze, wir wissen nicht, warum? in Monarchien unnöthig, unnütze, und wohl gar lächerlich. Denn das kann doch wohl kein Grund seyn, daß ein guter weiser Regent immer das Beste seiner Nation besorgen werde! — Von der Erziehung des Prinzen. Abgerissene Gedanken, wo zugleich die ganze 6te Abhandlung aus den Questions politiques übersezt beygefügt ist, und wo noch etwas von einigen in einer Monarchie in Ansehung der Ausübung der Regierungsrechte zu machenden, so wie von einigen in England gemachten Einrichtungen gesagt wird. S. 201 verläßt der V. die Monarchien, erwähnt etwas weniges von Aristokratien, und geht S. 203 auf die Demokratien über, wo er vornemlich von den 3 griechischen Republiken, Lacedämon, Athen und Theben die bekannte Geschichte und Verfassung aus Goldsmiths Geschichte von Griechenland erzählt, und dann und wann Betrachtungen einstreuet. Endlich stellt er eine Vergleichung der verschiedenen Regierungsformen an, aus der man weder diesen Punkt genauer beurtheilen lernt, noch

noch auch selbst des V. Meynung über die beste Regierungsform deutlich abnehmen kann: ob man gleich gewahr wird, daß er der Monarchie gewogen ist. Von 278 an nimmt er einzelne Arten von Gesetzen vor, und zwar zuerst die Policeygesetze, worinnen er, wie er selbst erinnert, vornemlich den Grundsätzen des Herrn von Pfeifers folget: Er schreibt, um die Gegenstände derselben zu nennen, eine Stelle aus der Instruction zur rußischen Gesetzcommißion aus. Die einzelnen Gegenstände der Policey sollen nach der Reihe durchgegangen werden. Von der Bevölkerung, wo die Ursachen ihrer Verminderung und die Mittel ihrer Beförderung angegeben werden. Außer den physischen Ursachen, welche auf die Bevölkerung wirken, thun es auch politische, als Regierungsform: hier hat der V. die beyden lezten Kapitel des 2ten Theils des Etat civile — du Bengale, Wort für Wort, abgeschrieben, ohne das Buch anzuziehen, und ohne daß darinnen etwas von der Bevölkerung vorkommt — Von der Freyheit: eine grosse Stelle aus dem Linquet. Nun folgen allerhand abgerissene Gedanken, bald aus diesem, bald aus jenem Schriftsteller, und bald vom V. selbst: besonders vom Ehestande, wo wahres und falsches durcheinander vorkommt, woraus kein Leser etwas Ganzes und Zusammenhängendes herauszubringen vermag, und welches zeiget, daß der V. der Sache nicht gewachsen ist.

Nun noch etwas von der übeln Justizverfassung, wo wiederum aus dem Etat civil du Bengale das 9te Kapitel des ersten Buchs, ohne es zu citiren, ausgeschrieben wird. Darauf folgt etwas aus Moheau Bevölkerung Frankreichs. Wenn der V. auf diesem Fuß fortfahren sollte, über die Gesetzgebung zu schreiben, so können noch eine lange Reihe Bände folgen, die uns aber nicht viel näher zu den wahren Grundsätzen der Gesetzgebung bringen, sondern allenfalls eine Menge zum Theil aus andern Schriften abgeschriebener, wahrer und falscher, brauchbarer und unbrauchbarer, bestimmter und schwankender Säze liefern werden.

D2.

3) Arzneygelahrheit.

D. Johann Friedrich Blumenbach der Med. Prof. ord. zu Göttingen, über den Bildungstrieb und das Zeugungsgeschäft. Göttingen, Dietrich 1781. in klein 8. 87 S.

Das Geheimniß des Zeugungsgeschäftes endlich einmal aufgeklärt zu sehen, endlich einmahl zu erfahren, was im Innern eines Geschöpfs vorgeht, wenn es von einem andern befruchtet, einem dritten das Leben geben soll, — ist ein Wunsch — der die Neugier eines jeden nachdenkenden Menschen so lebhaft reizen muß, daß selbst die mindeste neu geöfnete Aussicht, auch nur um einen Schritt näher zu kommen, alle Aufmerksamkeit und weitere Untersuchung verdient. Unter den zahlreichen Wegen, die man um zu diesem Aufschlusse zu gelangen, eingeschlagen, haben in neuern Zeiten besonders Haller und Bonnet denjenigen am gangbarsten gemacht, der auf die bey der Mutter schon vor der Empfängniß zur Entwicklung vorräthig liegenden Keime hinausläuft. Auch der V. dieser Schrift hielt ihn bisher für richtig und ziemlich bequem, bis ihm endlich eine zufällige Beobachtung einen andern Ausweg öfnete, den er doch erst sorgfältig und nicht ohne Mißtrauen geprüft, ehe er sich entschließen konnte, die Fußtapfen seiner ehrwürdigen Vorgänger zu verlassen, und sich auf ihn zu begeben. Hallers Ruhm kann dadurch, wie sichs versteht, nicht das geringste verlieren." Dies ist der Hauptinhalt der Vorrede.

Die zufällige Beobachtung, welche den V. auf den neuen Weg leitete, war die, daß bey den Reproductionsversuchen mit gewissen grünen Armpolypen, die neuergänzten Thierchen bey allem reichlichen Futter doch weit kleiner als vorher waren, und ein verstümmelter Rumpf, so wie er die verlohrnen Theile wieder hervortrieb, auch in gleichem Maaße recht sichtbarlich einzukriechen und kürzer und dünner zu werden schien. Bald darauf sahe Hr. B. an einem ofnen Knieschaden, daß so, wie die Lücke im Fleische nach und nach wieder mit Gallert oder Narbe ausgefüllt wurde, sich auch das benachbarte gesunde Fleisch in glei-

gleichem Grade allgemach niedersenkte, und gleichsam zu schwinden schien. Also mutatis mutandis, der gleiche Fall, wie bey den Polypen. Hieraus, und aus nachher fortgesezten Beobachtungen und Untersuchungen zog Hr. B. endlich die Resultate, die er hier mittheilt, und die sich am Ende alle dahin vereinen: daß in allen belebten Geschöpfen, thierischen und vegetabilischen, ein besonderer, eingebohrner, lebenslang thätiger, wirksamer Trieb liege, ihre bestimmte Gestalt anfangs anzunehmen, dann zu erhalten, und wenn sie ja zerstört worden, wo möglich wiederherzustellen; ein Trieb (Nisus formationis) der von den allgemeinen Eigenschaften der Körper überhaupt, als auch von den übrigen eigenthümlichen Kräften der organisirten Körper insbesondere gänzlich verschieden ist, und der eine der ersten Ursachen aller Generation, Nutrition und Reproduction zu seyn scheint. Hr. B. unterscheidet diesen Trieb von der vis plastica und C. F. Wolfs vis essentialis. — Zeugung, Ernährung und Widerersetzung sind, wie er S. 19. sagt, im Grunde bloße Modificationen einer und eben derselben Kraft, die im ersten Falle baut, im andern unterhält, im dritten reparirt. Oder: Nutrition ist eine allgemeine oder unmerklich continuirte; Reproduction hingegen, eine wiederholte, aber nur particuläre Generation. Der Bildungstrieb hat an allen gleich starken Antheil: nur der Anlaß, der ihn in Wirksamkeit sezt, und die Weise, wie sich seine Wirkung äußert, sind in zufälligen Umständen verschieden. u. s. w.

Hier wollen wir stehn bleiben, und über das, was wir bisher ausgezogen haben, einiges anmerken.

Wir verstehen unter den belebten Geschöpfen, denen Hr. B. den Bildungstrieb beylegt, nicht etwa alle organisirte mit Lebenskraft begabte Körper ohne Unterschied: denn von solchen, die nur als organische Theile oder Gliedmaßen von Thieren oder Gewächsen, nicht aber für sich selbst bestehend existiren können, wie z. E. ein Auge, Muskel, Gehirn, Herz ꝛc. läßt sich nicht behaupten, daß sie selbst eine Kraft besäßen, sich zu erzeugen, zu ernähren, zu reproduciren; sondern ihre erste Ausbildung, Ernährung und Wiederersetzung ist stets die Wirkung des Bildungstriebes des Thiers oder Gewächses, dessen Organe sie sind. Da Hr. B. den Bildungstrieb auch nur belebten Geschöpfen beylegt, und man Organe derselben so nicht zu

nennen pflegt; so wird dies vermuthlich auch seine Meinung seyn. Es sind also nur solche organisirte Körper mit dem Bildungstriebe begabt, die entweder schon wirklich ein für sich bestehendes Ganzes, z. E. eine Pflanze, ein Thier, sind, oder doch nach ihrer Bestimmung und völligen Ausbildung ein solches ausmachen werden, wie z. E. ein fruchtbares Ey, ein Fruchtkeim, ein Ableger oder ein Glied eines Polypen, die aus sich einen für sich bestehenden lebendigen Pflanzen- oder Thierkörper reproduciren können. Von diesen belebten Geschöpfen lehrt nun Hr. B. daß ihnen ein lebenslang thätiger, wirksamer Trieb eingebohren sey, der sich auf dreyerley Weise in ihnen äussert. Erst anfangs, durch Annehmung ihrer bestimmten Gestalt, (Structur, innern und äussern Bildung) und diese Ausbildung ist die Wirkung des zeugenden (generirenden Bildungstriebes: dann durch Ernährung und Wachsthum, welche die Wirkung des nährenden, (Nutritions-) und endlich durch Wiederherstellung verlohrner oder abgehender Organe, welche die Wirkung des wiederersezenden (Reproductions) Bildungstriebes ist. Nun ist es an sich klar, daß sich bey lebenden Geschöpfen, welche schon die bestimmte Gestalt, wozu sie vermöge ihrer Organisation fähig waren, angenommen haben, ihr Bildungstrieb nicht mehr als zeugender, sondern blos durch Ernährung, Wachsthum, und allenfalls durch Reproduction äussern könne: denn der Zeugende hat ihnen gleich anfangs nur ihre erste bestimmte Ausbildung oder Entwickelung gegeben, bis auf den Punkt, da sie als Ganze dieser bestimmten Gestalt für sich zu bestehen anfiengen. (Bis zur Geburt.) Die Erzeugungskraft, welche man den schon ausgebildeten Geschöpfen zuschreibt, ist ganz etwas andres als der Bildungstrieb zur eignen Erzeugung ihrer selbst: denn durch Jene wird von den Aeltern vermittelst des Zeugungsacts ein andrer zum Leben bestimmter Körper entweder erst organisirt, oder wenn er dies schon wäre, doch in den Zustand versezt, daß sein Bildungstrieb in ihm zu seiner wirklichen Entwickelung thätig wird. Der zeugende Bildungstrieb hingegen, wovon hier die Rede ist, betrift die erste Entwickelung des Geschöpfs selbst, in dem er existirt, und kann also, als solcher, nur in solchen organisirten Körpern thätig seyn, die ihre bestimmte Bildung noch nicht angenommen haben.

Izt entsteht nun die Frage: Was war ein solcher zur Erzeugung sein selbst fähiger Körper vorher, ehe er durch den Zeu-

Zeugungsact seiner väterlichen und mütterlichen Erzeuger in die günstigen Umstände versezt wurde, wo sein Bildungstrieb thätig werden konnte, um ihn zu seiner weitern Bestimmung auszubilden? und wo war er? Organisirt mußte er schon damals seyn, nach Hn. B. eigner Voraussetzung, weil beym allerersten Anfange seiner Ausbildung zur künftigen Gestalt schon Leben in ihm war: und da in dem Einem der Bildungstrieb ganz andre Gestalten entwickelt, als in hundert andern, indem es sehr vielerley Arten lebender Geschöpfe giebt; so muß die Organisation eines jeden schon so beschaffen seyn, daß der Bildungstrieb die besondere bestimmte Gestalt eines Vogels, eines Fisches, eines Menschen, eines Baums, eines Strauchs, aus ihm entwickeln kann, die er annehmen soll. Es muß also für jedes belebte Geschöpf vor seiner Generation, d. i. vorher, ehe sein zeugender Bildungstrieb in ihm thätig wird, ein organisirter Körper existiren, in dessen Organisation der Grund liegt, warum ihn sein Bildungstrieb eben zu dieser bestimmten und keiner andern Gestalt, zu einem menschlichen oder thierischen Körper, zu einem Strauche oder Baume entwickeln kan, und der zugleich die Kraft besizt, durch Beyhülfe der Befruchtung oder des Zeugungsacts der Aeltern, sich diese besondre bestimmte Gestalt zu geben. Was wird wohl dagegen einzuwenden seyn, daß man diesen organischen Körper einen präformirten Keim des sich ausbildenden neuen belebten Geschöpfs nenne? — Aber weiter. Wo kann ein solcher Körper vor der Generation existirt haben? Vermuthlich überall, wo er das Nöthige zu seiner Erhaltung fand. In den Vogeleyern findet er seine Erhaltung allenfalls auf lange Zeit ausserhalb einem belebten Geschöpfe. Allein es giebt auch andre, die ihre Nahrung und Erhaltung für beständig nur in einem Thiere, in einer Pflanze ihrer Art finden, und so können z. E. etwa die für Menschen nur in den Eyern der Mütter ihr Lebensprincipium conserviren, weil sie von ihren Säften ernährt werden müssen, und gleichsam in diesem Boden eingepflanzt sind. Und was wird dann wohl dagegen einzuwenden seyn, daß man dies mütterliche präformirte Keime nenne? Wie, wenn wir das System solcher Keime, das Hr. B. izt verlassen hat, blos in dieser Simplicität annehmen, ohne uns auf die unnütze und unmögliche Erklärung einzulassen, wo diese Keime herkommen, was sie organisirt, ob sie in einander stecken, wie ein Saz Schachteln, oder in der weiten Schöpfung umherfliegen, was für eine Kraft ihr Bildungstrieb

seyn, wie er wirke, u. d. g. wird er dann nicht ganz füglich das System der präformirten mütterlichen Keime mit seinem Bildungstriebe vereinigen können? ja müssen?

Jedoch es ist noch eine Hinderniß dieser Aussöhnung möglich. Der Körper, worin der Bildungstrieb vor der Erzeugung schläft, muß freylich ein organischer Körper seyn: allein er braucht nicht eher organisirt zu werden, als in dem Augenblicke, da sein Bildungstrieb thätig werden soll, ihn zu erzeugen, d. i. ihn zu seiner bestimmten Gestalt auszubilden. Dieser Augenblick ist der Zeugungsact (die Begattung) der Aeltern, oder der Befruchtungsact bey den Gewächsen. Hier wäre dann kein, wenigstens kein lange präformirter Keim. Aber was denn? — Soll dies keine Zeugung aus Nichts seyn; so waren zuvor wenigstens die rohen Materien zu diesem organischen Körper vorhanden, und werden durch den Zeugungsact zusammengebracht, construirt und zu Organen gebildet, die eine bildende Kraft haben, welche augenblicklich den neuentstandenen Keim zu einem Thiere, zu einer Pflanze von bestimmter Gestalt zu entwickeln anfängt. Dies wäre dann, genau betrachtet, die vis plastica der Alten, S. 15. die in der Begattung aus rohen Stoffen Werkzeuge schaft, die zeugenden Bildungstrieb haben, welcher augenblicklich thätig wird, das bestimmte lebendige Geschöpf auszubilden. —

Nun also das Resultat? Allezeit präformirte Keime, entweder durch eine vim plasticam, oder weiß Gott durch was sonst, und wo und wann präformirt, genug, wenn sie da sind, Keime, geben der ganzen belebten Schöpfung ihr Daseyn, und nur in Keimen existirt der zeugende Bildungstrieb, und sonst nirgend!

Hr. B. wird bemerken, daß wir ihm nicht irgend eins von den Systemen der präformirten Keime aufdringen wollen: denn da man sich nie begnügte, es dabey zu lassen, daß man wußte, es müßten Keime zur belebten Schöpfung vorhanden seyn; sondern erklären wollte, woher sie entstünden? wann sie zuerst hervorgebracht würden? wo sie sich aufhielten, bis sie zur Entwickelung kämen? wie sie aussähen? u. d. g. so mischte man freylich viel Lächerliches und Ungereimtes in die Lehre: aber hieran nehmen wir nicht den geringsten Antheil, und so glauben wir, kann auch Hr. B. die präformirten Keime nicht mit Recht verwerfen. Da nun von diesen präformirten Keimen allgemein zugestanden ist, daß sie eine Kraft besitzen, sich

zu der ihnen bestimmten Gestalt auszubilden: so können auch die Vertheidiger derselben dem Hn. B. ohne Bedenken zugeben, daß er diese Kraft einen **Bildungstrieb** nenne, zumal da dies unter allen der schicklichste Nahme ist; und ihm haben sie es zu verdanken, daß er diese Kraft genauer bestimmt, und das System von so vielen Alfanzereyen gereinigt hat, die es bisher verunstalteten.

Nach dieser höchst unmaßgeblichen Erklärung unsrer Meinung fahren wir nun in der Recension der Schrift des Hn. B. fort.

„Zeugung, Ernährung und Widerersetzung sind, nach S. 19, im Grunde schlechterdings nur bloße Modificationen einer und eben derselben Kraft, die im ersten Falle bauet, im andern unterhält und im dritten reparirt." **Bildungskraft** ist allerdings zu allen dreyerley Wirkungen nöthig, so wie **vorstellende Kraft** (vis repræsentativa) zum Selbstgefühle der Seele, zu ihrer Vorstellung der Welt und zur Tendenz ihrer Begierden. Da aber eine Grundkraft, wenn sie sehr verschiedene Wirkungen unter höchst verschiedenen Bedingungen, nach verschiedenen Gesetzen hervorbringt, allerdings wie verschiedene Kräfte betrachtet werden muß, wenn man den besondern Wirkungsarten einer jeden nachforschen will: so möchte es dem Fortgange der Untersuchung doch wohl eben so oft nachtheilig seyn, sie schlechterdings für einerley zu nehmen, als es allerdings schon oft gewesen ist, sie als ganz verschieden zu betrachten. Die **zeugende** Bildungskraft giebt ganzen, für sich bestehenden, lebendigen und theils beseelten Geschöpfen von den mannigfaltigsten Gestalten und Naturen ihr Daseyn, wohnt in ihnen selbst, als solchen, vor ihrer Ausbildung; und ihre Bedingung ist wenigstens in den meisten Fällen, die wir kennen, **Begattung, Befruchtung**. Die **nährende** Bildungskraft bringt kein für sich bestehendes lebendes Geschöpf, sondern nur Theile und Organe eines solchen hervor; wohnt nicht in diesen Organen, wenn sie vom Ganzen getrennt sind, wofern sie nicht dann auch für sich bestehend existiren können, sondern in dem für sich bestehenden Geschöpfe, dessen Theile sie sind; und ihre Bedingung ist **Verdauung** und **zweckmäßige Vertheilung der Nahrungsmittel**. Der **ersetzende** Bildungstrieb erzeugt neue Organe an einem für sich bestehenden lebenden, aber verstümmelten Geschöpfe, wenn dieses auch nur ein getrennter Theil eines andern ist; wohnt in jedem solchen gleich vollstän-

dig; und seine Bedingung ist bleibende vollständige Lebens-
kraft in jedem. Es ist höchst wahrscheinlich, daß der Bildungs-
trieb, indem er sich auf so mancherley Weise äußert, auch nach
ganz verschiedenen Gesetzen wirke: aber zum Unglück haben wir
nicht einmal einen Begrif von seiner Wirkungsart. — Die
Zeugung ohne Saamen (generationem aequivocam) will
H. B. nicht ganz verworfen wissen; sondern meynt S. 23, daß
allerdings wohl zuweilen allerhand Säfte durch eine besondre
Art von Gährung oder Fäulniß organisirt werden, und einen
Bildungstrieb erhalten könnten. Wir wissen nichts dagegen
einzuwenden. Er führt die Rosenschwämme (Schlafäpfel) zu
Beyspielen an, die von dem Stiche eines Insects an den wilden
Rosenstöcken hervorwachsen, und sieht nicht ein, wie die Ver-
theidiger der präformirten Keime die Entstehung dieser Vege-
tationen erklären wollen. Allein da diese Gewächse keine etwa
ausgebildete, selbstständige, organische Körper, die jemals,
vom Rosenstocke getrennt, wie Glieder eines Polypen, für sich
bestehn könnten, sondern immer nur widernatürliche Organe,
immer nur Auswüchse an den Pflanzen, (so wie die polypösen
Gewächse an den Thieren) sind: so wird man sie gar nicht aus
dem zeugenden, sondern aus dem nährenden Bildungstriebe,
nicht ihrer selbst, sondern der Pflanze, (oder des Thieres) an
der sie von einer Hinderung des natürlichen Wachsthums an
der verletzten Stelle auswachsen, zu erklären haben, und so kä-
me hier weder die Zeugung ohne Saamen, noch die durch prä-
formirte Keime in Betrachtung. — Von der übrigen Haut,
welche den Dotter im Eyerstocke einer Henne umgiebt, erin-
nert H. B. S. 27, daß sie nicht mit dem Dotter in die Gebär-
mutter gehe, sondern zerplatze und ihn allein hinabfallen lasse,
da sie hingegen mit ihren Gefäßen am Eyerstocke fest gewachsen
zurück bleibt. Sicherlich nährt also dieses Häutchen nur den
Dotter, er selbst aber den darinn enthaltenen Keim des Hühn-
chens. — Die große Unwahrscheinlichkeit, daß die Saamen-
thierchen die Keime künftiger Menschen und Thiere wären,
stellt H. B. S. 32 in ein so helles Licht, daß man ihm schwer-
lich wird Beyfall versagen können. — Die Panspermie, oder
die Verbreitung der Keime von Menschen, Thieren und Pflan-
zen in der ganzen Schöpfung, die nicht eher zur Ausbildung
[illegible], als bis sie in die Zeugungstheile der Thiere
[illegible] ihrer Art gelangten, verwirft H. B. mit Ver-
[illegible]. Wir sind weit entfernt, sie nach dieser Vor-
stel

stellung, ja auch überhaupt als eine allgemeine Erklärungsart der Erzeugung zu vertheidigen. Aber die particuläre Verbreitung organischer Stoffe oder Keime, nach welcher Keime von Pflanzen und Thieren mancher Art, vielleicht durch eine Zeugung ohne Saamen, in den Säften oder Organen andrer Thiere entstehn und sich darinn ausbilden können, scheint uns zur Erklärung der unleugbaren Thatsache, daß jede Art Thiere und Pflanzen ihre besondre Art Würmer und Räuberpflanzen hat, die sich als selbstständige ausgebildete organische Körper hernach auch auf gewöhnliche thierische oder vegetabilische Weise unter einander befruchten und fortpflanzen, weder chimärisch noch unwahrscheinlich zu seyn, und wir glauben, daß ohne die Annahme eines so durch die ganze thierische und vegetirende Schöpfung verbreiteten Wurm- und Pflanzenstoffes manche Erscheinungen in der Wurmpathologie schlechterdings unerklärbar bleiben. Bekanntermassen ist diese Idee dem Wesentlichen nach in unsern Zeiten von Klein in Danzig vertheidigt worden. Doch dies nur beyläufig. — H. B. beschreibt S. 47 die Entwickelung der Brunnenconferve aus einem kleinen Eyförmigen Kügelchen, die er selbst aufs genaueste beobachtet hat, ohne in einem von den unzähligen Knöpfchen bey der genauesten Untersuchung mit dem Vergrösserungsglase die allergeringste Spur eines präformirten Keimes entdecken zu können. Es ist wahr, dies ist der Lehre von den Keimen gar nicht vortheilhaft, allein es wäre dem ungeachtet auf ihre Nichtexistenz zu viel daraus geschlossen. Wer sieht in den Polypen mit den besten Gläsern mehr, als Reihen von Bläschen? und O. F. Müller hat Thiere gesehen, die er für ganz unorganisirt hält. Gleichwohl müssen unwidersprechlich diese Thiere Organe für den Umlauf, für die Ernährung, für die Fortpflanzung und für ihre Reizbarkeit haben, und diese müßten doch wohl noch sichtbarer seyn, als irgend ein präformirter Keim. — Von den Mißgeburten und ihrer bewundernswürdigen Gleichförmigkeit sagt H. B. S. 57 u. f. viel Merkwürdiges, Lehrreiches und Interessantes, desgleichen von den Bastarden, Nationalbildungen und erblich gewordenen Künsteleyen an Bildung des menschlichen Körpers. S. 60 rc. Wir haben es mit großem Vergnügen und Nutzen gelesen.

Es folgt S. 69 rc. die Betrachtung des Bildungstriebes, in so fern er sich durch die Nutrition äußert. H. B. findet es lächerlich, die Ersetzung der abgenutzten Theile und den

Wachs-

dig; und seine Bedingung ist bleibende vollständige Lebenskraft in jedem. Es ist höchst wahrscheinlich, daß der Bildungstrieb, indem er sich auf so mancherley Weise äußert, auch nach ganz verschiedenen Gesetzen wirke: aber zum Unglück haben wir nicht einmal einen Begrif von seiner Wirkungsart. — Die Zeugung ohne Saamen (generationem æquivocam) will H. B. nicht ganz verworfen wissen; sondern meynt S. 23, daß allerdings wohl zuweilen allerhand Säfte durch eine besondre Art von Gährung oder Fäulniß organisirt werden, und einen Bildungstrieb erhalten könnten. Wir wissen nichts dagegen einzuwenden. Er führt die Rosenschwämme (Schlafäpfel) zu Beyspielen an, die von dem Stiche eines Insects an den wilden Rosenstöcken hervorwachsen, und sieht nicht ein, wie die Vertheidiger der präformirten Keime die Entstehung dieser Vegetationen erklären wollen. Allein da diese Gewächse keine etwa unausgebildete, selbstständige, organische Körper, die jemals, vom Rosenstocke getrennt, wie Glieder eines Polypen, für sich bestehn könnten, sondern immer nur widernatürliche Organe, immer nur Auswüchse an den Pflanzen, (so wie die polypösen Gewächse an den Thieren) sind: so wird man sie gar nicht aus dem zeugenden, sondern aus dem nährenden Bildungstriebe, nicht ihrer selbst, sondern der Pflanze, (oder des Thieres) an der sie von einer Hinderung des natürlichen Wachsthums an der verlezten Stelle auswachsen, zu erklären haben, und so käme hier weder die Zeugung ohne Saamen, noch die durch präformirte Keime in Betrachtung. — Von der übrigen Haut, welche den Dotter im Eyerstocke einer Henne umgiebt, erinnert H. B. S. 27, daß sie nicht mit dem Dotter in die Gebärmutter gehe, sondern zerplatze und ihn allein hinabfallen lasse, da sie hingegen mit ihren Gefäßen am Eyerstocke fest gewachsen zurück bleibt. Sicherlich nährt also dieses Häutchen nur den Dotter, er selbst aber den darinn enthaltenen Keim des Hühnchens. — Die große Unwahrscheinlichkeit, daß die Saamenthierchen die Keime künftiger Menschen und Thiere wären, stellt H. B. S. 32 in ein so helles Licht, daß man ihm schwerlich wird Beyfall versagen können. — Die Panspermie, oder die Verbreitung der Keime von Menschen, Thieren und Pflanzen in der ganzen Schöpfung, die nicht eher zur Ausbildung kommen sollen, als bis sie in die Zeugungstheile der Thiere oder Pflanzen ihrer Art gelangten, verwirft H. B. mit Verachtung. S. 38. Wir sind weit entfernt, sie nach dieser Vor-

stellung, ja auch überhaupt als eine allgemeine Erklärungsart der Erzeugung zu vertheidigen. Aber die particuläre Verbreitung organischer Stoffe oder Keime, nach welcher Keime von Pflanzen und Thieren mancher Art, vielleicht durch eine Zeugung ohne Saamen, in den Säften oder Organen andrer Thiere entstehn und sich darinn ausbilden können, scheint uns zur Erklärung der unleugbaren Thatsache, daß jede Art Thiere und Pflanzen ihre besondre Art Würmer und Räuberpflanzen hat, die sich als selbstständige ausgebildete organische Körper hernach auch auf gewöhnliche thierische oer vegetabilische Weise unter einander befruchten und fortpflanzen, weder chimärisch noch unwahrscheinlich zu seyn, und wir glauben, daß ohne die Annahme eines so durch die ganze thierische und vegetirende Schöpfung verbreiteten Wurm- und Pflanzenstoffes manche Erscheinungen in der Wurmpathologie schlechterdings unerklärbar bleiben. Bekanntermassen ist diese Idee dem Wesentlichen nach in unsern Zeiten von Klein in Danzig vertheidigt worden. Doch dies nur beyläufig. — H. B. beschreibt S. 47 die Entwickelung der Brunnenconferve aus einem kleinen Eyförmigen Kügelchen, die er selbst aufs genaueste beobachtet hat, ohne in einem von den unzähligen Knöpfchen bey der genauesten Untersuchung mit dem Vergrösserungsglase die allergeringste Spur eines präformirten Keimes entdecken zu können. Es ist wahr, dies ist der Lehre von den Keimen gar nicht vortheilhaft, allein es wäre dem ungeachtet auf ihre Nichtexistenz zu viel daraus geschlossen. Wer sieht in den Polypen mit den besten Gläsern mehr, als Reihen von Bläschen? und O. F. Müller hat Thiere gesehen, die er für ganz unorganisirt hält. Gleichwohl müssen unwidersprechlich diese Thiere Organe für den Umlauf, für die Ernährung, für die Fortpflanzung und für ihre Reizbarkeit haben, und diese müßten doch wohl noch sichtbarer seyn, als irgend ein präformirter Keim. — Von den Mißgeburten und ihrer bewundernswürdigen Gleichförmigkeit sagt H. B. S. 57 u. f. viel Merkwürdiges, Lehrreiches und Interessantes, desgleichen von den Bastarden, Nationalbildungen und erblich gewordenen Künsteleyen an Bildung des menschlichen Körpers. S. 60 rc. Wir haben es mit großem Vergnügen und Nutzen gelesen.

Es folgt S. 69 rc. die Betrachtung des Bildungstriebes, in so fern er sich durch die Nutrition äußert. H. B. findet es lächerlich, die Ersetzung der abgenuzten Theile und den

Wachs-

Wachsthum des Körpers aus der Evolutionstheorie, aus lauter atomischen Keimen erklären zu wollen. Es wäre auch wirklich höchst seltsam. Der Bildungstrieb, der sich durch Erzeugung, oder durch eigne Ausbildung zu einem ganzen, selbstständigen Geschöpfe äußert, sezt einen organischen Körper voraus, der fähig ist, zu einem solchen ausgebildet zu werden, und der ist es, den man einen präformirten Keim nennt. Der Bildungstrieb, der sich durch Ansezung neuer, nicht einmal organischer Theilchen äußert, die nur durch die Art ihrer Aneinandersezung und Vereinigung organische Körper, Fasern, Häute, Knochen rc. werden, erfodert keine für sich bestehende organische Körper, die sich selbst eine Gestalt, Structur, Bildung geben können; also gar keine Keime: sondern dieses ganze Arrangement verrichtet das selbstständige ausgebildete Thier, oder die Pflanze, deren Gliedmaßen oder Organe ernährt, vergrößert, ausgedehnt werden sollen, durch den ihm eingepflanzten nährenden oder wachsendmachenden Bildungstrieb. Nicht die zu nährenden Glieder oder ihre benachbarten Theile nähren und vergrößern sie aus eigner Bildungskraft, am wenigsten organisiren sich die ihnen zugeführten unorganischen Materien selbst, weil diese gar keinen erweislichen Bildungstrieb besitzen; sondern der ganze zur Nährung und zum Wachsthume eingerichtete Organismus des selbstständigen Thieres bewerkstelliget dies durch seinen wachsendmachenden Bildungstrieb.

Eben dieses ist, unsrer Meynung nach, auch bey dem Reproductionsgeschäfte des Bildungstriebes, wovon S. 73 rc. gehandelt wird, zu erinnern: denn auch hierbey hätte man den zeugenden Bildungstrieb nicht ins System mischen sollen. So nöthig ist es, diese verschiedenen Aeußerungen des Bildungstriebes nicht so ganz für einerley zu halten! Die Reproduction ist keine besondre Art des zeugenden, sondern eine besondre Art des nährenden oder wachsendmachenden Bildungstriebes. Sie vervielfältigt zwar ein Thier durch die Ergänzung der ihm abgehenden Theile, und erzeugt in sofern neue, bringt aber keins derselben ganz hervor, wie der zeugende Bildungstrieb; sondern nur neue Organe, die ihm seine vollständige Gestalt wieder ersetzen; und diese Hervorbringung neuer Organe ist blos das Werk des nährenden Bildungstriebes. Jedes verstümmelte Thier oder Ganzes, und jedes abgesonderte Glied behält seine ganze Lebenskraft, die ihm die Zeugung gab, bey den sich reproducirenden Geschöpfen; jedes Glied bleibt, obgleich ver-

stüm-

stümmelt, doch ein für sich bestehendes, schon ausgebildetes Geschöpf, und in keinem solchen wirkt mehr der zeugende Bildungstrieb, wie wir oben sagten; aber bey der Fortdauer des Lebens in jedem seiner abgesonderten Glieder kann sein nährender Bildungstrieb die fehlenden Theile wieder ersetzen, und das ausgebildete verstümmelte Geschöpf wieder vollständig machen. Der überhaupt noch ziemlich zweydeutige Verlust der Substanz bey Geschwüren, die sich wieder ausfüllen, scheint uns hierbey eine Nebensache, die mehr zum Mechanismus des Körpers, als zum Bildungstriebe gehört, und der ganze Körper der Thiere pflegt bey schnellem Wachsthume zu schwinden und abzufallen. Dieses vom Abgange der präformirten Keime aus der Nachbarschaft herzuleiten, wäre ganz widersinnig: aber ein Bildungstrieb in den rohen Materien, die sich da an einander setzen und organisiren sollen, kann hier eben so wenig gedacht werden.

Doch wir müssen endlich eine Recension schliessen, deren Länge gegen ein Buch von 5 kleinen Bogen nicht zu entschuldigen wäre, wenn nicht der Inhalt desselben an Wichtigkeit und Würde manche viel Alphabeth starke Folianten aufwöge. H. B. mag unsern Beyfall für etwas oder nichts halten; so geben wir ihm denselben mit Dank und Vergnügen. Er mag unsre Erinnerungen für etwas oder nichts halten, so glauben wir nicht, daß sie ohne Nutzen seyn werden, obschon vielleicht nicht für ihn.

W.

Auctarium ad Alb. Halleri Elementa Physiologiae C. H. excerptum ex noua edit. et adaptatum veteri Fasc. I. II. III. IV. pars prima. Lipſ. et Frf. 1780.

Wir wissen nicht, wer der Verleger; nicht, wer der Herausgeber ist: aber der Verleger thut ein gutes Werk, und der Herausgeber ist sicher ein wohldenkender Mann, der Nutzen zu stiften gesonnen, und dazu, wie man aus allem sieht, wirklich im Stande ist.

Die große Hallersche Physiologie in 8 Quartbänden, des großen Mannes bestes und auch wirklich Hauptwerk, ist jedem Arzte und Naturkenner ein klassisches Buch, eine wahre Goldgrube

grube von Kenntnissen, nicht blos aus der Zergliederung menschlicher Leichname, sondern auch so mancherley Thiere, und nicht nur das; sondern auch aus so vielen andern Wissenschaften, die mit dieser in Verwandschaft stehen, und die niemand mehr als der grosse Mann besaß, und besaß er sie selbst nicht, aus zuverläßigen Quellen zu schöpfen verstand. Kurz, noch auf lange Zeit ist und bleibt das Buch Eins der wichtigsten, deren kein Arzt entbehren kann, dems um Fülle seiner Kenntnisse zu thun ist.

Reich sind wir Gelehrte selten, und die es am wenigsten sind, bedürfen solcher Werke wohl am meisten. Wenn wir da uns mit großen Kosten so ein Werk anzuschaffen, uns mühsame Ersparung gemacht haben, und nach einigen Jahren eine neue Ausgabe herauskommt: so ists warlich ein rechter Kummer, der dem Herzen schwer aufliegt, daß man ein solch liebes wichtiges Werk, das Einem so schwer zu verdienen ward, nun nur halb besizt, und sein gutes Buch nun so herabgesezt ansehen oder von neuem auf eine grosse Sparung dafür denken muß. Und kann mans nicht: so wird Einem wirklich auf Stunden wenigstens alles sein Lernen und Fortschreiten im Wissen verleidet.

Mit dieser Empfindung nahm Rec. diese Zusätze in die Hand, und war froh, wie ein Kind ob seinem Weihnachten, als er sah, daß ein gutmüthiger Mann, ihm u. a. die Zusätze der neuen Ausgabe für seine alte in die Hände gab, und ihm seine Ausgaben und sein Studiren so gütig erleichterte. Der Verleger der neuen Ausgabe wird vielleicht ein Weniges dabey verliehren: aber die vielen Besitzer der ersten gewinnen so sehr viel dabey, daß wir auch ihm es zutrauen, er werde dies Unternehmen mit Beyfalle ansehen.

Recensent entsinnt sich nicht genau, ob schon alle Theile der neuen Ausgabe abgedruckt sind: aber mehrere sind sicher heraus, als uns das Auctarium liefert. Er fürchtet, es möge dies Unternehmen in Stocken gerathen und bittet daher öffentlich und aufs dringendste, daß kein Verzug, noch weniger eine Abhaltung Platz greifen möge, ein so verdienstliches Werk zu vollenden.

Ym.

Bibliotheca medicinae practicae auctore *Alberto* von *Haller* &c. Tom. III. ab a. 1648 ad 1685. Basil. Schweighäuser Bernae, Haller, 1779.

Dies

Dies ist eigentlich die lezte Schrift, der der unsterbliche Haller seine lezten Stunden widmete, die ihm noch von Schmerzen frey blieben, und über der er entschlafen ist. Eigentlich geht das Manuscript des Verf. bis aufs J. 1710: aber der Herausgeber, der Bernische Stadtarzt Hr. Tribolet mußte es seiner Grösse wegen in zwey Bände theilen, wovon 1779 schon der erste erschien; der zweyte auf 1780 versprochen ward, aber noch nicht erschienen ist. Dies ist die Ursache, warum der Rec. der beyden ersten Bände den gegenwärtigen anzuzeigen verschob. Dieser Band enthält die Fortsetzung des IX. und das X. und IX. Buch, die an der Spitze den Fr. Sylvius, Th. Sydenham und Ge. Ernst Stahl haben. So viel ist man vors erste nur im Stande anzuzeigen, da wir den IV. Band noch vergeblich erwarten. Mit dem J. 1710 hört das Manuscript des Verf. auf, und die folgenden Nachrichten sind nur auf fliegenden Zetteln verzeichnet. Zu einer weitern Fortsetzung haben wir also nicht Hofnung: aber bis dahin sie bald zu erhalten, ist sehr unser Wunsch, um eine vollständige Anzeige machen zu können. Und wir fodern daher Hn. Tribolet aufs dringendste auf, was er angefangen hat, und so weit er es kann, nicht unvollendet zu lassen.

Kb.

Tractatus pathologicus de Catalepsi. Autore *Gottlieb Leberecht Fabri.* Halae, 1780. 8. S. 96.

In der Vorrede erwehnet der V. seines Zeugungssystems, welches sehr wenige Wahrscheinlichkeit hat. Die Weiber sollen zweyerley Gattungen von Eyerchen haben. In der ersten Gattung liegt der Thierkeim zu künftigem weiblichen Geschlechte, welcher nur durch den männlichen Saamen belebet wird. Die zweyte Gattung ist leer, und da können männliche Saamenthierchen hineinkriechen und zu Jungen werden. Es käme also nur darauf an, um Jungen oder Mädchen zu haben, die rechte Eyerchen zu treffen.

Bey der Starrsucht (Stätsucht will sie der V. geheissen haben) werden die Vorboten, und Zufälle oder Zeichen ganz gut und ausführlich aus ältern und neuern Schriftstellern angeführt. Es werden auch noch einige Krankengeschichten von anderen Aerzten hingesezt. Um eine genaue Definition von

der

der Krankheit zu geben, heißt er sie einen Stillstand oder eine Feyer (feriatio) der thierischen Verrichtungen mit wächserner Biegsamkeit des Körpers. Freylich würde ein Anfänger aus dieser Definition sich wenige Begriffe von der Krankheit machen können, wenn er nicht andere Beschreibungen zur Hand hätte. Es muß absolut feriatio heissen, nicht cessatio, suppressio, sufflaminatio, welche Subtilität so ziemlich ins Uebertriebene gebracht wird. — Die Nerven, heißt es, fahren fort in der Verrichtung, die sie vor dem Anfalle angefangen hatten, doch so, daß äußere Eindrücke, Biegung eines Gliedes, ihre Wirkung oder Verrichtung ändern. Aber die äussern Empfindungen scheinen sich unter Weges zu verlieren, und nicht bis ins Gehirn fortgebracht zu werden. Nun bemüht sich der V. zu beweisen, daß die Seele eines Starrsüchtigen noch wirke, denke, wolle, und verliert sich hier, daß er am Ende selber nicht weis, was er will.

Das zweyte Hauptstück handelt von der wesentlichen und zufälligen Differenz der Starrsucht von andern Krankheiten. Es kömmt auch hier noch vor, die Eintheilung in vollkommene und unvollkommene, allgemeine oder particuläre Starrsucht, nebst einigen Beyspielen von unvollkommener Art. Ferner heißt es, primaria, secundaria, pura, mixta, brevis, acuta, chronica, u. s. f. Recens. erinnert sich hier eines Studentens, der sehr fleißig war, und manchmal am Tische unter dem Essen, wo er meistens Gedankenvoll saß, kataleptisch wurde. Man durfte ihn nur bey dem Nasenzipfchen erwischen und daran schütteln, so kam er wieder zu sich. Dieser Umstand kam oft, und verlohr sich bey reifern Jahren.

Drittes Hauptstück von den Ursachen. Die nächste Ursache ist freylich schwer zu bestimmen, weil wir den Bau und die Wirkungsart des Hirns und der Nerven noch so wenig kennen. Unter den entfernten Ursachen werden jene angeführt, die man auch bey andern Schriftstellern liest.

Da sich der V. so mühsam um alles beworben hat, was von dieser Krankheit ist geschrieben worden, so hätten wir ihm auch noch zwey Dissertationen gewünscht, eine von Hn. Delius zu Erlangen 1749, und die andern von D. Ehlen zu Wirzburg 1753. Diese enthält fast alles in kürzerem und flüßigeren Vortrage, was wir bey unserm Verf. zu lesen bekommen, nur daß Ehlen nach seinem System ganz auf die Existenz der Nervengeister baut. Sein kataleptischer Jüngling that wohl zween

Schrit-

Schritte vorwärts, wenn man ihm einen Stuhl in seinem Anfalle gab.

3.

Freundschaftliche Rathschläge zur Verlängerung des Lebens, von Christian Abraham Rosenberg, d. A. D. Breslau bey Meyer 1781. 1 Alph. 11 Bog. in 8.

Dieses Buch gehört weder unter die vorzüglich guten, noch unter die ganz schlechten, es ist eine Gesundheitslehre, oder Diätetic in einem systematischen Vortrage; sehr unterhaltend ist es daher zwar nicht, aber auch nicht widerlich, und es wird doch manchem Leser, der Zeit und Lust hat, von dergleichen Sachen zu hören, und vielleicht manchem nicht sehr beschäftigten Manne auf dem Lande ganz willkommen und auch nützlich seyn. Es ist in einem zutraulichen Tone geschrieben, und daher nennt vielleicht der V. seine Rathschläge freundschaftlich. Es ist mancher Zug aus der Geschichte, aus der Länder- und Völkerbeschreibung angebracht, die manchmal ganz recht da stehn, und zuweilen liest man auch einen Vers von bekannten Dichtern. Die Einleitung enthält auf 20 Seiten, eine philosophisch moralische Betrachtung des ganzen Menschen, wobey sie doch mancher Philosoph noch wohl Anmerkungen zu machen hätte. Das übrige hat der Verf. in zehn Capitel vertheilt. Bey einer so großen Menge von Sachen, wie eine ausführliche Gesundheitslehre umfaßt, läßt sich unmöglich jede Erinnerung für eine kurze Recension machen, die man beym Lesen macht; man kann nur eins und das andere anmerken. Vom Zucker glaubt der V. noch, daß er Schleim mache: dies ist ja wohl ganz unmöglich, und nicht mehr richtig, als wenn man vom Glaubersalze sagen wollte, es mache Excremente, weil es sie auswirft. Daß der Genuß des Gefrornen bey warmen Wetter so gefährlich sey, ist ein bloßes Vorurtheil, das man auch schon in Deutschland ablegt; ich sage darum nicht, daß man unvorsichtig Gefrornes genießen soll, wenn man sich thätig erhizt hat. Unverzeihlich ist es, wenn der V. noch lehret: die strenge Keuschheit könne doch möglicher Weise [illegible] bringen und schaden. Wer dieses behauptet, der spricht wider die Anatomie, wider Erfahrung und Wahrheit, und bedenkt nicht, daß

dieser Satz einen der ersten und größten Grundpfeiler der christlichen Moral über den Haufen stürzte, wenn er wahr wäre. Er ist nicht wahr. Die gedroheten Entzündungen sind ein Hirngespinnst, die weder bey Menschen noch bey Thieren vorkommen, und alle übrigen vermeintlichen Gefahren der Keuschheit sind die Folgen einer geilen Imagination, und nicht physische Folgen der Enthaltsamkeit. Wie leicht wäre es einem jeden, sich hiervon zu überzeugen, aber die meisten scheuen den Versuch. Merkwürdig ist es übrigens, wenn man sieht, wie bey den gesundesten und wohlgenährten Menschen durch lange Keuschheit, alle Triebe solcher Art einschlummern, und die fälschlich für nothwendig gehaltenen freywilligen Ergießungen ganz verschwinden, die hingegen schwache der Wollust fröhnende Männer und Jünglinge so jämmerlich plagen. Manche recht gute Lehre findet man übrigens in diesem Buche. Von einigen Wörtern, die sonst viel gebraucht werden, scheint der Verf. nicht den richtigen Begrif zu haben: er spricht von der Empfindsamkeit der Nerven, wenn er doch blos Empfindlichkeit nennen will; Modification der Begierden für Mäßigung derselben, ist auch gar nicht im rechten Sinn des Worts. Wenn der V. den Luxus schlechterdings unter die Quellen der Veränderungen im physischen Temperamente rechnet, so besteht dies ebenfalls nicht mit dem Sinne des Worts. Luxus schließt kein Fressen und Saufen in sich, und man kann bey dem höchsten Luxus sehr diät leben. Wenn er ferner sagt: Nirgends übe der Luxus größere Gewalt aus, als in Deutschland, so beweißt dies weiter nichts, als daß ihm nicht bekannt sey, wie es in dieser Hinsicht anderswo aussehe.

Mf.

Almanach oder Taschenbuch für Scheidekünstler und Apotheker auf das Jahr 1781. Weimar, in der Hofmannischen Buchhandlung. 12. 191 S. und eine Tabelle.

Das Taschenbuch wird für diejenigen Länder, wo der Calender nicht eingeführet werden darf, besonders ausgegeben, und da bey jedem Monat im Calender diejenigen Arbeiten verzeichnet anzutreffen, welche der Apotheker zu verfertigen hat, so wird auch dieses Verzeichnis mit dem Taschenbuche besonders

ver-

verkauft. Die Ordnung und der Plan sind wie in demjenigen vom vorigen Jahre, nur daß der Herausgeber im gegenwärtigen mehrere eigenthümliche neue Versuche und eigne Erfahrungen bekannt gemacht, wodurch dieses Büchlein einen beträchtlichen Vorzug vor jenem erhalten hat. Die Eintheilung ist ebenfalls wie die vorige, als: 1) Abgekürzte Bemerkungen aus der Chemie, 2) Weitläuftigere Aufsätze. Der kleinern Bemerkungen sind neun und dreyßig an der Zahl, mehrentheils neu, und vorzüglich denenjenigen Apothekern wichtig, welche in ihrer Kunst weiter zu kommen gedenken, und nicht Gelegenheit haben, mit allen denen neuen Beobachtungen und Versuchen bekannt zu werden, die täglich in diesem weitläuftigen Gebiete entstehen. Wie willkommen muß ihnen dieses nicht seyn, da sie in diesem Almanach oder Taschenbuche viele neue Beobachtungen und Erfahrungen anderer ohne vielen Aufwand und Kosten in die Hände geliefert bekommen! Von den abgekürzten Bemerkungen aus der Chemie einiges zur Probe. Sonderbare Bemerkung über die Eßignaphte, vom Apotheker Voigt in Erfurt. Der V. gieng von der Westendorfischen Manier ab, und nahm Kürze wegen die geblätterte Weinsteinerde zu diesem Versuche. Er erhielt ächte Eßignaphte, und ein verflüchtigtes Salz, das wie Naphta roch, und sauer schmeckte. Saures Salz aus dem Sumach, ist eine Erfindung des Prof. Trommsdorf in Erfurt. Ein blauer Quecksilberniederschlag entsteht nach S. 14. wenn das in Scheidewaßer aufgelöste Quecksilber mit Blutlauge niedergeschlagen wird. Rubinrothe Crystallen entstanden im Schwefelbalsam mit Terpentinöl gemacht, als derselbe zu wiederholten malen mit Weingeist übergossen und digerirt wurde. Diese Crystallen waren dem gereinigten Salpeter in vielen Stücken ähnlich. Nach S. 17. sahe der berühmte Wiegleb aus einem starken Decoct des Wolverley mit Wasser, ein Harz niederfallen, das sich im Wasser wie gemeiner Terpentin ziehen und kneten ließ. Eben derselbe beschleunigte das Niederschlagen dieses Harzes durch Zutröpfeln des Salpetergeistes zum Decocte — Dieses niedergeschlagne Harz entzündete sich in einem eisernen Löffel, als es über Kohlen zur Trockene abgeraucht werden sollte.

Die weitläuftigern Aufsätze: Verbesserte Bereitung der scharfen Spiesglastinktur. Etwas über die Verfälschung der Weine. Verbesserte Bereitung der destillirten Wasser und Geister. Bemerkungen über die Bereitung der Salpeternaphte

ohne Feuer (ist in der That ein lehrreicher Aufsatz!) Eine Seife aus verschiedenen Baumschwämmen zu verfertigen, ist eine Erfindung des D. Sieffert's, wobey verschiedene lehrreiche Erscheinungen vorkommen. Verbesserte Art, das Phosphorsalz von den thierischen Knochen abzuscheiden. Bereitung der Holzeßignaphte — eine Erfindung von J. G. Göttling (siehe Crells chymisches Journal) Verschiedene fette oder ausgepreßte Oele durch die Gährung mit Aepfeln oder andern Früchten zu verbessern. Etwas über das mineralische Laugensalz. Einige Anmerkungen über die Bereitung des kaustischen Salmiakgeistes. Richtige Anleitung, Mineralwasser und andere unbekannte Flüßigkeiten zu untersuchen. Erfahrungen über die vortheilhafteste Bereitung der Vitriolnaphte; in diesem Aufsatze treffen wir viel eignes und noch nie gesagtes an, das dem Scharfsinne des V. Ehre macht. Zuletzt: einige chymische Kunststücke, und eine Tabelle über alle zur Zeit bekannte Mittelsalzartige Verbindungen, die entweder ein Laugensalz oder eine absorbirende Erde zum Grunde haben. Diese Tabelle ist mit vielem Fleiß und Genauigkeit verfertigt.

Pk.

Sammlung der auserlesensten und neuesten Abhandlungen für Wundärzte. Zweites Stück. Nebst einer Kupferplatte. Leipzig, in der Weygandschen Buchhandlung. 1779. 8. 208. Seiten.

Drittes Stück. Ebendaselbst mit einer Kupferplatte 1779. 216. Seiten.

Viertes Stück. Ebend. mit einem Kupfer. 1780. 216. Seiten.

Diese drey Stücke werden den meisten Wundärzten unterhaltender seyn, als das erste, weil sie in diesen mehr verschiedene Materien antreffen werden, als in ersteren. Denn die Abhandlungen über den so allgemein angestaunten und doch im ganzen unnützen Schaambeinschnitt füllten den größten Theil des ersten Stücks an. Manchen wär es aber auch angenehm, sich sowohl von der Operation als den dadurch erregten Streitigkeiten eine deutliche Idee zu machen. Es sind der Aufsätze in

diesen dreyen Stücken 40, und mehrentheils lehrreiche und nützliche Abhandlungen. Nur Schade, daß die fatale Operation des Schaambeinschnitts wieder im dritten Stücke so viele Blätter einnimmt. Der Raum verstattet nicht, sie alle einzeln anzuzeigen. Dem denkenden Leser werden sie Nahrung und Vergnügen verschaffen.

Mk.

Schönheits Unterricht für das Frauenzimmer, als eine durchaus verbesserte Ausgabe des Taschenbuchs für Frauenzimmer. Enthaltend eine Anleitung wie die Schönheit des Gesichts, der Zæhne, Hænde, ingleichen das Wachsthum der Haare auf die beste und sicherste Art erhalten und wieder erlangt werden kan. Leipzig 1781. 5 Bogen klein Octav.

Der Verfasser welcher eben nicht die beste Ordnung angewendet hat, und sich nicht selten widerspricht, auch wohl gar zu heroische und öfters sehr bedenkliche Mittel anpreiset, giebt anfangs einige obzwar gute aber doch zu allgemeine Regeln von der Schärfe der Säfte, von zu dicken oder zu dünnem Blute und von der Erhaltung der Reinlichkeit der Haut. In diese leztere sezt er eigentlich alle Schönheit. Aber dann gehört das Buch nicht allein für Frauenzimmer, denn eine kupfrigte, finnigte, mit schwarzen Stippeln und Warzen bedekte Nase ziert doch gewiß auch keinen Mann und wenn er auch Dechant einer Facultät wäre. Nach diesem Eingang handelt der Verfasser in einigen Kapiteln, aber wie schon gesagt, ziemlich unordentlich, von Sommersprossen, Pockennarben, Flecken, Finnen, Warzen, Mählern, Zufällen der Lippen, des Mundes, der Augenbraunen, der Haare, Hände, Zähne u. d. g. giebt allerhand zusammengeraffte Recepte, und beschließt mit neun Geheimnissen, die er bey Heisingers Wittwe in Leipzig in Commission gegeben hat; da aber die meisten der hergegebenen Recepte mit dem Gebrauch der neun wundervollen Pulver, Kugeln, Salben, Pomaden, Mundwasser, Zahnpulver und Hüneraugenpflaster verknüpft sind, so kan der nicht ganz blöde Leser leicht begreifen, warum das ganze Ding geschrieben ist.

Fb.

L. J. Katzenbergers katechetischer Unterricht bey schweren und widernatürlichen Geburten, hauptsächlich zum Gebrauche für Wundärzte und Geburtshelferinnen auf dem Lande. Frankfurt und Leipzig, bey Philipp Heinrich Perrenon, 1779. 8. 23 Bogen.

Wenn Landwundärzte und Hebammen noch so schwach am Verstande sind, daß sie einen katechetischen Unterricht nöthig haben, so sollte man ihnen auch nichts von schweren und widernatürlichen Geburten vorsagen. Denn so lange noch das Geschäfte der Geburtshülfe in den Händen der Weiber von der niedrigsten Herkunft verbleibet, so lange wird man selbigen auch weiter nichts, als natürliche Geburten mit guten Gewissen überlassen können. Hat man ihre Kenntniß so weit erhoben, daß sie natürliche Geburten und höchstens Fuß- Knie- und Steißgeburten vernünftig behandeln, und widernatürliche Geburten von natürlichen richtig unterscheiden können, um in Zeiten einen Geburtshelfer rufen zu lassen, so kann man damit immer zufrieden seyn. Und dieses ist auch der Rath der berühmtesten Geburtshelfer. Weiber, wenn sie auch noch so gut unterrichtet sind, haben selten die Gegenwart des Geistes und die geschwinde Entschließung, welche doch so oft bey schweren Geburten nöthig ist. Denn Unentschlossenheit und Furchtsamkeit ist dem größten Theile des weiblichen Geschlechts eigen. Und daher ist die höhere Geburtshülfe keine Bestimmung für sie. Immer wird mehr Schaden als Nutzen daraus erwachsen. Am Unterrichte selbst ist übrigens nichts zu tadeln, und er kann Landwundärzten vom guten Nutzen seyn. Selbst Hebammen können einige Kapitel zu ihrem Vortheile lesen. Einiges wollen wir doch bemerken. Statt mit der bloßen Lanzette den verwachsenen Muttermund zu öfnen, würden wir rathen, besser hierzu eine verborgene Lanzette zu brauchen. Ferner: beym Blutsturze im dritten Monate, wie auch in folgenden, wenn schon der Puls unfühlbar ist, wenn Ohnmachten, Zuckungen und kalte Schweiße sich einfinden, würde eine Aderläße zweckwidrig seyn, und den Tod noch geschwinder befördern. Auch ist schädlich in dieser Zeit den Muttermund mit den Fingern zu erweitern. Das beste Mittel, dessen hier nicht gedacht wird, den Blutsturz aus der Gebährmutter unter der Schwangerschaft zu

[illegible] oder [illegible] Leinwand in Essig getaucht, und so hoch als möglich in die Mutterscheide gebracht.

1) D. Johann Gottfried Essichs medicinisch pharmacevtisches Handbuch für junge Anfänger der Arzneykunst und Chirurgie von den besten und sichersten Arzneymitteln, welche in dem dreyfachen Reiche der Natur anzutreffen. Erster Theil. Augsburg bey Matthäus Riegers sel. Söhnen. 1778. 8. 1 Alphab. 4 Bog.

2) Desselben medicinisch therapevtisches Handbuch, oder gründliche Anleitung zur Praxi clinica; dadurch ein angehender Arzt oder Wundarzt in den Stand gesezt wird, die unbetrüglichen Kennzeichen, Ursachen und vernünftige Heilungsart einer jeden Krankheit auf eine gründliche Art einzusehen und zu erlernen. Zweyter Theil. Bey eben denselben. 1778. 8. 2. Alphab.

3) Desselben Bildung eines Wundarztes nach dem Muster der besten und neuesten chirurgischen Schriftsteller. Erster Band. Von der Anatomie, Physiologie, mechanischen und medicinischen Wundarzneykunst. Zweyter Band. Von der Erkenntniß und Heilung innerlicher Krankheiten und der Materia medica; samt einem Anhange vom Receptschreiben. Augsburg bey ebendenselben. 1779. 8. 3 Alphab. und 18 Bogen.

Ich schrieb, sagt der Verf. in der Vorrede jeder dieser Abhandlungen, für Anfänger und nicht für Gelehrte. Unter Anfängern versteht er junge Aerzte und Wundärzte. Diesen hat er aber ein sehr geringes Geschenk durch seine Arbeit gemacht. Denn jeder mag auf einer Akademie studiert haben, wo er will; und mag nur mittelmäßig fleißig gewesen seyn, so

 muß

[illegible] er nicht deutliche und vollständige Ideen [illegible]
die er hier findet. Ehe mag es noch [illegible]
und unwissenden Dorfbarbierern anpassend seyn, ob sie [illegible]
eine sehr magere Kenntniß ihrer Kunst dadurch erlangen wer-
den. Schade, daß durch [illegible] 7 Alphabete
Papier sind verschwendet worden. Wir wollen nur aus jeder
Abhandlung eine kleine Probe darlegen.

In der ersten, welche die Materia Medica enthält, sagt
der Verf. vom Gebrauch des Moschus folgendes: „Übrigens
muß man mit demselben in Ansehung der Dosi sehr behutsam
umgehen und ihn nicht leicht über 2 Gran in den Krankheiten
des Gehirns welche einen Mangel des Nervensafts zum Grunde
haben, verschreiben.“ Die sämmtlichen Kräfte der Ipecacu-
anha bestehen in folgenden. „Es ist das sicherste Brechmittel.
In Substanz wird sie erwachsenen Personen von einem halben
Quentlein gegeben. Kindern aber verordnet man so viel
Grane, als sie Jahre haben. Man kann sie mit einigen Gra-
nen vom gereinigten Salpeter versetzen, oder bis zwei Grane
vom Tartarus emeticus darunter mischen.“ Ferner: „Der
Tartarus emeticus ist zu 2, 4 Granen ein sicheres Brechmit-
tel.“ Das war kurz abgefertigt. Und doch glaubte der Verf.
sich nach den besten und neuesten Schriftstellern gerichtet zu ha-
ben. Cantharides heißen hier „spanische Mucken.“ Wenn
der Magen schwach und viel Säure hat, verordnet er Citronen-
saft, Krebsaugen und Salpeter. Welche zweckwidrige Verbin-
dung! Und, so könnten wir mit noch mehr artigen Recepten
aufwarten, deren beym Beschluß jedes Kapitels ein halb oder
ganz Dutzend deutsch und lateinisch angehängt sind.

Der andere Theil macht sich schon durch den [illegible]
weitläuftigen Titel verdächtig. Der abgehandelten Krankheiten
sind funfzig. Jeder Abhandlung ist allezeit ein Fall vorausge-
sezt. Mit dem Abgange einer unzeitigen Frucht wird ange-
fangen, und mit dem dreytägigen Fieber geendiget. Und die-
ses in zwey Abschnitten. Bey jeder Krankheit sind allzeit viele
Recepte befindlich. Von Simplicibus ist der Verf. kein Lieb-
haber. Oefters besteht ein Recept aus zwanzig Mitteln. Co-
rallen, Krebsaugen, Hirschhorn, Einhorn, lemnische Erde
kommen oft vor. Im hitzigen Seitenstiche wird ein Clystier
verordnet, welches aus neunzehn Mitteln bestehet. Alle Stunde
wird eine Tasse von folgendem Decoct getrunken: geraspeltes
Hirschhorn, Klettenwurzel[illegible], Sarsaparillenwurzel, Pocken-
wurzel,

[illegible] Holz und [illegible] vom [illegible], [illegible], Fieberrinde und Süßholz mit Wasser gekocht, und zulezt Kirschgeist dazu gethan. Sapienti sat.

Die dritte Abhandlung von der Bildung eines Wundarztes ist eben so schlecht ausgefallen. Wenn der Verf., wie er sagt, sich nach dem Muster der besten und neuesten chirurgischen Schriftsteller gerichtet hätte, so müßte das Kapitel von der Bronchotomie ganz anders ausfallen. Höchst elende sind die Kapitel von den Amputationen, wie auch von der Mastdarmfistel. Der Verf. scheint Potts Abhandlungen von dieser Materie nicht gelesen zu haben. Ueberhaupt herrschen durchaus alte Begriffe von der Chirurgie. Im Anhange von der Hebammenkunst sagt er, daß man neugebohrnen Kindern, welche bleich aussehen und [illegible] zur Welt kommen, die Nabelschnur gleich unterbinden und abschneiden soll. (Dieser Rath ist schädlich, weil da auf einmal die Verbindung zwischen Mutter und Kind aufgehoben wird. Der Geburtshelfer muß vielmehr das Kind auf seinem Schooße mit warmen Tüchern bedecken, und die Nabelschnur ununterbunden eine Zeitlang liegen lassen, damit der Kreislauf des Blutes zwischen Mutter und Kind noch einige Zeit unterhalten wird. Denn gemeiniglich kommen dergleichen blasse Kinder mit den Füßen zuerst zur Welt, und die Nabelschnur ist vom Kopfe im Becken der Mutter zusammengedruckt worden. Unterdessen werden alle diejenigen Mittel angewendet, die den erloschnen Reiz in der kleinen Maschine des Kindes wieder erwecken können.)

Der andere Theil, welcher die Behandlung innerlicher Krankheiten und eine Materia medica in sich begreift, zeichnet sich durch nichts von sehr mittelmäßigen Schriften dieser Art aus.

Bernardi Everards, der Arzneywissenschaft und Wundarzneykunst Doctor und Medicinalrath u. s. w. Anfangsgründe der Geburtshülfe zum Gebrauche seiner Vorlesungen und Vortheile aller [illegible]. Neue mit einem Anhange vermehrte Auflage. Münster und Osnabrück, bey Philipp Heinrich Perrenon, 1781. 8. 20 Bogen.

Der Anhang, wodurch diese neue Auflage vermehrt worden, ist weiter nichts, als eine ganz kurze Anleitung, wie der Durchschnitt der Symphisis der Schaambeine zu verrichten ist. Denn bekanntlich gehört der Verf. zu den Freunden und Vertheidigern dieser Operation. Den Kauflustigen müssen wir noch melden, daß der erste Bogen auf weiß. Papier, die übrigen aber auf häßlich graues mit elender Schrift gedruckt ist.

Wilhelm Rowley, Doctor der Arzneywissenschaft und Hebarzt, praktische Anweisung für Wundärzte und Hebammen die Krankheiten der Brüste im Kindbette zu heilen und zu verhüten. Nach der zweyten Ausgabe aus dem Englischen übersezt, und mit einigen Anmerkungen versehen. Gotha, bey Carl Wilhelm Ettinger, 1781. 8. 3½ Bog.

Das Original haben wir nicht vergleichen können, die Uebersetzung scheint aber wohl gerathen zu seyn; denn sie ist sehr fließend. Rowley giebt sich durchaus eine große Mine, geht überall seinen eignen Weg in der Kurart, und macht anfangs Hofnung zu großen neuen Entdeckungen. In der That aber haben wir nichts neues und wichtiges gefunden. Oft urtheilt er ganz falsch. Die angehängten Noten des Uebersetzers machen dessen ohngeachtet diese Bogen lesenswürdig, und sind würklich mehr werth, als das Original selbst.

Rudolf Augustin Vogels, Königl. Leibarzts und ord. Lehrers zu Göttingen ꝛc. Vorlesungen über die Kenntniß und Heilung der Krankheiten des menschlichen Körpers. A. d. lat. übers. Nebst Anmerkungen und einer Vorrede herausgegeben von D. Johann Ehrenfried Pohl, der Kräuterkunde öffentl. Lehrer ꝛc. Leipzig, in der Weygandischen Buchhandlung 1780. 8. 2 Alphab. 8 B.

Obgleich der Werth dieses Buchs schon vor 10 Jahren, als es die Presse verließ, hinlänglich entschieden worden ist, so können wir doch die Uebersetzung davon nicht unbemerkt las-

sey; weil dieses praktische Buch nicht nur durch die gelehrten Anmerkungen des Prof. Pohl mehr Vollkommenheit, sondern auch durch das beygefügte vollständige Register einen bequemern Gebrauch erhalten hat. Die Uebersetzung ist bis auf den 246 §. von einem auswärtigen Arzte gemacht, und da dieser an der fernern Bearbeitung durch verschiedene Umstände abgehalten wurde, von einem Freunde des Prof. Pohl vollendet worden. Sie ist sehr gut gerathen, und wird auch besonders denen willkommen seyn, die aus bekannten Ursachen ihre Muttersprache lieber lesen, als die lateinische.

Instruction für die bey den Kaiserl. Königl. Armeen, und in den Feldspitälern angestellten Feldchirurgen. Wien, gedrukt bey Johann Thomas Edl. v. Trattnern, kaiserl. königl. Hofbuchdr. und Buchhändl. 1779. in Fol. 14 Bogen.

Sie enthält, nach vernünftigen Grundsätzen der Chirurgie gemachte Vorschriften, wornach sich die Feldwundärzte in Wahl und Einrichtung der Spitäler und Besorgung der Kranken zu richten haben. Am Ende folgt noch eine zweyte Instruction, welche cammeralisch ist, und die Berechnung der Medicamente zum Gegenstande hat, zugleich mit einigen Tabellen, welche als Muster den Wundärzten zum täglichen Spitalbericht dienen sollen.

Litterarhistorie und praktischer Unterricht in der Entbindungskunst, welcher in einer kritischen Geschichte der Lehrsätze und Erfahrungen der vornehmsten Geburtshelfer, die seit dem Hippocrates bis auf unsere Zeiten gelebt haben, eine Anleitung zur Erlernung und Ausübung der Entbindungskunst enthält, ausgearbeitet, durch Herrn Alphonsus Leroy, Doktor Regens der medicinischen Facultät zu Paris, Professor der Entbindungskunst und Frauenzimmerkrankheiten. Ins Deutsche übersezt und mit einer Vorrede, Anmerkungen und Bey-

trä

tragen vermehrt von D. Johannes Nüsche, Physikus extraordinarius in Memmingen. Bey Jacob Mayer. Frankfurt, Leipzig und Memmingen 1779. 8. 305 Seiten, ohne die 24 S. lange Vorrede des Uebers.

Mit der Uebersetzung, mit den beygefügten Noten und mit dem am Ende angehängten Beytrage zur Kunstgeschichte der Entbindungskunst sind wir ganz wohl zufrieden, nur aber nicht mit der 24 Seiten langen Vorrede, die wir denen, die Mangel am Schlafe haben, als ein gutes Opiat empfehlen können. Seine Belesenheit und Urtheile zeigen zwar einen Mann von nicht geringen Kenntnissen an, nur der langweilige, schleppende, reichsstädtische Ton erschlaft alle Federkraft der Seele. Diese Vorrede ist am Tage des h. Arztes und Märtyrer Cotradus geschrieben.

H. Leroy selbst ist ein freymüthiger, scharfsinniger und selbstdenkender Kopf. Seine Schreibart ist fliessend, kurz und angenehm. Fast durchgehends zeigt er sich als einen Mann von vieler Erfahrung und guter Beurtheilungskraft. Doch geht er oft mit seinem Tadel zu weit. Noch kein Franzose hat seinen Landsleuten die Geissel der Kritik so hart empfinden lassen. Am schärfsten trift diese Mauriceau, Levret und unter den Deutschen, Röderer, denen er fast alles Verdienst um die Geburtshülfe abspricht. Daß hier aber Leidenschaft herrsche, dies fällt zu sehr in die Augen. La Motte wird wegen seiner Enthaltsamkeit von Instrumenten gelobt. Hergegen hat er die gröste Hochachtung gegen einige Ausländer; vorzüglich rühmt er Smellie, Hunter, Leake und Deventer. Diese Abhandlung macht eigentlich blos den ersten Theil als eine Einleitung zu einem größern Werke von der Entbindungskunst aus, wovon er am Ende den Plan mittheilt, welcher zum voraus Ordnung, Vollständigkeit und gute Grundsätze verspricht. Niemanden wird es gereuen, dieses Buch gelesen zu haben. Da die Franzosen mit den Schriften der Ausländer, und besonders der Deutschen, nicht sehr bekannt sind, so hat der H. Uebers. zulezt einen Anhang gemacht, und die fehlenden Schriften angezeigt. Zulezt hat er von den Instituten, welche Deutschland, Dännemark und Schweden zur Verbesserung der Geburtshülfe errichtet haben, eine kurze Nachricht gegeben.

Mk.

Anty-

Antonii de Haen Praelectiones in H. Boerhaavii institutiones pathologicas collegit, recensuit, additamentis auxit, edidit *Fr. de Wasserberg.* Tomus. III. Vienn. 1780. Graeffer. 678 Seiten gr. 8.

Diese Pathologie hat de Haen mit vielen merkwürdigen Beobachtungen aus seiner eignen und der Boerhaavischen Praxis durchwebt; daß aber die aus andern Schriftstellern angeführten, nicht bis auf die neuesten Zeiten gehen, werden die Leser, welche wissen, wie lange de Haen todt ist, ohne unser Erinnern schon erwarten. Im ganzen dient das Werk allerdings zu näherer Bestimmung der Ursachen, und da der Verf. oft Gelegenheit hatte, Leichenöfnungen zu machen, so können solcher Pathologien, welche nicht blos Compilationen sind, nicht leicht zu viel erscheinen, ob wir gleich den seligen Verfasser eben nicht der Meinung seyn können, daß grade alle Worte, die er seinen Zuhörern zugezählt, aufgehoben oder gedruckt werden müssen, und kein einziges davon verlohren gehen dürfe. Seine Anhänglichkeit an gewissen Lieblingstheorien, sein Eigensinn führen oft den Anfänger irre, und wenn man auf der einen Seite Beweise von de Haens wahrer practischer Gelehrsamkeit findet, so sind wieder auf der andern auch die von seinen Bizarrerien, und seiner medicinischen Ketzerey z. E. bey Brechmitteln, Inoculation nicht zu leugnen. Dieser Theil betrift besonders die Krankheiten der Sinne, des Herzens, der Brust, des Odemholens, der Nieren, des Magens, der Gedärme ꝛc. wobey auch zuweilen Arzneyen nach Formuln umständlich angegeben werden, uns jedoch sehr misfallen hat, sie oft ohne Unterschied der Ursachen so aufgestellet zu sehen, daß man z. E. beym Ileus nicht genau bestimmt findet, auf welchen Fall eben Opium, auf welchen wieder kalt Wasser, oder sein beliebtes Quecksilber hafte; ein Umstand, der inzwischen für die jungen Zuhörer, welchen de H. dies Buch bestimmt, höchst wichtig ist. Sehr oft finden sich Auslegungen von hippokratischen Aphorismen, die zur Materie gehören. S. 334. beschreibt er den Gang des Keichhustens, so wie er ihn in einer grossen Epidemie von 1747 bey 44 Kranken täglich genau, wie er sagt, beobachtet und aufgezeichnet. Das damals im Haag nicht gebräuchliche mineral Kermes half fast allen. S. 345. Aber, sonderbar!

ist

in der Epidemie von 1751 verlohr dies Mittel seine Kraft, und da halfen nun Schnecken. Merkwürdige Beyspiele, wo ein Ileus durch Mohnsaft gehoben worden S. 193. Nur sehen wir nicht, wie die Heilung aus der anfangenden Gangrene zu erklären sey, die die Zusammenschnürung soll gehoben haben, und warum nicht natürlicher und ungezwungener, die ganze, die erste Ursache in einem Krampfe des Darms gesucht, der durch Opium weggeschaft wurde? Opium sey aber in hinlänglicher Menge zu geben. Er habe es nachher glücklich mit abführenden Mitteln verbunden S. 195. Die von dem Herausgeber eingeschalteten Noten sind gemeiniglich gut angebracht, und dienen größtentheils zur Erläuterung — aber auch zuweilen, Widerlegung des Textes.

Pr.

---

4) Schöne Wissenschaften.

Fausts Leben, dramatisirt vom Maler Müller. 1. Theil. Mannheim, Schwan, 1778. 163 S. in gr. 8.

Es sollen noch vier Theile folgen, (ein Drama in fünf Theilen!), und zwar so folgen, wie der V. Lust zum Ausrunden haben wird. So hätte dieser Band auch noch immer zurückbleiben können; denn holperichter, eckigter, unebner muß nichts seyn, als dies mit so vielem Selbstgefallen dargestellte Ding. Faust verschreibt sich bekanntlich den Teufeln, und wird zuletzt von ihnen geholt: darum kommen hier, und zwar gleich anfangs Teufel vor. Aber welche Teufel! Rec. hat zwar nicht die Ehre mit ihnen bekannt zu seyn; aber solche närrische Wesen können doch hernach unmöglich Furcht und Grauen erwecken; wenn man auch noch so gern Glauben haben wollte. Lucifer hat die Gicht und andere Krankheiten, und ruft: „Phu! mein Athem, wie trocken! Doktor, stellt euch her neben mich. Phu! daß die Welt nur in diesem einzigen Hauch versengte; Doktor! plagt mich gewaltig hier in der Hüfte. Berlicki (ein andrer Teufel, ein Arzt) fühlt bedächtlich an den Puls: Wollen euch was geben, das die Hitze niederschlägt. —

Luzi-

Arzt ihn: Uh! mich peinigts; Doctor, ihr werdet zu schaffen kriegen, uh! mich reißts in allen Gliedern gewaltig; Doctor, Doktor, uh! (kriegt Konvulsionen; alle Teufel halten ihn, er schäumt) halt, halt! in die Hand mir diese schale Welt, und daß ich sie zerdrücke, wie ein faul Ey! hinauf wieder'n Mond schmeiß! Hu! hu! was frag ich darnach! mag der droben mich aufhängen, sengen, brenen, — rädern! Berlicki: still, still! ich beobachte einen der schönsten seltensten Paroxysmen. Ey, ey! was Extras? Wenn er nur nicht so schnell vorübergeht, u. s. w. — Dann kommen Juden, deren Sprache und Kostume etwas besser getroffen scheint. Dann tollwilde Studenten in Ingolstadt, die das mehrste des Bandes einnehmen, zum Theil so ekelhaft, liederlich, so absurd ausschweifend, daß die entsezlichste Langeweile sich alle Augenblicke in empörenden Unwillen verwandelt. Neuere Sachen sind auch miteingemischt: der Nachtmahlvergifter in Zürch, häufige satirische Ausfälle auf das Geniewesen (der Mahler Müller spottet der Genies!) der Gottesspürhund aus der Schweiz, der auf einem Schimmel auf Physiognomik ausreitt, u. s. w. Faust kann wohl schwerlich einen andern Charakter haben, als daß er durch Geldmangel und allerley Hindernisse aufgewiegelt, und durch inneres Sehnen nach Macht und Ruhm und Wissen angetrieben, Lust bekam, aus der Bahn des Menschenschicksals zu treten. Indeß glaube der V., daß nur er diesen grossen Kerl so gegriffen habe. Zuweilen spricht Faust solch unsinniges Zeug, daß nur die ihn verstehen werden, mit denen er sich in ein Bündniß einließ; aber hin und wieder kommen ganz gute vernünftige Ausdrücke vor, die wohl gar, wenn man sie zuerst ins Gesicht bekäme, Lust machten das Buch zu lesen. So ists auch mit Fausts altem Vater. Aber die Freude dauert nicht lange, und wird einem schrecklich versalzen. Das Dramatische ist vollends elend; es ist voran kein Personenverzeichniß, und das ist auch gänzlich überflüßig; denn jeder wird entweder durch den Nebenredenden so ausführlich beschrieben, oder beschreibt sich auch selbst so umständlich, als hätte er oder sein Freund den Komödienzettel zum Besten der Zuschauer in den Händen, nach Art der ältesten Puppenspiele, die unsers V. grosses Muster scheinen gewesen zu seyn.

Df.

Auserlesene Stücke der besten deutschen Dichter, von Opiz bis gegenwärtige Zeiten. Nach Zachariä's Tode von J. J. Eschenburg. III. Band. Braunschweig, Waisenhaus, 1778. 1 Alph. und 4 Bog. in 8.

Der Vorbericht enthält historische Nachrichten von den hier excerpirten Dichtern; die Anmerkungen sind grammatisch, kritisch, historisch: alles mit Eschenburgs, das heißt mit sehr vielem Fleiße. — I. Tscherning, geb. zu Bunzlau 1611, starb als Professor der Dichtkunst zu Rostock 1659, 48 Jahr alt. Auch er war, wie Opiz und damals fast alle (izt desto wenigere) Dichter, ein Gelehrter. Er sagte von einer Sammlung Gedichte, die er herausgab:

Hier liesest du Athen, hier hast du Rom zu finden;
Nicht Reime nur allein. Mit Worten Worte binden
Kann auch ein schlechter Mann. Wer nicht genau versteht,
Was Rom war und Athen, heißt weit nicht ein Poet.

Hier sind größere Gedichte von ihm, in Alexandrinern; lyrische Gedichte, worunter auch ein daktylisches und ein alkäisches, obgleich gereimt; kleinere und epigrammatische; Uebersetzungen aus dem Arabischen des bekannten Kalifen Ali, wo er zugleich S. 160 eine Nachricht Reiskens von diesem Ali einrückt. Dem poetischen Werth nach ist dieß der zweyte nach Flemming, der dritte nach Opiz. — II. Weckherlin, geb. ohngefehr 1580 zu Stuttgardt, war Sekretär der deutschen Kanzley in London, und gest. ohngefehr 1650. Ein ganz vorzüglicher Dichter, der, wie man offenbar sieht, sich nach den großen englischen Mustern gebildet hat; in vielem ist er selbst Opizen vorzuziehen, nur ist seine Prosodie fehlerhaft. Wir können uns nicht enthalten, Stellen aus ihm abzuschreiben:

Der ist ein Deutscher wohl gebohren,
Der, von Betrug und Falschheit frey,
Hat weder Redlichkeit noch Treu
Noch Freyheit noch Vertraun verloren.
Der ist ein Deutscher ehrenwerth,
Der wacker, herzhaft, unverzaget,

Sich

[illegible] die Freyheit mit dem Schwert
Um eigene Gefahren waget, — —

Sein Nahm und Ruhm wird stets erklingen
In jedem Land, in jedem Mund;
Sein Leben durch den Tod wird kund,
Weil sein Lob die Nachkommen singen.
Die edle Freyheit ist die Frucht,
Die er dem Vaterland verlasset,
Da der Herzlose durch die Flucht
Wird ganz verachtet und gehasset. — —

Wohlan deshalb, ihr wahren Deutschen!
Mit deutscher Faust, mit deutschem Muth
Dämpft itzo der Tyrannen Wuth;
Zerbrecht ihr Joch und Band und Peitschen.
Unüberwindlich rühmet sie
Ihr Titel, Thorheit und Stolzieren;
Allein ihr Heer mit schlechter Müh
Wird überwindlich bald verlieren.

Hy! fallet in sie! ihre Fahnen
Zittern aus Furcht; sie trennen sich:
Die böse Sache hält nicht Stich,
Darum sie sich zur Flucht schon mahnen.
Groß ist ihr Heer, klein ist ihr Glaub;
Gut ist ihr Zeug, bös ihr Gewissen.
Frisch auf! sie zittern wie das Laub,
Und wären gern schon ausgerissen.

Ha, schlaget auf sie, lieben Brüder!
Die Müh sey groß; doch ist nicht schlecht
Der Sieg, die Beut; und wohl und recht
Zu thun sind sie, denn ihr, viel müder.
So straf, o deutsches Herz und Hand,
Nun die Tyrannen und die Bösen!
Die Freyheit und das Vaterland
Mußt du auf diese Weis' erlösen.

Andere Stücke sind wieder von höchster Feinheit und lieblichster Naivetät. — M. Zinkgref, geb. zu Heidelberg 1591, reiste

sehr viel, starb 1635. Seine Apophthegmen sind bekannter, als seine Gedichte, die doch auch Werth haben. Unter andern hat er den Tyrtäus übersezt. — IV. Homburg geb. zu Mühla bey Eisenach 1605, gest. 1681. Vieles ist Uebersetzung oder Nachahmung aus dem Französischen und Holländischen. — V. Filidor der Dorferer; sein wahrer Name ist unbekannt. Er gab 1660 seine Sammlung Lieder heraus. — Die drey erstern Dichter waren Freunde, die beyden leztern nur Nachahmer Opitzens. Diese schäzbare Sammlung muß von jedem Literaturliebhaber gelesen werden, und beweist die Ehre unsers Vaterlandes.

L'Iliade d'Homere, traduction nouvelle, précédée de Reflexions et suivie de Remarques; par M. *Bitaubé.* à Paris, chez Prault etc. 1780. tome I, 1 Alphab. und 7 Bog. tome II, 1 Alphab. 10 Bog. tome III, 1 Alphab. 13 Bogen.

Dies ist eine abermalige neue Uebersezung, die B. uns giebt. Es ist schon eine nouvelle traduction von ihm in unsrer A. d. B. 5 Anhang zu XXIV bis XXXVI. S. 2965 angezeigt; und wir beziehen uns im Ganzen auf das dort gefällte Urtheil. Daß diese Ueb. wirklich eine andere ist, und wie sie anders ist, mag gleich der Augenschein lehren; wir nehmen die dort abgedruckten zwey Stellen, das geänderte ist kursiv gedruckt. „O toi, dont l'ivresse trouble la raison! qui as l'oeil impudent du dogue, mais le coeur de la biche timide! Non, tu n'eus jamais le courage de t'armer avec *les troupes* (le peuple) pour le combat, ni d'aller en embuscade avec les plus illustres chefs de l'armée, tu croirois y trouver la mort. Il vaut sans doute beaucoup mieux dépouiller de *sa récompense* (ses prix) dans *le vaste camp* (l'armée nombreuse) des Grecs celui qui ose te contredire. Roi qui t'abreuves du sang des peuples! parceque tu commandes à des lâches; sans cela, fils d'Atrée! ce seroit là ta derniere insolence. *Mais j'en* (Mais je te l'annonce & j'en) fais un serment terrible, je jure par ce sceptre, qui, depuisqu'il *a été séparé de* (a laissé) son tronc *sur* (dans) les montagnes, ne poussera plus de feuilles ni des rameaux, & ne fleurira

plus

plus, *& qui depouillé par le fer* (, le fer l'a depouille) de son feuillage & de son écorce, *est maintenant* (& maintenant il est) dans les mains des Iuges de la Gréce, gardiens des loix de Jupiter, *serment terrible* (ce serment doit être terrible) pour toi; je jure qu'un jour tous les Grecs ensemble désireront la présence d'Achille; tu ne pourras, quoique pénétré de douleur, les secourir, quand ils tomberont en foule expirans sous les coups de l'homicide Hector. Alors tu déchireras ton coeur de remords *inutiles* (amers), desespéré d'avoir couvert d'ignominie le plus vaillant des Grecs. —— O Menélas, guerrier foible! est-ce toi qui t'occupes du soin de sauver nos ennemis? Les Troyens t'ont sans doute donné dans ta maison de grands sujets de reconnoissance. Qu' aucun d'entr'eux n'échappe *à* (sa perte & à) notre bras! u. s. w.

Man sieht von selbst, wie weit diese Uebers. von der allerersten absteht, worinn sich B aufs lächerlichste die Freyheit nahm, aus seinem Autor zu machen was er oder der Geschmak seiner Nation wollte; wie nahe sie hingegen jener angeführten neuen Uebers. kömmt, nur daß sie durch diese Feile wohl etwas schwächer geworden ist, wie z. E. der schleppende Ausdruck beym Schwur Achills zeigt; endlich, wie man den noch immer bedauern muß, der hieraus seinen Homer soll kennen und fühlen lernen.

Die Iliade ist ganz geliefert. Voran stehen Reflexions sur Homere & sur la traduction des Poetes. Was den Homer betrift, so ist aus diesen Betrachtungen eben nichts neues zu lernen; es finden sich keine große Bemerkungen, kein tiefes Eindringen, kein feines Aufspüren. Wer Pope, Blackwell und Wood liest, hat bessere Nahrung. Auch sind die Deutschen nicht genuzt; bey der Religion, Heine über den Ursprung der homerischen Mythologie, bey der Taktik; Jenners von der Kavallerie zu Homers Zeiten, u. s. w. Vieles ist nach alter von bessern Kritikern verworfner Art vorgetragen, z. E. B. will nicht völlig leugnen, daß Herodot der V. des Schulmeisterlebens von Homer sey; Homers Reisen in ganz Griechenland bestätigen sich durch die Gebrauchung aller griechischen Dialekte (als wenn man ein episches Gedicht vertragen könnte, worin Gasconisch und Provenzlisch und Basbreton u. s. w. eingemischt wäre! als wenn nicht vielmehr Homer zu einer Zeit sang, da die Dialekte noch nicht so gesondert waren); Homer

soll doch schon Schrift gekannt haben; u. s. w. Auch sind auf gewöhnliche und fast zu weitläuftige Art die elenden Einwürfe widerlegt, daß Homers Sitten doch beleidigend wären, daß man nur schöne Natur malen müsse, u. d. gl. m. Eine schöne Stelle steht S. 45, wo B. mit Wärme über die Verderbniß der Nation spricht, wovon er wohl selbst Augenzeuge war: „O vais! qui ne vous plaisez qu'à étaler un luxe fascheux, & dans les palais desquels on rougit de prononcer les noms d'*époux* & de *pere*, seroit-ce à vous à tracer au Poëte l'enceinte qu'il ne lui seroit pas permis de franchir?„ — Von S. 53—80 steht eine gute litterarische Nachricht von dem Streit der Franzosen gegen und für Homer, nebst Charakterisirung der Streitschriften: gegen Homer waren Perrault, La Motte, und Terrasson; dafür waren Boileau, die Dacier, und Boivin. — . Nun kömmt B. auf seine eigne Arbeit. Er spricht selbst sehr hart gegen seine erste Umkleidung Homers (1764; s. A. d. B. I. 2.); er faßte hernach den Entschluß einer getreuern Uebersetzung, und gab jene von uns Anfangs erwähnte Uebersezung (nur die ersten 10 Gesänge, 1777) als Probe heraus. Izt spricht er mit gerechtem Stolz von seiner Arbeit in Vergleich gegen der Dacier Werk, denn seine ist in Wahrheit unendlich poetischer, reizender, und selbst treuer. Wie viel besser (Il. Θ. 87): „le vieillard, armé de son epée, s'efforçoit de couper les traits, lorsquu'n rapide char s'avance à travers la foule des vainqueurs, portant un guerrier audacieux, le grand Hector„, als: Pendantque le venerable vieillard s'arrête à couper les traits de la volée avec son épée pour se dégager, le terrible Hector qui renverse tout ce qui ose lui faire tête, se fait jour pour venir à lui. Nichts von den niedrigen Ausdrücken: faire tête, faire jour, zu sagen, so verliert das Bild ganz von seiner Stärke durch die Umkehrung, und durch die zu frühe Nennung des Helden. Im Original steht sein Name zwar gleich bey dem Wagen, aber daß er selbst darin ist, kömmt wie der stärkste Schlag zulezt: —

— — — τοφρ' Ἑκτορος ωκεες ιπποι
Ηλθον αν' ιωχμον, θρασυν ηνιοχον φορεοντες
Ἑκτορα·

B. nennt Fenelon (ohne Zweifel im Telemach) den würdigen Nachahmer Homers, und sein eignes Muster. Das lezte

haben

[illegible] bemerkt; und allerdings ist B. [illegible], edel und stark, nur sind seine gesuchte nachdrucksvolle Kürze und seine poetischen Wörter nicht ganz die liebliche Sanftheit und der ächte Naturausdruck des guten Alten. So fällt uns, ohne nachzusuchen, gleich gegen das Ende desselben Gesanges in die Augen: „Il dit. Junon garde un morne silence. L'astre radieux du jour se précipite au sein de l'Ocean, tirant un voile ténébreux sur la terre féconde." Der wahre Fenelon! Aber Homer läßt die weißarmigte Juno blos nichts antworten; er weiß nichts vom stralenden Taggestirn, sondern er nennt das helle Licht der Sonnen, er giebt dem Ozean keinen Busen, er läßt die schwarze Nacht, und nicht den schwarzen Schleyer ziehen. Auch ist der pomphafte Anfang dieser Rede nicht homerisch: „Dès l'Aurore, repondit le Maître des nuées, vous verrez si vous le voulez, fiere Junon! le fils terrible de Saturne, &c." — Aber, wie gesagt, man muß den Fleiß und die Geschicklichkeit des Uebersetzers loben, und in Wahrheit oft bewundern; und alle solche Anmerkungen fallen (wie schon öfterer bemerkt worden) auf seine Sprache und nicht auf ihn selbst zurück. Aber diesen Vorwurf will B. nicht länger auf der Sprache haften lassen. Und doch gesteht er selbst, daß in keine Sprache schwerer zu übersetzen ist, als in die französische. Was er für seine Sprache sagt, hat uns nicht überzeugt. Es ist ein Unterschied, ob eine Sprache gebildet und fixirt ist, oder ob sie so ängstliche Regeln hat, daß sie ein paar ihrer ersten Schriftsteller darum verwerfen muß (Montagne und Rousseau). Die großen Muster in allen Arten werden ihr auch wohl schwerlich zugestanden, als von ihr selbst; denn was hat sie, um bey hieher gehörigen Werken zu bleiben, im hohen Simpeln und im wahren Erhabenen der Epopee, des Drama, und des Lyrischen? Und warum ist sie anders, als aus Schwäche, zu eckel, einen der größten Geister des Erdbodens, Shakespear, so darzustellen, wie er ist? Doch genug davon hier; man s. Gedikens Vorrede zum übersetzten Pindar, wo dies philosophisch aus der Natur der Sprache entwickelt ist.

Am Ende des 2ten Bandes ist Achills Schild, nach Boivin, in Kupfer gestochen. — Beym 3ten Bande sind Remarques über die ganze Iliade angehängt. Es sind wichtige Bemerkungen aus Pope, Dacier, und auch aus den Alten; Plutarch, Dionys, Eustath, eingeschaltet. Manchmal macht er auch auf die Aehnlichkeit seiner Uebersetzung mit dem Original

in Absicht der Stellung und des Falls der Worte aufmerksam.

Ej.

Hamburgisches Theater. Vierter Band. Zweytes Stück. Hamburg, in der Heroldschen Buchhandlung, 1779. 5 Bogen, in gr. 8.

Dies Stück enthält: Juliane von Lindorak, ein Schauspiel in fünf Aufzügen, nach Gozzi. Sowohl die Intrigue dieses Schauspiels, als dessen Ausführung, sind sehr unterhaltend, und es hat daher auch bey der Vorstellung überall eine günstige Aufnahme gefunden. Freylich wird in den drey mittlern Acten die Aufmerksamkeit des Lesers und Zuschauers fast zu sehr und zu lange von der Haupthandlung und der Hauptperson abgezogen; aber desto verstärkter ist dafür das Interesse des letzten Aufzugs. Die deutsche Bearbeitung dieses Stücks ist so glücklich gerathen, so lebhaft und wahr dialogirt, daß man die Umänderung mehrerer Stücke des Grafen Gozzi von eben der Hand wünschen muß.

Bk.

Lydia, ein Schauspiel für Kinder in drey Aufzügen, vom Verf. der Elisa. 8. 144 S. Leipzig, bey Böhme. 1779.

Von der moralischen Seite ist dieses Schauspiel der Jugend sehr zu empfehlen: die Charaktere unterrichten als Beyspiele, und die eingewebte Moral ist gut, ob sie gleich zuweilen zu gesucht und nicht natürlich genug herbeygeleitet ist. Gegen das Dramatische des Stücks wird der Kunstrichter mehr zu erinnern finden. Der Dialog ist überhaupt zu einförmig, und nicht nach den Charakteren bestimmt genug; die Sprache der Kinder von diesem Alter ist meistens verfehlt. Für den Begrif ihrer Jahre sind sie auch zu klug: sie drehen künstliche moralische Sentenzen, und belehren den Vater über sittliche Grundsätze. Der Monolog S. 59 ist nach einem Liebesantrag und in der Situation ganz unwahrscheinlich. Dagegen ist des Ro-

berts

beide Zusammenkunft mit dem Grafen und seine Erkennung sehr glücklich angelegt und von vieler Rührung.

Bernard Heidenstrom, Ein Beytrag zur Geschichte menschlicher Schicksale. 8. 107 S. Prag und Leipzig, bey Gröbl. 1779.

Ein Roman vom gewöhnlichen Schlag; zwar nicht ganz ohne Verwickelung, aber ohne wahren Geist der Erfindung und der Anlage, ohne Interesse, weder in Begebenheiten, noch in Gesinnungen, noch im Vortrag; die Erzählung läuft immer fort, ohne eingestreute Reflexion, ohne angenehme Ruhepunkte. Die Geschichte, die nach den meisten Umständen in dem Kreis der bürgerlichen Kaufmannswelt liegt, fängt, wiewohl alltäglich genug, doch mit einer ziemlichen Wahrscheinlichkeit an: allein sie verliehrt sich bald nachher in das Abentheuerliche, das immer steigt, je weiter es geht. Es fehlt nicht an Duellen und Erstechungen; und der wunderbaren Zusammenkünfte und Wiedererkennungen ist kein Ende.

Kleine Opfer, dem deutschen Theater dargebracht. 8. 1tes und 2tes Bändchen. Prag, bey Gröbl. 1779.

Die Stücke, welche hier mitgetheilt werden, sind im 1. B. die Negersclaven, ein Lustspiel in einem Aufzuge; alte Liebe rostet nicht, ein Lustspiel in zween Aufzügen; der Blumenkranz, eine Scene aus der Barbarey; Ewald und seine Verwandten, ein Schauspiel in einem Aufzuge; der Türk und der Britte, ein Schauspiel; und die Räuberhöhle, ein Lustspiel in einem Aufzug. Im 2. B. das Persische Mädchen, ein Schauspiel in fünf Aufzügen; die Schwäger, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen; und der Zanksüchtige, oder die rechtmäßige Erbin, ein Lustspiel in drey Aufzügen. Diese Stücke, die vom ungleichen Werth, und nicht ganz ohne dramatisches Verdienst sind, waren schon vorher einzeln erschienen, und sind hier, um der Zerstreuung zu entgehen, in eine Sammlung, doch ohne fortgehende Seitenzahl abgedruckt.

Mein Verlust bey Habelschwerdt, oder Geschichte Meiers, meist in Briefen. 8. Erfurt, in der Keyserschen Buchhandlung. 104 S. 1780.

Ein leeres, faselndes Gewäsch, ohne Plan, ohne Interesse; in Briefen durch einander geworfen; nach flüchtiger Geniemanier zerrissen, zerstückt, mit Gedankenstrichen und neumodischer Orthographie, wie Pastor Lozi, verziert. Wer so liebt, sollte doch andre gute Leute nicht zu Zeugen, und wer so schreibt, sie nicht zu Lesern verlangen. Wenn sie noch etwas für diese Unbescheidenheit und geschmacklose Empfindeley wieder entschädigen könnte, so möchte es vielleicht die Erzählung von Maiers letztem Schicksal seyn. Für die Besserung des V. scheint die Kritik nicht mächtig genug zu seyn; er stellt sich ihr mit trotziger Stirne und mit diesem Motto, das eines schlechten Scribenten so ganz würdig ist, entgegen:

Es mag tadeln, wer da will;
So soll's kümmern mich nicht viel.

Ht.

Theater-Journal für Deutschland. Sechszehntes Stück. Gotha bey Ettinger 1780. 8½ Bogen gr. 8. — Siebzehntes Stück, 1781. 7½ Bogen.

Zuerst eine Kantate, Ariadne auf Naxos, zu Leipzig aufgeführt. Wozu aber diese Arbeit, da wir die vortrefliche von Gerstenberg haben, und warum steht auf dem Titel: nach der Ariadne des Herrn Brandes, da doch dieser Alles aus Gerstenberg genommen hat. Doch alle einzelne Stücke durchzugehen, würde zu vielen Raum wegnehmen. In den Gedanken eines gewissen Herrn Koppe über einige Vorstellungen in Hamburg findet man freylich manche richtige, aber auch manche sehr flache und schiefe Urtheile. Die Schreibart geht noch hin; aber doch ist sie oft witzelnd und großsprecherisch. Warum so viel ausländische Wörter, als decidiren, outriren, ennuyiren, rebütiren u. s. w. Wie oft soll man dagegen vergeblich eifern? Der Inhalt der aufgeführten Stücke ist manchmal zu weitschweifig angegeben, und vollends sind einige moralische Gemeinplätze über-

[illegible] [illegible] und vergleichen, mehr sehr widrig. Wir halten den Verfasser für einen jungen Mann, der sich noch mehr ausbilden kann. — Ueber Fallstafs Charakter ist in diesen beiden Stücken die Fortsetzung und der Beschluß. — Ueber Philanthropine für Schauspieler von einem Schauspieler gehört, unter die frommen Wünsche; aber wie gut wäre das, wenn alle seine Kollegen so edel und moralisch dächten, als dieser Verfasser, und wenn zum wenigsten liederliche und schlechtdenkende Leute bey keinem einzigen Theater geduldet würden.

Peter Bayle historisch-kritisches Wörterbuch für Dichterfreunde. Lübek, bey Donatius, 1780. 312 Seiten in gr. 8. (Auf einem andern Titelblatte ist es der zweyte Theil dieses Wörterbuchs.)

Hier findet man aus Baylens Dictionnaire alle diejenigen Artikel, welche die griechischen und römischen Dichter betreffen. Wir haben verschiedene derselben ganz durchgelesen, und können so viel sagen, daß die Uebersetzung richtig genug, aber weit unter Baylens angenehmer Leichtigkeit sey. Indessen, weil das Original manchem Gelehrten und Liebhaber nicht zur Hand ist: so kann man das Unternehmen nicht anders als nützlich ansehen. Nur das Beyspiel in der Vorrede ist unglücklich gewählt, denn brauchte wohl der Hofrath Heyne oder auch nur der geringste Schullehrer aus dem Bayle zu lernen, ob Cicero die Eklogen des Virgils gelesen habe? — Der Herausgeber hat blos übersetzen wollen; [illegible] doch, daß es schicklicher gewesen seyn muß, sich aller Anmerkungen zu enthalten, zumal, da über manche Punkte nach Baylens Zeiten so mancherley, besonders auch in Deutschland, geschrieben worden.

Dm.

Auserlesene Oden aus dem Horaz. Frankf. am M. bey Reifenstein, 1780. 144 Seiten in 8.

Noch dreißig Oden aus dem Horaz übersetzt. Leipzig bey Kummer 1780. 5 Bogen gr. 8.

Proben einer deutschen Aeneis nebst lyrischen Gedichten von *Gotthold Friedrich Staeudlin*, Stutgard, bey Cotta 1781. 12 Bog. in 8.

In der ersten Sammlung sind auf schlechtem Papier die von Ramler übersetzten Oden, so wie sie in seinen lyrischen Gedichten stehen, und auch diejenigen prosaischen, die in seinem Batteux vorkommen, ferner auch andre von Michaelis, Lessing und noch sehr viele, die wir sogleich nicht alle nachzuweisen wissen, unter einander ohne Anzeige, Vorrede und Register abgedruckt worden. Die Ode Non ebur, neque etc. nebst andern ist in mehr als einer Uebersetzung geliefert.

In den dreyßig Oden ist, so weit wir gesehen haben, der Versbau nicht zu tadeln. Auch glückliche Stellen kann man dieser Uebersetzung nicht absprechen z. E. serus adulteros crines pulvere collines:

— Blutiger Staub entstellt
Spät, doch endlich, dein Buhlerhaar.

Aber im Ganzen genommen, möchte, so gut auch manche Oden übersetzt worden, noch etwas mehr poetische Sprache zu wünschen seyn; man vermißt meistentheils das Ramlersche Feuer. Indessen müssen wir gestehen, daß wir diese Arbeit mit Vergnügen gelesen haben. S. 20 ist das quid intactum nefasti liquimus? durch: Welch unverübtes Laster ließen wir? übersetzt worden. Das ist aber nicht deutsch; welches Laster ließen wir unverübt? sollte es heißen.

Was die Uebersetzung endlich aus der Aeneide betrift, so wollen wir nur eine kleine Probe geben, da sie von der ganzen Arbeit einen vollständigen Begrif machen kann. Wir wählen dazu die Rede des Aeneas: O socii, neque enim ignari sumus ante malorum &c.

Brüder, litten wir nicht schon schwerers Ungemach? Denkt ihr
Nicht vergangenen Wehs? Ein Gott wird enden auch dieses!
Fuhret ihr nicht vorüber die grimmigbellende Scylla,
Nicht die fallende Felsenkluft, nicht die cyklopischen Klippen?

Einst

Einst gedenkt ihr vielleicht der trüben Tage mit Wonne!
Hin durch mancherley Weh, durch tausend Gefahren und Irren
Streben nach Latium wir, wo Ruhe die Müden erwartet!
Dort, so ist uns verheißen, soll Troja sich wieder erheben.
Harret dann aus, und kräftiget euch für die freudige Zukunft.

Ein jeder wird sehen, daß diese Uebersetzung noch mehr gefeilt und ausgebildet werden muß, falls sie überall den kräftigen Ausdruck und auch den Wohlklang haben soll, den man zu fordern berechtiget ist. Nach der Vorrede will der Verf. die ganze Aeneide liefern. Wenn er sein poetisches Gefühl und seine Kenntniß der Muttersprache durch das Lesen unsrer besten Dichter auf eine höhere Stufe gebracht hat, und alsdenn zehn Jahre mit der Arbeit zurückhalten will, so läßt sich etwas von ihm erwarten. Abgeschreckt zu werden verdient er nicht: wir finden Stellen, die besser sind, als die angeführte. Aber so wie diese, ist doch das Meiste. — Die lyrischen Gedichte sind nicht vorzüglich.

Die vorzüglichsten italiänischen Dichter im siebenzehnten Jahrhundert. Bern, bey der typographischen Gesellschaft. 1780. 1 Alph. weniger 1 Bog. 8.

Aus dreyzehn Dichtern, unter welchen auch Marino, Menzini und Maggi sind, findet man hier mit beygedrucktem Original, kleinere Stücke und ausgesuchte Stellen ganz gut übersezt. Nur eine Meinhardische Arbeit ist es nicht, z. E. Dov' hai tu nido, Amore? Wo nistest du Amor? Nido hat keinen unedeln Nebenbegrif, und so hat auch Ramler das Nest des jungen Noncevals, aber hier möchte man sagen: Wo hast du, Amor, deinen Sitz, oder wo hast du deine Wohnung?

S'io miro come splendi,
Se' tutto in quel bel volto;
Ma se poi come impieghi et come accendi
Se' tutto in me raccolto.

„Wie

„Wie du [illegible] bist du ganz in [illegible] Ge-
sicht. Aber, wie du verwundest und entzündest, bist du ganz
in mir" deutlicher und wörtlicher: Wenn ich sehe, wie du
[illegible] bist du ganz u. s. w. Empfind' ich aber alsdenn,
wie du u. s. w. so bist du ꝛc.

Doch überhaupt genommen ist die Uebersetzung untadel-
haft.

Dm.

---

5) Romane.

**Heinrich Stillings Jünglingsjahre. Eine wahr-
hafte Geschichte. Berlin und Leipzig, Decker,
1778. 8. 220 S.**

H. Stillings Wanderschaft. Ebend. 206 S.

Der erste Theil dieses Romans, oder wie andere wollen, die-
ser Lebensbeschreibung des Verf., hieß Stillings Jugend;
und diese Fortsetzung bringt den Held der Geschichte zu Frau
und Amt. — Das Buch hat vielen Lesern ungemein gefallen;
und es ist nicht zu läugnen: der ganze Ton desselben ist sanft
rührend, und daher einnehmend, es sind schöne Schilderungen
physischer Natur, und von Menschencharakteren darin, es ath-
met durchaus ein frommer gottergebner Sinn, der nach Edel-
muth und Großmuth strebt, und es ist (was wir noch immer so
selten haben) eine sehr wahre Darstellung des Lebens bey der
geringern Klasse Menschen. Wer für diese seine Nebenbrüder
noch ein fühlendes Herz hat, der wird nicht ohne Theilnehmung
den innern Drang eines armen Menschen sehen, der sich zu was
besserm als zum Schneider- oder Kohlenbrennerhandwerk be-
stimmt fühlte, der sich gerne empor arbeiten möchte, und im-
mer durch Umstände gezwungen, etwas wählt, was seiner innern-
sten Neigung, zum Theil auch seinen Fähigkeiten, zuwider
läuft. Das sind ächte Scenen leidender und fühlender Mensch-
heit, die wir zum Theil alle empfunden haben. — Aber für
viele ehrliche Leute, worunter der Rec. auch zu gehören sich
nicht schämt, wäre alles viel rührender und auch lehrreicher ge-
wesen,

wesen, wenn diese natürliche Situationen auch natürlich und menschlich beschrieben wären, wenn nicht eine schädliche Denkungsart durchaus im Buche herrschte, die im Grunde Stolz zu seyn scheint, daß das erhabenste Wesen noch nicht genug soll gethan haben, vom Anfang an jedes Menschen Schicksal aufs weiseste und herrlich auch aufs gütigste bestimmt zu haben, und ihm dann Leidenschaften, Triebe, Gefühle, aber auch Vernunft zu geben, ihn dann in Lagen zu bringen, wo er diese herrlichen Gottesgaben richtig gebrauche; sondern der Hocherhabene soll bey jedem kleinen Anlaß die Stimme der Vernunft und selbst der Leidenschaft vertreten, und unmittelbar wie durch ein Wunder einwürken. Das sind Lehren, die wenigstens übermüthig und zugleich träge und unweise machen können; die aber auch wohl ehe schlecht und lasterhaft gemacht haben, von dem verfolgenden Intoleranten an, bis zu dem Mordbrenner, der (nach einer so wahren Geschichte, wie je Stilling seyn mag) sich von Gott zum Ansteken berufen glaubte. (S. Eberhards Theorie des Denkens und Empfindens.)

St. Wanderschaft. Ein Handwerksbursche geht seinen Weg, kömmt an eine Stadt, geht gerade hindurch (S. 49), kömmt nun in einen Wald, wo er sich einsam fühlt und wo ihn hungert. Was ist natürlicher und vernünftiger, als daß er nach der Stadt umkehrt, um da zum besten bey einem Meister Unterhalt zu suchen? Aber in überirdischer Phantasie denkt er im Walde: Nun steht Christi Wort bey mir auf der höchsten Probe. Und da ist denn der zweyte Gedanke: Geh in die Stadt und suche einen Meister, kein Vernunftgedanke mehr, sondern eine Eingebung von oben herab. (S. 50, 51.) Er wacht bey einem kranken Mädchen, das er fast gar nicht kennt; sie sagt ihm aus dem Schlaf auffahrend (S. 131): „Hören Sie, Herr St., ich hab einen sehr lebhaften Eindruck in mein Gemüth bekommen, von einer Sache die ich aber nicht sagen darf bis zu einer andern Zeit. Bey diesen Worten ward St. ganz starr, er fühlte von Scheitel bis unter die Fußsohle eine noch nie empfundne Erschütterung, auf einmal fuhr ihm ein Stral durch die Seele wie ein Bliz. Es ward ihm klar in seinem Gemüth, was izt der Wille Gottes sey, und was die Worte der kranken Jungfer bedeuteten. Mit Thränen in den Augen stand er auf, bückte sich ins Bett, und sagte: Ich weiß es, liebe Jungfer, was sie für einen Eindruck bekommen hat, und was der Wille Gottes ist. Sie fuhr auf, rekte ihre rechte

Hand-Heirath und versehen. Wissen Sie's? damit schlug St. seine rechte Hand in die ihrige, und sprach: Gott im Himmel segne! wir sind auf ewig verbunden! Sie antwortete: ja, wir sinds auf ewig." Der V. scheint bey dem Anfang einer solchen Ehe ein Wunder anzunehmen: wir aber glauben, daß ein viel stärkeres Wunder dazugehört, daß solche Ehen gut werden. — Er braucht auf der Universität Geld zu einem Kollegium, und bemüht sich nicht bey seinen reichen Bekannten etwas zu bekommen, sondern betet zu Gott. Wenn das nicht nach des V. eignem sonstigen Ausdruk heißt: Gott versuchen, so heißt nichts so. Noch eine Stunde vor dem Termin ist kein Geld da. Nun „fühlte er weder Muth noch Glauben mehr, und deswegen sah er von fern in eine Zukunft, die der Hölle mit allen ihren Qualen ähnlich war (S. 165)." Nun kömmt sein Wirth der ihn als einen fleißigen sittsamen Menschen liebt, und besucht ihn, bietet ihm zugleich, wenn etwa sein Wechsel ausgeblieben sey, Geld an. Hieraus macht er (S. 168.) einen ordentlichen Syllogismus: daß Jesus Christus wahrer Gott ist. Das beste ist, daß sich diese Schlußart für alle Religionen paßt; denn es wäre schändlich und die Menschheit entehrend zu glauben, daß nicht auch gegen einen sich gut und sittsam zeigenden Mahometaner oder Juden oder Naturalisten Leute sich finden solten, die großmüthig im Unterstüzen wären. (Hier aber war es vielleicht gar nur Höflichkeit.) Daß St. so schnell Geld annahm, welches ihm die Leute blos in der Meynung, daß er ansehnliche Wechsel zu erwarten habe, anboten, ob er gleich von keinen Wechseln wußte; auch daß er ein geheimes ihm vermachtes Manuscript, das durchaus nicht hatte in Jedermanns Hände fallen sollen, so schnell auf dem Postwagen verkaufte: könnte einem sonderbar vorkommen, wenn St. nicht sowohl bey diesem (S. 165.) als bey jenem einen Wink Gottes zu haben geglaubt hätte. Wenn doch der V. angegeben hätte, oder es ein Mensch angeben könnte, was wirklich solch ein Wink Gottes sey, damit nicht zulezt Jeder jeden plözlichen Einfall dafür halte! sonst mögte es für die bürgerliche Gesellschaft besser seyn, Leute, die solch einen δαιμόνιον haben, einzusperren. Wie viel weiser war auch hierin Sokrates, dessen innere Stimme (wie das Gewissen) ihm nur immer ab, nie zurieth!

Stilling wird öftrer Dorfschulmeister, und muß immer zur Nähnadel zurückkehren. Endlich wird er Hausinformator; studirt Medicin, anfangs für sich, hernach in Strasburg; heirathet,

[illegible] läßt sich als praktischer Arzt nieder. — Die Begebenheiten rühren durch ihre Einfachheit und Natur, ausgenommen, was an der Natur durch Mystik verdorben ist. Auch kommen interessante Charakters vor, aber auch haben, urtheilt der Mystiker nicht ruhig genug. Er nennt eine Klasse Menschen Laurer (Jünglingsj. S. 118.) man weiß nicht recht, nach welcher Bedeutung des Worts Laurer. „Die besten Menschen darin sind stille Beobachter ohne Gefühl, die mittelmäßigen sind Duckmäuser, die schlechtesten Spionen und Verräther.“ Nachher (Wandersch. S. 184.) kömmt ein edler menschenliebender Mann vor, der auch in diese Klasse gesezt wird. Also auch ein solcher Mensch ist ohne Gefühl! — Göthe, Herder, Lavater kommen hin und wieder vor; was von ihrem moralischen Charakter gesagt wird, gehört nicht für uns. Aber wenn Lenz wirklich von Natur sanft ist (S. 201.) so muß er einer der ärgsten Nachahmer seyn, die es in der Welt geben mag.

Leben des berühmten Tonkünstlers, Heinrich Wilhelm Gulden, nachher genannt *Guglielmo Enrico Fiorino*. 1 Theil. Berlin, Mylius, 1779. 258 Seiten in 8.

Es ist allerdings gut, und bringt zur Menschen- und Charakterkenntniß weiter, kann auch zum wahren Zwek würksamer werden, wenn man Romane über einzelne Stände der Menschen hat. Dann sind die Schilderungen treffender, und die Menschen solcher Stände können sich manches heilsame daraus merken. Aber freylich muß alsdann ein solcher Roman von einem Manne des Standes selbst geschrieben seyn; ein anderer kennt die Bedürfnisse, die eigentlichen Thorheiten und auch das Gute desselben nicht. Und allerdings scheint dieser musikalische Roman einen Tonkünstler zum V. zu haben. Da aber der Geistliche und der Künstler und wer sonst der Held eines Romanes seyn mag, immer in der Welt mit andern Menschen zusammentrift, so muß der V. auch überhaupt Menschenkenntniß und Gabe der Charakterschilderung haben; zwey Talente, die in der That unser ungenannte V. in nicht gemeinem Grade besizt. Nur auf dem ersten Bogen verliert er sich etwas ins Moralisiren, welches ihm hernach nie wieder begegnet. Fast der ganze Ton des Buches ist lustig; wer das Lachen liebt,

kan

kann sicher zur besten Beschäftigung zur Hand nehmen. Wir sehen in diesem Bande nur die ersten Lebensjahre des Heldens der Geschichte; sein Vater, nur ein gemeiner Bierfiedler, bestimmt ihn zum Virtuosen, und nimmt ihn mit auf einer Reise. Hier kommen Scenen vor, von einer Hanswurstkomödiantengesellschaft, von einem gefräßigen Landpriester, einem schwelgerischen Abt (bey dem der arme Knabe seine Unschuld verliert), einem italiänischen herumziehenden Sänger mit seiner Familie, von einem lieben kleinen Mädchen, das auf unsers Guldens Herz wirkt, u. s. w. Alles ist mit äusserst komischen Situationen vermischt, die mit höchst unterhaltender Laune erzählt sind. Am Ende kommt Gulden zu einem polnischen Fürsten, der ihn von seinem Musikdirector will unterrichten lassen. Dieser lezte Mann wird uns weitläuftiger geschildert, und nun veredelt sich Geschichte und Sprache und Ausdruck. Es kommen Züge vor, wie ihn sein Vater als Mensch und als Künstler bildete, und wie er hernach als Mensch und als Künstler dachte und empfand; liebenswürdig und edel! — Damit bricht der erste Theil ab. Es müssen nothwendig noch mehrere Theile folgen, zumal wenn sich der V. nicht besser als ers hier gethan, vor dem Fehler der Weitschweifigkeit und des Hineinziehens nur irgend naher Gegenstände hütet. Man sieht nicht recht, wie sich die Geschichte noch enden wird; denn, ohngeachtet aller feinen Organisation, Lust und Fertigkeit Guldens zum Violinspielen, sagt der V. doch gleich anfangs: man würde in der Folge sehen, wie falsch sein Vater für ihn gewählt hätte. — Wir zeichnen nur ein paar Stellen aus, damit man selbst von des V. Gabe zu erzählen urtheile: S. 8. Vom alten Gulden: „Auch konnte der Vater seinen Sohn in der Musikantenbande schon für eine ganze Person rechnen; und daher sah er ihn bereits als ein sicheres Kapital an, von dessen Zinsen er künftig seinen Leib pflegen wollte, und hielt ihn wie sein eignes Aug im Kopfe, das er zwar oft durch Bier und Wein röthete, es auch oft im Taumel blauete, aber nichts destoweniger bey nüchternem Muthe vor dem Lesen nüzlicher guter Bücher, und vor Thränen über sein Elend und das Elend andrer sorgfältig hütete." S. 237. Von Hermenfried, dem Musicdirector des polnischen Fürsten, bey Gelegenheit seiner musikalischen Reise: „Auch fühlte er in sich selbst mehr Trieb und Kraft und Liebe zum Guten, als er bey vielen in der Ferne angebeteten Männern gefunden hatte. Denn nichts hatte ihm auf seinen Reisen mehr Kränkung, mehr

wahre

wahre Betrübniß verursacht, als die traurige und leider so häufige Erfahrung, daß oft die größten Gelehrten, die größten Künstler, selbst oft die eifrigsten Tugendlehrer, in ihrem Leben die elendesten verächtlichsten Menschen sind. Man stelle sich seine Bestürzung, seine Beschämung vor, wenn er mit heisser Begierde, mit fliegenden Schritten dem persönlichen Anschauen eines Mannes entgegeneilte, den er als einen grossen Dichter oder tiefsinnigen Weltweisen oder seltenen Künstler schon von seinen ersten Jünglingsjahren an mit tiefster Verehrung, mit innigster Liebe gedacht, genannt hatte; wenn er nun vor ihm stand, und hofte auf seinem Gesicht edle göttliche Ruhe der Seelen, klärere freudigeres Anschauen Gottes, reine feurige Gottesliebe, Menschenliebe, Bruderliebe, bescheidne Zufriedenheit mit sich selbst, edlen Stolz auf Würde der Menschheit zu sehen, von seinen Lippen zu vernehmen, — und dann Tumult, Aufruhr, Krieg der Leidenschaften, Verwirrung und Zweifel, Gewissenlosigkeit, Haß, Neid, Verfolgung, Habsucht, kriechende kindische Eitelkeit sah, hörte; — o wie verächtlich ihm dann die elenden Menschen ohnerachtet all ihres Wissens, all ihrer Fähigkeit, all ihrer Geschicklichkeit wurden! Weit verächtlicher als die unglücklichen bejammernswürdigen Seelen, die nie Anlaß fanden, sich aus dem Schlamme zu erheben, die Fürstentyranney und teuflische Politik und elende Erziehung in Niedrigkeit und Finsterniß niedertreten und fesseln; oder die durch falsche den Schwachen überredende Lehre, durch giftige süße Worte ins Verderben gelockt, gestürzt, und nun im Laster betäubt, hinträumen, hintaumeln." — Manche Sprachfehler kommen auch vor, wenn es nicht Druckfehler sind, von denen dies Buch nicht rein zu seyn scheint.

Df.

Kandide, oder die beste Welt aufs neue verdeutscht. Mit sechs Chodowieckischen Kupfern. Berlin, Hamburg, 1778. S. 354 in 8.

Bey Producten von der Art des hochberühmten Kandide ist die Uebersetzung nur alsdann wichtig, wenn unsere Sprache dabey durch Uebertragung launichter Gedanken Zuwachs gewinnt, neue glückliche Wendungen erhält; kurz reicher und geschmeidiger wird. Ohne diese Vortheile mag Kandide im-

mer unübersezt, und von ehrlichen deutschen Lesern ungelesen bleiben. Die andern, Glückliche und Große, die zur Beförderung der Verdauung ekelhafter Gemälde des menschlichen Elendes nöthig haben, mögen ihn im Originale lesen, und sich an der verstellten Wahrheit satt lachen, gegen die man hier mit Witz, wies oft geschieht, zu Felde zieht. Bis heute haben sich schon zwey Uebersetzer die Nägel bey dem lieben Kandide abgekauet, ohne daß unsere Sprache sich besonderer daher entstandener Vortheile rühmen könnte. Vorliegende Uebersetzung enthält eine Menge kindischer Ausdrücke, die gar nicht zum Tone des Originals passen; z. E. S. 4. Die Kriegsgurgel. S. 42. All sein Goldchen war heidi. S. 43. Gekrette, statt kleiner Zänkereyen. S. 48. funden, statt gefunden. Oft nimmt der Uebersetzer zu einer ungereimten Verdrehung der natürlichen Construction seine Zuflucht, um die simple Art zu erzählen, die im Originale so sehr gefällt, zu verfehlen: Herabfielen die Schleyer auf ein verabredetes Zeichen, wo es im französischen heißt: à un Signal convenu les voiles tombent. Im Originale heißt es weiter: l'une n'annonce par ses regards, qu'une molle langueur, qui attend les plaisirs, sans les chercher. In der Uebersetzung: „Das Aug' der einen verkündigte grenzenlose, unerschöpfliche Liebe; eine andere hatte in ihrem Blick nichts zur Wollust Auffoderndes, sondern etwas Sanftschmachtendes." Solche Freyheiten erlaubt der Uebersetzer sich manchmal. — Es ist bekannt, daß die Franzosen zu komischen Stellen gerne Leute aus der Provinz nehmen (man sehe z. E. Moliere's Lustspiele); und so kommt im Kandide ein Abbé aus dem Ländchen Perigoord vor, französich un Abbé Perigourdin; der heißt bey unserm Uebersetzer nur immer der Abbé Perigourdin, und manchmal schlechtweg Perigourdin. — Doch solche Fehler sind nichts gegen den durchaus verfehlten Ton des Originals. Die Herren Genies, die immer ums dritte Wort die Natur im Munde führen, ahmen doch der Natur in ihrer reichen Mannigfaltigkeit nicht nach: Voltaire, Moßerr, le Sage, Cervantes, alle diese großen Originale müssen sich izt ganz gleich werden, müssen aus Einem Munde sprechen lernen, nemlich das wizelnde geradbrechte Deutsch, was man aus Göthe und Klaudius Styl zusammenknetet, um ja kein Nachbeter älterer Schriftsteller zu scheinen.

Eleonore kein Roman, eine wahre Geschichte in Briefen. Zweyter Theil 1780. 8. 15 Bog.

Wir bleiben bey demselben Urtheile, das wir über den ersten Theil gefället hatten; der Hauptmann Blau, Graf Flett und der Abt sind noch dieselben unmenschlichen Ungeheuer und eingefleischten Satans, welche nie auf der Scene erscheinen müssen. Denn wenn man einem ehrwürdigen Publicum keine offenbaren Unfläthereyen vormahlen darf, so glaubt Recensent, daß es auch bey solchen ruchlosen Gedanken und Handlungen unterbleiben müsse. Der Charakter der Heldin Eleonore wird sehr zweydeutig, und ihre Empfindeleyen, wo sie immer Gott und die Vorsehung mit hineinbringt, sind unausstehlich. Warum der V. den Hamburgischen Pastor Göze, der, wenn man seine bekannte Streitsucht ausnimmt, als ein Gelehrter Achtung verdient, so zu sagen mit den Haaren herbeyzieht, können wir ebenfalls nicht begreifen. Hoffentlich wird dieses der lezte Theil seyn, denn der V. läßt den Abbt und den Graf Flett als Schurken sterben.

Ib.

Waldro, oder der lezte Vater in der Reihe der Edlen. Dritter und lezter Theil. Halle 1781. 17 Bog. 8.

Nun sieht man, warum Waldro der lezte Vater in der Reihe der Edlen heißt. Sein einziger Sohn wird wegen seiner Verbrechen, worunter das lezte eine Beraubung seines eigenen Vaters ist, dessen Haus er in Brand steckt, gerädert. Man sieht gar nicht, wie dieser Mensch, der als Knabe gute Hofnung giebt, von einem Prediger sorgfältig erzogen wird, plötzlich, noch unter der Aufsicht des Predigers, ohne Verführung, sehr bösartig wird, worauf er ferner von einem Laster zum andern fortschreitet. Das Buch ist in einem höchst widrigen, anfangs ekelhaft süßen und tändelnden, hernach niedrigen und pöbelhaften Tone geschrieben. Die Beschreibung eines Venerischkranken S. [illegible] ist so arg, daß [illegible] im Lesen die Nase zuhalten muß. Die Reden der beyden [illegible] am Ende sind gräßlich; das plattdeutsche Bauerngeschwätz ge-

gen das Ende des Buches abgeschmackt. Einige neuere Schriftsteller meynen, wenn sie das Natürliche, es sey im Gräßlichen oder Niedrigen und Ekelhaften, nur recht roh darstellen können, ob sie es gleich oft übertreiben, so hätten sie Wunderdinge gethan. Die Vorrede ist sehr schwärmerisch. Der V. träumt darinnen von dem Danke, den er am Tage der Auferstehung von seinen Lesern einerndten will. In der Weglassung des Artikels affectirt der V. auch, wenn er empfindsam seyn will. Das Geschwätz von Blumenliebhaberey S. 33 f. f. ist albern. „Muß auch würklich ein schönes Studium seyn, das Blumenstudium," läßt er seinen alten Waldro in einer langen tändelnden Beschreibung von dem Blumengarten des Edelmanns sagen — Für euch flieht Hungersnoth, sich beantlitzen, er mittheilte (statt, er theilte mit) entfeuchtete Felder und dergl. sind Floskeln, woran man Schriftsteller kennt, die kaum aus der Zucht ihres Rectors gekommen sind. Sehr Schade um das schöne Papier und den saubern Druck. Bey dem steigenden Preise des Papiers müßte eine Anstalt gemacht werden, daß wenigstens das Schreibpapier nicht so verschwendet würde.

Mr.

Sophie Berg, ein Beytrag zur geheimen Geschichte des Klosterlebens. Zwey Theile. Leipzig. 8. 1781. 26 Bogen.

Gelehrte verlangen wohl keine Rechenschaft von dem Inhalte eines Romans, und unserer Lesewelt würden wir würklich ein Vergnügen rauben, wenn wir auf einer Octavseite erzählten, was sie für 26 Bogen bezahlt haben. Der Verfasser sucht nicht durch hochgeschraubte Worte, sondern durch die Sache selbst zu rühren. Schade ist es, daß das würkliche Kloster-Costume nicht besser beobachtet worden.

S.

Henriette von Aspach, eine interessante Geschichte aus dem Jahre 1781. Leipzig 1781. 8. 18½ Bogen.

Ob der Roman der litterarischen Ausfälle halber, oder diese um des Romans willen geschrieben sind? — nach reiflicher Ueberlegung getrauen wir uns, das erste behaupten zu können. Ohne daß wir das gehofte Honorarium mit in Anschlag bringen, stellen wir uns die Entstehung des ganzen Werkes etwan so vor. Der Verfasser mochte bey sehr flüchtiger Durchlesung der physiognomischen Reisen bemerkt haben, daß sich gelegentlich Seitenstösse mit guter Manier austheilen lassen, er sezte sich also an sein Pult und schrieb ein Unding von einem uninteressanten Roman voller Bitterkeiten über verschiedene Gelehrte und ihre Producten.

Erst vom Roman. Das ganze Gemählde enthält eine Gruppe sehr ungleicher Personagen. Die Hauptfigur ist Julie Schmidt, hernach Fräulein von Aspach, aus Noth Gouvernante, die aller Augen auf sich zieht. Die Männer, versteht sich in allen Ehren und gut platonisch, scheinen ihr nicht so ganz gleichgültig zu seyn; sie wird endlich, wider alles Vermuthen, Frau Gräfin von Roderitz. Der zweyte ist Paches, nachher Herr von Aspach, ein armer Edelmann, ein unvorsichtiger empfindsamer wonnetrunkener Jüngling, dem man zur Parade ein paar Stückgen Moral auf den Ermel geheftet hat. Waldrum ein Schurke, warum ihm aber der Verfasser gerade einen schwarzen Rock angezogen hat, mag er selbst wissen: denn eine Nothwendigkeit sehen wir nicht ein, wenn es nicht etwan ein hämischer Rippenstoß seyn soll. Bürgermeister Bietmann, im Grunde ein ehrlicher Kleinstädter, aber durch des V. anmaßliche Zeichnung übertriebene Carricatur: Seinen Kindern ist die actio injuriarum per expressum gegen den Verf. vorzubehalten, weil er den seeligen Mann satis calumniose verleumdet, daß er sich selbst todtgeschossen haben soll, welches nach des V. eigener Beschreibung nicht wahrscheinlich, nicht möglich war. Der Regierungsassessor Dunster gehört zwar auch unter die Hauptfiguren, ist aber für Berliner Grund und Boden schlechterdings verzeichnet. Gräring, ein geistlicher Hagestolz, der in der Chronick scandaleuse der Zeitungen, Recensenten und Journale eine anmaßliche Stärke zu haben glaubt, erzählt lauter bekannte Dinge, und wird noch nach dem funfzigsten Jahre auch ein Anbeter der Julie Schmidt. Schack Hansgold von Aspach dient blos zum Schatten im Vorgrunde, um der Hauptheldin ein desto grösseres Licht zu geben, so wie der Baron von Kabelsdorf, der aber ein wenig zurücksteht.

 Graf

Graf Roderitz ist ein Ding ohne festen Charakter, den der Verf. nur zum Ausfüllen der Gruppe braucht, so wie das Fräulein von Kettenheim.

Nun von der Litteratur: Alltägliche Ausfälle und zum Theil falsche Gedanken über viele Personen und Sachen. Z. B. über die Bützower kritische Sammlung, schwäbisches Magazin, Erlanger Beyträge, Antikritiker, schwarze Zeitung, Allerley für Groß- und Klein-Männer, Philippine Gatterern, Journale, Recensentencabalen und Unfug (wobey doch unsere Bibliothek noch am besten wegkömmt) über Lavater, Göze, Schlözer, Michaelis, Weckhelin, Barth, Semmler, Kindleben, Klopstock u. a. m. Sollte man dieses alles wohl in diesen paar Bogen gesucht haben?

Die Moral — besteht hin und wieder aus abgebrochenen Tiraden, über die Erziehung zum Minister — was man doch in einem Roman nicht alles lernen kann! über die Begierde zu tadeln, über die Kunst zu wünschen und dergleichen. Was uns noch am besten gefallen hat, ist der Brief des Grafen von Roderitz, über das übereilte Verplempern, und Verleben junger Leute, die eben anfangen, in die große Welt zu treten, erfahrungsmäßig geschrieben.

Rj.

Der Vorleser am Tollette der Frauenzimmer. Wien 1781. 8. 18 Bogen.

Der Sammler sagt in der kurzen Vorrede, daß er nichts einfließen lassen wolle, was die Religion schänden, der Tugend Anstoß geben und den Wohlstand beleidigen könne. Das können wir allenfalls gerne zugeben, denn so viel Recensent, Amts- und Gewissens wegen, darinnen gelesen, hat er gefunden, daß der Sammler seinem Versprechen treu geblieben; aber daß er keine Stücke gewählt habe, die sich bereits in andern ähnlichen Sammlungen finden, möchten wir nicht so zuverläßig behaupten, wenigstens wußte ein eben nicht so sehr belesenes Frauenzimmer, welches das Buch auf dem Tisch des Recensenten liegen sahe, den Inhalt der meisten Stücke herzusagen. Romanenkenner und Liebhaber mögen aus nachfolgendem Inhalte selbst urtheilen. 1) Emund, eine nordische

Geschichte. 2) Die Königin von Golkonda. 3) Die beyden Schwestern. 4) Fatim und Salem. 5) Tquassauw und Knonmquaiha, eine hottentotische Geschichte. 6) Die Bettdecke ein Feenmährchen. 7) Alzahel. 8) Der Traum des Azeni. 9) Adelaide. 10) Cäcille oder die späte Reue. 11) Zermin und Fatim. 12) Hylas oder der bestrafte Eigendünkel. 13) Abdallah und Balsora. 14) Aristäus. 15) Geschichte eines Spielers. 16) Fragment einer rührenden Geschichte. Mithin 16 Erzählungen auf 18 Bogen, das beste ist ihre Kürze, denn der Styl ist sehr alltäglich und zuweilen schleppend. Saulenreihe auf der 132 Seite ist vielleicht ein Druckfehler.

S.

Wild, oder das Kind der Freude. Erster Theil. Berlin 1781 bey Himburg 13 Bogen. 8.

Zweyter Theil 14 Bogen.

Recensent gehört gewiß nicht zu derjenigen Gattung von Leuten, welche von einem Schriftsteller fordern, daß er lauter Tugendbilder darstellen, oder wenn er einen Bösewicht malt, ihn aller Orten mit poetischer Gerechtigkeit auspeitschen lassen, ihn so scheußlich als möglich machen, und doch noch jeden Augenblik protestiren soll, daß er keinen Gefallen an dieses Galgenstriks Grundsätzen habe. Noch weniger verlangt Recensent, daß man durch das ganze Buch hindurch immer eine feine Sentenz durchschimmern sehe, auf welche das ganze gepropft sey, damit man sagen könne: „dieses opusculum ist geschrieben, um zu probiren, daß der Mensch seinen teuflischen Passionen, welche allezeit Eingebungen des leidigen Satanas sind, nicht folgen darf, sondern „ u. s. w. Er ist im Gegentheil überzeugt, daß ein Buch worinne Menschen mit Wahrheit geschildert sind, immer ein gutes nützliches Buch ist. Aber das verlangt Recensent, daß ein Schriftsteller der sonst Genie hat (wie es denn dem Verf. dieses Romans warlich daran nicht fehlt; denn in der That sind hie und da Scenen, die meisterhaft gemalt sind) von einem solchen Schriftsteller, sage ich, kann man es verlangen, daß er nicht durch und durch dem Laster die reizendsten Farben gebe, durch schlüpfrige Bilder

die Fantasie der jungen Leute erhitze, und für den verirrtesten Menschen, der alle Bande der Gesellschaft mit Füßen tritt, so viel Interesse erwecke, daß man ihm alles verzeyht, und sich freuet, wenn er zulezt so glücklich wird. — Das ist aber der Fall in diesem Buche. Uebrigens ist die Schreibart angenehm, zuweilen erzählend, dann in Briefen, oft auch dramatisch.

G.

Leben und Schicksale der Pakahuntas, einer edelmüthigen Americanischen Prinzessin: eine wahre und lehrreiche Geschichte. Berlin, bey Hasse 1781. 12½ Bogen. 8.

Ein Anecdötgen aus Merians westindischer Historie und einigen Reisebeschreibungen zusammengeschmiert, in einem Style geschrieben, wie etwa ein Schiffszimmermann dergleichen erzählen würde, auf die unerträglichste Art, durch die plattesten Zergliederungen der alltäglichsten Dinge, und durch die schaalsten Predigt-Fragmente in die Länge gedehnt. — Und das, meint der Herr in der Vorrede, würden Leute aus allerley Classen mit Vergnügen lesen. — Ey, ey! Wo denkt der Herr hin?

Yr.

Geschichte des Sonnenritters, seines Bruders Rosiklair, und ihrer Nachkommenschaft. Aus dem Französischen. Erster Band. Leipzig, bey Breitkopf 1781 1½ Alphabeth 8.

Wer die Zeit mit Lesung dieses noch immer zu langen Auszugs aus den alten französischen Ritterbüchern verderben will, der lese ihn wenigstens, wenn er kann, im Originale, oder besser verdeutscht; denn diese Uebersetzung sieht einer Uebung beym Sprachmeister nicht unähnlich. Alle französische Wortfügungen, sogar die häufigen Participien sind wörtlich übertragen.

G.

Emi-

Emilie Sommer, eine Geschichte in Briefen. Zweyter Theil. Leipzig bey Schneidern 1781. S. 408. 8. Dritter Theil 446 Seiten.

Und dann haben wir noch wer weiß wie viel Theile zu erwarten. Wenn man sich nun durch dies mühselige Werk hindurchgearbeitet hat; was hat man dann gefunden, das der Mühe werth wäre? Copierte, aus Richardsons Romanen entlehnte Charactere; und da, wo der Verf. mit eigenem Pinsel malen will, flache Carricaturen, Figuren ohne Leben, ohne Wahrheit, wie im 34ten Briefe des 3ten Theils. Ist es wohl Kunst einen solchen Roman zu schreiben? Begebenheiten sind zu leicht zu erfinden. Da läßt man ein Mädgen entführen; von ohngefehr kömmt ein irrender Ritter des Weges, errettet das Mädgen, schlägt sich mit dem Entführer herum, rennt ihm etwa den Degen durch den Leib, jedoch ohne ihn gänzlich zu tödten, damit er Zeit habe, zu grosser Rührung der Leser in der Verzweiflung seine schwarze Seele auszuhauchen. Kömmt es endlich ans Heyrathen, und der Buchhändler will noch einen Theil in Verlag nehmen; flugs findet sichs, daß der Liebhaber der Bruder ist; Nun müssen wir wieder von forn anfangen u. s. f. — Und solche Romanen, aus welchen weder für Herz noch Kopf irgend etwas Ueberraschendes, Neues, Belehrendes, zu schöpfen ist, machen jetzt die Lieblings-Lectüre des müssigen deutschen, zum Maculatur-Lesen verdammten Publicums aus? — O weh!

Julie von Hirtenthal. Eine Geschichte in Briefen. Zweyte Sammlung. Eisenach bey Wittekind 1781, 12 Bogen. 8

Mit diesem Theil ist die Geschichte noch nicht ganz zu Ende — Ein Frauenzimmer soll die Verfasserinn seyn. Recensent weiß, was er dem schönen Geschlechte schuldig ist. Uebrigens beruft er sich auf die Recension des ersten Theils; der gegenwärtige ist mit ihm von gleichem Werthe.

Yr.

6) Weltweisheit.

Philosophische Prüfung des Versuchs eines neuen Beweises, den Herr Campe für die Unsterblichkeit der Seele gegeben hat, von Johann Christoph Schwab, Prof. der Philos. an der Herzogl. Militair-Akademie zu Stuttgard, Tübingen bey Joh. Georg Cotta 1781. in 8. 72 Seiten.

Voran geht Campens etwas ins Kurze gezogener Beweis; zur Ersparung des Raums wäre vielleicht besser gewesen, blos die angegreifenden Schlüsse herauszuziehen; am Ende wird der Angrif doch immer nach den Vorstellungen des Angreifenden eingerichtet, also ist weitläuftige Anführung von des Gegners Meynung entbehrlich. Auch gewinnt der Leser, wenn man ihm in möglichster Kürze den Statum quæstionis vorlegt. Zuerst wird, wie billig, der Satz angefochten daß alle Kraft endlicher Substanzen, Vorstellungskraft, diese mit Unendlichkeit, auch Gottes Kraft ist. Nicht alles in unserer Seele ist Vorstellung: wenn ein neugebohrnes Kind zum ersten mahle Muttermilch einsaugt, kan man nicht sagen, es habe eine Vorstellung; denken erfordert wesentlich Beziehung, ist also nicht blos Vorstellung; Wille ist nicht Bestreben nach einer Vorstellung, weil oft der begehrte Gegenstand ganz anders als die vorhergegangene Vorstellung, ist. Dies alles nach Tetensischen Gründen, denen wir aber hier mehr Licht und Ueberzeugungskraft gegeben wünschten. Darauf geht der Verf. zu dem Satze, daß Vorstellungskraft nicht die aller endlichen Substanzen sey: Wolf und Bilfinger haben ihm nicht beygepflichtet; sie sey nicht einmahl unserer Seele Urkraft. Dieser andere Hauptsatz zu dessen Unterstützung Hr. Campe sich auf Fagaras Preisschrift über die Grundkraft beruft, und der würklich manches für sich hat, hätte eine genauere Untersuchung verdient. Hieraus folgert der Verf.: unendliche Vorstellungskraft sey in Gott nicht als wesentliche einzige anzunehmen, und geht zur Prüfung des Satzes über, daß die endlichen Substanzen durch Gottes Vorstellungskraft ihr Daseyn erhalten haben. Leibnitz habe diesen

nicht

nicht angenommen, Herr Ploucquet vorher so geschlossen, aber sich wichtigen Einwürfen ausgesezt. Entweder nemlich sind Gottes Vorstellungen nothwendig, oder nicht. Sind sie es: so läßt sich kein Wesen ohne sie nicht denken, folglich existiren auch die endlichen Substanzen nothwendig, und Gott hat nicht mit Freyheit geschaffen. Sind sie es nicht: so kann Gott auch unendlich seyn, wenn er nicht alle ihm mögliche Vorstellungen hat, welches sich widerspricht. Herr Campe identificirt die endlichen Substanzen mit Gottes Vorstellungen, wodurch also sie zu Modifikationen Gottes werden. Wir hätten gewünscht, daß der Verf. hier den Begrif der Substanz mehr entwickelt hätte, um dadurch zu zeigen, daß dieser mit jener Vorstellung durchaus unvereinbar ist; indem wenn Vorstellung ihre eigentliche Bedeutung behält, alle Substanzen, Modificationen werden, mithin eine neuplatonische Emanation, ein feiner Spinozismus angenommen werden muß; wenn aber nicht, dadurch die Gottheit theilbar, zusammengesezt, ausgedehnt, gemacht wird. Die göttliche Vorstellung von unsern Seelen, überhaupt allen wahren Substanzen, schließt Hr. Campe weiter, ist unveränderlich; also sind es auch die Substanzen selbst. Dagegen wird erinnert, daß gleichwohl die Seelen Veränderungen unterworfen sind, also Gottes Vorstellung nicht unveränderlich seyn kann; dagegen aber läßt sich sagen, daß dadurch die göttliche Vorstellung nicht geändert wird, weil die Veränderungen nur Schein sind, alles in der Seele vorher eingewickelt war. Diese Antwort entkräftet der Verf. nicht, und so war es besser, die Einwendung gar nicht zu machen. Unsers Bedünkens verhält sich die Sache so, das ausgewickelte ist doch reel vom eingewickelten verschieden, sonst könnte nichts ausgewickelt werden, also auch die Vorstellung des lezten vom ersten, also muß auch Gottes Vorstellung von beyden verschieden seyn. Der Verf. kehrt seinen Angrif nach einer andern Seite, laß, sagt er, die Entwickelung Schein seyn: so ist doch dieser uns alles. Was hilft es dem Unterthanen, wenn sein Fürst sich einbildet, er sey immer gleich reich, unterdessen er sich immer ärmer fühlt? Was hilft mir es, immer gleich reich zu seyn, wenn ich es nicht weiß, meine Reichthümer nicht genieße? Hr. Campe gesteht ferner, es gebe in der Seele auch Schein, Abnahme; und dies Geständniß könnte seiner Behauptung gefährlich werden. Wie wenn nun diese Abnahme ins unendliche gienge? dann wäre doch Unsterblichkeit am Ende von bloßer Fortdauer wohl nicht

sehr

sehr verschieden? Dies zu vermeiden, mußte er darthun, daß eine solche Abnahme nicht statt finde, das ist, daß die Seele von ihren einmahl erlangten Realitäten keine würklich verliehren, mithin die Abnahme nur periodisch sey, weil auf ihr wieder Erhöhung in den vorigen Zustand folgt. Dies thut er so: eine immer fortgehende Abnahme wäre wahrer Verlust, folglich würde dadurch auch die göttliche Vorstellung geändert; weil diese die höchste Stufe der Vollkommenheit enthält, welche der Seele nur erreichbar ist. Diese Folge, sagt der Verf., ist mir nicht evident, weil durch successive Abnahme die Realität der Substanz nicht erschöpft wird, also da das periodische die Vorstellung Gottes nicht ändert, es auch das immer fortgehende nicht könne. Man sieht, daß dieser Streich nicht trift. Gott, sagt Herr Campe, stellt sich die Seele in ihrer höchsten Vollkommenheit vor, folglich bey unaufhörlicher Abnahme wird seine Vorstellung unrichtig; der Verf. hingegen sezt willkürlich voraus, Gottes Vorstellung gehe nur auf das substantielle. Der Untersuchung Hauptpunkt war hier wohl, ob dies periodische würklich Schein heissen kann? Ob man, wenn nach dem Tode Leibnitz in einen solchen Zustand von Unthätigkeit geriethe, daß von allen seinen Schlüssen, Ideen, Gedanken, er keinen einzigen deutlich mehr hervorbringen könnte, daß alle Mühe und Anstrengung dazu vergebens wäre, daß er das Unvermögen selbst fühlte; ob man, sage ich, alsdenn sagen könne, dies sey nur Scheinunvermögen, er besitze noch alle jene Geistesschätze; ob er selbst sich dies würde sagen, sich davon überzeugen könnten? Sollte der Schein auch im innern Gefühle so weit gehen: so dürfte es um unsere Kenntniß der Wahrheit sehr mißlich aussehen; weil wir alsdann nie wissen können, ob da wir glauben zwey mal zwey als vier zu denken, dies nicht auch nur Schein sey. Zum Schluß fügt der Verf. noch einige aus Gottes moralischen Eigenschaften genommene Gründe für die Unsterblichkeit bey.

Ueber die Philosophie des Kanzler Franz Bako, voran seine Lebensgeschichte. Nach dem Französischen von Joh. Heinr. Frid. Ulrich. Berlin 1780. bey J. C. F. Eisfeld, Buchdrucker in 8 248 Seiten.

Bako's

Bako's Leben ist gut und unpartheiisch hier beschrieben, jedoch seinen Verdiensten manchmal zu grosses Lob ertheilt: daß er auf Erfahrungen vorzüglich drang, und die erste zugleich auch brauchbare Methode Erfahrungen anzustellen lieferte, bleibt ihm eigen. Vom spekulativen Theil der Philosophie, und der hier so nöthigen analytischen Methode aber hatte er doch noch keine Begriffe. Redet man also von ihm als Vater gesammter Philosophie; so übertreibt man die Sache offenbar, denn auch von Anstellung psychologischer Beobachtungen und Erfahrungen wußte er noch nichts, folglich muß auch, wenn er von Abstrahierung höherer Wissenschaften aus den physischen Experimenten spricht, sein Rath unbrauchbar werden. In der Analyse seiner Werke werden seine vorzüglichsten Gedanken so wohl aus dem Werke de instauratione, als auch dem Organon und dem moralischen Versuche mitgetheilt. Neue Bemerkungen haben wir nicht gefunden.

Die Uebersetzung ist fließend, und so viel wir ohne Vergleichung der Urschrift urtheilen können, getreu. Hie und da sind wir auf dunkle, wahrscheinlich schief gegebene Sätze gestoßen, und Druckfehler machen zuweilen auch Dunkelheit. So S. 15. um sich den Angriffen die man mit gewafneter Hand gegen sie machen könnte, begünstigte sie; wo ein Verbum fehlt, S. 25 beförderte die Verschwörung seiner Freunde, wohl Feinde, S. 29 ein sehr langer und mühsamer Aufsatz, der ihm aber nicht durchgehends Satisfaction leistet; es ist von Bako's eigener Apologie die Rede, und soll wohl heißen, der ihn nicht durchgehends hinlänglich vertheidigt. S. 30 dann hätten selbst Bako's Feinde von seiner Weigerung Rechenschaft geben müssen; der Zusammenhang will: dann hätten selbst seine Feinde seiner Weigerung Gerechtigkeit wiederfahren lassen müssen. S. 31 ist folgendes unverständlich: der erste und zugleich der ärgste (Günstling des Königs) war Stuart, nachmaliger Graf von Arran, ein lastervoller Mensch, der nicht durch die geringste öffentliche oder Privathandlung der Tugend seine Vorwürfe zu mildern suchte, deutlicher: der durch keine tugendhafte Handlung, weder im öffentlichen noch Privatleben die ihm gemachten Vorwürfe zu mildern suchte.

Wr.

Zustand und Reihe der Wissenschaften, Hindernisse ihres Wachsthums, und Mittel zur Beförderung

der-

derselben. Ein Versuch zur weiteren Untersuchung. Hamburg in der Möllerischen Buchhandlung. 1781 in 8, 47 Seiten.

Vergleichung der Wissenschaften und Künste alter und neuer Zeiten. Nach Findeisens Urtheile über die Grundsätze der alten Welt. Ein zweiter Versuch zur weitern Untersuchung. Ebendaselbst in 8, 80 Seiten.

Des Verf. Absicht mag ganz gut seyn, Schade nur daß er ihr durch dieses Schriftchen gerade entgegen handelt; Überfluß (so schreibt er) an Büchern welche däm (des Verf. Rechtschreibung) Fortgange der Gelehrsamkeit nicht beförderlig (nach dem Verf.) sind, Vielschreiberey, rechnet er selbst unter die Hindernisse der Gelehrsamkeit. Unserer geringen Einsicht nach hätte das Ding gar wohl ungeschrieben bleiben mögen: was von den Hindernissen der Gelehrsamkeit und den Mitteln ihr aufzuhelfen beygebracht wird, fällt jedem leicht von selbst in die Augen, und besteht in lauter ganz gewöhnlichen Gemeinplätzen, wie man sie in jeder Gesellschaft hören kann, wo heutige Litteratur der Unterredung Gegenstand ist. Von der Reihe der Wissenschaften sagt er einiges neue; aber nirgends gründlich bewiesene, oder aus tiefer Sachkenntniß geschöpfte. Aus folgender Probe mag der Leser selbst urtheilen! Nicht blos Philosophie und Mathematik, auch Geschichte muß im strengsten Verstande Wissenschaft heißen, weil der leztern Sätze durch einstimmige Zeugnisse, denen der erstern an Gewißheit gleich werden. (Gleichwohl kan keine Induction, kein historischer Beweis einen allgemeinen Satz apodictisch erhärten) der Unterschied des Erkenntnisses in historisches, philosophisches, und mathematisches, hat keinen genugsamen Grund. (Etwas anders ist doch a priori, und a posteriori eine Sache erkennen) die Wissenschaften haben theils geistige theils leiblige Dinge zum Gegenstande, können folglich allgemein in die Geisterlehre (Pnevmatica) und Leiberlehre (Somatica) getheilt werden. Zur ersten Classe gehören, die vernünftige Gottesgelahrheit, die heilige Geschichte, die göttliche Rechts- und Sittenlehre, die allgemeine Vernunftlehre, Encyklopädie oder Vorstellung des Innbegrifs aller Wissenschaften, die allgemeine Sprachwissen-

schaft

schaft, die Klugheitslehre, die allgemeine Rechtsgelahrheit. Zu die Leiberlehre gehören, die Größenlehre, Rechenkunst, die Hebekunst, Scheidekunst, Geneskunst, Viehzucht, Ackerbau, Bergbau, Handlungskunst, Kriegskunst. Philosophie, Mathematik, Metaphysik sind unnütze Nahmen. Dies alles wird gelehrt auf 13 Seiten! Der andere Versuch enthält Zusätze zu einem Findeisenschen, uns nicht zu Gesicht gekommenen Werkchen; wer Lust zu lesen hat, lese.

Das Gastmahl, oder der Weise, eine philosophische Scene in Erzählung mit Dialog, von Friedr. Knoll. Weimar 1781 bey Carl Ludolf Hoffmanns seel. Wittwe und Erben in 8, 182 Seiten.

Wegen der angenehmen und reinen Schreibart wird man diese Schrift mit Vergnügen, und wegen des wichtigen Inhaltes mit moralischem Nutzen lesen. Eutyphron, (eigentlich Euthyphron) ein reicher Korinthier mit philosophischem Geiste, pflegte des Abends seine philosophischen aus den vornehmsten Sekten gewählten Freunde, philosophisch zu bewirthen. Hippias der Cyniker, und Ctesiphon der Epikureer trafen sich an einem schönen Sommerabende zuerst, und eines mit schwerer Last beladenen Mannes Anblick, brachte sie auf den Werth der Glücksgüter. Weil sie in ihrer Verwaltung Unruhe, Zerstreuung; in der Erhaltung und Vermehrung, Habsucht, Geitz nebst manchen andern Leidenschaften hervorbringen, überhaupt die Freiheit des Menschen einschränken, ihn zum Sklaven und Schmeichler von Mächtigern machen: so sind sie der Weisheit, wie der Verf. sich nach griechischen Gebrauche ausdrückt, (wir würden bestimmter sagen, der Ausübung der Tugend) nachtheilig, mithin, muß der Weise, den Reichthümern gänzlich entsagen, behauptet seiner Schule zufolge, der Cyniker. Weil hingegen es von einem Anfänger zu viel gefordert ist, sich ihrer gänzlich zu entledigen, weil sie zu edlen wohlthätigen Handlungen unentbehrlich sind; weil aus gänzlicher Armuth, Verachtung anderer, und daraus Menschenhaß, und finstere Gemüthsart entsteht, so sind sie der Tugend beförderlich; weil aber auch jene schädlichen Folgen nicht nothwendig aus ihnen entspringen, da Beyspiele reicher, und doch tu-

gend-

gendhafter, edler Männer das Gegentheil lehren: weil durch gute Grundsätze, durch Uebung in Mäßigkeit, Enthaltsamkeit wir ihnen vorbeugen können: so sind sie auch der Tugend nicht schädlich, daher beyzubehalten, behauptet der Epikureer. Diesem giebt ersterer endlich, obgleich nicht ausdrücklich recht, sie werden durch ihres Wirths Ankunft unterbrochen, und damit endigt sich der erste Theil des Inhaltes. So setzten freylich die Alten die Frage; man sieht aber leicht, daß dies auf unser Zeitalter nicht paßt, vornehmlich da die Cynische Armuth einen ihrer erheblichsten Gründe in der Beschaffenheit des Instituts, oder des Zwecks der Sekte selbst hatte, mithin nicht allgemein anwendbar seyn konnte. Für uns würde die Frage mehr Gelegenheit zu neuen Bemerkungen gegeben haben; wäre sie auf den Einfluß des Reichthums auf moralischen Charakter, auf die Vortheile von seiner sowohl als der Armuth Seite, in Erhaltung der Tugend gerichtet worden. Offenbahr, und nach allgemeinen Erfahrungen ist doch Armuth (nicht die cynische betteln̄de, sondern ein gewisser Mittelstand im Sinne der Alten) sowohl der Anstrengung, als auch dem Anhalten der Thätigkeit weit vortheilhafter, als Ueberfluß, dem erst Erschlaffung, dann Unthätigkeit, zulezt Weichlichkeit folgt. Auch ist bey ihr die Tugend weniger Verführungen ausgesezt. Diese Folgen des Reichthums sind zwar nicht nothwendig, in jedem Falle unausbleiblich; aber doch natürlich, und gewöhnlich. Dies hätte der seinen Satz so schwach vertheidigende Cyniker noch anführen, und dadurch seine Gegner in nicht geringe Verlegenheit setzen, wo nicht gar den ganzen Sieg erfechten können. Beystand im Geben ist endlich ein sehr wenig Anstrengung kostender, durch Rath und That kann der im Mittelstande seine Menschenliebe kräftiger, auch für den geholfnen verbindlicher bezeigen.

Nach Euthyphrons Ankunft begiebt man sich zu Tische, und hier erhebt sich zwischen dessen Frau, und Hippias ein Streit, ob das männliche oder weibliche Geschlecht, zu größern Thaten geschikt sey. Von beyden Seiten werden einige der merkwürdigsten Beyspiele aus der alten Geschichte aufgestellt, endlich aber Ctesiphon zum Schiedsrichter erwählt. Welcher denn dahin entscheidet, daß das männliche Geschlecht grösserer Thaten fähig sey, und die des weiblichen, eben wegen der Schwäche des Geschlechtes, mit denen des ersteren gleichen moralischen Werth haben. Physiologische Gründe, vornemlich überzeu-

zeu

zeugender Beweis, daß, und in welchen Stücken der weibliche Körper nicht zu so großen Handlungen gebaut sey, hätten dieser Untersuchung mehr Tiefe, und Anziehung gegeben. Zulezt erinnert Ctesiphon, es sey jezt eine Olympiade, daß die Gesellschaft aller Sekten = Verschiedenheit ungeachtet, in Freundschaft sich versammle, auch sey es sein Geburtstag; er wolle also zu dessen Andenken und Beförderung moralischer Besserung zween Preise aussetzen. Den einen, eine Handschrift Homers, dem der von der Gesellschaft für den sanftmüthigsten erklärt würde. Diesen gewinnt wegen seiner Nachgiebigkeit im vorigen Streite Hippias. Den andern, eine Handschrift Plutarchs, dem, der die edelste Verzeihung einer angethanen Beleidigung erzählen würde. Nun erzählt jeder eins, Ctesiphon das lezte und vorzüglichste, wofür ihm der Preis wird. Diese sind gut gewählt und erzählt; in den vorher oft angeführten geräth der Verf. zuweilen auf fabelhafte. Den Ton der Alten, vornemlich in den Symposien hat er gut getroffen, Schade, daß er diese fast nur aus Uebersetzungen anführt. Daher auch wohl, daß die Rechtschreibung nicht allemahl richtig ist; so finden wir statt Milo, immer Mylo. Wir wünschen der Schrift recht viele Leser.

Dr.

7) Mathematik.

Beschreibung eines Scheiben-Instruments, die Lage der Oerter bey einem Situationsplane geschwinder und richtiger als durchs Ausschreiten zu bestimmen. Nebst einer Zugabe zu der Kunst, Situations-Plane aufzunehmen und zu zeichnen. Mit 4 Kupfertafeln. Entworfen von Lucas Voch. Augsburg, bey Conrad Heinrich Stage. 1778. 55 Seiten.

Abermals eine Erfindung des Herrn Architecten, die überdies den Vorzug haben soll, daß man Gegenden aus einem Stand-

Standpuncte aufnehmen kann. Das Instrument besteht darin. Man beschreibt auf einem beliebigen Blatt Papier oder Oehlhaut, mit einem willkührlichen Halbmesser, aus einem angenommenen Mittelpuncte so viel concentrische Zirkel als man für gut befindet und setzt ihre Entfernungen nach einem gewissen Maasstabe fest: theilt solche durch verschiedene Durchmesser nach den Hauptgegenden des Horizonts ein; als Ost, West, Nord, Süd, rc. Hierauf klebt man es auf ein dazu verfertigtes Brett, richtet solches nach einer von den Hauptgegenden, und sieht alsdenn durch Hülfe eines Linials welches durch den Mittelpunct geht, nach den Oertern, deren Länge man bestimmen will; erkundigt sich bey Leuten die der Gegend kundig sind nach den Entfernungen der Gegenstände von dem Punct, wo man sich befindet, und zeichnet solche nach dem angenommenen Maasstabe in der Linie, welche das Linial angiebt, und so nimmt man denn nach des V. Meynung aus einem einzigen Standpuncte richtiger als mit dem Ausschreiten auf.

Arme Geometrie! wie wirst du gemishandelt! Der Rec. begreift nicht, wozu die vielen Zirkel sollen, und was die Eintheilung des Horizonts für einen Nutzen hat; eine einzige Mittagslinie wäre genug. Man klebe das erste das beste Stück Papier auf ein Bret, richte ein Linial durch einen angenommenen Punct nach verschiedenen Gegenständen, ziehe Linien dahin, und trage daraus nach einem angenommenen Maasstabe die Entfernungen, die man sich sagen läßt, so nimmt man die Gegend so genau auf als es die Umstände gestatten; das will sagen, mit einer Menge von Fehlern, davon der H. V. vermuthlich keinen Begrif hat.

Ug.

Lucas Vochs, Ingenieur und Architect rc. Wegweiser zur Verfertigung der Artillerie-Risse. Nebst einem beygefügten Artillerie-Lexicon. Mit acht Kupfertafeln. Augsburg, bey Eberhards Kletts seel. Witwe und Franck. 1778. 8. 119 Seiten.

Man weiß, daß die Einrichtung der Artillerie bey den europäischen Mächten verschieden ist, und daher ist gewissermaßen eine Anleitung die besondern Gattungen von Geschütz zu [illegible]

zeichnen überflüssig. Herr Lucas Voch hat aber die große Gabe der Natur, überflüssiges Zeug zusammen zu schmieren in seiner Gewalt, und daher mag auch dieses Büchlein so hingehen. Anfängern ist gemeiniglich wenig daran gelegen, und da er daraus das Geschütz wie es ehemals in Deutschland beschaffen war, und wie es auch noch hin und wieder seyn mag, kennen lernt, so wird es ihm nicht an Liebhabern und Käufern fehlen.

Wm.

Theoretisch-praktische Abhandlung über das richtige Aufnehmen und Zeichnen der Situations-Charten nach dem bloßen Augenmaaße, von F. C. Müller. Mit einer Kupfertafel. Münster bey Philip. Heinr. Perrenon. 1778. 8. 126. Seiten.

Was kan angenehmer und amüsanter seyn, sagt der V. „Seite 15., als wenn man beym Spaziergehn blos „mit einer Schreibtafel und einem Crajon versehen, einen Plan „von einer Gegend mit völliger geometrischer Richtigkeit, durchs „Augenmaas aufzunehmen und zu croquiren weiß.„

Allerdings: und noch dazu mit völliger geometrischer Richtigkeit durchs Augenmaas! Parturiunt montes — Den Grundsatz des V., auf den er seine Erfindung (wie er sie nennt) baut, trägt er S. 23. in den Worten vor: Daß durch vier Puncte, deren zwey und zwey convergirende Linien bestimmen, allemal der fünfte bestimmt wird. Die Entfernung dieser vier Puncte mißt er aus: wir wollen L, A, B, C, D nennen. An einer von den Linien zwischen diesen Puncten z. E. in der Linie AB geht er fort, bis er gewahr wird, daß ein gewisser Gegenstand E mit einem von den andern Puncten z. B. C in gerader Linie liegt, und dann mißt er die Entfernung des Puncts, wo Er sich in der Linie AB befindet, von A oder B. Sodann geht er in eben der Linie fort, wo er wieder sieht, daß der Punct E mit einem von den andern Puncten z. B. D in gerader Linie liegt, mißt die Entfernung seines Stand-Puncts von A oder B und nun schließt der V., daß er die Lage des Puncts E nach dem Augenmaas richtig und in völliger geometrischer Schärfe bestimmt hat.

Hieraus wird ein jeder Schüler der Geometrie schon hinlänglich sehen, daß der V. nicht weiß was es heißt, nach dem Augenmaas aufnehmen. Ohngeachtet sein Verfahren richtig ist, so ist es erstlich nichts weniger, als eine Aufnahme nach dem Augenmaas, 2) in der Ausübung mancherley Schwierigkeiten unterworfen, und 3) so äußerst weitläuftig, daß niemand diese Methode erwählen wird, 4) ist es unendlichen Fehlern unterworfen, so bald die Entfernungen der vier Puncte nicht eine ziemliche Größe haben. Uebrigens zeigt der Uebermuth des V. längst bekannte und verworfene Messungs-Arten für seine Erfindung auszugeben, von seiner wenigen Kenntniß in der Geometrie; denn wenn er diese hätte, würde er nicht so oft Beyträge zu den Käsebuden liefern.

Ug.

Anleitung zur Kenntniß der mathematischen Erdbeschreibung von Johann Christoph Pfennig, Prediger bey der St. Nicolaikirche in Stettin. Berlin und Stettin, Decker und Essenhart 1779. 402 Octavs.

Herr Pf. gab als er noch an der Stettinischen Rathsschule Conrector war, 1765 eine Einleitung in die mathematische und physikalische Geographie heraus 456 Octavs. deren Veranlassung und Geschichte er in der jezigen Vorrede erzählt. Den größern Theil davon macht unter dem Nahmen physikalischer Geographie, Naturgeschichte aus, die mathematische nahm die ersten 124 S. ein. Von dieser ist eigentlich gegenwärtiges eine neue Ausgabe, also ansehnlich vermehret, da das physikalische nicht dabey ist. Es sind auch nun Abtheilungen in Kapitel gemacht. 1. Eingang, allerley Nachrichten von den himmlischen Körpern. Daß die Kometen 5 S. uns bisweilen näher als der Mond rücken, sollte doch nicht so allgemein gesagt werden, da es nur von einem aus den Zeiten, wo die Kometen noch nicht so richtig beobachtet wurden, erzählt wird. Solche kleine Unrichtigkeiten im Ausdruck, möchten sich mehrere anmerken lassen, die aber freylich wenn man populär und zugleich kurz von Sachen reden muß, die gewisse Kenntnisse voraussetzen, nicht von jedem vermieden

 wer-

werden können. II. Lage der Erde im Sonnensystem. III. Gestalt der Erde; Erzählung der Umschiffungen der Erde 24. u. f. S. Nur Gemelli Carreri ging meist zu Lande. Unter diesen 23 Reisen ist Cooks zweyte, die lezte. Eine Anmerkung erwähnt einige Hrn. Pf. nicht zulänglich bekannte. Allgemeine Nachricht von der Erde Abweichung von der Kugelgestalt, Hugens und Newtons physischen Schlüssen und den Messungen bis auf die peruanischen. (Boughier sollte Bouguer heissen.) IV. Größe der Erde, der Umfang des Aequators wird zwar nach den französischen Messungen in Toisen angegeben, das Uebrige aber in deutschen Meilen (oder besser: geographischen. Da hätte doch sollen angezeigt werden, wieviel eine solche Meile in Toisen oder einem andern bekannten Maaße beträgt, daß ein Grad des Aequators 15 d. M. hält, giebt die Größe nicht bestimmter an, als daß eine Säule 16 Modul hoch ist.) V. Parallelzirkel des Aequators. VI. Ekliptik (hätte sollen vor den Sonnenwendezirkeln und Polarzirkeln erklärt werden) VII. Jahrszeiten. VIII. Erdstriche oder Klima. IX. Horizont, und desselben Gegenden. X. Kolure. XI. Zonen.. XII Erster Meridian. XIII. Geographische Breite und Länge. Die Länge auf der See 95. S. lässe sich wegen der vielen dazu nöthigen Instrumente nicht wie auf dem Lande beobachten, daher haben sich die Seefahrenden bisher der von Huygens verbesserten Pendeluhren bedient. (Die Menge der Instrumente wäre wohl aufs Schif zu bringen, aber sie lassen sich wegen desselben Bewegung nicht brauchen, auch eben darum die Pendeluhren nicht). Wieder nur Unrichtigkeiten des Ausdrucks, denn in der Folge werden gleich die Unbequemlichkeiten der Pendeluhren erzählt und die Harrisonischen Seeuhren erwähnt.) Auch von astronomischen Methoden die Länge auf der See zu finden. XIV. Weitenmaße. XV. Armillarsphäre, Himmels- und Erdkugeln. Geschichte derselben. Von den großen Kugeln, welche die vormals nürnbergische kosmographische Gesellschaft ankündigte, sind doch die Ausdrückungen 137 S. zu hart: daß sie damit nicht fertig werden könnten, und daß Lowitz der seyn wollende Verfasser derselben genannt wird. Am Können, wenn es von der Geschicklichkeit dazu verstanden wird, fehlte es Lowitzen nicht. XVI. Verfertigung und Gebrauch der Erdkugel. Die erste haben L. C. Sturm und Varrenius gezeigt, (aber ihre Vorschriften sind fehlerhaft. Smit und Lowitz haben bessere gegeben, man s. Kästners Abhandlung: Fa-

 scia-

sciarum quibus globi obducuntur, constructio. Comm. Soc. sc. Gött. 1778. Class. Math. Lowitzens eigne Comm. antiqu. Soc. Sc. G. T. I.) XVII. Geschichte der Landcharten. Die stereographische Projektion 166. S. stelle das Auge in irgend einem Punkte oder zu entwerfenden Fläche, (falsch, wenn die zu entwerfende Fläche, das Stück der Erde bedeutet, das vorgestellt werden soll. In der Kugelfläche befindet sich das Auge, aber nun fehlt noch gar viel, Hasens Projection zu bestimmen). Hase habe sein Methode niemanden entdeckt, (doch vermuthlich seinem Schüler, Hrn. Prof. Böhm in Dresden, von dem Asien so gezeichnet vorhanden ist) Lowitz seine eigne Erfindung darüber versprochen, aber sie nicht bekannt gemacht. (Gehabt hat er doch die Methode, weil er Charten darnach gezeichnet. Auch giebt er Formeln, noch dazu für ein Sphäroid, im deutschen Stadtsgeographus 120. Seite, nur ohne Beweis. Tobias Mayer hat doch die Methode auch gehabt. Daß die Theorie dieser Verzeichnung von Kästnern ist gegeben worden, Theoria proiectionis stereographicæ in dessen Diss. math. phys. imgleichen von Karsten in dessen Perspective; Hrn. Scherfers Projection eines Ellipsoids erwähnt Hr. Pf. nicht. Daß die Homanische Handlung ihre Karten unter der Aufsicht der berühmten kosmographischen Gesellschaft zu Nürnberg herauszugeben fortfährt, 166. S. läßt sich 1779 nicht mehr sagen, da die nürnbergische kosmographische Gesellschaft, vorlängst zu Göttingen ausgestorben ist.) Eine Tafel von Oertern wie ihre Längen zunehmen, und eben so eine, wie ihre Breiten zunehmen, fängt sich in Portugall an, und ist nach den Ländern abgetheilt. Eine andre Tafel, die Oerter nach dem Alphabet. XVIII. Von den brauchbarsten Charten. Ein sehr nüzliches Verzeichniß guter und nicht gar zu theurer Charten immer mit lehrreichen Nachrichten begleitet. (Peter Aurich 276 S. ist wohl ein Druckfehler, es muß P. Anich heißen, der bekannte mathmatische Tyroler Bauer. Dieses Capitel kann auch für jemand unterrichtend seyn, der sonst mathematische Geographie von Hrn. Pf. nicht lernen wollen. XVIIII. Aufgaben auf den Charten aufzulösen. Bey der 328 S. die Entfernung der Oerter in Meilen anzugeben, hätte doch sollen erinnert werden, daß sie sich wenigstens so leicht nicht auflösen läßt, wenn die Charte ein großes Stück der Erdfläche vorstellt. Die Größe eines Landes nach Quadratmeilen läßt sich, die Charte als richtig angenommen, anders als 330 S. angeben, wenn man

Kugelzonen auszurechnen versteht, welches Hr. Pf. freylich nicht voraussetzen durfte. Eine dazu dienliche Tafel die Hr. Klügel durch Hrn. Zitting ausrechnen lassen, findet sich in Hrn. Bodens astronomischen Jahrbuche für 1784. XX. Von Seecharten auch ein lehrreiches Verzeichniß. XXI. Vom Drucke geographischer Charten, der Herren Breitkopf, Preuß und Haas Bemühungen (wozu hie über einen Bogen mit der Beschreibung des Reichs der Liebe und der Quelle der Wünsche angefüllt ist die neben der Breitkopfischen Charte ganz unterhaltend zu lesen sind, in eine mathematische Geographie aber gewiß nicht gehören.) XXII. Zusätze und Verbesserungen. Daß gar keine Figuren bey dem Buche sind, wird vielleicht durch die Absicht, daß es ein Lehrbuch ist, entschuldigt, der Lehrer soll ohne Zweifel die nöthigen Dinge zeigen, Figuren entwerfen u. s. w. Indeß ist die Frage, ob die Lernenden bey Vorbereitung, oder Wiederholung, nicht manches beym Buche selbst zu haben wünschen dürften. Daß die Sachen nicht immer in der Ordnung stehen, wie die Begriffe nach einander folgen, werden die Ueberschriften der ersten Capitel zeigen. Dem läßt sich vielleicht auch bey mündlicher Erklärung abhelfen und allemal wird ein geschickter Lehrer Hrn. Pf. Buch zum Unterricht der Jugend mit Nutzen brauchen können.

Lb.

Die Kunst Situationsplane mit Hülfe einer besonders dazu verfertigten Schreibtafel und andre verschiedene Arten aufzunehmen und zu zeichnen. Nebst einer Anweisung wie mit einem darzu eingerichteten Diopternlinial, die Höhe der Berge, und andre Höhen zu messen. Mit 14 theils illuminirten Kupfertafeln zum Gebrauch junger Officiers und andern Liebhabern ausgefertigt von Lucas Voch. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Augsburg, bey Conrad Heinrich Stage. 1781. 8. 13 Bogen.

Die Hauptzusätze sind folgende. Nach dem Coup d'oeil militaire oder dem militärischen Augenmaas eine Situ-

ation

ation aufzunehmen. Dieses wird im dritten Hauptstück gezeigt. Es enthält nichts besonders, nichts neues, sondern allen Feldmessern bekannte practische Handgriffe und immer untermischte der V. wirkliche Messungen, Abschreitungen etc. mit dem Augenmaaß. Das vierte Hauptstück zeigt, wie man das Aufgenommene auf ein reines Papier auftragen und zeichnen muß. Und endlich wird im fünften Hauptstück die Höhenmessung mit der Schreibetafel und dem doppeltem Liniale, oder mit dem Linial allein, abgehandelt.

Ug.

8) Naturlehre und Naturgeschichte.

Johann Thaddäus Anthon Peithners, Edlen von Lichtenfels, K.K. Hofraths rc. Versuch über die natürliche und politische Geschichte der böhmischen und mährischen Bergwerke. Wien bey Schmidt 1780. 2 Theile in Folio. 464 Seiten, mit vielen Vignetten, die zum Theil Medaillen vorstellen, und einem Grundriß der Berggegend zwischen Deutschbrod und Iglau.

Von den bekannten Einsichten des Verfassers und von den häufigen Gelegenheiten und Hülfsmitteln, die er, während den vielen Jahren seines Dienstes, als K. K. Bergrath rc., in Böhmen zur genauen Kenntniß der Naturgeschichte dieses an Naturproducten gesegneten Landes, in seiner Gewalt hatte, wäre ein jeder wißbegieriger Leser berechtiget, in dem vorliegenden starken Werke weit ausführlichere und lehrreichere physicalische und bergmännische Nachrichten zu erwarten und zu finden, als der V. in der That liefert. Denn, zieht man diesem Folianten alles geographische und historische, was schon aus andern guten Quellen zur Genüge bekannt ist, ab; so bleibt nur wenig neues zur Erläuterung über die ehmals blühenden, jezt zum Theil verlassenen Bergwerke übrig, was interessant genannt zu werden verdient; und die Naturgeschichte der Gebirge

und

und Lagerstädten der Metalle geht — die Wahrheit zu gestehen — ganz leer aus. Freilich erzählt der Verf. z. B., daß zu Joachimsthal allerley Silber und Koboltserze auf Gängen; daß zu Graupen und Schlackenwalde Zinn; zu Commothau Alaun; an andern Orten andre Mineralien brechen, und entweder jetzt noch gewonnen werden, oder vorzeiten gewonnen sind; ferner daß man hier oder dort Amethyste, Calcedone, Jaspis, Marmor u. dgl. antrifft; daß das berühmte Carlsbad, als eine besondre Zierde Böhmens anzusehen sey, u. s. w. Allein erstlich sind alle diese Sachen allgemein bekannt und stehen fast in jeder Erdbeschreibung; zweitens machen dergleichen allgemeine und höchst oberflächliche Nachrichten noch lange keine natürliche Geschichte der böhmischen und mährischen Bergwerke aus, oder können den wißbegierigen Liebhaber der Natur- und Bergwerkskunde befriedigen. So viel ungefähr wissen wir von Peru und Brasilien auch; und über Böhmen sind schon weit ausführlichere Nachrichten vorhanden, die der V. wenigstens hätte benutzen können, wenn es ihm an Zeit oder Lust gemangelt hätte, etwas eigenes und besseres zu liefern; aber neuere Schriftsteller hat er beinahe gar nicht seiner Aufmerksamkeit gewürdiget; nur Ercker, Balbin, Boetius, Albin und mehrere Alte sind von ihm zu Rathe gezogen, und überhaupt seine Angaben der in Böhmen zu findenden Mineralien so unvollständig, daß der Granit- und Basaltberge, der merkwürdigen Ueberbleibsel eines alten Vulkans bey Eger u. s. w. gar nicht gedacht wird. Im 2ten Theile sind größtentheils nur die alten böhmischen und mährischen Bergordnungen abgedruckt. Auf die in der Vorrede versprochene eigentliche Oryktographie der böhmischen und mährischen Gebirge werden freylich die Leser begierig seyn; aber wozu schrieb denn der V. die gegenwärtige so genannte natürliche Geschichte, die ihrer Unvollständigkeit wegen geringen Nutzen stiftet und wenig Neues enthält?

Gm.

Herrn Perret's Abhandlung vom Stahl, dessen Beschaffenheit, Verarbeitung und Gebrauch. Eine gekrönte Preisschrift. Aus dem Französischen übersetzt. Mit 1 Kupfertafel. Dresden, bey Walther, 1780. in 8. 164 Seiten.

Es wäre eine vergebliche und für die meisten Leser unfruchtbare Arbeit, aus dieser ganz praktischen Abhandlung einen Auszug zu liefern; da sie von Kunstverständigen ganz gelesen werden muß, und Handgriffe und Vorschriften enthält, die bey der Beurtheilung und Ausschmiedung der verschiedenen Gattungen von Stahl in acht zu nehmen sind. Herr Perret hat durch diese Abhandlung den, von der Gesellschaft zur Beförderung der Künste und des Ackerbaus, in Genf, ausgesetzten Preis davon getragen, und Hr. Pfingsten hat sie ins Deutsche übersetzt. Zuerst handelt der V. von den verschiedenen Gattungen des Stahls, als dem steyrischen, kärnthischen, schwedischen, englischen, französischen, ungarischen und damascenischen. Zweitens beschreibt er die Zeichen, an welchen man die Stahlsorten erkennen, und sich von ihren Vollkommenheiten versichern kan. Drittens untersucht er den Kern und die Oberfläche des Stahls, und welche Mischungen von Stahl zu den verschiedenen Schmiedearbeiten anzuwenden schicklich sind. Viertens zeigt er, auf welche Art die verschiedene Stahlsorten zu behandeln und bis zum Härtungspuncte, ohne Verändrung ihrer Eigenschaften, zu bringen sind. Hiebey läßt er sich in eine physicalische Untersuchung der Veränderung ein, die der Stahl beym Härten leidet, und glaubt, daß demselben aus der Luft eine Art phlogistischer Flüßigkeit beytrete, die mit der electrischen und magnetischen Materie viele Aehnlichkeit habe, oder vielmehr aus der Verbindung dieser beyden entstehe und eine hartmachende Eigenschaft besitze. (S. 101.) Dieses flüßige Wesen verbinde sich mit dem Salz und Schwefel des Metalls so genau, daß es dadurch Spalten und Sprünge bekäme. (S. 102.) Auch erklärt er ferner in der Folge der Abhandlung verschiedene Veränderungen des Stahls bey dem Härten im Wasser, Oel u. s. w. aus den Wirkungen, die dieses hartmachende Flüßige auf das Salz, auf den Schwefel und aufs Phlogiston im Stahl verursache. Freylich fällt uns das Sal, Sulphur & Mercurius (an dessen Stelle Hr. Perret Phlogiston setzt) der ältern Chemisten hiebey ein; allein daß beym Härten des Stahls die sogenannte fixe Luft eine Rolle vielleicht mitspiele, wollen wir bis zur genauern Entwicklung der vielen gründlichen Versuche, die jetzt verschiedene einsichtsvolle Chemisten mit Eisen und Stahl anstellen, nicht schlechterdings verwerfen, obschon Hr. Perret seine hartmachende Flüßigkeit unter diesem Namen nicht angiebt. Wir erinnern uns, vor vielen Jahren diese Meynung

von einigen englischen Chemisten mündlich vortragen gehört zu haben. Im Anhang (S. 144. ꝛc.) handelt der V. von der Krümmung des Stahlstücks bey der Härtung und von der darauf folgenden Geradbiegung desselben.

Der verkannte Werth des Sächsischen Bergbaues und desselben gute Sache. Leipzig bey Crusius. 1781. gr. 8. 80 Seiten.

Es ist nichts gewöhnlicher, als daß Personen, die von dem weitläufftigen Gebiete der Bergwerkswissenschaften nicht die geringsten Begriffe haben, über den Nutzen des Bergbaus überhaupt und in besondern Fällen, so wie über die Anordnungen der Vorgesetzten desselben, die abgeschmacktesten und verkleinerndsten Urtheile fällen, welche, indem sie sich verbreiten und unter dem vornehmern und geringern Pöbel Beyfall finden, der Aufnahme des Bergbaus die größten Hindernisse in den Weg legen. In Ländern, wo der Bergbau gewerkschaftlich getrieben wird, als in Sachsen, glaubt mancher Theilnehmer, daß ihm das größte Unrecht geschehe, oder daß der Bergbau von den Beamten schlecht besorgt werde, wenn ihm nicht jedes Quartal eine nahmhafte Summe als Ausbeute für seinen Kux zugestellt wird. In andern Ländern, wo der Landesherr die Kosten trägt, werden diese zuweilen mit der größten Schwierigkeit und Kargheit dargereicht, und das vorgeschossene, oft unzureichende Kapital, als ein unschwindbarer Fond angesehen, von welchem man jährlich eben so gewiß starke Zinsen ziehen will, als man sie von der Anlage einer gangbaren Manufactur, Porcellainfabrike oder andern dergleichen Anstalten einzuerndten pflegt. Begünstiget und belohnet nun die Natur nicht gleich mit dem reichsten Seegen die Unternehmungen des Bergmanns, sie mögen so vernünftig gewesen seyn, als sie wollen; schlägt seine auf richtige Theorie und geprüfte Erfahrung gegründete Hoffnung, wie zuweilen sich zuträgt, gar fehl; so fällt die ganze Sache in Mißkredit, und man denkt wohl gar daran, die Vorsteher zur Rechenschaft zu ziehen, wenn es unter einem Vorwand geschehen kan, wodurch man sich nicht vor der klugen Welt lächerlich macht. Bey so bewandten Umständen war es allerdings ein sehr nützliches Unternehmen, die gute Sache des Bergbaus und den verkannten Werth desselben, vor jedem Lan-

de,

ben, zu rechtfertigen. Unser Verfasser hat freylich auf diese Sachen Rücksicht genommen; allein die bündigen und unwidersprechlichen Gründe, die er mit der größten Bescheidenheit und in der besten Ordnung so schön und herzhaft vorträgt, behalten auch in jedem andern Lande ihre Stärke, und passen allerwärts, unter sehr geringen Veränderungen, die die Verfassung besonderer Gegenden veranlassen mag. Wir wünschen daher, daß diese so kleine, vortrefliche Schrift, in und ausser Sachsen recht viele Leser erhalten, und von Großen und Kleinen beherziget werden möge; so wird gewiß dieses edle, und für einzelne Staaten so wohl, als für ganz Europa höchst gemeinnützige Gewerb des Nahrungsstandes viele und mächtige Beförderer gewinnen, und der Bergbau in manchen Gegenden in Schwung kommen, wo die Natur alles zum Besten desselben gethan hat; aber Vorurtheile und falsche Begriffe ihn zur Zeit noch ersticken und unterdrücken. Wer die vortrefliche Einrichtung und Verfassung des sächsischen Bergbaus kennt; wem die einsichtsvollen Männer, die denselben zum Theil vorstehen, nicht unbekannt sind, der muß sich freylich wundern, daß eine solche Apologie des Bergbaus, in diesem Lande, wo man bereits mehrere Jahrhunderte hindurch die ansehnlichsten Schätze aus dem Schooß der Erde herausgenommen hat, noch nöthig seyn könne. Aber so mächtig ist die Gewalt der Vorurtheile, so schwach ist der Geist des Menschen, und so leer der Kopf bey tausenden und tausenden, daß die stärksten und einleuchtendsten Beweise, die augenscheinlichste und durch Jahrhunderte bewährt gefundne Erfahrung recht oft nur schwache Dämme gegen ein Meer voll Irrthümer und Sinnlosigkeit sind.

Gm.

Entomologische Beiträge zu des Ritter Linné zwölften Ausgabe des Natursystems von Joh. Aug. Ephraim Göz. Dritten Theiles zweyter Band. Leipzig, bei Weidmans Erben und Reich. 1778. 1 Alph. 1 Bog. in 8.

Dieser Band enthält die letzten Familien der Linnéischen Tagfalter; nemlich die Papil. Plebeios rurales und urbicolas, ferner die Sphinges oder Dämmerungsfalter, und von den Nachtfaltern die Attacos, die der Verf. Spiegelträger

nennt,

nennt, nebst den beyden ersten Abtheilungen der Spinner bis auf die Phalæna Bombyx Anastomosis. In der Vorrede steht wieder ein Nachtrag zu diesem und zu dem ersten Bande des dritten Theils: und jetzt könnte der Verf. durch die vielen neuen Insekten, die in Fabricius Species Insectorum stehen, nochmals einen beträchtlichen Nachtrag liefern. Diese Nachträge vermindern freylich den Werth und die Brauchbarkeit des Werks. Hr. Goeze konnte diesem Fehler aber nicht anders abhelfen, als daß er noch einige Zeit mit der Ausgabe des ganzen Werks gewartet hätte, da doch immer von allen Seiten her so sehr viel neue Insektenarten entdeckt und beschrieben werden. Noch steht in der Vorrede ein kleines Verzeichniß von Insekten, die Hr. Goeze auf dem höchsten Gipfel des Brokens gefunden hat: er fand auf dem Wege dahin, den Pap. Hyperanthus, eine Puppe einer Phal. Geometra, noch eine Geometram mit fahlgelben braunlineirten Flügeln, die ihm unbekannt war, verschiedene Schnaken, und Blattkäfer, Corabum auratum, einen Grillum [illegible], verschiedene Wasserthierchen, unter andern die Monas, und Lynceum Müll. Auch Drossel und Heidelerchen und Bachstelzen flogen da herum. Im Ganzen ist auch dieser Theil mit sehr mühsamen Fleiß ausgearbeitet. Nur findet Recensent für überflüssig, daß von denen im Linné schon angeführten Schriftstellern, z. B. dem Rösel, u. a. erst nochmals die ganzen Namen der Insekten wiederholet werden; auch daß andrer Schriftsteller ihre Beschreibungen angezeigt werden; von einigen, die keine Abbildungen liefern, läßt sich das entschuldigen, aber die, welche die Insecten abbilden, werden dadurch doch nicht entbehrlich gemacht. Die zwey Synonymen, die der V. S. 113. zu des Linné Pap. Echion, aus dem Cramer und Drury zieht, gehören nicht dahin, sondern zu dem Papilio Mars des Fabricius, den unser Verf. S. 53. No. 28. anführet. Neue im Linné nicht befindliche plebeii rusticulæ sind hier 177 genennt, worunter doch manche Spielarten vielleicht liegen mögen, wenn jemand nicht die Beschreibungen und Abbildungen, sondern die natürlichen Insekten selbst mit einander vergleichen könnte. Hier und da herrscht doch viel Tautologie, vielleicht um nichts, was ein Schriftsteller davon gesagt hat, wegzulassen: z. B. S. 201. Anmerkung **) und S. 166. Scopoli's Bemerkung, und wieder die Anmerkung. *) In allen drey Stellen wird der Unterschied zwischen Pap. Comma und Thaumas angezeigt. Uns dünkt, es wäre

zu einem male genug gewesen. Neue Pap. urbicolæ, die Linné nicht hat, sind hier 68 aufgeführt. Den Sphinx Cacus, welchen Fabricius für eine eigne Art ansieht, zieht Hr. S. mit Cramern zu den Sph. Caricæ des Linné. Richtig scheint uns des V. Bemerkung, daß Schäffer t. 71. f. 1. den Sphinx ephialtes, mas, abbilde, aber daß er die Zygaena fulvia deswegen hierher rechnet, folget nicht. Ueberhaupt hat die Gattung der Schwärmer viel Berichtigungen vom Verf. erhalten, auch einige eigne Bemerkungen sind beygefügt. 154 neue Sphinges sind hier gesammlet. Bey dem Pfaunachtfalter sind einige Bemerkungen über ihr besondres Schreyen beygefügt. 40 Neue Attacos sind den Linnéischen hinzugesetzt.

D.

Dr. Joh. Chr. Dan. Schreber Beschreibung der Dionæa Muscipula — zwote Auflage mit der Beschreibung einer neuentdeckten Pflanze, welche ohne Grund für die Dionæa ausgegeben werden wollen, vermehrt. Erlangen 1780. gr. 4. mit 4 illuminirten Kupferplatten. Lateinische Lettern $3\frac{1}{2}$ Bog.

Von dem ersten Theil dieses Aufsatzes erwähnen wir nichts, da solcher in der allg. d. Bibl. XVII. B. S. 578. angezeigt ist. Die Bekanntmachung aber derselben erregte bey vielen Liebhabern seltner Pflanzen den Wunsch sie zu besitzen, und manche erhielten statt der Dionæa eine andre Pflanze, die hier zuerst in Kupfer vorgestellt wird, obwohl schon verschiedne Botanisten sie mahlen lassen, auch ausser den vom Hrn. Schreber benannten noch 1779 Hr. Buek in Hamburg, dessen Exemplar ganz vortreflich ist. Diese neue Pflanze heißt in der nun drey Jahre erwarteten und endlich auf nächste Michaelmesse zu hoffenden 3ten Mantissa des Ritters von Linné Saxifraga Sarmentosa fol. rep. subrotundis cordatis crenatis; sarmentis axillaribus radicantibus, corolla irregulari, racemo composito, wie hier aus der Handschrift mitgetheilt wird. Eine umständliche Beschreibung aus der Hand eines Schrebers macht nebst den Kupfertafeln alles deutlicher; da aber die Pflanze selbst schon in verschiednen Gärten ist, und man diese wenigen

Bogen

Bogen sich leicht anschaft: so wollen wir nichts weiter anziehen.

N. S. Da Recens. kurz vor Abschickung dieses Blatts die ächte Dionæa bey Hrn. Buek in Hamburg blühend gesehen (wahrscheinlich die erste, die in Deutschland blühte): so hat er unter andern die Verschiedenheit von der Elisischen Abbildung bemerkt: daß die Blumen eine ächte Dolde machten und keinen Corymbum, und daß allemal zwey und zwey eine bracteam subulatam hatten, ausgenommen die zwey innersten, die garkeine gehabt. Das übrige wird der Besitzer selbst bekannt machen.

Caroli Linnæi — Philosophia botanica — edit. 2da in gratiam Botanophilorum revisa & emendata curante D. Io. Gottl. Gleditsch, Berol. 1780. 8.

Keinen Dank für diese neue Ausgabe, auch nicht Einen, auch nicht einem sonst so verehrungswürdigen Manne, wie Gledisch! Man lese nur: *Non* equidem in hac editione *invenietis nova addita aut mutata* quæ proprie ad Linnæi doctrinam spectant, sed — — tantum purgatus a cumulatissimis typographicis mendis repurgatas —! Und warum nicht? Antwort: Neque enim plus ultra in re adhuc dubia aut arbitraria me existimo videre, quam doctiores in arte cum Linnæo viderunt. Also der mehr als 40 jährige Freund des Linné, und 40 Jahr schon schon Botanik docirende Professor, ein Gleditsch, corrigirt nur in dem Werke seines Freundes Druckfehler! Und warum that er nichts hinzu? — aus einer Bescheidenheit die einem etwa zojährigen Professor wohl anstehen würde, bey einem 40jährigen aber unverzeihlich ist. Das Buch nicht um einige Bogen zu vergrößern, konnte nicht hindern, und hätten denn wohl einige Anmerkungen während des Nachsehens niederzuschreiben soviel mehr Zeit weggenommen als die Correctur? Möchten doch auf jedem Bogen acht Druckfehler geblieben seyn, wenn dafür jeder eine Beobachtung vom Herausgeber gehabt hätte, woran es unmöglich ihm fehlen kann. Und selbst die Verbesserungen des Ritters, die doch Hr. Gl. so sehr kennen muß als jemand, hätten ohne sehr grossen Zeitaufwand billig

sollen angeführt werden; ja einige hätten blos dürfen abgedruckt werden z. E. nach S. 36. die ganz veränderten Ordines naturales aus dem Gener. Pl. ed. VI. Kurz, Recensent ist der Meynung, da er sonst nicht gewohnt ist, seine Gedanken mit dem Urtheil des Publicums zu verwechseln, daß jeder Botaniker mit ihm darin einig seyn werde, Hr. Gleditsch könne diese an seiner Lieblingswissenschaft, und fast möchte man sagen, auch an seinem verewigten Freund, begangne Sünde nur dadurch büßen, daß er seine Anmerkungen über dies sein Lesebuch auch nur zerstreut und ohne Einkleidung nebst den eignen Verbesserungen aus den spätern Schriften des Verf. in irgend eine Monatsschrift einrücken lasse, wo man sogern alles liest, was Er schreibt.

If.

Herrn Wilhelm Friedrich Freyherrn von Gleichen rc. auserlesene mikroskopische Entdeckungen bey den Pflanzen, Blumen und Blüten, Insekten und andern Merkwürdigkeiten, mit illuminirten Kupf. Nürnberg bey Winterschmidt; gr. 4. Taf. 33. — 64 nebst Text.

Die ersten 15 Beobachtungen sind nebst den 32 dazugehörigen Kupfern in der allg. d. Bibl. Anhang z. 25 — 36 B. Vte Abth. S. 3062 angezeigt worden.

Die 16te von der Schwalbenwurz, Asclepias Vincetoxicum L. enthält eine Widerlegung der von Hrn. Kölreuter im III. B. der Act. Acad. Theodoro -- Palat. gegebnen Erklärung der Fructification dieses Geschlechts. Rec. bedauert, daß er durch vieles verhindert ist, eigne Erfahrungen hierüber anzustellen; dies könnte dem Publico gleichgültig scheinen, es wird aber darum hier erwähnt, um andre aufzufordern, die dazu mehr im Stande seyn könnten, endlich zu entscheiden, ob „die flüßige oder die körnige Befruchtung das Feld räumen müsse?„ eine Untersuchung die ungeachtet sie blos theoretisch ist, doch einen wichtigen Theil der Phytologie ausmacht. — Kölreuter, Lochul-Frys, Jacquin und von Gleichen müßten über diese Pflanzengattung insbesondere verglichen werden; sonderbar ists immer, daß selbst ein von Gleichen keine deutlichen Staubfäden noch Blumenstaub gefunden hat; auch Hr. Kölreuter nicht, der ihn bey dieser Pflanze

deſſ.

[illegible] [illegible], welches der erstere nicht wage. Die folgende

17. Von der Seidenpflanze Apocynum (Asclepias syriaca Linn.) enthält die Fortsetzung der vorigen Beob. und zwey in diesen Blüten gefundne Insecten; zusammen von Tab. 33 — 38.

18. Die Blüte des Ulmbaums T. 39.

Die 19te vom Steinklee, Lotus (wahrscheinlich tetragonolobus L. bey andern Spargelerbsen genannt); S. 87. N. 3. ist wohl ein Schreibfehler: sie ruht (die Blume) in einer 5 spaltigen Dolde, muß Kelch heißen. So in der folgenden

20. Vom Raygras Avena bifloris (biflora) flosc. hermaphroditis ist mutico ausgelassen. Der Hr. v. Gl. hat den Nutzen dieses Grases zum Futter der Erwartung des Oekonoms nicht entsprechend gefunden. Sollten nicht daran zufällige Ursachen schuld seyn?

21. Von der Trespe Bromus (secalinus L.). Da der V. die Ausartung des Korns in Trespe hier S. 98. so richtig widerlegt; so wundert man sich destomehr, ihn auf d. folg. die Haberverwandlung in Korn und Waizen noch vertheidigen zu sehen!

22. Vom Mäusegersten Hordeum murinum Tab. mont. (soll doch nicht Tabernæmontani heißen?) ist gewiß nicht die von Linné sogenannte Pflanze nach der gegebnen Figur, sondern eine Avena, sterilis oder sesquitertia Tab. 43.

23. Vom Wollkraut, Königskerze Verbascum (nigrum) Linn. Tab. 44. 45.

24. von der Ketmia, venetianischen Stundenblume, Eibisch, Hibiscus (Trionum Linn. Denn diese stellt die Figur vor; da Ketmia der Hib. syriacus und Althæa der Eibisch ist. Wir zeigen dies an, um keine Verwirrung einreißen zu lassen) Die Figuren t. 46. 47. sind vortreflich.

25. Von Infusionsthierchen. Hier müssen wir uns auf die Anzeige des klassischen Werks des Verf. beziehen über die Samen- und Infusionsthierchen im 42. B. der allgem. d. Bibl. S. 1. Der V. sahe nach fünfwöchentlichen täglich wiederholten Beobachtungen endlich einigemale Vereinigung und Trennung von Pendeloquenthierchen. Jene dauerte Stundenlang, diese aber hat er nur zweymal bemerkt. Er hält die Vereinigung nicht für eine Paarung sondern für Angrif und Kampf. Die Grün-

de muß man im Werke selbst nachlesen. Hierzu gehören Tab. 48. — 50.

26. Von der Wolfsmilch: Euphorbia (platyphyllos L. nach dem Bauhinschen Synonymo.) Wir wünschten bey Anzeige der ersten 15. Beob. auch ein Exempel von dieser Gattung zu lesen, und hier finden wir es schon. Der V. hat (in dieser) nie mehr als 8 Staubfäden gesehen, wovon 3 gleichsam auf Stützen stehen, aber so wenig festsitzen, daß sie bey der geringsten Berührung abfallen. — Der weisse Saft der Pflanze zeigt unter der Vergrößerung keine Theile, deren Figur eine mechanische Erklärung ihrer Schärfe zuließe. t. 51. 52.

27. Von der Waldrebe. t. 53. 54. 28.

28. Vom Ehrenpreis t. 55.

29. Von der langbeinigen Wassermücke, Tipula Marci L. T. 56. und 57. Auf der ersten Kopf und Luftloch herrlich abgebildet, und die Beschreibung umständlich.

30. vom Schwarzkümmel Nigella (arvensis) Die Höniggefäße besonders, schön abgebildet, t. 58. 59.

31. Vom Buchweizen Polygonum (Fagopyrum) nebst einer Larve eines Insekts daraus. Der Blumenstaub trieb im Wasser viele Saamenkeimchen heraus, an denen sich eine sehr sichtbare Bewegung zeigte. T. 60. 61.

32. Vom Weinstock T. 62. — Der Kelch ist becherförmig, aber nicht fünffspaltig; die Narbe zeigt, wenn der Tag warm war, einen hellen Tropfen Wasser, der vermuthlich zur Aufschließung des Blumenstaubes das meiste beyträgt.

33. Vom Hirse mit schwarzen Samen, und dem Fench. T. 63.

24. Vom Samen des Entvogels T. 64. Eine sehr heftige, wie siedende Bewegung, und vielerley Gestalten.

Das Werk ist seitdem geschlossen worden, und wir werden den Inhalt der übrigen Tafeln nächstens anzeigen.

If.

9) Er-

9) Geschichte, Diplomatik und Erdschreibung.

Große und gute Handlungen einiger Dänen, Norweger und Holsteiner, gesammelt von Ove Malling, aus dem Dänischen übersezt von W. H. F. Abrahamson. Kopenhagen und Leipzig 1779 verlegts C. G. Proft. Erster Theil 382 S. Zweyter Theil 446 in 8.

Die Vorreden des Verfassers und des Uebersetzers erwecken schon eine vortheilhafte Idee von dem Werk selbst, so wie von dessen Uebersetzung, und man darf auch nicht weit lesen, um überzeugt zu werden, daß man in jener Idee sich nicht geirrt hat: es sind die Personen, davon hier die Rede ist, mit Einsicht gewählt, und mit nicht weniger Einsicht und Wahl ist das, was vorzüglich rühmlich und merkwürdig ist, aus ihrer Lebensgeschichte herausgehoben. Religion, Menschenliebe, Edelmuth, Vaterlandsliebe, Treue gegen den König, kühner Muth, Standhaftigkeit, Tapferkeit, Verschlagenheit, Klugheit, Großmuth, Gerechtigkeit, Treue, Eifer im Amte, Industrie, Fleiß in Wissenschaften, Mildthätigkeit und endlich große Verdienste um den Staat sind die Hauptgesichtspuncte nach welchen man alles zusammen geordnet hat. Da Beyspiele auch selbst, wenn man sie nur in der Geschichte findet, im Ganzen weit mehrern Einfluß auf den Geist und das Herz der Menschen haben, als der gründlichste Unterricht und die erwecklichste Erbauung: so gehört ein Exempelbuch, wobey Einsicht, Geschmack und Trieb viele menschliche Vortreflichkeiten zu veranlassen, die Feder geführt hat, unstreitig zu den nützlichsten Werken. Und ist alles historisch wahr, in welcher Einsicht auch des Verf. Sorgfalt zu rühmen ist; so wird zugleich dem Verdienst ein demselben gebührendes Ehrenmaal errichtet.

Ez.

Einige Berichtigungen der Topographie des Herzogl. Sachsen-Meiningischen Antheils an dem Herzogthum

thum Coburg und der geographischen Karte dieses Landes von Johann Gerhard Gruner, Herzogl. S. Coburg = Saalfeldischen Hof = und Cammerrath. Coburg bey Rud. Aug. Wilh. Ahl 1781, 5½ Bogen in 4.

Antwort auf die sogenannten Berichtigungen der Topographie des Herzogl. S. Koburg = Meiningischen Antheils an dem Fürstenthum Koburg, dem Hrn. Hof = und Cammerrath Gruner zugeeignet von dem Verf. der Topographie. Schleusingen, gedruckt mit Güntherschen Schriften. 1782. 3 Bogen in 4.

Anmerkungen über die Antwort auf die Berichtigungen der Topographie des Herzogl. S. Mein. Antheils an dem Fürstenth. Coburg, dem Hrn. D. L. Keßler von Sprengseysen gewidmet von dem Verf. der Berichtigungen. Coburg, bey R. A. W. Ahl. 1782, 2½ Bogen in 4.

Fortgesezte Berichtigungen der Topographie des Herzogl. S. Meining. Antheils an dem Herzogthum oder vielmehr Fürstenthum Coburg, worinnen das dem Herzogl. S. Coburg = Saalfeldischen Hause cum omnimoda iurisdictione et superioritate territoriali zustehende Gericht Neustadt, samt den dahin gehörigen Ortschaften beschrieben wird, nebst einigen wichtigen, meistens noch nie gedruckten und verschiedenen sich selten gemachten Urkunden, von Johann Gerhard Gruner, Herzogl. S. Coburg = Salfeldischen geheimden Cammerrath. Coburg, bey Ahl, 1782. 1 Alph. in 4.

Wir haben des Hrn. von Sprengseisen Topographie des Meiningischen Antheils an Coburg in dieser Bibliothek B. XLVII. St. 2. angezeigt, und dasjenige, was uns in derselben

hen anmerkenswürdig schien, ausgezogen. Wir glauben auch noch nicht, darinn geirrt zu haben, daß wir dieses Buch den Liebhabern der deutschen Geographie und Statistik als angenehm empfohlen haben, das sie mit einem Ländchen näher bekannt macht, das bisher in Ansehung seiner Bevölkerung, Producte, Fabrikate, und nach seinen topographischen Nachrichten so gut als völlig unbekannt war; und daß diese Topographie dieses leiste, erhellt doch schon aus unserm Auszug. Da aber das Land, das Hr. v. Spr. beschrieben hat, nur der Antheil eines Landes ist, mit dessen übrigen fürstlichen Mitbesitzern, gemeinschaftliche Rechte, Verträge, oder Reichsprocesse vorwalten oder doch vorgewaltet haben: so war es freylich für einen Mann, der nicht von Metier, nicht der Canzleysprache gewohnt ist, vielleicht auch nicht immer Archivalnachrichten zu seinem Gebrauch gehabt hat, und ohnedem als Diener seines Herrn die Sache nur von einer Seite anzusehen oder zu kennen pflegt, etwas schwer, bey Erwähnung der Landestheilung und des darüber geführten Streites, immer den rechten, der strengsten Unpartheylichkeit und Vorsicht angemessenen Ausdruck zu finden, an dem der andre Theil keinen Anstoß nehmen konnte. Und daß dem Hrn. von Spr. sonderlich zu Anfang seiner Topographie, zuweilen so was begegnet sey, ist uns selbst nicht unbemerkt geblieben; ob wir gleich, da es unser Zweck blos war, einen Auszug aus dem Buch zu geben, uns auf dergleichen Stellen nicht einlassen konnten. Diese nun zu rügen, und allenfalls die Rechte seines Herrn gegen die einseitigen Vorstellungen des Meiningischen Topographen, zu verwahren, mag die Hauptabsicht gewesen seyn, warum der Coh. Salfeldische Hr. Hof- und Cammerrath Gruner gegen denselben die Feder ergriffen hat. Er läßt ihm kein verfängliches Wort ungeahndet hingehen, und dies giebt ihm zugleich Anlaß über den Gang des Coburgischen Succeßionsstreits manche weniger bekannte Nachrichten zu ertheilen, die den Liebhabern der sächsischen Geschichte nicht anders als angenehm seyn können. Dabey unterläßt aber der V. nicht, auch andere Fehler zu rügen, die eben nicht auf seinem Weg liegen, z. B. daß die von S. Hildburghausen an S. Meiningen geschehene Abtretung des Amtes Schalkau, bey weiten so anerkannt und ausgemacht nicht sey, als der V. der Topographie vorgebe, sondern daß von Seiten des ersten Hofes darüber ein Proceß vor dem Reichshofrath anhängig gemacht sey. Ferner haben wir es auch in unserer Recension angeführt, daß

 der

der V. die Größe seines Landes auf vier Quadratmeilen angiebt, und eben daher Anlaß nimmt, die Bevölkerung von 13000 Seelen als ausserordentlich anzusehen. Hr. Gruner aber rechnet ihm hier vor, daß seinem Ansatze nach, nicht vier sondern fünf Quadratmeilen herauskommen. Da nemlich Hr. von Spr. die Waldungen seines Landes, die er auf dritthalb Quadratmeilen schätzt, zu 62500 Ackern, den Acker zu 160 Ruthen gerechnet, anschlägt; so muß er auf das ganze Land 100000 Acker rechnen. Nun, spricht Hr. Gr. gehen nach der neusten Ausmessung, da man 23629 rhein. oder 24507 Nürnberger Schuhe, oder 1750 14 schuhichte Ruthen auf eine deutsche Meile rechne) nur 19141¼ Acker auf eine deutsche Quadratmeile, folglich beträgt jene Summe von 100000 Ackern, etwas über fünf Quadratmeilen. (Wenn die Waldungen, die Hr. von Spr. zu drittehalb Quadratmeilen anschlägt, nach Ackern würklich ausgemessen und angeschlagen wären: dann könnte man schliessen: da das ganze Land aus 100000 Ackern bestehen soll, so muß es nicht vier sondern fünf Quadratdratmeilen groß seyn. Allein da der V. der Topographie sein, vermuthlich nur aus den Entfernungen der Gränzorte angenommenes Maß von 4 Quadratmeilen nur auf die Summe von 100000 Ackern, in der Voraussetzung, daß eine Quadratmeile 25000 Acker enthalte, reducirt zu haben scheint: so geht es nun doch wohl nicht an, ihm vordemonstriren zu wollen, daß diese h. t. Acker nicht vier sondern fünf Quadratmeilen enthalten). Bey eben dieser Gelegenheit sagt Hr. von Spr. „in Frankreich rechne man auf eine große Quadratmeile, deren 15 auf einen Grad gehen, 1700 Seelen.„ Das rechnet ihm nun Hr. Gr. zum Fehler an, und sagt ihm aus Büschingen, daß man nicht 15, sondern 20 große französische Meilen auf einen Grad rechne. Allein das hat ja auch der Topographe unsers Bedünkens nicht gesagt, sondern nur: daß man in Frankreich die Bevölkerung zu 1700 Seelen auf eine (nicht französische, sondern geographische, d. i.) solche Meile anschlage, deren 15 auf einen Grad giengen. Wenn aber etwas an diesen Worten zu tadeln war, so war es die Unschicklichkeit des Ausdrucks: denn Quadratmeilen sind es ja nicht, deren man 15 auf einen Grad rechnet. Andre Berichtigungen betreffen die Meiningische Ansprüche auf Neustadt, die vorgegebenen Meiningischen Geleitsgerechtsamen, wobey allerdings Hr. Gr. mit genauerer Sachkenntniß zu schreiben scheint; und hauptsächlich das Vorgeben des V. daß sich das Rittergut und ein Theil des Dorfes Mup-

berg zur Reichsritterschaft rechnet, welches der V. auf die einseitige Behauptung so hingeschrieben aber nicht bedacht zu haben scheint, daß S. Saalfeld dieser Behauptung widerspricht, daß es im unstrittigen Besitz der Territorialrechte ist, und diesfalls beym k. Reichshofrath seine Rechte behauptet. Hierwider also vertheidigt Hr. Gruner am weitläuftigsten die Rechte seines Hofes. Die lezten Berichtigungen endlich erstrecken sich über die Charte, bey der Hr. Gr. nicht ohne Grund einige falsch angegebne Lagen, wiewohl größtentheils nur von Gränzorten, tadelt.

Hr. Gr. macht in der Vorrede die ungewisse Hofnung, eine neue Topographie von dem Gerichte Neustadt zu verfertigen. Wir glauben aber, daß er sich alle Liebhaber der Sächsischen Erdbeschreibung weit mehr verpflichten werde, wenn es ihm gefällig wäre, überhaupt eine Topographie von dem Saalfeldischen Antheil am Fürstenthum Coburg zu schreiben. Wir wagen es, ihn hierzu aufzufordern, da wir ihn als den Mann kennen, der zu dieser Arbeit vorzüglich geschickt ist.

Bey dieser Gelegenheit unterlassen wir nicht, noch einen andern kleinen Fehler der Keßlerschen Topographie zu rügen. Es heißt daselbst S. 83, das Schaumbergsche Rittergut Katzberg, lehne nach Schleusingen. Wenn dieses wäre, so müßte es Hennebergisches Lehn seyn; das ist es aber nicht, sondern hängt als ein Chursächsisches Lehn von der Lehnscurie zu Dresden ab.

Gegen diese, allerdings nicht unerheblichen und den Besitzern der Topographie nicht unwillkommnen Berichtigungen, schrieb nun der V. der Topographie die oben angeführte Antwort. Manche zur Last gelegte Ausdrücke rettet er durch eine künstliche Erklärung. Vieles, was Hr. Gruner angefochten hatte, behauptet er aufs neue; z. B. die Meiningische Ansprüche auf Neustadt, versichert auf den Grunerschen Vorwurf, daß das Meiningische Revisionsgesuch zu dreyen wiederhohltenmalen als unstatthaft verworfen worden sey, daß der darüber geführte Rechtsstreit, den Hrn. Gr. durch das Chursächsis. Vicariats-Conclusum von [illegible] für geendigt halte, es demohnerachtet nicht sey, und daß sein Hof seine Hofnungen und seine Rechte noch nicht aufgegeben habe; ingleichen vertheidigt er seine Vorstellung von den Coburgischen Geleitsführung. In Ansehung der [illegible] Sache vertheidigt er sich, unsers Bedünkens, gut genug, [illegible]

perg

Meilen gefunden haben will. Er hat zu dem Ende selbst einen verjüngten Umriß dieser Charte seinen Anmerkungen beygelegt, der allerdings der Charte, ausser in der Seite ab, durchgängig ähnlich ist, ihn in 6 Triangel zerschnitten, und bey jedem das Maaß der Grundlinie und Höhe nach dem verjüngten Keßlerschen Meilenmaaß angegeben. Er muß also seiner Rechnung gewiß seyn: wir haben uns aber nicht die Zeit nehmen können, ihm nachzurechnen (S. 20. Z. 15. aber steht vermuthlich durch einen Druckfehler 1000 statt 10000.) Das aber ist andem, daß ebenfalls über $4\frac{1}{2}$ Quadratmeile herauskommen, wenn man mit den Quadraten des Meilenmaßes die Charte bedeckt.

Noch dankenswerther aber sind des Hrn. Geh. Cammer R. fortgesetzte Berichtigungen. Da der Hr. v. Keßler es in seiner Topographie sowohl als auf der Charte, für ausgemacht annimmt, daß die beyden Aemter, Sonneberg und Neustadt von jeher als zwey Gerichte ebendesselben Amtes zusammengehört haben: so wird hier zuvörderst gezeigt, daß das Gericht Neustadt, je und zu allen Zeiten ein wesentliches Stück des aus 5 Gerichten bestehenden Amtes Coburg gewesen ist; daß das Gericht Sonneberg schon 1534 als ein eignes Amt von dem Amte Coburg abgerissen worden, und folglich nie mit dem Gerichte Neustadt habe zusammengehören können. Hierauf folgt denn die in den ersten Berichtigungen versprochene Topographie des Gerichtes Neustadt, ohne daß der V., der Vorrede zufolge, ihr auf dem Titel diese Benennung zu geben gewagt hat, weil er sie nur als einen Versuch ansieht, aus dem nach und nach eine vollkommene Topographie werden könne. Neustadt (an der Heyd) ist ein Ort von 196 Häusern und 1026 Seelen, enthält 41 dazu gehörige Dörfer, nebst Höfen und Mühlen, und in allen zusammen 4447 Seelen und 887 Wohnhäuser. Wir wollen davon nur ein und das andre auszeichnen. Kemmate, das Stammhauß einer dhavon benannten adel. Familie, woraus der letzte, Hanuß Eitel Kemmeter, 1660 auf dem Markt zu Coburg enthauptet worden, weil er seinen einzigen Sohn mit einem Brodmesser erstochen hatte. S. 36. fg. ist eine schöne Erklärung von dem sogenannten Lagergeld, das viele Ortschaften in das Amt Coburg zollen müssen. Der V. meynt, daß dieß eine, für die Beschwerde, dem Landesherrn, seiner Familie und Dienerschaft, bey Durchreisen, ein Nachtquartier zu geben, und sie zu bewirthen (jus albergariæ), jährlich übernommene Abgabe sey. Das jetzige Kasten-

amt

amt Mönchröden war ehemals ein Benedictinerkloster, aus des Bursfelder Congregation, gegen das Jahr 1171 vom Burggraf Hermann zu Meißen gestiftet. Dessen Aebte wurden so nachläßig, daß sie auf dem hohen Altar Hollunderstauden wachsen ließen, so daß die Landesherrn vermöge ihrer Advocatie sich gemüßigt sahen, einigen derselben die Verwaltung der Kloster-Güter und Gebäude zu nehmen, einen andern aber gar abzusezen. Im J. 1525 würde es im Bauernkrieg in die Asche gelegt, und kurz darauf in ein Kastenamt verwandelt, dessen Einkünfte sich ohngefähr jährlich auf 5127 Thal. belaufen, wovon aber wieder 1729 fl. an Besoldungen geistl. und weltlicher Diener und auf Erhaltung der Gebäude verwendet werden. Oeßlau ist ein herzogl. Cammergut dessen Anschlag 33000 fl. ist, und das dermahlen 1550 fl. Pacht giebt. Im ganzen Amt sind 2 Forstreviere, zu Neustadt und Mönchröden, die der V. sehr genau beschreibt, und bey jedem den Ertrag sowohl der Holzung als der Wildbahn sorgfältig angiebt, welches in der Keßlerschen Topographie nicht geschehen ist; sehr viele Teiche, die sehr schmakhafte Fische geben, wovon die Herrschäftlichen gleichfals beschrieben werden. Fabriken, Hämmer und Glashütten, hat das Land nicht: doch hat der Hr. Geh. Rath von Thümmel bey Oeßlau eine Marmormühle angelegt, in der bey gutem Wasser wohl gegen 1200000 Marmor-Schußer gemahlen und nach Frankfurt und Amsterdam geschickt werden. Der Marmor wird im Land gegraben, ist grau und gelb. Es finden sich auch ganze Tafeln zu Tischblättern, zu deren Verarbeitung aber noch keine Fabrike vorhanden ist. Außer der Superintendur Neustadt hat das Amt 4 Pfarreyen, Großengarnstatt, mit vier; Mupperg mit sieben; Fechheim mit zwölf; und Einberg mit zehn eingepfarrten Ortschaften und 2 Filialen. Neustadt hat einige Kaufleute, deren Handel dem Sonneberger ähnlich ist, überdem aber auch mit Blech, Kienruß und Pech geführt wird, aber dadurch leiden soll, daß verschiedne Sonneberger Fabrikanten, die keine gelernte Kaufleute sind, auf die Messen laufen, und dadurch den Preiß der Waaren herabsetzen: doch sollen sie jährlich für ohngefähr 20000 Thl. Waaren absetzen, wozu sie aber zum Theil von Meiningischen Unterthanen, mit Waaren versehen werden. Die Herrschaftl. Einnahmen werden theils von der Herzogl. Cammer, theils vom Kastenamt Mönchröden, theils von der Coburgschen Amtseinnahme erhoben. In erstere flies-

sen

sen die Pachtgelder vom Kammergut Oeslau, nebst der Nutzung des dazu gehörigen Holzes und der Vogteygerichte. Die Tranksteuereinnahme beträgt jährlich ohngefähr 526 fl., die Nachsteuer wird, wo nicht Verträge dargegen sind, mit zehn von Hundert erhoben. Das Kastenamt erhebt ausser den Pachtgeldern, an Zehn- Getraid- und Gültlieferungen jährlich 1978 Simmern Frucht, einen lebendigen Zehend, zu 160 Gülden Werth, kann seine Holz- und Waldmiethe-Nutzung auf 2725 und die fructus jurisdictionis auf 250 fl. rechnen. An Hand- und Gütersteuern zahlen die Unterthanen zwey ordinäre, und 6—8 Extrasteuern, wovon jene in die Cammer, diese aber in die Landschafts- und Kriegscasse abgeliefert und zu Vestungsreparaturen, Besoldungen des Regierungs- und Consistorialcollegiums, Unterhaltung des Militairs, und zu den Reichs- und Kreißprästandis verwendet werden. Sie sind bey Feldgütern nach den Aeckern angelegt: man rechnet auf einen Acker ¾ Simmern, und schlägt die Simmer, nach Unterschied des Feldes, zu 4-10 Gülden an, und von jedem in Ansaz gebrachten Gülden wird terminlich 1 Pfen. Steuer bezahlt. Ein Tagwerk Futter (zu 2 Acker oder 320 Ruthen, die Ruthe zu 14 nürnbergischen Schuhen gerechnet) ist von 16 bis 28 Gülden, ein Acker Huth und Teich zu 4, und Holz zu 2 Gülden katastrirt. Die Häuser sind mit dem vierten Theil des Kaufgelds in Anschlag gebracht. Ausser dieser Gütersteuer hat man auch noch Handlungs- Handwerks- Vieh- und Taglöhnersteuern. Die Taglöhnersteuer ist auf dem Lande 6, in der Stadt 12, die Viehsteuer von einer Kuh 5 bis 6, von einem Schaf und Schwein 2 bis 3 Pf. terminlich. Beym coburgischen Theilungsgeschäfte wurde dem Hause S. Hildburghausen die Tranksteuer in einigen Dörfern des Salfeldischen und meiningischen Antheils, als eine Supplementsteuer angewiesen. Diese verkaufte es 1717 an Gotha, und Gotha in eben diesem Jahr wieder an S. Salfeld um 26600 fl.

Wir sind nun schon bereits so weitläuftig geworden, daß wir nichts mehr von den angehängten Beylagen oder Urkundenbuch sagen können. Es enthält 23 Urkunden, als Belege dieser topographischen Berichtigungen, zum Theil aus dem 14 und 15. Jahrhundert, deren Bekanntmachung, Freunden der Diplomatik und sächsischen Ländergeschichte nicht anders als angenehm seyn muß.

Kurz-

Kurzgefaßte Kirchen- und Schulgeschichte der gefürsteten Grafschaft Henneberg, Kurfürstl. Sächsischen Antheils. Ausgefertiget von Carl Gottlob Dietmann, Diener des göttlichen Worts zu Lauban. Gotha bey Carl Wilh. Ettinger. 1781. 14 Bogen in gr. 8.

Gegenwärtige Schrift ist ein auffallender Beweis, wie viel eine leidenschaftliche Begierigkeit historische Nachrichten aufzusammlen, bey einem fleißigen Manne ausrichten könne. Ein Prediger in der Lausiz liefert eine solche Menge von Nachrichten von Hennebergischen Kirchen, ihren Lehren und deren Familien, als vielleicht wenige Hennebergische Prediger selbst besitzen und kennen werden. Es ist bekannt, daß der V. bereits vor vielen Jahren die Kursächsische Priesterschaft in fünf Bänden beschrieben hatte: diesen fügte er 1777 die von der Oberlausiz hinzu; und weil er inzwischen zur Vollständigkeit seines Plans auch vielen Stof für den Kursächsischen Antheil von Henneberg gesammlet hatte; und die übrigen Bände von der Lausiz ohne seine Schuld verzögert wurden: so beschloß er, seine Hennebergsche Kirchen- und Schulgeschichte einsweilen als ein besondres Werk herauszugeben. Es kann Geschichtskundigen nicht unbekannt seyn, daß bereits ein Werk von ähnlichem Titel und Inhalt vorhanden ist, nemlich Weinrichs Kirchen- und Schulen-Staat des Fürstenthums Henneberg, alter und mittlerer Zeit, 1720; es scheint aber nicht, daß Hr. D. solches gekannt oder gebraucht habe; wenigstens finden wir es nicht einmal angeführt, und auch da, wo Weinrich vorgearbeitet hatte, scheint D. aufs neue gesammlet zu haben. Die vornehmste Quelle, die er gebraucht hat, ist Junkers noch ungedruckte Geschichte von Henneberg, die er in Dresden zu diesem Gebrauch ausgezogen hatte, und die bey dieser Gelegenheit aufs neue den Wunsch nach ihrer Bekanntmachung erregt. Möchte doch der Verleger mit dieser Hennebergschen K. und Sch. Geschichte so viel Glück machen, daß er zum Verlag der Junkerschen Geschichte, davon eine Abschrift auch in Gotha liegt, gereizt würde! Nebendem hat er die in die Hennebergische Kirchen- und Schulgeschichte einschlagende Schriften der Schleusingischen Rectoren, Muzelius und der beyden Walche, sorgfältig genuzt, und endlich seine Collectaneen, durch Vermittelung des Hrn. Prof. Eck zu Leipzig,

Leipzig, dem er deswegen sein Buch zugeeignet hat, durch schriftliche Nachrichten ergänzt. Kenner sind längst darin einig, daß auch specielle Nachrichten von der Art zur Berichtigung unsrer historischen und geographischen Kenntnisse mit Dank anzunehmen sind. Das Buch besteht aus 8 Capiteln, davon das erste und stärkste, statt einer Einleitung, von der ehemaligen Beschaffenheit des Kirchen- und Schulwesens in Henneberg überhaupt, bis zur Erbtheilung von 1660 handelt. Der V. hohlt vom Heidenthum aus und nimmt mit Junkern an, daß das Christenthum schon vor dem Bonifacius und Kilian im Lande geblühet habe. Einige merkwürdige Beyspiele des päbstlichen Aberglaubens dieser Lande, die sich, wenn es der Zweck des Buchs wäre, noch sehr vermehren ließen; actenmäßige Erzählung von Einführung der evangelischen Lehre — sie war schon lange in Henneberg bekannt, wurde aber erst 1544 durch D. Förstern aus Wittenberg öffentlich eingeführt. Im Jahr 1555 und 1609 wurden durchs ganze Land Kirchen- und Schulvisitationen gehalten; 1583 ließ Fürst Georg Ernst eine von ihm selbst verfertigte Kirchenagende, mit Abschaffung der von Veit Dietrichen, einführen. 1554 errichtete besagter Fürst mit seinen Superintendenten als Visitatoren, einen Receß, der hier mitgetheilt wird, worin er versprach, von den eingezogenen Klöstern Frauenbreitungen, Wasungen und Trostadt, jährlich 300 Gulden und 22 Malter Korn ad pias causas abzugeben. Lächeln muß man, wenn man sieht, wie sich die Fürsten damaliger Zeit in alle Zänkereyen ihrer Theologen mischten, von denen sie selbst nichts verstanden, synodos und Convente hielten, mit andern Fürsten darüber communicirten, und sich ihr und ihrer Theologen Gutachten ausbaten. So schrieb 1565 Herzog Christian von Würtenberg bey dem Streit des Brentius mit den Schweizerischen und Heydelbergischen Theologen, und 1571 wegen des Würtenbergischen Catechismus, 1570 Herzog Wilhelm von Weimar, wegen der Flacianischen Händel, und Markgraf Albrecht zu Brandenburg, über Osianders Bekenntniß an die Fürsten von Henneberg um ihre und ihrer Prediger Meynung. Im leztern Fall communicirten diese wieder mit Herzog Joh. Ernst zu Sachsen, und baten sich dazu des D. Jonas Beystand aus. Das lezte Bedenken wird hier aus dem Manuscripte mitgetheilt. Bey der ersten Visitation fand man verschiedene Prediger im Amte, die nicht öffentlich ordinirt waren; man hohlte darüber ein Gutachten von der Facultät zu Witten-

berg,

berg, welches von Melanchthon und Major ausgefertigt ist und hier mitgetheilt wird, worinn gerathen wird, sie, wenn sie recht lehrten und lebten, benzubehalten. 1577 wurde zu Mansfeld in einem Convent die Concordienformel, zu der bekanntlich der Fürst von Henneberg die erste Veranlassung gegeben hatte, von den Hennebergischen Kirchen- und Schuldienern unterschrieben. 1574 wurde das erste Hennebergische Consistorium errichtet, welches nach Aussterbung des Hennebergschen Stammes bis zu erfolgter Erbtheilung gemeinschaftlich blieb, hierauf aber 1661 verabschiedet wurde. Herzog Moriz Wilhelm zu Zeiz ließ 1762 in dem seinem Vater Moriz zugefallenen churfürstlichem Antheil von Henneberg, ein eigenes Consistorium zu Schleusingen errichten, welches auch nach dem 1718 erfolgten Rückfall an das Churhaus geblieben ist. Dieser chursächsische, aus fünf Zwölftheilen des Ganzen, und zwar aus den Aemtern Schleusingen, Suhl und Kühndorf, nebst Bennshausen bestehende Antheil von Henneberg ist nun in 2 Inspectionen, Schleusingen und Suhl, getheilt. Zur erstern gehören 8 Pfarreyen, Wiedersbach, nebst Gerhardsgereuth und Neuendambach; Waldau, nebst den eingepfarrten Dorfschaften, Oberrod, Schönau, Langenbach, Steinbach und Engelau; Frauenwald, mit dem Filial Stüzerbach, churs. Antheils; Schmiedefeld nebst dem Filial Vesser; Hinternah mit den eingepfarrten Dorfschaften Schleusingerneundorf und Silbach; St. Kilian, nebst den Filialen, Altendambach und Hirschbach, und den eingepf. Dörfern, Breitenbach, Raasen, Erlau und dem Blechhammer; und Lengfeld, welches Pfarrdorf zwar in dem Gotha- und Coburgischen Amte Themar liegt, aber 2 chursächs. Filiale, Kloster Veßra und Eichenberg, nebst noch den chursächsischen eingepfarrten Orten, Ahlstädt, Neuhof, Bischofrod und Keulenrode zu versehen hat. An der Pfarrkirche zu Schleusingen selbst stehen ein Superintendent, Archidiakonus und Diakonus, und eingepfarrt sind in dieselbe Rathscher, Fischbach, Rappelsdorf, Gethsiz, Geißenhayn, Gottfriedsberg und Hekengereuth. Zur Superintendur Suhla gehören, außer dem 1706 neben der Hauptkirche errichteten Pastorat zur Kreuzkirche in Suhla, zehn Parochien, Goldlauter mit Heydersbach, Heinrichs, Albrechts, wo der bekannte Psalmensänger, M. Stoll, Pfarrer ist, nebst den Filialen, Mäbendorf und Diezhausen; Bennshausen mit dem Filial Ebertshausen; Viernau, Kündorf, Rohr, Wichtshausen mit dem Filial Dillstädt; und Christes, welches eigentlich ein Filial von dem

Mei-

Meinungischen Pfarrdorfe, Mezels, ist. Bey jedem Dorf hat der V. die Zahl der Wohnhäuser sorgfältig angegeben. Schleusingen hat von 1690, bis izt, den zweyten, Suhl aber binnen der Zeit den siebenten Superintendenten. In zwey folgenden Capiteln handelt der V. von dem Gymnasium zu Schleusingen und von der Stadtschule in Suhl. Das Gymnasium wurde von dem letzten Henneberglschen Fürsten, Georg Ernst, 1577 gestiftet, fiel nach seinem Tode, mit dem ganzen Land, vermöge der Erbverbrüderung an das Haus Sachsen, das bey erfolgter Erbtheilung 1660 sich dasselbe gemeinschaftlich vorbehielt, so daß Chursachsen, Meinungen und Weimar, die jetzigen Theilhaber und Nutritoren sind; unter welchen das Directorium und das Recht der Dienstbesetzung dergestalt umwechselt, daß es binnen 6 Jahren Chursachsen zwey, S. Meinungen drey, S. Weimar ein Jahr führt. Meinungen hat um deswillen den stärksten Antheil, weil bey diesem Hause der ehmalige Altenburgische, an Gotha gefallene, und der Gothaische Antheil so wie an dem Lande, also auch an dem Gymnasio, bey Theilung der Gothaischen Linien, vereinigt sind. Bey Erwähnung des zweyhundertjährigen Jubiläums, das das Gymnasium 1777 feyerte, zieht der V. aus der von Hrn. Prof. Walch davon bekanntgemachten Beschreibung fast mehr aus, als es für den Zweck und die Proportion seines Buchs schicklich war. Bey dem Gymnasio nun und der Schule zu Suhla sowohl als bey allen vorhergenannten Kirchspielen, erzählt nun der V. mit vielen Fleiß, meistens von der Reformation an, alle an denselben gestandene Lehrer, kürzer oder umständlicher, nachdem es entweder ihre Nahmen verdienen, oder die gesuchten Nachrichten zureichen. Vermuthlich hat ihn die Bescheidenheit abgehalten, manche eingeschickte Lebensnachrichten abzukürzen. Unter den Superintendenten und Rektoren zu Schleusingen erscheinen manche nicht unberühmte Männer. Einige Fehler in den Schriftenverzeichnissen werden sich vermuthlich aus der neuen Auflage von Meusels gel. Deutschland verbessern lassen.

Statt eines Anhangs, hat der Verf. seinem Buche noch andrucken lassen, Hr. Prof. Eckens in Leipzig Rede von den Verdiensten des sel. Superint. Gebers zu Schleusingen, die er bey vorerwähnter Jubelfeyer des Gymnasiums zu Schleusingen gehalten hatte, und nachher drucken ließ, und deren wir bereits nebst den übrigen Jubelschriften, im dritten Anhang der A.D.B. S. 2513 rühmlich erwähnt haben. z) Ebendessel-

desselben lateinische Jubelode. 3) Das von Hrn. Prof. Walch bey gleicher Gelegenheit aufgesetzte Jubelgebet, s. ebendas. S. 2512. 4, *Petri Franci* Pastores ecclesiæ Sulanæ evangelici, concinna tetrastichorum brevitate laudati.

Ag.

---

10) Gelehrte Geschichte.

Seculi XVIII. bibliotheca ecclesiastica authorumque notitiae biographicae. Conscripsit *Petr. Franc. Agricola*, ecclesiae ad S. Clement. Hannoverae pastor. Hildesii, typis Tuchtfeld. Tom. I. 1778. 17 plag. Tom. II. 1780. 17 Plag. in 8.

Der Verf. sammlet in chronologischer Ordnung, nach den Sterbejahren und Sterbetagen, ohne Rücksicht auf Nationen oder Vaterland, ein Verzeichniß derjenigen Schriftsteller der römischkatholischen Kirche, welche seit dem Anfange dieses Jahrhunderts verstorben sind, und ist in diesen beyden Bänden damit bis zum Ende des Jahres 1714 gekommen. Vor jedem Autor erzählt er kurz (und oft nur zu kurz, mit Uebergehung wichtiger und verdienstvoller Unternehmungen) die vornehmsten Lebensumstände, führt Urtheile (welche nicht allemahl ganz treffend sind) über seinen schriftstellerischen Charakter an, giebt ein Verzeichniß von den Titeln seiner Schriften, und verweiset auf andere, welche von dem Manne mehr Nachricht gegeben haben. Es verstehet sich von selbst, daß es unmöglich sey, eine solche Menge von Autoren aus eigner Lectüre zu kennen. Aber es dünkt uns doch, daß selbst bey den vorzüglichsten Schriftstellern und ihren wichtigsten Werken, gar zu selten Spuren eigner Bekanntschaft mit ihnen sichtbar seyen. Auch wird niemand gänzliche Vollständigkeit erwarten, auf welche der Verf. selbst keine Ansprüche macht. Desto nöthiger wäre aber dann gewesen, einen recht bestimmten Plan zu diesem Werk zu entwerfen, und in der Auswahl der Schriftsteller, welche eine Stelle darin erhalten sollten, möglichst streng zu seyn. Uns scheint aber dies nicht genug beobachtet zu seyn.

Man findet nicht nur Schriftsteller mit aufgeführt, von denen nichts als ein paar unberühmte asketische Werkchen, die wenigstens heut zu Tage keine Empfehlung und keine Aufmerksamkeit mehr verdienen, angegeben werden können, sondern man findet auch Autoren mitverzeichnet, z. E. Bocconi, Plümier ꝛc. welche zwar zum geistlichen Stand gehörten, aber keine auf Theologie irgend einen nähern Bezug habende, sondern blos botanische, physische ꝛc. Schriften hinterlassen haben. Der V. sagt zwar in der Vorrede, er habe das Wachsthum nicht nur der (sogenannten) höhern, sondern auch der niedern Wissenschaften, in welchen ein Klerikus gleichfalls unterrichtet seyn müsse, beschreiben, und überhaupt den statum ecclesiæ litterarium, (welches etwas unbestimmt ausgedrückt ist) vorlegen wollen. Aber uns scheint doch eine Bibliotheca *ecclesiastica* nicht das rechte Magazin zu Aufbewahrung dieser Art litterarischer Notizen zu seyn; und durch strengere Auswahl hätte Plaz gewonnen werden können, von wirklich berühmten und wichtigen theologischen Schriftstellern etwas ausführlicher zu reden. Daß in einzelnen Artikeln manches zuzusetzen und zu berichtigen sey, verstehet sich bey einem Buch dieser Art beynahe von selbst. Wir wollen nur über den Artickel Bossuet einiges anmerken. In den Nachrichten von dem Leben dieses berühmten Mannes finden wir gar nichts, weder von seiner angeblichen geheimen Ehe, noch von seinen Händeln mit der Guyon und dem sanftmüthigen Fenelon, noch auch von seinen Unterhandlungen mit dem Abt Molanus und Leibnitz über eine Vereinigung der Protestanten mit den Römischkatholischen. Wir vermissen auch in dem Verzeichniß seiner Schriften eine Anzeige von den merkwürdigen Aufsätzen und Briefen, die sich auf diese Unterhandlungen beziehen, und in den oeuvres posthumes abgedruckt sind. Ferner hätten wir gewünscht, daß das eigenthümliche, wodurch sich Bossuet als Redner, als Historiker, als Dogmatiker und als Polemiker auszeichnete, und wodurch er so vielen Beyfall und Ansehen sich erwarb, bestimmt angegeben worden wäre. In dem Bücherverzeichniß ist bey der exposition de la doctrine catholique nur eine alte deutsche Uebersetzung von 1680, nicht aber die neue mit Zusätzen von Wilkowiz angeführt. So wird auch bey dem discours sur l'histoire universelle der vortreflichen Cramerischen Uebersetzung und Continuation nicht gedacht. Die sehr gelehrte defensio declarationis Cleri gallicani, welche 1730 in zwey Bänden erschien, spricht der Verf., ohne Gründe anzu-

anzugeben, Bossueten ab, und urtheilt, diejenigen sollten sich schämen, welche diese Schrift mit den Werken der Kirchenväter zu vergleichen sich erdreisteten. — Doch dem allen ungeachtet verdient der Fleis des V. vieles Lob, und sein Buch kann als ein nüzliches Repertorium von Nachrichten, die man anderswo nicht so beysammen antrift, empfohlen werden.

Ho.

Die Geschichte der freyen Künste und Wissenschaften in Italien von C. J. Jagemann. Dritter Band in 3 Theilen. Leipzig, Weidmann und Reich. III, 1. 1779, 1 Alph. 13½ Bog. in 8. III, 2. 1779, 1 Alph. 9½ Bog. III, 3. 1781, 2 Alphab.

Ein allgemeines Urtheil über dies aus oder nach Tiraboschi gearbeitete Werk steht A. D. B. XXXXII, 2; welches auch durch diese Theile bestätigt wird. Denn auch hier zeigt sich Nomenklatur statt Geschichte, Mikrologie statt Gelehrsamkeit, dabey verwirrter Vortrag, schlechte Eintheilung, Weitschweifigkeit bey dem was man nicht wissen will, Unvollständigkeit in dem was man wissen mögte, schiefes Räsonnement, elender Styl, und eigne Unwissenheit des Uebersetzers oder Abkürzers. — Der Inhalt dieser Theile ist die Litterargeschichte des eigentlichen Italiens; 1 Th. von Karl dem Großen bis 1300; 2 Th. von 1300-1400; 3 Th. 1400-1500.

Die Geschichte der Wissenschaften ist ein großer wichtiger Gegenstand; man betrachtet das Erhabenste des Menschengeschlechts; man spührt dem Wachsthum, den Fortschritten, den Hindernissen des menschlichen Verstandes und Geistes nach; man hebt aus der politischen Geschichte nur das heraus, wodurch Menschen Menschen sind. Aber dazu muß man Völker und Zeiten richten können, Genies abwägen, das Maaß der Kenntnisse jedes Zeitalters bestimmen, Wissenschaften in ganzem Umfange kennen, um zu urtheilen, ob sie blühten, wie nahe sie der Vollkommenheit waren, wodurch sie abarteten, u. s. w. So stelle man z. E. in einem großen lebendigen und sich bewegenden Gemälde die Oekonomie, Politik, Mathematik dar, zeige nach Schriften der damaligen Gelehrten und nach

Thaten der Ausüber den Zustand dieser Wissenschaften von Epoche zu Epoche, damit wir von dieser Seite ganz den Geist des Volkes kennen lernen, und anschauend einsehen, wie diese Wissenschaften geliebt, gepflegt, genuzt wurden. Aber nichts von allem dem ist hier. Der V. kennt selbst keine der Wissenschaften von denen er spricht, keine ist dargestellt und durchgeführt; nur einzelne Gelehrte sind genannt, und nach Geburt und Sterbejahr und den Titeln ihrer Bücher angezeigt. Auch diese Bücher hat der V. nicht gelesen, denn er macht keine fruchtbare Auszüge daraus, erzählt keine Meynung eines Gelehrten, beschreibt nie seinen Ideengang, sein Neues, seine Verirrungen, u. s. w. Ich gebe es zu, daß es eine mühsame und fast unendliche Arbeit ist, alle Schriften der genannten Italiäner, vorzüglich in der ersten dunkeln Periode, durchzulesen und das Wichtige daraus vorzulegen; aber, wer das nicht kann oder mag, wage nicht sich zum Geschichtschreiber der Gelehrten und Gelehrsamkeit aufzuwerfen. Es ist eine Verachtung gegen das itzige Jahrhundert, wenn man solches Werk, das nicht Darstellung der Wissenschaften im Großen, nicht Erzählung der Meynungen einzelner Gelehrten ist, Geschichte nennt. Denn welchen edlern Namen haben wir den Werken der Robertsons und Humes beyzulegen? Schämt der V. sich nicht, zu diesen sich hinzuzubringen? So wird bald einer aus Meusels gelehrten Deutschland die Geschichte der Menschheit und der Wissenschaften unsrer itzigen merkwürdigen Zeit in Deutschland schreiben wollen; oder aus einer Landkarte die politische Geschichte; und sich doch einbilden ein Kollege Cäsars und Tacitus zu seyn.

Die erste Periode von 800-1300 ist freylich dunkel und unfruchtbar; aber der V. hat sie für den Leser auch äusserst widerlich gemacht. Sein Mangel an Kenntniß hat seinem Styl die größte Verworrenheit gegeben. Gleich Anfangs wird weitläuftig behauptet, daß troz des Alcuins, des Dungals, des Kolumbans und andrer, Italien nicht von Fremden gelernt, sondern Fremde gelehrt habe: S. 14. „es kann also nicht geleugnet werden, daß die Italiäner zur Wiederherstellung der Gelehrsamkeit in Frankreich nicht wenig beygetragen haben;" und dann heißt es plözlich folg. S. 15. „Italien und eine jede „andere Provinz des occidentalischen Kaiserthums blieben noch immer in einer tiefen Unwissenheit; und alles was man wußte, „belief sich auf grammatische Kenntnisse, prosaische Verse, und

„eine

„eine fehlerhafte Theologie". S. 32. „Kopisten auf den „Landgütern und in den Städten waren vermuthlich keine „Mönche noch durchaus Weltgeistliche. Es haben sich also „im 16 Jahrhundert auch die Layen mit Bücherkopiren abge„geben." S. 6. „Es wird wohl Niemand in Zweifel ziehen, „daß Karl (wenn er an Gelehrsamkeit dachte) vor allen andern „Dingen sich der Grammatik beflissen habe. Denn ohne die„se läßt sich in keinem andern Fache der Gelehrsamkeit et„was thun." Freylich ist der V. wohl vom Herrn Vater zuerst in die grammatischen Schulen geschickt worden; aber möglich wär' es doch, daß Karl der Große nach einigen Jahren Regierung eher Philosophen und Theologen zu sich berief, als gerade Grammatiker. Von der Art des Verf. die Geschichte der Wissenschaften zu schreiben, wählen wir nur das kürzeste Beyspiel. S. 36. „Seine noch vorhandne Werke sind — u. s. w. „Diese Werke hat der P. Madrisio mit Anmerkungen und ge„lehrten Abhandlungen 1737 zu Venedig ans Licht gestellt. Es „fehlt aber darinn der kleine Traktat über die Taufe, den er „dem Verlangen des Alcuinus gemäß geschrieben hat. Er ist „von dem gelehrten Bischof Mansi, der ihn aus der Biblio„thek der Regensburger Abtey S. Emmeran erhalten hatte, „zum erstenmal zum Druck befördert worden." Wieder eine sonderbare Art des Argumentirens, S. 54. „Der Lobredner „Berengars hat seiner Lobrede einen griechischen Titel vorgesezt, „und Bischof Luitprand verschiedene griechische Wörter in seine „Geschichte eingestreut; es würde aber lächerlich herauskom„men, wenn man daher folgern wollte, sie haben Griechisch ge„sprochen oder verstanden". Wie cavaliérement der V. über Sachen urtheilt, die er nicht versteht, zeigt sich S. 74, wo von dem Geographus Ravennas die Rede ist. „Das „Werk selbst ist so schlecht, daß es die Mühe, den Namen des „V. zu entdecken, nicht verlohnt. — Der V. mag seyn wer „er will, so ist er ein Betrüger u. s. w." Aber er ist der einzige allgemeine Geograph dieser Zeiten (er heißt Guido und schrieb im 9 Jahrhundert); er liefert uns ganz neue Nachrichten von Dännemark, Schottland, einem Theil Deutschlands, und Indien; freylich wimmeln die bisherigen Ausgaben (unter andern ist auch eine bey Jak. Gronovs Ausg. des Mela) von den nachläßigsten Schreibfehlern, und wir kennen nur noch einen geschmacklosen Auszug seines Werks; aber dies größere Werk, das Galateus 1480 noch ganz besaß, und das er in Ab-

sicht auf Kalabrien excerpirte, findet sich hoffentlich noch einst und wird uns zeigen, daß der gute Guido weder ein Dummkopf noch ein Betrüger war. So elend heißts auch S. 89: „Die Schriftsteller, welche von den gemahlten gläsernen Fensterscheiben des 8. und 9. Jahrh. als Augenzeugen reden, drücken sich mit der größten Verwunderung darüber aus, und verrathen hierdurch ihren verderbten Geschmack. Und nach solchem Machtspruch erfahren wir von diesem Kunstgeschichtschreiber nichts von den Gegenständen, der Manier, den Farben, dem Ausdruck, Styl, Charakter dieser Malereyen. Wenn man aus den bisherigen Proben den schlechten Styl des Mannes noch nicht genug einsieht, so stehe hier der Anfang des 11 Buchs, der uns gleich in die Hände fällt, S. 92. „Unter der Regierung der drey Ottonen genoß der größte Theil Italiens eines angenehmen Friedens, und würde sich ohne Zweifel zu einem sehr hohen Grade der bürgerlichen Wohlfarth emporgeschwungen haben, wenn die gesagten Kaiser daselbst ihren verbleibenden Aufenthalt gehabt hätten. Das war aber nur ein kurzer Zwischenraum von Ruhe, der demselben scheint vergönnt gewesen zu seyn, sich zur Erduldung schwerer Drangsale vorzubereiten. Denn kurz darauf verfiel es in einen so tiefen Abgrund aller Uebel, daß es so gar seinen Feinden ein trauriger Gegenstand des Mitleids wurde.“ S. 165 von dem musicalischen Werke Micrologum des Guido von Arezzo: „Die barbarischen Wörter Diapason, Disdiapason, Disdiapason — diatessaron, etc., deren er sich auf allen Seiten bedient, würden einen getreuen Auszug davon sehr verdrießlich machen.„ Das lasse man sich einen Kunstliebhaber und Kunstkenner seyn! Was der Mensch übrigens für wissenswerth bey einer Geschichte halten mag, siehe man aus S. 236: „Von dem Geschichtschreiber Sire Raul wissen wir nichts anders, als daß er eine gute Geschichte von den Kriegen der Mailänder wider den Kaiser Friedrich I. zwischen den Jahren 1154 und 1157 geschrieben hat„ (beym Muratori Scr. rer. It. t. VI.) S. 465. „Unter allen Italiänern ist der erste bekannte Dichter Ciullo ein Sicilianer. Er hat wahrscheinlich um 1187 gedichtet. Dieß ist alles was wir von ihm wissen.„ Der arme Geschichtschreiber; von einem vortreflichen alten Historiker und von dem ersten aller Dichter blos ihr Zeitalter zu wissen, und etwa noch ihre Werke in Händen zu haben: was soll man da viel darüber sagen? Wenn doch noch ein paar Gelehrte sich über deren Geburtsort gestritten hätten; da ließe sich doch noch Litera-

teratur excerpiren! — Von der Unwissenheit des Ueb. nur ein paar Proben, ausser daß er die Fehler seines Originals nicht verbessert hat: er kennt Lessings Berengarius Turonensis nicht, um ihn beym Artikel Lanfrankus zu nützen; weiß nicht, was deutsche Rechtslehrer gründlicheres über die Einführung des Röm. Rechts gesagt haben, und über den Irnerius, der ganz zuverläßig bloß ein Grammatiker war, und bey dem Nachsuchen in den Pandekten über das Wörtchen as erst ein Jurist ward; er läßt Mark Polo zu Tataren statt Mogolen reisen, u. s. w. Er schreibt Taddeus statt Thaddäus, Aegydius (Aegid.), und die ehrlichen Deutschen Lindenbroglus, Papebrochius, Menkenius, mit dem lateinischen Schwanz als wären sie alte Römer. — Hin und wieder sind Stellen excerpirt, aber nie in der Absicht um den Geist der V., den Plan ihrer Werke, den Styl bey besondrer Erhebung der Leidenschaft kennen zu lehren, sondern bloß der Sprache wegen (welches allerdings auch nüzlich ist); darum ist gewöhnlich nur der Anfang der Vorrede oder dergl. abgedruckt. — Th. II. S. 343: „Der Herr Abt von Sade ist also nicht wohl gegründet, da er sagt, u. s. w.„ Th. III. S. 180: „eine Besoldung von 75 tausend Maravedis (eine der geringsten Münzen in Spanien).„ Diese sehr unerläuternde Erläuterung hätte doch der Ueb. aus Schmidts Rechenbuch oder aus Wechselbüchern und Kaufmannslexicis verbessern können.

Die Epoche des 2ten Theils (von 1300 — 1400) wird glänzend gemacht durch die bekannten großen Drey: Dante, Petrarka, Boccaccio, durch Erfindung des Papirs, Aufsuchung der unsterblichen Alten, den Enthusiasmus von ganz Italien für Gelehrte, u. s. w.; die Epoche des 3 Theils (1400 — 1500) durch den Uebergang der griechischen Musen nach Italien, Entdeckung Amerikas, Buchdruckerkunst, Wetteifer der Fürsten zur Beförderung der Gelehrsamkeit, gesammelte Alterthümer, gestiftete Akademien, u. s. w. Aber was kann man von unserm Verfasser erwarten? Alles ist zerstückelt und verkleint; kein großes Gemälde, keine Zusammenstellung einzelner bedeutender Züge, keine Erhebung des Lesers zu einem Gesichtspunct wovon er das ganze Große übersähe. Die litterarischen und biographischen Nachrichten wachsen an (und allerdings sind sie von solchen Männern und Zeiten angenehm), die Auszüge nehmen sogar ab. — Kurz das ganze Werk kann keinen als einen Litterator vergnügen oder interessiren. Der versteht aber ge-

wöhnlich unplänisch; und hat doch keinen andern Nutzen von dem Buche, als daß er so ziemlich an einem Ort die (vom V. selbst gänzlich ungenuzten) Quellen genannt findet.

Dem Titel unsrer Bibliothek getreu, wollen wir doch das wenige hiehergehörige ausziehen: der Thurm bey der Domkirche zu Pisa, der sich über 6 Fuß zur Seite neigt, ist 1174 gebaut von den Architekten Buonanno einem Pisaner, und Wilhelm einem Deutschen. Bey den Deutschen blühte die dramatische Dichtkunst früher, als bey Franzosen und Italiänern; denn bey den ersten hat man ludus paschalis de adventu et interitu Antichristi aus dem 12 Jahrh. (Man siehe Pezii thes. noviss. Anecdot. Augustae, 1721. t. II P. 3. p. 185.) Jakob oder Lapo, ein Deutscher, baute 1227 den prächtigen Tempel der Franziskaner zu Assisi; hiedurch berühmt, ward er nach Florenz berufen, wo er das Straßenpflaster zuerst anlegte, sehr viel Risse zu Gebäuden machte, und auf König Manfreds Begehren das Modell zum Grabmal Friedrichs II. nach Sicilien schickte; er starb zu Florenz 1262. An der Domkirche zu Mailand, einem unregelmäßigen, aber sehr wunderbaren Gebäude, ward von 1386 bis 1397 gebaut, und auch manches von deutschen Baumeistern. Deutsche Buchdrucker waren in Italien die ersten: Pannarz und Schweinheim 1465 im Kloster Subiako, hernach in Rom; der erste, der Titelblätter mit Holzschnitten zierte, ein Deutscher, Ulrich Hahn zu Rom, 1467; auch in Venedig deutsche Buchdrucker: Johann von Speier 1469, und sein Bruder Wendelin.

Df.

---

11) Philologie.

Das Buch Hiob in zwölf Gesängen von Franz Xaver Riedel. Presburg bey Michael Benedict und Comp. 1779. 156 S. in 8.

Der Verfasser dieser poetischen Uebersetzung (ein Glied der römischcatholischen Kirche, wie man aus dem Vorbericht sieht) will kein Ausleger seyn: er folgt blos dem Pineda in der Erklärung: er will den Hiob als ein erhabenes Gedicht als Dichter übersetzen. Wie glücklich: das mögen unsre Leser selbst

selbst aus einer Probe beurtheilen, die wir hieher setzen wollen. Wir wählen den Anfang der Reden Gottes.

Wer ist dieser, der kühn mit albernen Reden die Fürsicht
Gottes verdunklet? Umgürte dich Job, umgürte die Lenden,
Wie ein Krieger zum Streit! Ich werde dich fragen; du gieb mir
Antwort! Wo? wo warst du, da ich die Erde gegründet?
Zeige mirs an, wenn Verstand und Spahe*) du kennest: wo warst du?
Weißt du's? wer gab ihr das Maas? wer spannte die Schnur? in welches
Grundbett wurde der Grundbau gesenket? oder der Grundstein
Wer? wer legt' ihn? Wo warst du, da mir die Morgensterne
Sangen vereint, und die Söhne Dochtins**) frolockten? die Meere
Wer verschloß sie mit Ufern, da sie aus dem Schoose der Mutter
Brausend hervorgebrochen? Da ich das Gewölke zum Kleide
Ihnen gegeben? und sie in Nebeln, sam***) Windeln, gewikkelt?
Mein Befehl zerbrach ihr Wüten: ich setzte die Fluder****)
Ihnen als Riegel und Thüren. Ich sprach zum schäumenden Meere:
„Bis hieher wirst du quemmen,*****) nicht weiter: hier wird sie sich brechen
„Deine schwellende Flut!“ Nachdem du geworden; gebotest
Du dem Morgen? und lehrtest du das Morgenroth seine
Stelle kennen, damits an die äußersten Flügel der Erde

*) Der Verf. hat hie und da, wie er im Vorbericht sagt, für das alte Buch ganz alte Worte gewählt, die er in einem Verzeichniß erklärt. Spah ist [illegible].

**) Dochtin ist Herr.

***) Sam gleichwie, gleichsam.

****) Fluder ist Ufer.

*****) Quemmen ist kommen.

Reiche: die Sünder der Nacht aufschrecke; mit Schimmer den Erdball
Kleide: der Erde Gestalt, wie des Thons das Gepräge, verändre:
Sehe den Sündern ihr Licht entzogen: sehe zerknuschet *)
Des Gewaltigen Arm? Drangst du zu den Quellen des Meeres?
Giengst auf dem Grunde des Abgrunds einher? die Pforten des Todes
Standen sie offen vor dir? und die Pforten der Schatten des Todes
Schautest du sie? Berechnetest du die Strecke der Erde?
Weißt dus? so zeige das Ganze mir an. Auf welchem der Wege
Wohnet das Licht? und der Finsternis Ort, wo ist er? damit du
Beide fassest und lenkest zum Ziel, und wißtest zu ihrem
Hause die Straßen. Und wußtest du schon, daß du würdest gebohren
Werden zur Zeit? und wie viel der Lebenstäge dir werden?
Drangst du bis in die Kammern des Schnees? und sahst du des Hagels
Vorrathgewölbe, die ich für die Zeiten der Trübsal bewahre,
Und für die Tage des Kampfes und Wichs? **) Auf welchem der Wege
Fährt das zersplitterte Licht und stürmt der erwärmende Südwind
Ueber die Erde? Und bahnet den Weg dem Strahle des Donners?
Wer zertheilet den Regen? die Länder zu überschwemmen
In verschiedenen Streifen? Er fällt auf die Erden herunter
Ohne des Menschen Bemühn: er fällt in die Wüsten, wo niemand
Wohnet, damit er den Durst der Oeden und Wildnissen stille,
Und den sprießenden Keim betreibe. Der Vater des Regens
Oder die Mutter der Tropfen des Thaus, wer sind sie? das Eis, wer

Hat

*) Zerknuschen ist zermalmen.

**) Wichs ist Krieg, Schlacht.

Hat es erzeugt? und den Reif des Himmels, wer hat ihn gebohren?
Unter dem Eise, wie Stein, verbirgt sich das Wasser: den Abgrund
Schleußt die Rinde vom Eis. Vermagst du des Kimahgestirnes
Brehenden *) Sternen zusammenzuknüpfen? Und wirst du der nahen
Sterne Kesils zerstreun? Wirst du dem Morgenstern, daß er
Ausgeht zur Zeit, und den Abendstern, daß er hereinzeucht vor seinen
Söhnen, heißen? Und sind dir bewußt die Gesetze des Himmels?
Hat er die Herrschaft der Erde von dir empfangen? Erhebest
Du zur Wolke die Stimm? Und wann du sie rufest, entstürzen
Wässer auf dich? Wirst du die Donner versenden? und werden
Sie dann gehen? Zu dir voll Ehrfurcht sprechen? „Hier „sind wir."

Das Metrum, dessen sich der Verf. bedient, ist nach Inhalt, Gegenstand und redender Person, abwechselnd: und das Ganze, dünket uns, ist ein Beweiß von den guten Dichtereinsichten des Verf. Wir haben Stellen gefunden, die der Erhabenheit des Originals nahe kommen. Ueber die eingemischten alten und provinziellen Wörter denken wir, und vermuthlich auch der größte Theil unsrer Leser, vom Verf. verschieden.

Fw.

D. *Gottlob Christiani Storr* Observationes ad Analogiam et Syntaxin Hebraicam pertinentes. Tubingæ apud Iac. Fried. Heerbrandt 1779. 475. S. in 8.

Zum Lobe des Verfassers und zur Empfehlung seines Buchs können wir sagen, daß er würklich mehr als seine Vorgän-

*) Brehen, glänzen.

gänger geleistet, und ein Buch geliefert habe, das als ein gutes Hülfsmittel zum genauen Studium der hebräischen Schriftsteller angerühmt zu werden verdient. Es ist mit einem sehr musterhaften Fleiß gearbeitet; nicht blos die Schriftsteller sind genützt, welche absichtlich den hebräischen Syntax behandelt haben, sondern auch die syntaktischen Bemerkungen sind mühsam aufgesucht, welche in den grössern und kleinern Werken unsrer morgenländischen Philologen versteckt liegen; die verwandten Dialecte sind gehörig zu Rath gezogen; und überall leuchtet große Einsicht in den Bau der hebräischen Sprache, Scharfsinn in Entwicklung des Eigenthümlichen derselben, und richtiges Urtheil hervor. Nur zweierley wünschten wir noch bey diesem Buch. Einmal einen etwas helleren Vortrag, der vielleicht blos durch die Kürze, der sich der Verf. im Ausdruck befleißiget hat, dunkler geworden ist, als er es vielleicht nach der Natur des bearbeiteten Gegenstandes hätte werden müssen. Denn das fühlen wir freilich, daß eine Reihe von Beobachtungen, die zusammen eine Regel geben, nicht so hell können vorgetragen werden, als die meisten nicht grammatischen Gegenstände. Sodann vermissen wir einen etwas detaillirten Conspectus über das Buch ungern. Es ist doch nicht so wohl zum Lesen, als zum Nachschlagen geschrieben, weil es ein Repertorium über das eigentliche des Baues der hebr. Sprache seiner Bestimmung nach seyn soll. Da dieser fehlt; so ist man nicht im Stande das, wornach man sucht, geschwind zu finden, so lang man sich noch nicht mit dem Buch durch langen Gebrauch familiarisirt hat.

Dies ist unser Urtheil mit wenig Worten, das von einem schon geraume Zeit gemachten Gebrauch des Buchs abgezogen ist. Gern würden wir es durch einen Auszug belegen, wenn nur sein Inhalt von der Art wäre, daß er einen Auszug erlaubte. Wir können aber hoffen, daß der Theil des Publikums, der es brauchen wird, unserm allgemeinen Urtheil beypflichten werde. Billig sollte es neben Schröders Grammatik in den Händen aller derer seyn, die sich mit der hebräischen Sprache beschäftigen.

G.

Gründliche Erklärung biblischer Stellen von Johann Ulrich Sponsel, Hochfürstlich-Brandenburg-Kulmbachischen Superintendenten zu Burgbernheim

heim. Nürnberg, bey Georg Peter Monath. 1779. 8. 110. S.

Fünf Stellen werden untersucht. Mit der Gesandschaft Johannis an Jesum Matth. XI. 2, 3 macht der Verf. den Anfang. Er bemüht sich die Absicht, welche Johannes bey der Absendung zweyer von seinen Jüngern hatte, aufzusuchen und darnach den Sinn der Frage: συ ει ὁ ερχομενος, ἠ ἑτερον προσδοκωμεν; zu bestimmen. Nicht um seiner Jünger willen, sondern in Beziehung auf seine eigne Person ließ Johannes die Frage an Jesum ergehen. Johannes hatte so wie alle seine Landsleute die Vorstellung vom Messias, daß er ein weltliches Reich errichten werde. Itzt lag er im Gefängnis, und hatte noch immer, wie es scheint, Hofnung, dereinsten aus seinem Kerker wieder befreit zu werden. Vielleicht hofte er, daß es dann geschehen werde, wenn Jesus sein weltliches Reich anfange. Nun hatte er zuvor von manchen herrlichen Thaten des Meßias, von seinen Wundern gehört; aber noch keine einzige, welche er als eine Vorbereitung zum Antritt seiner weltlichen Regierung ansehen konnte; noch nichts von Eroberungen und Kriegsrüstungen —: Also ließ er Jesum fragen: ob er der Eroberer selbst sey? oder ob selbiger noch nachkommen werde? d. i. ob noch ein anderer mit Gewalt der Waffen ihn in den Besitz seines Reichs bringen werde. — Alle Vermuthungen, die vorausgesetzt werden, abgerechnet, sind wir mit dem Verf. einig und haben immer so gedacht, daß Johannes unter dem ερχομενος einen weltlichen König verstehe. Denn die Juden dachten sich bey ὁ ερχομενος nichts anders als regem venturum wie der Verf. auch aus Joh. VI. 14. 15. aus Matth. XXI. 9 vergl. Lukas XIX. 38. beweißt. Aber in der Erklärung der ganzen Stelle können wir dem V. nicht beystimmen. Wir verstehen die Stelle so; Bist du der weltliche König der kommen und die Juden von ihren itzigen Beherrschern befreyen soll? oder sollen wir auf einen andern, der die Rolle eines weltlichen Königs und Befreyers seiner Nation spielen wird, warten? Wir haben dabey nicht nur nicht nöthig allerley vorauszusetzen, was nicht offenbar im Texte liegt, sondern auch die Antwort Christi, die doch weiter nichts enthält, als den einfachen Satz: ich bin kein weltlicher König, sondern ein Wunderthäter.

II. Abhandlung vom Mittagsteufel über Psalm XCI. 6. In gewissen Gegenden tritt man nicht gern zwischen 11 und 12 Uhr Mittags eine Reise an. Den Grund davon sucht der Verf. in einem Aberglauben, daß in dieser Tageszeit der Teufel freyer handeln könne, als sonst. Ps. XCI, 6. übersetzen die 70 Dollmetscher die Worte ישוד צהרים durch και δαιμονίου μεσημβρινοῦ, und vom dem Mittagsteufel, weil sie vielleicht ושד et vastator gelesen haben, und der Meynung vieler Alten zugethan waren, daß die Götter des Mittags schliefen. 1. B. Kön. XVIII. 27. Aus den 70 Dollmetschern nahm die Vulgata ihr; et dæmonio meridiano — und aus der Vulgata mögen die Mönche im Mittelalter dem armen Pöbel weiß gemacht haben, daß die Bibel um die Mittagsstunde dem Teufel große Macht beylege. — Eine ganz artige Erklärung eines Aberglaubens!

III. Abhandlung von der Gottheit Jesu über 2. Pet. II. 1. Man wird schon aus der Inschrift dieses Aufsatzes merken, gegen wen der V. zu Felde zieht — gegen die, welche diese Stelle nicht zum Beweis der Gottheit Christi erklären. Er nennt sie schlechthin Socinianer. Aber es wäre einmal Zeit, daß man nicht gleich mit Ketzer-Namen um sich würfe, da ein Gelehrter ein sehr rechtgläubiges Glied der protestantischen Kirche seyn, und die Gottheit Christi mit dem aufrichtigsten Herzen glauben, und doch diese oder eine andre Stelle, die man zum Beweis dieser Lehre anführt, nicht für beweisend halten kan, aber sie an andern Orten z. E. Joh. I. desto deutlicher findet. Der V. versichert hie und da, daß er solche Meynungen nach seiner Ueberzeugung vertheidigen müsse, welche andre mit starken Ausdrücken verwerfen; so erklärt er sich selbst in seiner ersten Abhandlung über Matth. XI. 2. 3. für eine Meynung die Schöttchen „falsch, gottlos, und den Grund des Glaubens umstürzend„ genannt hat, — wie wenn ihm iemand auch ein ....aner anhängen wollte? der V. denke daher immer an das schöne Sprüchlein „was du nicht willst „ ꝛc. — Zuerst giebt der V. die Gründe an, warum er diese Stelle von der Gottheit Christi erklärt, und darauf sucht er andre, die diese Erklärung nicht wählen, zu widerlegen. Zwey Gründe sind es, derentwegen er für die Gottheit Christi entscheidet. 1) Petrus rede von falschen Lehrern unter den Christen, die den Herrn und Stifter verleugneten. Dies könnte nicht Gott der Vater seyn, weil sie sonst das ganze göttliche Wesen aufgehoben hätten

und

und Atheisten gewesen wären; und daher nenne sie auch Petrus ψευδοδιδασκαλους und nicht αθεους. oder διδασκαλους της αθεοτητος — sondern es müsse der erhabene Stifter der christlichen Religion seyn. Sodann 2) verleugneten sie einen solchen Herrn, der sie erkauft habe. Dies müsse auf Gott den Sohn gehen; denn Gott der Vater habe keine falsche Lehrer erkauft. Jesus Christus sey αντιλυτρον υπερ παντων. — Wir enthalten uns über diese Argumente Erinnerungen zu machen, damit wir nicht auch unschuldiger Weise in die Rolle der Socinianer von dem V. oder andern eingetragen werden. — Nur zu den Worten S. 57 „die in „meinen Augen so wichtige Edition Tiguri apud Froschove-„rum Anno M. D. LIX. hat hier (Actor. IV. 24.) keine „Variante„ wollen wir bemerken, daß es eine sehr unwichtige und in der Kritik des N. T. ganz unbeträchtliche Ausgabe sey. Wer die Genealogie der Ausgaben und die Reihe derer, die bey Froschauer gedruckt sind, kennt, wird darin mit uns einig seyn.

IV. Ueber Marci *III.* 20. 21. Der V. will den Ausdruck οτι εξεστι vom Volk, das sich zu Christo drengte, erklären, und denkt sich den Zusammenhang folgendermaßen. Christus kommt vom Berge, wo er seine Jünger gewählt hat, zurück, und sie allesamt begeben sich in ein Hauß, um dort Speise zu sich zu nehmen, weil sie hungrig waren. Unterdessen kam viel Volk vor die Thür und vielleicht auch Kranke, die ihre Gesundheit durch Christum wieder zu erlangen wünschten. Christus gieng daher, um das Volk zu befriedigen, aus dem Hauß, worauf dann einer nach dem andern um Hülfe schrie, welches die Jünger im Zimmer hörten (ακουσαντες). Sie giengen heraus, um ihn zum Essen hereinzuhohlen (εξηλθον κρατησαι αυτον) denn sie sprachen; „das Volk ist nicht gescheid, daß es sich so stark herbeydrengt: ότι εξεστι sc. ό οχλος. — Es kommt hier alles darauf an, ob Matth XII. 23 und Luk. XI. 15. dieser Stelle des Markus parallel sind, oder nicht. Im ersten Fall würde die Erklärung unsers Verf. zu verwerfen seyn.

V. Die lezte Abhandlung ist lateinisch abgefaßt: de certamine Michaelis cum Diabolo ad Iud. 9: das Haupt der Engel Michael, hat mit dem Haupte der bösen Geister wirklich um den Leichnam Mosis gestritten. Wo? vor, oder nach dem Begräbniß? das wahrscheinlich der Engel Michael auf ausdrücklichen göttlichen Befehl verrichtet habe —

das

das weiß der V. nicht anzugeben. Beyde stritten als Geister mit einander; kein menschliches Auge konnte also Zuschauer seyn, kein menschliches Ohr dem Zanke zuhören — partim quia nemo hominum aderat, cum hæc lis oriretur, partim quia noster audiendi sensus non tam acer est, ut angelorum verba percipere possit, partim, quia linguam angelorum non intelligimus, partim quia non credibile est, ambos hos spiritus inter disputandum tantopere vociferatos esse, ut aër resonaret — Also (endigt der Verf.) — intelligitur, eam a Spiritu sancto immediate Apostolo apertam et suggestam esse, quum hanc epistolam exararet. — Dies ist die Meinung des Verf.; wer sich davon überzeugen kann, dem wünschen wir vom Herzen dazu Glück.

Der deutsche Ausdruck unsers Verf. ist im Ganzen genommen gut und rein; nur hier und da zu komplimentös. Z. E. S. 14. „hat die Festung Machärus damals, als die erste Gemahlin Herodis von ihrem Gemahl floh, ihrem Herrn Vater gehört" — und weiter unten erzählt sie „ihrem Herrn Vater" was ihr Gemahl vorhabe. — Eben so gefällt uns auch nicht: Taufer, Vorlaufer, er seye, gewies, statt Täufer, Vorläufer, er sey, gewiß. S. 17. zertheilen sich Gelehrte in Meinungen. Nach S. 12. kommt bevor in der Bedeutung zumal vor, so wie auch S. 30. „bevor man noch jung ist" statt: „zumal man noch jung ist;" ein Idiotismus des fränkischen Dialekts, der uns, so genau wir ihn auch zu kennen glauben, doch nie vorgekommen ist. — S. 15. wird eine richtige Harmonie der Evangelisten gewünscht. — Der Himmel bewahre uns vor solchen Büchern in der Zukunft, die nie richtig geschrieben werden können.

Der Fleiß des Verf. ist zu loben und zu wünschen, daß alle Superintendenten so viele Kenntnisse, wie er, haben mögen.

Fm.

Marcus Antonins Betrachtungen über seine eigensten Angelegenheiten. Aus dem Griechischen übersetzt von J. G. Schultheß. Zürich, bey Orell, Geßner, Fueßlin und Kompagnie. 1779. 212 Seiten in 8.

Diese philosophischen Betrachtungen, die ein römischer Kaiser, der nicht nur etwa, wie Herodian sagt, in Diskursen

fen und Theorie, sondern in seinem ganzen Leben und Charakter ein ächter Philosoph war, über sich und seine Angelegenheiten oft mitten im Geräusch der Geschäfte niederschrieb, haben einen sehr guten deutschen Uebersetzer erhalten; unsre Leser kennen den Mann schon aus der Bibliothek der griechischen Philosophen, die wir im dritten Anhange unsrer Bibliothek II Abth. S. 1693 f. f. angezeigt haben; und wir sehen hierzu das vor uns liegende Bändchen als einen neuen Theil an. Wir haben fast das ganze Buch durchgelesen; aber nur wenig Stellen mit dem Original, und diese bisweilen auch mit der schlechten Hofmannischen Uebersetzung, die gleichwohl fünf Auflagen erlebt hat, zusammen gehalten.

Im dritten Abschnitt des ersten Buchs S. 5. (wir wollen künftig der Kürze halber bloß die Seitenzahl anzeigen) heißt es: „Von meiner Mutter habe ich gelernet, religiös und freygebig zu seyn, und mich nicht nur vor bösen Thaten, sondern auch vor bösen Gedanken zu hüten: Nebendem im Essen und Trinken zu halten Maaß, und von Schwelgen und Prassen ferne zu seyn.„ Genauer nach dem Griechischen hätten wir gesetzt: „Von meiner Mutter habe ich Gottesfurcht und Freygebigkeit gelernt, mich nicht nur vor der Ausübung des Bösen, sondern auch vor den Gedanken zu hüten: darzu Mäßigkeit im Essen und Trinken und von dem Aufwande der den Reichen gewöhnlich ist, ferne zu seyn.„ Weiter sehen wir im folgenden Abschnitte, „meinen Aeltervater,„ παρὰ τȣ̃ προπάππȣ, für „meine Ahnen;„ wir wenigstens kennen das Wort in dieser Bedeutung nicht.

S. 6. „Vom Diognetus habe ich gelernt, — keine Wachteln zu unterhalten, mich in keinem solchen Aberglauben zu vernarren.„ Vielmehr: „keine Wachteln zu schlagen, (ein griechisches Spiel) und in keine solche Dinge vernarrct zu seyn.„ Denn ὀρτυγοκοπεῖν beym Suidas, nicht das hiesige ὀρτυγοτροφεῖν, scheint die rechte Leseart zu seyn. Eine schwere Stelle finden wir S. 7. sehr richtig übersetzt: „Vom Sextus habe ich gelernt, — mit den Idioten und mit den leeren Köpfen, die sich doch etwas zu wissen einbilden, Geduld zu tragen.„ Nach Saumaisens Verbesserung, τȣ̃ ἀθεωρήτου τῶν οἰομένων. Der eilfte Paragraph S. 8. ist durch einen Druck- oder Schreibfehler so verderbt, daß er keinen Sinn giebt. Man muß ihn, denken wir, so lesen: „Dem Fronto verdanke ich, daß

ich es einsehe, wie sehr Neid, Falschheit und Verstellung die Tyrannen trillt; und wie sehr es denen, die wir Patrizier (Hochgeborne) betiteln, gemeiniglich an Menschengefühl fehlt". Von meinem Bruder Severus, sezt der Ueb. §. 14., wo wohl unstreitig die Leseart fehlerhaft ist; wir hätten „von meinem Freund Severus" übersezt. Sehr gut aber folgt er hier der Vermuthung des neuerlichen Leipziger Herausgebers τὸ ἀτενὲς für τὸ ἀμελὲς, wenn er schreibt: „Ueberdies habe ich von ihm, daß ich standhaft und einförmig, ein Verehrer und Anhänger der Philosophie bin."

S. 10. wo der Kayser den Unterricht, den er von seinem Vater genossen, (wir verstehen Antonin, den Frommen) rühmt, sagt er: „Von meinem Vater habe ich — daß ich mich durch nichts abhalten lasse, dem Verdienste eines jeden Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, daß ich verstehe, wo ich mich anstrengen muß, und wo ich nachläßig seyn darf." Nach dem Griechischen sollte es wohl heißen: „daß ich weiß zu rechter Zeit streng, oder nachgebend zu seyn." Bald hierauf, „daß ich mir in dem Umgang keine besondre Rechte anmaaße," ist wohl nicht die richtige Uebersetzung von ἡ κοινονοημοσύνη, einem Worte, das vielleicht unser Kayser zuerst gebraucht hat: „meine stete Sorge für das gemeine Beste," hätten wir übersezt. Denn wenn gleich das Folgende die Erklärung des Ueb. zu begünstigen scheint, so muß man doch auch bedenken, daß die Sätze hier unter einander keine Verbindung haben dürfen. In folgender Stelle, die wir zu einer Probe der Uebersetzung abschreiben, finden wir, wie auch sonst in diesem Abschnitt bey verdorbenem Texte, die richtigste Verbesserung gewählt. „An ihm habe ich auch das Muster der Klugheit und Mäßigung, die zu beobachten ist, wenn man dem Volke Schauspiele geben, öffentliche Gebäude aufrichten, Geschenke austheilen läßt, oder eine andre Freygebigkeit von solchem Belange zeigen will. Da war allemal sein Augenmerk einzig und allein, was recht und geziemend wäre, nicht was größeres Aufsehen machen möchte. Der Bäder bediente er sich nicht gar zu oft, noch allzulange. Er war nicht bausüchtig. Er war nicht lecker in der Wahl der Speisen, nicht wunderlich in Ansehung der Fabrik oder Farbe seiner Kleider, oder der Schönheit seiner Domestiken. Zu Lorium trug er einen Rock, der in dem Dorfe unweit dieses Landguts gemacht worden; Zu Lanubium meistens nur den Unterrock, und er bat, es ihm nicht übel zu nehmen, wenn er im

Tuscu-

Tuskulum etwa noch den Ueberrock trug. „Wir glauben auch, daß man beym καὶ τοῖς τουτοτρόποις πρὸς αὐτὸ τὸ δέον πραχθῆναι δεδορκὼς, οὐ πρὸς τὴν u. s. f. und nachher ἡ ἐπὶ Λαυρίου στολὴ ἀνάγουσα ἀπὸ τῆς κάτω ἐπαύλεως, καὶ χιτὼν ἐν Λανουβίῳ τὰ πολλὰ τῷ φελώνῃ ἐν Τούσκλοις παραιτουμένως ἐχρήσατο, lesen müsse. Am Ende dieses Abschnitts hätten wir noch ἀδυσώπητον durch „ohne allen Steifsinn," nicht „ohne alle Unanständigkeit" übersezt.

Im dritten Buche S. 29. am Ende finden wir weder im Texte, noch in unsrer Uebersetzung einen guten Sinn. „Hippokrates, der so viel Kranke geheilt hat, ward endlich selber krank, und starb. Die Chaldäer haben manchen den Tag des Todes vorhergesagt; dann aber hat das Verhängniß auch sie selber gefunden. Alexander, Pompejus, Kajus Cäsar, die so viele Städte auf den Grund zerstört, und Reuter und Fußvolk bey Myriaden in die Pfanne gehauen hatten, haben endlich auch ihr Ende genommen. Heraklitus, der in seiner Physiologie so vieles von einem Feuer, das die Welt verzehren würde, zu reden gewußt hat, fiel in eine Wassersucht, und es half ihm nicht für den Tod, daß er sich mit Kühmist beschmierte. Läuse haben den Demokritus, und Läuse einer andern Art haben den Sokrates ums Leben gebracht. Was soll ich hieraus lernen? — Du hast dich eingeschiffet, hast deine Fahrt gemacht, bist angelandet, steig aus: ist es zu einem andern Leben, so sind Götter überall, auch dort; ist es aber zu einem gefühllosen Zustande, so wirst du aufhören von Schmerz und Lust getrillet zu werden, und einem Gefäß zu dienen, das so viel schlechter ist, als du. Ist das, welches bisher der Diener desselben gewesen, nicht das edlere Ding? Ist es nicht die vernünftige Seele, der Dämon; jenes hingegen Erde und Blut?" Man muß, deucht uns, entweder mit dem jüngern Causabon τοσούτῳ χείρονι τῷ ἀγγείῳ, ὅσῳ περίεστι τὸ ὑπηρετοῦν lesen; oder besser noch mit dem Leipziger Herausgeber ἢ περίεστι τὸ ὑπηρετοῦν, verschrieben für ὅπερ ἐστὶ τὸ ὑπηρετοῦν, für eine Glosse über ἀγγείῳ halten, und nach diesem Wort ὅσῳ κρεῖττον τὸ ἡγεμονικὸν einrücken. Nach dieser Verbesserung bekommen wir folgenden Sinn: „und du wirst aufhören, einem Gefäße zu dienen, das so viel schlechter ist, je fürtreflicher das vernünftige

Wesen; (ἡγεμονικὸν, wie B. 11. §. 2. regium et principale nennt es Seneka, Lib. I. de Ira cap. 3.) Denn dieses ist der Geist und dein Dämon, jenes hingegen ein wenig Erde und Blut."

Auch im folgenden Abschnitt S. 31. ist der Sinn nicht getroffen, wo der Ueb. schreibt: „denn das Schicksal, so wie es einem Jeden von der Vorsehung verhängt ist, löst sich bey allen seinen Widerwärtigkeiten und Schwierigkeiten, doch am Ende in unsern Nutzen auf." Ἡ γὰρ ἑκάστῳ νεμομένη μοῖρα συνεμφέρεταί τε καὶ συνεμφέρει, sagt Antonin. Hr. S. liest, wie er in der Note anmerkt, συμφέρεταί τε καὶ συμφέρει, et adversatur et prodest. Aber die Worte können wohl nicht so übersezt werden, wenn gleich συμφέρεσθαι bisweilen bey den Griechen von dem Aufeinanderstossen feindlicher Heere gebraucht wird, wir halten auch συμφέρειν und συνεμφέρειν für einerley, und würden folgendermassen übersezt haben: „denn das einem jeden bestimmte Schicksal ist ihm angemessen, (συναρμόττει) und nüzlich."

Auch S. 32. am Ende des fünften Abschnitts, finden wir den Verstand nicht deutlich und richtig genug ausgedruckt: „Schau, daß du weder zu schwören, noch Zeugen zu nehmen „vonnöthen habest. Dein Angesicht sey heiter und fröhlich. „Mache daß dir die Aufwart von Andern, daß dir die Bequem„lichkeit, welche Andere erschaffen, nie zum Bedürfnisse werde. „Du sollst von dir selbst in der rechten Ordnung seyn, und nicht „bedürfen, daß man dich darein stelle." Das Griechische sagt vielmehr: „Verhalte dich so, daß du weder etwas zu beschwören, noch das Zeugniß eines Andern vonnöthen habest. Laß ferner (ἔτι δὲ muß man ohne Zweifel lesen) dein Gesicht immer heiter seyn; und richte dich so ein, daß du der Bedienung und Hülfe Andrer zu deiner Ruhe nicht bedürfest. Man muß aufgerichtet gehn, nicht sich aufrichten lassen." Sonach lehrt hier Antonin das αὔταρκες der Stoiker.

Im lezten Abschnitt des dritten Buchs S. 37. folgt der Ueb. einer vom Gataker vorgeschlagenen Versetzung und Aenderung, die wir nicht billigen können. Die Worte τὸ δὲ τὸν νοῦν ἡγεμόνα ἔχειν ἐπὶ τὰ φαινόμενα καθήκοντα geben an ihrer Stelle einen sehr guten Sinn; und der gatakerischen

rischen Urart fehlt das dritte, dessen doch Antonin gedenken mußte. „Leib, Seele, Geist! des Leibes Sachen sind die Sinnen, der Seele die Triebe, des Geistes Begriffe und Urtheile. Das erste, nämlich sinnliche Eindrücke empfangen, kömmt auch dem Viehe zu: das zweyte, nämlich durch blinde Triebe wie eine Dratpuppe gezogen werden, haben auch die Thiere und die Weichlinge und Phalaris und ein Nero, und Leute, die keine Götter glauben, und Verräther am Vaterlande werden, und im verschlossenen Zimmer alle Schande verüben. Haben wir nun diese zwey Stücke mit den jatzt genannten gemein, so bleibt nur das dritte noch für den Tugendhaften zum Eigenthum übrig, daß er unter der Herrschaft des vernünftigen Geistes steht, daß er mit seinem Schicksal und Verhängniß zufrieden ist, daß er den Dämon, der innert seiner Brust wohnt, mit dem Pöbel der sinnlichen Bilder nicht vermengt oder verunruhigt, sondern sich in seiner Gunst erhält, indem er ihm als einem Gott ehrerbietig folgt, und nichts redet, als was wahr, nichts thut, als was recht ist.“ So weit unser Ueberseßer. Aber hier hätte er nach dem ohne Zweifel unverdorbenen Texte setzen sollen: „Leib, Seele, Geist! der Leib hat Sinne, die Seele Triebe, der Geist Gedanken. Das erste, nämlich sinnliche Eindrücke empfangen, kömmt auch dem Viehe zu: das zweyte nämlich durch blinde Triebe, wie durch Seile, gezogen werden, ist auch den Thieren eigen, und den Weichlingen, einem Palaris und Nero. Endlich drittens, brauchen als Wegweiser den Geist in Dingen, die nur nützlich zu seyn scheinen, auch Leute, die keine Götter glauben, die am Vaterlande Verräther werden, und in verschlossenen Zimmern alle Schande verüben. Haben wir nun diese Dinge mit den jeztgenannten gemein, so bleibt das doch ein Eigenthum des rechtschaffenen Mannes, daß er mit allem, was ihm begegnet, und ihm in der Verbindung der Dinge zustößt, zufrieden ist, und es willig annimmt, daß er den Dämon, der in seiner Brust wohnt,“ u. s. w.

Noch ein Paar Stellen aus dem vierten Buche. S. 45. „Wie viele Zeit gewinnt derjenige, der sich um andrer Leute Reden, Thun und Denken nichts bekümmert, sondern nur Sorge trägt, daß das, was er thut, gerecht und heilig sey; der, wie Agathon spricht, nicht in die schwarzen Sitten ausgleitet, sondern ohne Wanken auf der geraden Linie fortläuft.“ Der Ueb. liest mit andern κατὰ τὸν Ἀγάθωνα für κατὰ τὸν ἀγαθὸν, und περιτρέπεσθαι für περιβλέπεσθαι.

Aber hier scheinet uns wiederum die Vermuthung des Leipziger Herausgebers δεῖ γὰρ τὸν ἀγαθὸν μὴ μέλαν ἦθος περιβλέπεσθαι Beyfall zu verdienen; und hiernach übersetzen wir: „denn der rechtschaffene Mann muß nicht auf die schwarzen Sitten andrer achten, sondern immer auf der geraden Linie, ohne abzuweichen, fortlaufen.“ Den Ausruck μέλαν ἦθος findet man auch noch in eben diesem Buche. §. 28.

Auch der folgende Abschnitt bedarf noch einige Verbesserung nach dem Griechischen. „Wer in den Nachruhm vernarret ist, der denkt nicht, daß ein Jeder, der von ihm redet, selber auch in kurzer Zeit sterben wird, und so auch der Nachkömmling desselben, bis endlich sein Andenken, nachdem er die Reise der nach einander verlöschenden Bewundrer durchloffen hat, selbst erlöschet. Und gesezt, du wärest bey unsterblichen Menschen im Andenken, und hättest einen ewigen Namen; was hast du davon, wenn du todt bist? Ja was hast du von dem Lob, weil du noch lebst, wenn du die Kunst nicht verstehst, es recht zu brauchen? Denn da verabsäumst du thörichter Weise das, was die Natur in deine Gewalt gegeben hat, und hängst immerhin nur von andrer Leute Geschwätze ab.“ Unstreitig muß man hier wohl, wie schon in der götting. philog. Bibliothek vermuthlich Hr. Prof. Schneider über die leipziger Ausgabe des Antonin gesagt hat, μὴ πάρες ἐν ἀκαίρως τὴν φυσικὴν δόσιν, ἄλλου τινὸς ἐχόμενος λόγου λοιπὸν, lesen: denn auch sonst pflegt Antonin mit einer solchen kurzen Regel zu schliessen. Sonach sagt hier am Ende des angezogenen Paragraphen der Kayser: „Ja was hast du von dem Lob, weil du noch lebst, als etwa daß du ihn nach deinen Absichten zu nützen weißt? Verabsäume also nicht thörichter Weise, was die Natur selbst dir gegeben hat, und hänge immerfort von dem Geschwätze anderer Leute ab.„ Doch wir müssen abbrechen; für eine kurze Anzeige haben wir schon zu viel gesagt.

Anmerkungen zur Erläuterung der Antoninischen Lehren stehen nur wenige unter dem Text. S. 47. finden wir selbst im Antonin nicht die reinen Begriffe von der Gottheit, die ihm der Ueb. in der Note beylegt.

Lt.

Platonis Dialogi IV. Meno, Crito, Alcibiades uterque. Cum animadversionibus Virorum clarissimo-

...rum, *Gedike*, *Gottleber*, *Schneider*, priorumque editorum. Curavit *Biester*. Berol. ap. Mylium 1780.

Die sehr wohl geschriebne Vorrede des Hrn. Herausgebers giebt ausführliche Nachricht von der merkwürdigen Veranlassung nicht nur dieser neuen Ausgabe selbst, sondern auch aller andern darauf Bezug habenden Schriften. Wie ungemein schiklich der Platonische Dialog: Menon zum vorläufigen Unterrichte der Jugend in der Logik sey, erkennt man sogleich bey der flüchtigsten Durchlesung derselben: weniger schicklich mögte man zu dieser Absicht die übrigen Dialogen finden. Aber vermuthlich wollte Hr. Engel, dem man die erste Angabe und einen praktischen Grundriß dieser Methode zu danken hat, aus diesen nur einzelne Stellen zur Erläuterung und fernern Anwendung der beym Menon erlangten logischen Begriffe herausgehoben wissen; oder was uns noch wahrscheinlicher dünkt: er dachte sich einen ganzen kleinen Cursus der Philosophie, so weit er auf Schulen nöthig seyn mag, einen vorläufigen Unterricht in den hauptsächlichsten Theilen derselben, der bey Gelegenheit dieser Dialogen in der That nicht übel angebracht werden könnte. Im Kriton liegt viel und vortrefliche Moral; im ersten Alcibiades viel Psychologie, und im zweyten Alcibiades viel natürliche Gottesgelahrheit. Daß indessen die Lesung des Menon und die Entwickelung der darinn liegenden Logik immer die Hauptabsicht gewesen, glauben wir selbst aus dem vorzüglichen Fleiße schließen zu können, womit der Hr. Herausgeber und vorzüglich der Hr. Director Gedike diesen Dialogen bearbeitet haben. Die übrigen haben nur einzelne, kurze; dieser hat viele und zum Theil sehr ausführliche Anmerkungen erhalten. Die des Hrn. Herausgebers beziehen sich vorzüglich auf den Inhalt; die des Hrn. Directors sind gröstentheils kritisch und berichtigen mehr den Text, als daß sie sich auf die Entwickelung der Ideen einließen. Unter den erstern vermissen wir einige, die wir gerade am liebsten würden gelesen haben. So hätte zu der wichtigen Stelle S. Αἱ δόξαι — — ἐ πολλȣ ἄξιαι εισιν, ἕως ἄν τις αὐτὰς δήσῃ αἰτίας λογισμῷ· τȣτο δ᾽ ἐςιν ἀναμνησις, ὡς ἐν τοις προσθεν ἡμιν ὡμολογηται, verglichen mit den frühern Stellen S. 28. und S. 38. eine kleine oder noch besser eine ausführliche Anmer-

merkung über den platonischen Begriff der *αναμνησις* stehen sollen, den nicht jeder, auch oft nicht der Griechischgelehrte, haben mögte, weil man guter Grieche seyn kann, ohne so innig das platonische System zu kennen, als es zur Einsicht in diesen Begrif in der That erfordert wird. Vergrössert wäre das Buch durch diese und dergleichen Anmerkungen nicht worden, wenn dafür manche wenig erklärende Parallelstellen aus den Dialogen des Aeschines oder den Denkwürdigkeiten des Xenophon weggefallen wären. Was S. 29. in der Anmerkung 2. über den Begrif der *αναμνησις* gesagt wird, ist nicht hinlänglich: denn wie will man daraus die oben angeführte Stelle S. 58. erklären?

Die Anmerkungen des Herrn Director Gedikens sind, wie man sie von einem so gelehrten und scharfsinnigen Kenner der griechischen Literatur erwartet, sie verbessern oft sehr glücklich den Text, der hie und da allerdings nicht völlig richtig scheint; oft wagen sie kühne Muthmaßungen, bey denen wenigstens der Muth und der Scharfsinn des Mannes Hochachtung verdienen, wenn man auch in der Sache selbst mit ihm nicht einig seyn sollte; oft enthalten sie auch feinere Sprach- oder historische Bemerkungen, die sich nicht von jedem Lehrer so leicht erwarten lassen, und daher zur Hülfe desselben in einer Schulausgabe mit Recht Plaz finden konnten. Wir geben keine Beyspiele von den offenbar richtigen, noch von andern Veränderungen des Textes, gegen die sich zwar noch streiten ließe, die aber doch vieles für sich haben: es sind ihrer so viele, daß die Wahl uns schwer fallen mögte, und wir setzen überdies voraus, daß jeden, den unsre Anzeige interessiren kan, das Buch selbst noch weit mehr interessiren müsse; so wie es jedem kritischen oder auch nur sorgfältigeren Leser des Plato durch die Arbeit des Herrn Directors in der That unentbehrlich geworden. Nur einige Anmerkungen heben wir aus, denen wir nicht völlig beypflichten, und überlassen das Urtheil über die Richtigkeit unserer Gründe den leztern, unter denen keiner seyn kann, dessen Aussprüche wir uns lieber unterwerfen, als den eigenen des Verfassers.

S. 11. wird in der Stelle: *μιαν ζητων αρετην, σμηνος τι ανευρηκα αρετων παρα σοι κειμενων*, das *κειμενων* in *κειμενον* verwandelt. Der Grund zu dieser Veränderung, den der Herr Dir. aus der Citation dieser Stelle beym Plutarch hernimmt, mag gültig seyn; obgleich Plutarch, der vermuthlich nur aus dem Gedächtnisse schrieb, mehrere Worte

des

des Plato verändert hat, und also leichtlich auch dieses könnte verändert haben: aber der philosophische Grund, der, alles wohl überlegt, doch der entscheidende seyn würde, scheint uns nicht der richtigste: Socrates non laudat Menonem, quod ipse multis virtutibus *ornatus* sit, sed *ειρωνικως*, quod tam magnam virtutum multitudinem *detexerit* et *enumeraverit*. Mußte denn Sokrates gerade an das ornatum esse denken? Es war hier nicht von wirklichen Tugenden, sondern von Begriffen der Tugend die Rede, und der Schwarm durfte sich nicht nothwendig in dem Herzen, er durfte sich nur in dem Kopfe des Menon befinden. Man kann sehr gute Begriffe von allen Tugenden haben, ohne irgend eine selbst zu besitzen, und nur auf jene Begriffe kam es hier an; nur sie wurden von beyden Unterrednern gesucht.

Wir übergehen die Zweifel, die wir gegen die S. 15 verbesserte Lesart: *σωματι* für *χρωματι* machen könnten, um zu den beyden Anmerkungen S. 20 zu kommen. Der Hr. Direct. glaubt, daß Sokrates deswegen die Empedokleische Erklärung der Farbe eine tragische Erklärung nenne, quod sublimem quandam imaginem animo offert. Dieses sublime können wir in den Worten: ein zum Gesichtssinn passender und durch ihn empfindbarer Ausfluß der Figuren, nicht wohl finden. Aber etwas dichterisches finden wir allerdings darinn; statt daß Empedokles, als Philosoph, dem Verstande einen Begrif geben sollte, giebt er, als Dichter bloß der Einbildungskraft ein Bild. Statt dichterisch aber sezt Sokrates tragisch, aus den Ursachen, die auch Hr. Gedike anführt: weil Empedokles grade Tragödiendichter war. Er würde lyrisch oder elegisch gesagt haben, wenn Emped. Oden- oder Elegiendichter gewesen wäre. Nun aber gefallen überhaupt dichterische, nicht bloß tragische Ideen, mehr als trockne Verstandesbegriffe; und so kann auch das Folgende: *ωστε αρεσκει σοι μαλλον* etc. keine Schwierigkeit machen. In der Erklärung der gleich folgenden Stelle: *οιμαι δε ουδ᾽ αν σοι δοξαι, ει μη (ωσπερ χθες ελεγες) αναγκαιον σοι απιεναι προ των μυστηριων, αλλ᾽ ει περιμειναις τε και μυηθειης*, gehen wir völlig von dem Herr Dir. ab. Er paraphrasirt: Credo me tibi persuasurum, meam figuræ definitionem meliorem esse hac coloris definitione, nisi forte abeundum tibi sit, priusquam te hoc edocere queam (*προ των μυστηριων*) teque hoc

 veri-

veritate quasi initiare; quod tamen etc. Wir sehen hier kei-ne Allegorie, und verkennen hier auch die platonische Art zu allegorisiren: denn jeder, deucht uns, muß hier den Zwang fühlen; nicht zu gedenken, daß man nun nicht recht weiß, wo das Einschiebsel ὡσπερ χθες ελεγες, herkommt. Und wo läge denn auch die Schwierigkeit die eine solche Erklärung nöthig machte? Die Untersuchungen, in die Sokrates hineingehen mußte, sind weitläuftig; sie lassen sich in der kurzen Zeit, als Menon noch in Athen sich aufhalten wird, nicht endigen. „Schade, will er sagen, daß du nicht länger bey uns verweilst. Du könntest doch wohl die Mysterien abwarten, und dich hier einweihen lassen. Andre kommen zu dieser Absicht aus den entferntesten Gegenden her, und du willst fort.„ Statt des trocknen und kurzen: wenn du länger bliebst, sagt Sokrates: wenn du sein bis zu den Mysterien bliebest, und dich einweihen ließest; eine Wendung, womit er jenen Gedanken so faßt, daß zugleich auf eine verbindliche Art ein wichtiger Bewegungsgrund zum Dableiben beygebracht wird. Und als ein Compliment scheint auch Menon diese Wendung wirklich anzunehmen, da er so höflich darauf erwiedert: αλλα περιμενοιμ' αν, ει μοι πολλα τοιαυτα λεγοις. Solche und ähnliche Feinheiten, dünkt uns, sehen dem platonischen Style ähnlicher, als jene Art von Allegorie: denn so sehr auch Plato die Allegorie liebt, so macht er sie doch immer äusserst leicht und natürlich, er müßte denn schwere metaphysische Begriffe behandeln, die er selbst noch nicht deutlich gedacht hatte, und zu denen er die Bilder nicht so wohl wählte, als sie selbst durch die Bilder erst suchte.

„Pro παντα, sagt der Herr Dir. S. 38. mallem ταυτα.„ Uns scheint das παντα nicht allein mit dem Zusammenhange, sich sehr wohl zu vertragen, sondern auch wegen der sokratischen Lehre von der Natur der Seele, die hier nur durch ein Beyspiel bestätigt werden soll, erforderlich zu seyn. So gut, wie die Idee von der gesuchten Linie schon in der Seele des Knaben lag, so gut liegen auch alle andere Ideen, alle andern Wahrheiten in ihr, und könnten durch die nämliche Methode, wodurch die Idee der Linie zur Klarheit gebracht ward, aus ihrer Dunkelheit ans Licht gezogen werden. — Ebendaselbst würden wir die Leseart des Cornarius ὁν αν ῃ χρονον, der gewöhnlichen: ὁταν ῃ, doch weit vorziehn, theils weil uns das ὁταν χρονον hart

hart scheint, theils weil der Gegensaz lautet: καὶ ὃν ἂν μὴ ᾖ nicht ὅταν. S. 47. sehen wir auch keinen Grund zu der Verbesserung: ἐπιτρέποντες τοὺς προσήκοντας, statt οἱ προσήκοντες. Vielmehr scheint uns hier die gewöhnliche Leseart vorzüglich. „Die Jünglinge sind zu tadeln, die den Sophisten ihr Geld geben; aber mehr noch die Anverwandten, die sie ihnen zuführen;“ das klingt uns auch im Deutschen besser, als: „die Jünglinge —; — aber mehr noch, die ihnen ihre Anverwandten zuführen.“ Dieses könnten auch Jünglinge seyn; hingegen in jener Stelle sind die Anverwandten offenbar die Aeltern oder die sonst für Erziehung und Unterricht sorgen, und diese sind einer begangnen Thorheit wegen freylich mehr zu tadeln, als die Jünglinge, weil man von ihnen mehr Erfahrung und Klugheit erwarten sollte.

Doch weg über dergleichen kleine Erinnerungen, um noch ein Wort von dem zweyten Excursus des Herrn Directors zu sagen, in welchem er der schweren Stelle S. 40 ein Licht anzuzünden sucht. Es ist sehr wahr, daß alle Uebersetzer hier so gut wie Unsinn geschrieben, und also die Stelle gewiß nicht verstanden haben. Zugleich beweißt das tiefe Stillschweigen über die Schwierigkeit derselben, wie wenig sie ihr zu helfen gewußt. Herr Gedike ist keiner der Kritiker, die bey leichten Stellen bis zum Eckel weitläuftig sind, und gerade über die schwersten so leicht weghüpfen, als ob darbey gar nichts zu erinnern wäre. Er zeigt nicht allein die Schwierigkeit offenherzig an, sondern er wagt auch einen Versuch zur Verbesserung, der in der That scharfsinnig ist und einen sehr richtigen Sinn herausbringt: aber wie er selbst bekennt, ein wenig zu gewaltsame Veränderungen mit dem Texte vornimmt. Wir empfehlen den ganzen Excursus zum eigenen Nachlesen, welches er sehr verdient, und thun hier nur in möglichster Kürze einen andern Vorschlag. — Es erhellt schon aus der Episode mit dem jungen Sklaven, daß Sokrates die Figuren, während, daß er sprach, in den Sand gezeichnet, und manches dem Anblick überlassen habe, was er in den Worten nicht ausdruckt. Wenigstens fehlt in der Erklärung des Quadrats S. 31. das wesentliche Merkmal der rechten Winkel oder des perpendikulären Standes der Seiten auf einander. Wie, wenn wir annähmen, daß Sokrates auch hier Zirkel und Dreyek in den Sand gezeichnet, und in den Worten die Natur des Dreyeks uns nicht

weiter

weiter bestimmt habe? Wie, wenn es ein gleichseitiges Dreyeck und die δοθεισα γραμμη die Basis wäre? wie wenn das παρατεινειν sich auf das schon geschehene Eintragen der einen Seite in den Zirkel bezöge? Die beyden übrigen Seiten sind, vermöge der Definition eines solchen Dreyeks, gleich: wenn nun in dem Zirkel, nachdem die eine neben der Basis, oder aus dem einen Endpuncte derselben (παρα) hineingetragen worden, noch grade Raum für die andere Seite bleibt, das heißt, wenn nach gerade so viel Plaz ist, als das παρατεταμενον (die eine schon hineinbeschriebene Seite) beträgt: so ist es möglich das gegebene Dreyek in dem gegebenen Zirkel zu beschreiben. Es ist nicht möglich, wenn mehr oder weniger bleibt. — Der Ausdruck wäre freylich immer noch dunkel, aber so gewaltsame Correcturen wären nun doch gewiß nicht mehr nöthig.

Wir glauben über den Menon genug gesagt zu haben, um die Neugier der Leser zu eigener Durchsicht der ganzen Ausgabe gereizt zu haben, und mehr soll eine Recension ja nicht wollen. Ohne uns also auf die übrigen Dialogen einzulassen, zeigen wir lieber noch die deutsche Uebersetzung an, die zugleich mit dem griechischen Texte unter dem Titel erschienen ist:

Vier Dialogen des Platon. Menon, Kriton und beide Alkibiades. Uebersezt von Fridrich Gedike 2c. Berlin, bey Voß. 1780.

Auch von dieser Uebersetzung wollen wir der Kürze wegen, nur den Menon durchgehn. Den Plato gut zu übersetzen, hat bekanntlich seine sehr großen Schwierigkeiten, und ihn vortreflich, das heißt, ganz in seinem eigenen Geist zu übersetzen, noch größere. Wenn man sich erinnert, wie sehr Herr Gedike in seiner bekannten Uebersetzung des Pindar den erhabnen, kühnen Ton dieses berühmten Lyrikers traf: so mögte man zweifeln, daß eben der Mann auch den so sehr verschiedenen Ton des feinen, simpeln, im höchsten Grade eleganten Plato sollte treffen können. Und doch wird man diesen Ton nicht vermissen; man wird dem Herrn Direktor Gedike den Ruhm des besten Verdeutschers dieses Griechen einräumen müssen: denn ein Paar

von

man andern übersetzte einzelne Stellen kommen in keine Betrachtung. Auch wüßten wir unter den auswärtigen Uebersetzern keinen, der seine Sache besser gemacht hätte, als er. Verschiedene Stellen, wo wir anders als der Herr Direct. übersetzen würden, lassen sich schon aus unsrer Beurtheilung der griechischen Ausgabe errathen; wir setzen hier noch zwey oder drey andre hinzu. S. 4. werden die Worte: Ενθαδε τα εναντιον περιεστηκε ὥσπερ αυχμος τις της σοφιας γεγονε, so gegeben: Aber hier steht es gerade umgekehrt; hier ist die Philosophie gewissermaßen eingerostet. Es ist wahr, daß αυχμος der Rost, so wie jede andre Materie bedeutet, die sich an die Körper bey ihrem Verderbniß anhängt: allein das Bild scheint uns hart, und der Ausdruck dem ganzen Ton im Deutschen wenig angemessen. Wäre es nicht besser, die andre Bedeutung des Worts zu wählen, da es Dürre, Unfruchtbarkeit bedeutet? Das Bild, welches dann herauskommt, ist in unsrer Sprache schon sehr gewöhnlich; unsre Kanzelredner pflegen ja oft genug von einer geistlichen Dürre zu reden. — S. 12. und sonst überall giebt Hr. Dir. das griechische σωφροσυνη durch Ordnungsliebe. Mäßigkeit, Mäßigung, Bescheidenheit, Enthaltsamkeit, u. s. w. meynt er in der Anmerkung erschöpfen alle den ganzen Umfang des griechischen Wortes nicht, und das ist freylich ganz richtig. Aber das deutsche: Ordnungsliebe führt auch nicht so ganz auf die griechische Idee, und doch wüßten auch wir auf der Stelle kein Wort, das wir diesem vorziehen möchten. Es käme auf eine Vergleichung aller der verschiednen Stellen an, worinn σωφροσυνη gebraucht wird, um zu entscheiden, ob nicht vielleicht: Besonnenheit, Selbstbeherrschung oder irgend ein andres Wort an die Stelle treten könnte. — S. 34 und sonst überall wird μοριον durch Theil gegeben. Das heißt es nun freylich; allein bey den Philosophen heißt es noch etwas anders, nemlich Art, species. Nur der Lateiner hat Recht, pars dafür zu setzen; aber der Franzose muß nicht partie, und der Deutsche nicht Theil schreiben. Wir beweisen beides, daß nemlich μοριον so viel als species Art, bedeute, und daß gleichwohl der Lateiner pars dafür setzen könne, durch folgende entscheidende Stelle beym Cicero de Inventione L. I. c. 28. Genus est, quod partes aliquas amplectitur, ut cupiditas. Pars est, quae subest generi ut amor, avaritia. Man sieht hier ganz deutlich, daß pars nicht

nicht einen im Ganzen enthaltenen Theil, sondern einen dem allgemeinen untergeordneten besondern Begriff bezeichnet. Nun weiß man aber, wie Cicero die philosophische Terminologie im lateinischen bildete: durch treue Uebersetzung der griechischen Wörter. Καταληψις hieß ihm comprehensio und μοριον pars. Wenn es darauf ankäme, so ließe sich aus andern Stellen des Plato und des Aristoteles diese Bedeutung noch weiter erhärten. Indessen spielt Plato freylich auf die eigentliche Bedeutung des Worts μοριον an, und das könnte beym Uebersetzen zuweilen nicht geringe Schwierigkeiten machen. Den allgemeinen Begriff nennt er im Gegensatze: das Ganze, ὁλον. Das Eintheilen, wo es nicht hingehört, nennt er ironisch zerbröckeln, zerstücken, κερματιζειν, καταγνυναι. Doch vielleicht wäre dadurch zu helfen, daß man im deutschen das als bloßes Gleichniß achte, was Plato im griechischen zur Allegorie macht. Theil für Art kann im deutschen wenigstens nicht bleiben. — S. 41 sind die wichtigsten Worte: αποληγειν, απολλυσθαι δ'ουδεποτε, die Seele höre bald auf, bald fange sie wieder an zu leben, gehe aber niemals unter, in der Uebersetzung ausgefallen. Ohne Zweifel nicht mit Vorsatz, sondern nur durch eine nicht wahrgenommene Unachtsamkeit des Setzers.

Mehr als diese wenigen Erinnerungen wüßten wir nicht zu machen, die von einigem Belange wären. Wir empfehlen nur noch dem ungriechischen Leser den Kriton, den er hier zum erstenmal vollständig übersetzt liest, und der gewiß eins der vortreflichsten Stücke ist, die aus der alten griechischen Litteratur gerettet worden. Dem Hrn. Director aber empfehlen wir eine fortgesetzte Bearbeitung der griechischen Philosophen. Gerade bey dieser kann er sich das größte Verdienst erwerben, besonders wenn er uns brauchbare mit kritischer Sorgfalt bearbeitete Ausgaben ihrer besten moralischen Werke schenken wollte. So eine Republik des Plato z. B. oder eine neue Ausgabe des Arrian wäre ein herrliches Geschenke. Gerade diese interessanteste Seite der prosaischen griechischen Litteratur hat man bisher am meisten vernachlässiget: und doch ist die Moral unter allen philosophischen Wissenschaften die, worin wir von den Alten noch am meisten lernen könnten.

Egl.

12) Erziehungsschriften.

1) Sittenbüchlein für Kinder aus gesitteten Ständen, von J. H. Campe. Zweyte verbesserte Auflage. 1780. In der philanthrop. Buchhandlung zu Dessau, und in Commißion bey Crusius in Leipzig. 9 Bogen in 8.

2) De moribus. *I. H. Campii* libellus singularis. Secundum repetitæ lectionis autographum. 1780. Dessaviæ et Lipf. 7 Bogen in 8.

3) Aufmunterungen an die Jugend zur Ausübung ihrer ersten Pflichten, von Joh. Friedr. Seidel. Berlin, bey Aug. Mylius. 1781. 20 Bogen in 8.

Für diejenigen, die Hrn. Campens Kindermoral nicht schon aus der ersten Auflage kennen, melden wir, daß sie ihrer Absicht nach das für vornehmere Kinder seyn soll, was Schlossers Sittenbüchlein für das Landvolk ist. Daher hat auch Hr. C. dasjenige was in diesen für beyderley Kinder gemeinnützig ist, oft mit Hr. Schl. eigenen Worten in das seinige übergetragen; ob wir gleich sagen müssen, daß wir auch in diesem Campenschen Sittenbüchlein nichts gefunden haben, was nicht von Kindern auch geringern Standes angewendet werden könnte. Die Einkleidung ist so, daß Erzählung und Unterredungen miteinander abwechseln. Die redende Hauptperson ist ein erfahrner Greis, die Zuhörer und Mitredende sind theils Kinder, theils ein gutdenkender Nachbar. Die Scene ist der Schatten einer Linde: und das Ganze ist in vier Abendgespräche vertheilet, in denen der Greis seinen Kindern die Nothwendigkeit seine Pflichten zu erfüllen, und das böse zu unterlassen, durch den Einfluß, den beydes auf ihre eigne Wohlfahrt hat, aus sehr faßlichen Erzählungen, zum Theil bekannter Beyspiele, begreiflich macht. Erstes Abendgespräch, von den Pflichten gegen uns selbst, 1) in Ansehung des Körpers und der Erhaltung unsrer Gesundheit, durch Vorsichtigkeit,

Mäßigkeit, Arbeitsamkeit, erlaubte Vergnügungen, und Reinlichkeit: 2) in Ansehung der Seele, durch Erwerbung guter Kenntnisse, und durch Vermeidung der Laster, 3) in Ansehung unsers äußern Zustandes, durch Sparsamkeit, in Gegensatz auf Verschwendung, Nachlässigkeit und Geiz. Zweytes Gespräch. Von den Pflichten gegen andre. Einleitung von den Ursprung der Könige, der Obrigkeiten, Gesetze, Soldaten und Abgaben. Pflichten gegen Obere, und gegen alle Menschen überhaupt, Vermeidung jeder Gewaltthätigkeit, des Diebstahls, der Betrügerey, Falschheit und Lügen, des vergeblichen und falschen Schwöhrens, Ersetzung des unversehenen Schadens. Drittes Abendgespräch. Von den Pflichten der Geselligkeit. Von der Dienstfertigkeit und dem gefälligen Wesen, vom Neide, Stolz und Hochmuth, von der Verläumdung, Spötterey, und Tadelsucht, von der Freundlichkeit, vom Zorn, von der Unversöhnlichkeit, Schwazhaftigkeit und Undankbarkeit. Von den Pflichten des häuslichen Lebens, gegen Eltern, Lehrer, Geschwister und Schulfreunde, und gegen das Gesinde. Von den Pflichten gegen die Armen, und gegen die Thiere. Viertes Abendgespräch. Von Gewissen und von der Religion. Wer Hrn. Campens gefällige Art des Vortrags aus seinen übrigen Erziehungsschriften kennt, wird es ohne unsre Versicherung glauben, daß das Buch vollkommen die Einrichtung und Begreiflichkeit zu einem Lesebuch für 6 bis 10jährige Kinder habe.

Von der lateinischen Uebersetzung können wir nichts bessers sagen, als wenn wir eine Stelle daraus zur Probe hersetzen:

Quinimo erga animalia bruta, oportet, sitis misericordes. Cum enim ea quoque doloris voluptatisque sensu non careant, quis absque causa idonea ægre ipsis fecerit? neque in rem vestram est ita agere. Dum enim equum ad cursum concitatiorem nimis impellis, bovemque nimium in opere detines, pabuloque vtrumque fraudas, non solum ad opus eos reddis minus idoneos, verum etiam periculum est, ne utriusque jacturam facias. Præter hæc si duros vos atque immisericordes in bruta alii intellexerint, in dies animo magis a vobis alienabuntur, utpote a quibus nihil boni sibi sperent. Imo bruta animalia grata dicas quodammodo erga eos, qui ipsis benefecerint. Sic canis, felis, avis, benefactores suos bene norunt, obsequioque et blandimentis,

quod

quod gratum est, facere ipsis assolent. Grati leonis fabulam habemus bellam, quam si velitis animum attendere, enarrabo.

Die zweite Schrift von Hrn. Seibel ist gleichfalls nichts mehr und nichts weniger als eine Moral für Kinder. Ihr Inhalt ist nach Pflichten gegen Eltern, gegen Lehrer und gegen Geschwister getheilt. (Wo kommen aber wenigstens die Pflichten der Kinder gegen sich selbst hin, wenn man ja die sogenannten Pflichten gegen Gott nicht besonders erwähnen, sondern sie als Pflichten gegen sich behandeln wollte? und haben denn nicht auch Kinder Pflichten gegen andre, außer ihrem väterlichen Hauß zu beobachten?) Pflichten gegen Eltern; Ehrerbietung, Dankbarkeit, Zutrauen, und Gehorsam. (Wir dächten, die Liebe gegen die Eltern hätte zuerst stehen sollen, aus der hernach alle andre Pflichten von selbst fließen.) Pflichten gegen Lehrer; Hochachtung, Zutrauen, Folgsamkeit, Gehorsam, und Dankbarkeit. Pflichten gegen Geschwister; Gefälligkeit, Nachgeben, Verträglichkeit, Liebe (hier auch zu späte) und Theilnehmung. Die Ausführung einer Pflicht, ist wie sie in jedem moralischen System zu seyn pflegt, erst Definition, dann die Beweise, nur daß der Vortrag in eine beständige Anrede an Kinder eingekleidet ist. Wir setzen zur Probe den Inhalt dessen her, was gleich über die erste Pflicht, Ehrerbietung gegen Eltern, gesagt wird. „Ihr seyd euern Eltern zuförderst Ehrerbietung schuldig; und was heißt das? Wen man verehren will, der muß solche Eigenschaften, solche Vorzüge haben, die ihn dieser Ehre würdig machen, und wenn man diese rühmlichen Eigenschaften an andern bemerkt, wenn man es durch sein ganzes Betragen zu verstehen giebt, daß man ein Wohlgefallen daran habe: so ist dies die Achtung und Ehrerbietung, die man für andere unterhält." Nun der Beweis, daß Eltern solche Vorzüge haben, die Ehrerbietung verdienen: und diese liegen in ihrem Alter; das habe an und vor sich etwas ehrwürdiges — in ihrer grössern Einsicht: denn sie sind durch Nachdenken und durch das Lesen nützlicher Bücher geschickter und klüger geworden, (das kann doch ein Kind, das zum Studieren angehalten wird, auf seinen Vater geringen Standes nicht anwenden); mehrere Erfahrung, und in dem Verhältniß, in denen die Kinder mit ihnen stehen. Nun Anwendung auf einige Fehler, die Kinder in Ansehung dieser Pflicht zu begehen pflegen. Die Behandlung dieser Pflicht ist

gerade die kürzeste, bey andern ist der Vortrag noch reichhaltiger.

Man kann nicht leugnen, daß der V. in seinem Buche sehr viel Gutes sagt, das den Kindern, wenn sie es lesen und befolgen wollen, ungemein heilsam seyn wird: und es ist daher sehr zu wünschen, daß es von recht sehr vielen gelesen werden möge. Allein ob es geschehen wird, daran verzweifeln wir fast, weil es etwas trocken ist und der Vortrag zu sehr nach System und Lehrton schmeckt, und das sind nun wohl die Bücher eben nicht, die sich Kinder gern zur Lectüre wählen. Ueberhaupt glauben wir, daß bey Kindern die Entschliessung ihre Pflichten zu erfüllen weit besser auf Erweckung ihrer sittlichen Gefühle, auf Gewöhnung und auf lehrreiche, faßliche Beyspiele von den Folgen erfüllter und nicht erfüllter Pflichten gebaut wird, als auf trockene Beweise, daß es Pflicht sey. Kindern zu sagen: ihr müßt euren Eltern danken, denn sie wollen euch glücklich machen, halten euch deswegen zur Tugend an und suchen euch diese von der liebenswürdigsten Seite vorzustellen u. s. w. macht wohl sicher nicht vielen Eindruck. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, ist denn die Einkleidung, die Hr. Campe seiner Kindermoral gegeben hat, unfehlbar weit zweckmäßiger; nicht zu gedenken, daß der Umfang derselben weiter greift und auch solche Pflichten in sich faßt, die Hr. Seidel übergangen hat.

Zur endlichen Beruhigung der Pädagogen ein Nachtrag. Zur nöthigen nähern Belehrung des Publikums, des Hrn Prof. Basedows und des Recensenten in der Allg. deutschen Bibliothek. Leipzig, in Commißion bey Christian Gottl. Hilschern 1780. Seiten 140. in 8.

Diese Streitschrift ist hauptsächlich gegen Hrn. Basedowen gerichtet: denn erst nach ihrer Endigung kam ihm die Recension seiner Schrift in der A. d. B. B. XXXVIII. S. 616 vor die Augen, die er denn von S. 135 an, gleichfals abfertigt. Wer die Schrift zur endlichen Beruhigung der Pädagogen selbst, und dann das Urtheil Basedowens und die Recension in der A. d. B. gelesen hat, wird vielleicht denken, der V. habe damit zufrieden seyn können, daß seine Schrift an beyden Re-

genfenten, ernstliche Beurtheiler gefunden, da gewiß mancher andre Leser sie für nichts anders als Ironie und Satyre gehalten hat, und ihm seine streitsüchtige Verantwortung verargen. Allein da er, wie er hiermit versichert, es damit in völligen Ernst gemeint, alle seine darin gegebene Versicherungen aufs neue wiederhohlet, und noch immer auf die Unterstützung eines Fürsten hoft, um das, was er versichert, in Ausübung zu bringen; und deswegen in Furcht stehen mag, Basedows Ansehen möchte ihm bey seiner Erwartung nachtheilig seyn, und etwan die Aufmerksamkeit schwächen, die er hie und da durch seinen Antrag erregt haben möchte: so ist es ihm, in seiner Stelle, nicht zu verdenken, wenn er sich gegen das, worinn ihm, wie er glaubt, zu viel geschehen ist, verantwortet, und zugleich hie und da seine eigentliche Meynung und Absicht in ein näheres Licht sezt. Hr. B. hatte nehmlich in das erste Quartal des dritten Jahrgangs der pädagogischen Unterhandlungen S. 31 f. f. Gedanken über die von einem ungenannten versuchte Beruhigung der Pädagogen, einrücken lassen. Diese läßt nun hier der V. aufs neue abdrucken, und begleitet sie mit seinen Antworten. Man kann, ohne eine Ungerechtigkeit zu begehen, nicht in Abrede seyn, daß Hr. B. würklich zuweilen seine Gedanken falsch vorgestellt oder falsche Schlüsse daraus gezogen hat. Dies unterläßt nun freylich der V. nicht, mit einiger Bitterkeit zu rügen, und zeigt ihm Uebereilungen und Widersprüche. Lächeln muß man, wenn B. nicht wissen will, was das für Pädagogen wären, die nach des V. Meynung, zu große Forderungen an das Publikum, von den Fürsten und ihren Ministern an bis auf die Ammen thäten, und nun der V. ihm frey sagt, daß er es selbst sey. Aber eben so oft ist sein Widerspruch wahre Rechthaberey, indem er sichs nun einmahl vorgenommen hat, kein Wort von B. ohne Anmerkung zu lassen. Uebrigens merken wir daraus noch an, daß er sich feyerlich gegen die Vermuthung B. erkläre, als wenn er auf freywillige Geschenke des Publikums, auf den Schaz des Fürsten oder auf Beschneidung des geistlichen Standes sein Absehen habe. Er versichert, daß er der Welt bereits nicht weniger, als B. durch viele mit Beyfall aufgenommene Schriften bekannt sey, und daß er allenfalls sein pädagogisches Geheimnis nicht mit sich absterben lassen, sondern seinen Kindern hinterlassen wolle.

Dem Rec. in der A. d. B. läßt er die Gerechtigkeit, daß er seine Absichten richtiger vorgestellt habe, beschwert sich aber

doch über einige eingeflossene Urtheile, da er doch versprochen habe, sein Urtheil zurückzuhalten, (wie es auch sein wahrer Wille war: aber wie schwer hält es nicht bey gewissen Gelegenheiten, auch wider seinen besten Vorsaz ein Wort zurückzuhalten, das einem Urtheil ähnlich sieht?) und verdreht, indem er dies beweisen will, seine Worte; worüber er sich doch in der ganzen Schrift am meisten beschwert. Hiervon Beweise zu geben, würde den Lesern unangenehm und gegen die Absicht der Bibl. seyn. Der Rec. versichert also nur den V., daß er gewiß diese wenigen Worte nicht in seinen Auszug würde haben einfließen lassen, wenn er hätte glauben können, daß sie ihm würden Anlaß geben, ihm eine üble Absicht zuzutrauen.

Joh. Ludwig Ferdinand Arnoldi, Pfarrer zu Großenlinden bey Gießen, fortgesezte Unterweisung für Taube und Stumme, mit hinzugefügten Anmerkungen. Giessen, bey Joh. Christian Krieger, 1781, 8 Bogen in 8.

Der V. gab 1775 eine praktische Unterweisung, taubstumme Personen reden und schreiben zu lernen, heraus, wovon wir Band XXXII, S. 230, dieser Bibliothek Nachricht gegeben haben. Damals schon hatte er des Hrn. Staatsschreibers M. zu Bern taubstumm gebohrnen Sohn bey sich, der ihm ohne die mindeste Kenntniß der Religion und sprachlos, zum Unterricht übergeben wurde. Und als ihm derselbe nach fünfthalb Jahren wieder abgefordert wurde: konnte er nicht nur bey der Confirmation sein Glaubensbekenntniß ablegen, sondern auch in einer öffentlichen Prüfung die ihm vorgelegten Fragen aus dem Christenthum, aus der Gographie und vaterländischen Geschichte ziemlich vernehmlich, und auch auf Verlangen schriftlich beantworten, auch Proben in der Rechenkunst ablegen. Man mußte, wer mit ihm reden wollte, überaus langsam, und jeden Buchstaben deutlich aussprechen. Während seines Aufenthaltes nun zu Großenlinden, fieng er an, so bald er Worte verstehen und Buchstaben mahlen konnte, eine Menge Briefe an seine Eltern, Geschwister, den sich habenden Hofmeister, und an seinen Lehrer selbst, zu schreiben. Und diese gesammelten Briefe hat denn Hr. A. nebst einem Zeugniß des Hofmeisters, über Unterricht, Freundschaft und Beköstigung, und Attestaten eini-

einiger zur Prüfung eingeladenen Giessener Gelehrten, zusammen drucken lassen, und nennt dies, sehr uneigentlich: Fortgesezte Unterweisung für Taube und Stumme; denn von Unterweisung ist hier gar nicht die Rede, die er aber schon in seiner ersten Schrift beschrieben hatte. Wir wünschen ihm von Herzen, daß er die Absicht dieser Bekanntmachung erreichen und noch sehr vielmahls Gelegenheit haben möge, sich um unglückliche Menschen verdient zu machen, auch daß man ihm, wie er wünscht, seine Eleven so lange lassen möge, bis er sie zur möglichsten Vollkommenheit gebracht habe. Aber auch ausser dieser eigentlichen Absicht der Herausgabe dieser Briefe, die allmähligen Fortschritte in Entwickelung der Begriffe und Sprachkenntniß bey einem taubstummen Menschen, zur Rechtfertigung der gebrauchten Lehrart zu zeigen, und folglich seinen Unterricht zu fernerm Gebrauch zu empfehlen, die man dem V. gar wohl verzeihen kann, können diese Briefe noch in mancher andrer Rücksicht für den Psychologen und philosophischen Sprachforscher, ihren Nutzen haben. Auffallend ist würklich der Contrast der ersten und folgenden Briefe — ein redendes Gemählde der stufenweisen Aufklärung eines verabsäumten Menschen, der weder durchs Gehör noch durch die Sprache zu Begriffen gelangen konnte. Anfangs, lauter einzelne hingeworfene Hauptwörter, ohne Verbindung, ohne Beugung, ohne Gebrauch eines Zeitworts; nach und nach aber aus mehreren Wörtern zusammengesezte Begriffe, ganze Sätze, richtig ausgedrückte Wünsche, und zusammenhangende Erzählungen, mit richtigen Abwandelungen der Zeitwörter, mit allen den, durch öfteres Vorsagen anzugewöhnenden Ausfüllungen, doch nicht nach der willkührlichen Ordnung des Redegebrauchs, sondern so, wie in dem Kopf eines, der sich gleichsam selbst eine Sprache schaft, oder eines Anfängers, die Worte der Gedankenfolge zu entsprechen pflegen.

Zf.

---

13) Kriegswissenschaft.

Unterhalter für Krieger zum Nutzen und Vergnügen. Erstes bis dreyzehntes Stück, 124 Seiten in Octav.

Wann dieser gute Schlesier (weiter giebt sich der V. nicht zu erkennen als daß er in Schlesien lebet) etwas zur Bildung des moralischen Charakters der Krieger beytragen wollte, so müßte er diesen Stand mehr kennen, um die Quellen zu entdecken, woraus gewisse Uebel im Kriegsstand entspringen, die auf den moralischen Charakter des Kriegers Einfluß haben, er würde alsdann diese Materie eindringender und interessanter haben behandeln können. So wie sie aber in den vor uns liegenden Blättern bearbeitet ist, so kann sie wohl für fromme Matronen ganz gut seyn, aber die Krieger können wohl so wenig Nutzen als Vergnügen aus selbigen schöpfen. Zur Probe mit wie viel Vergnügen und Nutzen der V. seine kriegerischen Leser unterhält, mag folgendes dienen.

Der Soldat soll sich kein Gewissen machen, im Kriege zu tödten, weil er sich in dem Fall des Richters und Scharfrichters befindet, diese können mit Mitleid verurtheilen und tödten — Im zweyten Stück warf der V. die Frage auf: wann ein Soldat sich in dem Fall befindet, vor Hunger zu crepiren, ob er alsdann wohl jemanden etwas Speise nehmen könnte, um sein Leben zu erhalten? Der V. beantwortet diese verfängliche Frage mit ja; weil David in alten Zeiten vor Hunger die Schaubrode aß, und weil er in neuern Zeiten von einem guten katholischen Christen weiß, daß er ein geweihtes goldenes Kreuz so er von seinem Vater geerbet, der es vom Jubiläo aus Rom mitgebracht hatte, und worin ein Stückchen Holz vom Kreuze Christi, und etwas Erde vom Berge Golgatha waren, bey einem Juden für 12 Ducaten, um seine Familie aus der Hungersnoth zu retten, versetzet hatte. (S. 12.)

Im dritten Artikel, der von der Ehre des Patrioten im Kriege handelt, giebet der V. von dem Wort Patriot folgende Erklärung: (S. 27) Patriot ist ein Landsmann, nicht gerade die so in einer Stadt oder in einem Lande gebohren sind, sind Landesleute, sondern auch diejenigen welche in einerley Staat gebohren worden, ja alle Bewohner des Erdbodens sind Landesleute, nur die Mondbürger und Bewohner der Planeten sind es nicht, obgleich Schwedenburg auf seiner Reise nach den Mond, die Mondbürger Landsleute nannte, und diese ihm gleiche Ehre erwiederten. Es scheint fast als wollte der V. ehr den Mondbürgern als den Juden das Prädicat Landsmann zugestehen, denn er saget die Juden wären zwar auch unsere Landsleute, aber nicht so sehr als die Türken und Perser, dann diese hielten doch

noch

noch Christum für einen großen Propheten. Was meinen Sie aber Hr. Verf. von den Juden Pinto und Gradis, von welchen Sie sagen (S. 110.) daß sie ihr Vermögen den Kirchen, Schulen und Armen vermacht haben, wir dächten Sie nähmen es nicht so genau mit diesen —

Vom Patriotismus entzücket wünschet der V. selbst ein Krieger zu werden: wann es darauf ankäme, alle Nachkommen Sem, Cham und Japhets, nur durch den Anblick, nicht durch Waffen unter eine Huth zu bringen. Ja er glaubet, daß Sebaldus Nothanker, um die Offenbahrung Johannis erfüllt zu sehen, selbst mit ging. (S. 92.) Der V. zeiget sich immer menschliebender, kurz vorher wünschte er ein Mittel zu erfinden, in Schlachten den Feind bloß zu verwunden ohne zu tödten, jezt aber wünschet er ihn nur bloß durch den Anblik zu schlagen.

Patriotische Krieger, redet er die Soldaten an, ihr sollt das Werkzeug in der Hand des allmächtigen Regierers seyn, um das ganze menschliche Geschlecht glücklich zu machen. S. 83. — Zur Zeit Augustus haben Krieger Friede gemacht, diese Zeit war es, wo der verheisene Friedensfürst gebohren wurde. Die Stimme, Ehre sey Gott in der Höhe, gehet auch Kriegern an. (S. 73.). Nur durch bewafnete Missionarien, nicht durch Philanthropinen, und Controvers-Prediger kann das große Werk der Vereinigung der zerstreuten Kinder Sems, mit den Kindern Japhets zu Stande gebracht werden (S. 61). Dergleichen übertriebenes und leeres Geschwätz findet man noch mehr S. 55. 97. ja fast auf allen Blättern. Es ist kaum zu glauben, daß 13 dergleichen Blätter im lezten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts noch in Deutschland durch die Presse gehen können. Wir wünschen und hoffen mit allen vernünftigen Kriegern, daß der V. uns mit seinen Unterhaltungen zum Nutzen und Vergnügen, nicht ferner die Zeit verderben werde.

Kf.

---

14) Finanzwiß. und Staatswirthschaft.

Untersuchungen und Betrachtungen über die Bevölkerung von Frankreich. Aus dem Französischen des Herrn Moheau übersezt, und mit einigen Anmerkun-

merkungen begleitet, von S. H. Ewald. Gotha bey Carl Wilhelm Ettinger 1780 1. Alph. 5. Bog. 8.

Ein schönes ausländisches Product, das völlig seinen Platz neben dem bekannten Süßmilchischen Werke verdient, da es nicht blos einen Beytrag zur französischen Staatskunde enthält, sondern zugleich mit den scharfsinnigsten und gründlichsten Betrachtungen, über alle Gegenstände angefüllet ist, die jeder Staatsmann, in Absicht der Bevölkerung billig vor Augen haben sollte.

Das Werk ist in zwey Büchern abgetheilt, wovon das erstere, welches dreyzehn Capitel unter sich begreift, (nachdem zuförderst die Eintheilung, der Plan und die Methode, der Werth der Volksmenge, die Nützlichkeit der Untersuchung der Bevölkerung, nebst den Mitteln die Bevölkerung kennen zu lernen, abgehandelt worden,) eine Vorstellung von der Bevölkerung von Frankreich giebt; dann aber sich auf die Eintheilung der Volksmenge, nach Geschlecht und Alter, wie auch den verschiedenen Classen der Einwohner, auf körperliche Größe und Stärke, auf Fruchtbarkeit, auf Sterblichkeit, auf Auswanderung der Eingebornen, und Einwanderung der Fremden einläßt, und endlich die Frage untersucht, ob die Bevölkerung in Frankreich sich vermehrt oder vermindert habe.

Im zweyten Buche, wird von der Zunahme oder Abnahme der Bevölkerung gehandelt, und werden im ersten Theile desselben, die physischen Ursachen die auf die Bevölkerung Einfluß haben, so wie im zweyten, die politischen, bürgerlichen, und moralischen Ursachen vorgetragen.

Die Resultate welche das Werk, von der Bevölkerung Frankreichs enthält, sind zwar aus datis erwachsen, die nur in einzelnen Generalitäten gesammlet worden. Allein diese data selbst beruhen auf dem sichersten Grunde, den dergleichen Berechnungen haben können, und sind mit der äussersten Genauigkeit zusammengetragen.

Es war nehmlich dem Verf. die Aufsicht über die vor einigen Jahren in verschiedenen Provinzen veranstalteten Volkszählungen von der Regierung anvertraut worden. Hierbey nun erhielt er Gelegenheit, die wahre Summe der in verschiedenen Generalitäten würklich vorhandenen Einwohner zu erfahren. Er verglich solche mit den zehnjährigen Listen der Gebohrnen,

Ge-

Gestorbenen und Getrauten der nemlichen Generalitäten und bestimmte hiernach, auf bekannte Art, deren Verhältniß gegen die würkliche Volksmenge. Bey Festsetzung des ersteren von jenen Verhältnissen, ist eine Zählung von 2,19678 Personen zum Grunde gelegt; bey dem zweyten, eine Zählung von 57545, und bey dem dritten 164464. Diese Zählungen erhalten aber dadurch eine ganz vorzügliche Anwendbarkeit zu weitern Folgerungen, daß sie in Generalitäten gemacht sind, die gegen Morgen, Mittag, Abend und Mitternacht, an den Küsten und in der Mitte des Königreichs liegen, und wo Klima, Lebensmittel, Lebensordnung, Feldbau, Künste und Manufacturen, sehr von einander abweichen. Mit der auf solche Weise ausfündig gemachten Proportion, der Gebohrnen von 25½, der Gestorbenen von 30, und der Getraueten von 122, zu den Lebenden, multiplicirte demnächst der Verf. die aus fünfjährigen Listen gezogene Mittelzahl der Gebohrnen, Gestorbenen und Kopulirten des ganzen Königreichs, und erhielt dadurch eine total Summe der ganzen Volksmenge, die sich in allen dreyen Berechnungsarten jedoch mit einiger Verschiedenheit über 23 Millionen belief.

Mehr erlaubt uns der Raum nicht von einem Werke zu sagen, welches überall Merkmale eines richtig denkenden, einsichtsvollen und kenntnißreichen Urhebers an sich trägt, der dabey die Kunst versteht, seinem Vortrage eine angenehme, faßliche und nervoise Einkleidung zu geben.

So sehr nun in jenem und mehreren Betracht, dieses Buch einer Uebersetzung würdig war; für ein desto besonderes Glück haben wir es zu schätzen, daß es den Händen der gewöhnlichen Uebersetzerzunft entgangen, und von einem Manne in unserer Sprache dargestellet worden, der sich nicht daran begnügte, Worte für Worte zu geben, sondern alle ursprüngliche Schönheiten des Originals, meisterhaft abbildete, und dabey dessen Güte und Mängel zu beurtheilen verstand, erstere durch eigene Zusätze vermehrte, und leztere selbst mit Beyfall des Verf. abänderte, wodurch dann die Uebersetzung noch wahre Vorzüge vor dem Originale gewonnen.

E.

Patriotische Gedanken über die Bevölkerung. Frankfurt und Leipzig 1781. 8. 121 Seiten.

Die Schriften über die Bevölkerung sind bereits seit einigen Jahren aus der Mode gekommen; und in Wahrheit

heit; lässet sich auch nichts neues mehr darüber sagen, soweit man nemlich sich mit Generalsätzen befasset. Denn wer zweifelt daran, oder wem, der irgend einigen Einfluß auf die Staatswirthschaft eines Landes hat, ist unbekannt, daß ein stark bevölkerter Staat mächtiger, auch in manchem Betracht glücklicher sey, als ein schlecht bevölkerter; daß man also auf die, in allen Staaten noch sehr mögliche Vermehrung der Volksmenge sehen; und um selbige zu erhalten, wirksame Mittel anwenden, und die Hindernisse aus dem Wege räumen müsse. Die Mittel bestehen in Verbesserung des Ackerbaues, Vermehrung des Gewerbes, der Handlung, Beförderung der Ehen, der öffentlichen Gesundheit u. s. w.; die Hindernisse also, in allem, was diesem entgegen stehet, in Kriegen und verschiedenen Religions- Staats- und Policeygebrechen. — Alles dieses zu finden, erwartet man schon, sobald man ein solches generalisirendes Buch zur Hand nimmt, und findet dann auch — vielleicht nicht einmal alles. — Wer einen gegebnen einzelnen Staat, den er genau kennet, nimmt, und dann alle wirklich daselbst vorhandene Hindernisse der Bevölkerung, die daselbst anwendbare Mittel zu Vermehrung der Volksmenge anzeigt, und dabey zu berechnen weiß, wie viele Zeit erfordert werde, ehe die dabey vorzunehmenden langsamen Operationen, — und diese nur allein sind gut — einen bestimmten Zweck erreichen — oder auch der, welcher uns nur getreu erzählt, was seit einer Reihe von Jahren in einem gegebnen Staat für Mittel angewandt worden, und was für Würkung sie nach den Localumständen gehabt haben — das ist unser Mann! von dem kann jeder etwas lernen, er lebe in welchem Staate er wolle.

Die obgedachten allgemeinen Sätze hat der V. dieser Schrift zum Theil auch. Wir wollen also sehen, ob wir noch etwas neues finden können. Zu erwarten müßte es billig seyn, da er S. 1 in der Ankündigung die ganze Welt auf eine zeitlang seiner Sorge anvertrauet.

S. 16 und 17 muß Europa auch deswegen seine Bevölkerung vermehren, damit es nicht einst von Rußland, wenn seine Volksmenge wie bisher zunimmt, verschlungen werde.

S. 41 bis 48 fürchterliche Gemälde von der Sittenverderbniß unseres Jahrhunderts — Sie mögten doch noch selbst für London und Paris übertrieben seyn — daher denn S. 48 der Schluß: daß die Volksmenge alljährlich abnehme. Das ist doch zuverläßig, wenigstens für Deutschland, unrichtig. Die

Zäh-

Zählungen und Geburtslisten beweisen es. — Aber in diese sollen von denen, welche sie verfertigen, mehr als wahr hinein getragen werden. Im Ganzen eine sehr harte und unrichtige Beschuldigung! S. 57 büßet ein Staat von fünf Millionen, der eine Armee von 110000 Mann hält, in 25 Jahren an Menschen, welche gebohren werden könnten, 1,265000 ein; und zwar durch den Abgang der Armee, durch die Unverheyrathreten, verminderte eheliche Fruchtbarkeit und Laster. — Nicht unwahrscheinlich berechnet! Allein würde nicht eine gänzliche Revolution in Staatsverfassung, Sitten, Denkungsart, Constitution der Menschen, selbst vielleicht in der Religion, dazu gehören, wenn alle Ursachen dieses Abganges wegfallen sollten? und läßt sich die erwarten? Es ist schon von einigen Schriftstellern sehr wahrscheinlich gemacht worden, daß Europa und Asien, eins gegen das andere gerechnet, seit zweytausend Jahren, an Volksmenge, weder gewonnen noch verlohren haben; und wenn man dazu rechnet, daß große Vermehrung der Handlung und Gewerbe, mithin auch des Ackerbaues, der ohne größern Absaz nicht stärker werden kann; also die Ursachen der stärkern Bevölkerung, zugleich auch Ursachen des größern Luxus, der Sittenverderbniß, der Krankheiten und Seuchen, und der Kriege sind: so gewinnet es den Anschein, als wenn die Providenz selbst, der Bevölkerung unserer Erde ein gewisses Maas vorgeschrieben, welches wir eben so wenig überschreiten werden, als den Kreis der Kenntnisse, welche im ganzen genommen, der Sphäre des menschlichen Geistes zugetheilt worden. — Hieraus aber folgt gar nicht, daß jeder einzelne Staat, nichts für seine Bevölkerung thun müsse: aber so viel folgt daraus, daß die Schriftsteller ihr Bevölkerungsziel nicht zu weit hinausstecken sollen. — Derjenige, welcher gute Vorschriften giebt, wie Pest und Seuchen in einzelnen Fällen, minder schädlich werden; thut mehr, als der welcher spekulirt, wie sie ganz von der Erde verbannet werden können, und der, welcher heyrathet, Kinder zeugt und sie gut erzieht, thut gleichfalls mehr, als der, welcher zu unsern Zeiten ein generalisirendes Bevölkerungsbuch schreibt. Einige der im Anfange dieser Recension bemerkten Gemeinsätze, liegen auch in der Schrift:

Einige Gedanken von der Bevölkerung des platten Landes. Berlin 1781. 8vo 41. S.

So weit sie dieses betreffen, zum Grunde, und sind in einer guten Schreibart ausgeführt. Neue Vorschläge von Wichtigkeit, sind uns jedoch darinn nicht vorgekommen. Vornemlich wird für die Aufhebung der Gemeinheiten und gegen die von den Unterthanen herzugebende Vorspannpferde bey den Reisen herrschaftlicher Bedienten, gesprochen; ein Dienst, welcher den Unterthanen, da wo er eingeführt ist, sehr lästig seyn muß.

Hi.

---

15) Haushaltungswissenschaft.

Elementa rei rusticae in usum academiarum regni Hungariae, conscripta a *Lud. Mitterbacher de Mitternburg*. Budae. 8. P. I. 1777. S. 615. P. II. mit einem vollständigen Register 1779. S. 512.

Der V. holt zwar etwas weit aus, und schickt z. B. hier die ganze allgemeine Naturgeschichte, die Physiologie und Pathologie des Pflanzenreichs voraus, so wie er auch sonst noch hin und wieder Abschnitte und Anmerkungen einschiebt, welche man in elementis rei rusticae nicht suchen sollte; auch sind neue und eigene Entdeckungen, Beobachtungen, Vorschläge, Nachrichten und Plane nicht das Verdienst dieses Werks, aber der V. hat, was ihm seine weit ausgebreitete und wohl verdaute Belesenheit in allen mit seiner Wissenschaft nur etwas verwandten Fächern an die Hand gab, in einer guten Ordnung, in einer guten und faßlichen Schreibart, und mit Auswahl und Beurtheilung vorgetragen, und kann daher allerdings in einer Lage und Gegend, in welcher er noch den Werth der wissenschaftlichen Erlernung der Landwirthschaft ausführlich zu erweisen für nöthig erachtet, vielen Nutzen schaffen. Manchmalen dürften die Schriftsteller, wenn sie einmal angeführt seyn sollen, genauer angegeben seyn; sonst gewinnt es das Ansehen, als wann sie der V. nicht selbst gesehen hätte; auch sollten bey recensirenden Journalen nicht blos Theil und Seitenzahl, sondern das Werk, das in diesem Journal angezeigt ist,

anges

angezeigt werden. Nach dem Eingang handelt der V. vom Feldbau, zuerst von Aeckern, dann von Wiesen und Weiden, ferner vom Gartenbau und von der Obstzucht. Vor dem zweyten Theile steht statt der Vorrede eine kurze Geschichte der Landwirthschaft, dann folgt der Weinbau, den auch der V. dem Feldbau nicht vorzieht, die Forstwissenschaft, die Viehzucht, die Zucht der Pferde, des Rindviehs, des Wollviehs, kürzer der Esel, Maulesel, Ziegen, Hunde und Katzen; auch etwas von Wildpret, ausführlicher vom Federvieh und Fischen; zuletzt noch von den Bienen und Seidenraupen. Als ein seltenes Beyspiel von Fruchtbarkeit führt der V. an, daß ein Gerstenkorn 200 Aehren getragen, und diese bey dem Dreschen 4800 Körner gegeben haben. Den Staubbrand (urica) unterscheidet er vom Kohlenbrand (carbo); dieser steckt an. Die Spechte schaden den Bäumen nichts; sie entblößen sie nur vom Ungeziefer: das Vieh, glaubt der V., würde eine stärkere Gesundheit haben, wenn es nicht in Ställe eingeschlossen, sondern nur unter ein Dach gestellt würde. Das gewöhnliche Schaaf in Ungarn ist Linnés Strepsiceros. Daß Weinen, wann sie erst anfangen sauer zu werden, gar nicht mehr auf eine unschädliche Weise könne geholfen werden, wie V. behauptet, ist wohl zu viel gesagt; aber warum nennt er das Gift nicht mit einem Worte, womit er in diesem Falle so oft verfälscht wird? daß Größe, Stärke und Schönheit des männlichen Geschlechts auf die Vorzüge der Heerden grossen Einfluß habe, ist Thatsache, die sich durch Vernunftschlüsse nicht widerlegen läßt. Daß das Einimpfen der Viehseuche, wann es zu rechter Zeit und an den rechten Stücken vorgenommen wird, die Hofnung immer täusche, sollte ein Mann, der so viel gelesen hat, kaum behaupten können. Unter den Alten ist Columella, unter den Neuern Beckmann am meisten genutzt.

Zb.

---

16) Vermischte Nachrichten.

Ueber die bürgerliche Verbesserung der Juden. Von Christ. Wilh. Dohm. Berlin und Stettin bey Fr. Nicolai. 1781. 8. 200 S.

Der Herr V. ist bereits durch andere Schriften als ein scharfsinniger und praktischer Schriftsteller, auch als Geschäfts-

schäftsmann rühmlichst bekannt; und das gegenwärtige vortreflich geschriebne Buch wird diesen Ruhm eben so sehr bestätigen, als die darin allenthalben hervorblickende Menschenliebe für den grossen und unglücklichen Theil unserer Mitbrüder, welchen es angehet, seinem Herzen Ehre macht. Ein kurzer Auszug aus einem Werke, wie dieses, darinn keine überflüßige Periode steht, und dessen Lesung wir Fürsten und Staatsmännern laut empfehlen können, wenn wir auch selbst an der völligen Ausführbarkeit des Plans zweifeln sollten, ist nicht leicht zu machen, ohne dem Eindruck des Ganzen zu schaden. Inzwischen wollen wir es versuchen.

Voran gehen einige allgemeine Bemerkungen über das jezige Bestreben aller aufgeklärten Regierungen zur Vermehrung der Volksmenge, und über den heilsamen Einfluß, welchen diese auf das Wohl des Ganzen hat. Dahin zielen jezt fast alle Einrichtungen ab, die im Anfange manchmal selbst mit Unbequemlichkeit der alten Einwohner verbunden sind. In manchen Staaten wendet man sogar grose Geldsummen darauf, um unmittelbar fremde Unterthanen ins Land zu ziehen. Nur mit den Juden wird eine Ausnahme von dem allgemeinen Grundsatz der Volksvermehrung gemacht. Sie wird bey ihnen auf alle Weise gehemmet, und diejenigen dieser Nation, welche man ja noch ins Leben kommen lässet, werden durch unsere Einrichtungen, durch gänzlichen Ausschluß von Staats- Kriegs- und bürgerlichen Geschäften, vom Ackerbau und Handwerk, und durch den ihnen nur allein überlaßnen kleinen Handel und Wucher so herab gedrückt, gewissermaßen so gezwungen schlecht zu seyn, daß der Staat von einer grössern Bevölkerung an Juden, so wie sie jezt sind, und durch unsere Einrichtungen nicht anders seyn können, freylich keine Vortheile haben kann. — Aber woher kommen diese Einrichtungen, welche dem Staat so viele Eingebohrne, die gute Bürger seyn könnten, rauben? — Ungesellige mit dem Besten der übrigen Einwohner unvereinbare Glaubensgrundsätze sind den Juden zwar vorgeworfen, aber nicht erwiesen. Vielmehr enthält ihr mosaisches Gesetz das Gegentheil; ausser daß, da ihre Nation unvermischt bleiben sollte, etwas Haß und Verachtung anderer Völker in ihren vormaligen Staat einfliessen mußte. Hievon hat sich eben durch den Druck, den sie bey uns erdulden, und durch unsre ausschliessenden Grundsätze, nothwendig etwas erhalten müssen; dieses würde mit der Zeit verschwinden, wenn wir anfingen billiger

gegen

gegen sie zu seyn. In den grossen Staaten des Alterthums, und jezt in Nordamerika, trennt keine Glaubensverschiedenheit die Bürger. Unser Werk ist es, wenn die Juden dermalen sittlich verdorben sind; unsere falsche Politik gegen sie aber, ein Rest der Barbarey und des Fanatismus der Pfaffen aus den vorigen Jahrhunderten. In dem altrömischen Reiche war man völlig tolerant gegen sie, obgleich ihre öftern Empörungen gegen die Römer noch im Andenken waren. Sie hatten ihren Patriarchen, konnten bis zum Jahr 418 zu allen bürgerlichen und Kriegsämtern kommen, frey handeln und erwerben, hatten Autonomie, und waren also gute und nüzliche Bürger.

Chrysostomus war einer von denen, welcher die Aufhebung dieser Gerechtsame zuerst veranlaßte. Nach und nach giengen die Gesetze weiter; man fieng an sie zu drücken; alle Fähigkeit sich um das gemeinschaftliche Vaterland verdient zu machen, wie sie sonst in Krieg und Frieden oftmals gethan hatten, ward ihnen genommen; die rohen nordischen Barbaren machten drauf ihre Herren, die Römer, selbst zu Sclaven, nahmen die christliche Religion an, und mit ihr Verachtung, Haß und Grausamkeit gegen ein Volk, das der Religion seiner Väter treu blieb. Dieses währte durch alle Jahrhunderte der Barbarey in Europa hindurch. Unmenschliche Gesetze wurden gegen sie gemacht, und unmenschlich grausam sie, oftmals auf Anstiften fanatischer Priester, oftmals auch aus Raubsucht, behandelt; daß sie nicht ganz ausgerottet worden, bleibt bey allem dem ein sichtbares Wunder; aber sie hätten keine Menschen seyn müssen, wenn sie nicht ihre Tyrannen gehasset hätten, wenn ihr Charakter dabey nicht verschlimmert worden wäre. Endlich nahmen sich die Kayser ihrer an, sie wurden deren Cammerknechte, erhielten freylich dadurch Schuz für Leib und Leben, aber auch nicht viel mehr, und wurden nun durch Finanzoperationen beständig gedrückt, und das Recht sie zu drücken, verkauft, versezt und verschenkt; daher denn noch die heutige Verfassung rührt. England und Holland nuzten unterdessen den Bedruck der Juden in andern Ländern, und ertheilten ihnen, zu grossem Vortheile ihrer Handlung, die vorzüglichsten Rechte des Menschen und des Bürgers; doch mußte in England 1753 die Naturalisationsakte der Juden wieder aufgehoben werden. —

Die Grundanlage des Charakters der Juden, sagt der Verfasser, ist bey alle dem noch gut. Die Anhänglichkeit an ihren uralten Glauben, giebt ihm eine zu Bildung der Moralität vortheil-

theilhafte Fähigkeit; und ihre Absonderung von andern Nationen, engere Verbindung unter einander, und genaue Beobachtung vieler Ceremonial- und Sittengesetze, hat sie bisher von vielen Lastern reiner erhalten, als die Christen zum Theil sind. Hergegen sind übertriebne Neigung zu jeder Art von Gewinn, Liebe zum Wucher und betrügerischen Vortheilen, Hauptfehler ihres dermaligen Nationalcharakters. Aber woher rühren diese? Wie schon gesagt, von der Einschränkung, da ihnen fast nichts als Handel und Wucher überlassen ist. Der Handel überhaupt hat bey jeder Nation einen nachtheiligern Einfluß auf die Moralität, als Ackerbau und Handwerk; welches der Verf. sehr schön ausführt.

Liegt also der Grund der gegenwärtigen Verderbtheit der Juden, in ihrem Bedruck und ihrer eingeschränkten Beschäftigung: so sind auch die Mittel gefunden, sie zu bessern, und sie, wenigstens nach einigen Generationen zu nützlichen Bürgern des Staats zu machen. Man gebe ihnen daher vollkommen gleiche Rechte mit allen übrigen Unterthanen; mithin auch vollkommenste Freyheit der Beschäftigungen und Mittel des Erwerbes; suche sie von der Beschäftigung des Handels allmählig abzuleiten, und führe sie vornemlich auf Handwerksarbeiten, durch Verordnungen, Begünstigungen, Freyjahre von Abgaben u. s. w. Die Zünfte würden freylich, nach dermaliger Lage der Umstände und Denkungsart, die Juden unter sich nicht aufnehmen, auch nicht füglich dazu gezwungen werden können; aber man verleihe den jüdischen Handwerkern völlig gleiche Rechte mit den Zünftigen, gegen gleiche Abgaben; vielleicht würden dadurch die ausschließenden Rechte der Zünfte selbst für den Staat weniger nachtheilig gemacht. Auch der Ackerbau müßte den Juden nicht verwehrt seyn; obgleich mehr als arbeitenden Bauern, wie großen Güterbesitzern und Pachtern. Jede Art der Handlung könne der Jude treiben; jedoch sey ihm keine ausschließend zu überlassen, und er verpflichtet seine Handelsbücher in der Landessprache zu führen. Künste und Wissenschaften müssen ihm völlig frey bleiben; jedoch sey es mit vielen Bedenklichkeiten umwunden, die Juden, wenigstens in den ersten Generationen zu Staatsbedienungen zuzulassen. — Für die bessere Erziehung der jüdischen Kinder, müßte dabey hauptsächlich gesorgt, ihre Schulen den besten christlichen gleichförmig eingerichtet, und allenfalls veranstaltet werden, daß die Juden ihre Kinder auch in die christlichen Schulen schicken könnten; in dies-

sem

sen aber wären auch die Vorurtheile der Christen gegen die Juden allmählig wegzuräumen, damit leztere von erstern als Brüder und Mitmenschen betrachtet würden. Zugleich sey den Juden nebst völlig freyer Religionsübung, auch die Entscheidung ihrer Privatstreitigkeiten unter sich, durch Richter ihrer Nation und nach ihren Gesetzen allein zu verstatten. —

Darauf geht der Verf. zur Widerlegung verschiedner Einwürfe fort, welche gegen seinen Vorschlag gemacht werden könnten; nemlich daß die Landesherren an ihren Domanialeinkünften von dem bisher gewöhnlichen Schutzgelde, vieles verlieren; daß die Juden sich zum Nachtheil der Christen zu sehr vermehren; daß den Juden wegen unsers Sonntags und ihres Sabbaths, zwey Arbeitstage ausfallen würden; daß sie durch ihre Religion unfähig seyn, Kriegsdienste zu thun. —

Obgleich diese Widerlegungen sehr viel Gutes enthalten; so ist Recensent dennoch der Meynung, daß den Vorschlägen des Hrn. D. und deren gänzlicher Ausführung, wenigstens nach dermaliger Lage der Staaten und insbesondere der deutschen, große Schwierigkeiten entgegen stehen, die wohl verdienen erwogen zu werden, um auf Mittel zu sinnen, ihnen wo möglich abzuhelfen.

Daß die Erwerbmittel der Juden so sehr eingeschränkt sind, rühret eigentlich von den uralten bürgerlichen und Gilde-Verfassungen und Gerechtsamen der Christen her. Alle Erwerbmittel waren dadurch unter die verschiedenen Zünfte der Christen ausschließlich vertheilt; der jüdische Fremdling mußte sich also, wenn er aufgenommen seyn wollte, gefallen lassen, mit denjenigen wenigen Erwerbmitteln vorlieb zu nehmen, welche etwa noch unbesezt waren, und das war nichts anders als das er jezt hat, kleiner Handel und Wucher; oder künftig noch hatten Kunst, Ackerbau, Taglöhnerarbeit, neue Fabriken und Manufakturen. Jene uralten Gerechtsame lassen sich nun freylich den christlichen Zünften sogleich nicht nehmen! Gesezt aber man wollte zum Besten des ganzen Staats über diese Gerechtsame der alten Bürger hinausgehen; wie würde es nun anzufangen seyn, daß die jungen Juden Handwerke lernten? Sie müßten doch bey Christen in die Lehre, denn wo sind schon jüdische Handwerker? oder wie wenig sind deren? und von wie wenig Handwerken? Es würde in der That schwer seyn über die Vorurtheile des christlichen Handwerkers wegzukommen; zumal wenn er merkt, daß ihm und seinen Kindern die alten Gerechtsame genommen werden sollten! Jedoch auch zugegeben, man brächte es durch Ueberredung und Belohnungen da-

hin-

hin, daß ein christlicher Meister, seiner eignen Vorurtheilen entsagte, den ihn sicher erwartenden Haß und Verachtung aller seiner Gildegenossen — größtentheils seiner Verwandten — nichts achtete; wie soll das Lernen des jungen Juden eingerichtet werden? Soll er ordentliche Lehrjahre unter der gewöhnlichen strengen Zucht und Subordination unter christliche Meister und Gesellen aushalten? Dazu würde ein Jude seinen Knaben nicht hergeben. Soll er aber gelinder und bequemer gehalten werden, als der christliche Lehrjung? Der Vorzug würde den jungen Juden selbst gewis zu einem schlechten Handwerker machen. Soll er bey dem Meister wohnen, schlafen und essen? Die Einrichtung der meisten Handwerke macht dieses unumgänglich erfoderlich, die Verfassung des jüdischen Ceremonialgesetzes aber unmöglich. An seinen vielen Feyer- und Fasttagen darf er ohnehin nicht, und an unsern Sonn- und Festtagen kann er wenigstens im Hause des Meisters gleichfalls nicht arbeiten. Soll er mit christlichen Jungen zugleich lernen, oder nur mit seinen Glaubensgenossen? Welches Unheil, und welche unaufhörliche Zänkereyen würden im ersten Fall entstehen, und der andere wird schwer möglich zu machen seyn. — Und welche Handwerke soll der junge Jude lernen? Zu allen denen die viel Leibeskräfte erfordern, fehlt es ihm gewöhnlich, wie der Verf. selbst gesteht, an diesen. — Aber, die Nation soll durch die Uebung und stärkere Nahrung, allmählig stärker werden. — Wo aber ist dann anzufangen? und wie vertragen sich die vielen Fasten, auch an Tagen wo die Juden arbeiten dürfen, mit den Geschäften des Schmiedes, des Zimmermanns, des Tischlers? — Inzwischen, wenn der junge Jude aus einem Lehrling ein Geselle wird? — Daß die christlichen Gesellen ihn nie an ihren Arbeiten und Einrichtungen werden Theil nehmen lassen, wird jeder zugestehen, der Handwerksgesellen kennet, und weiß, daß Vorurtheile durch keine Verordnungen können abgestellt werden. — Also bleiben die jüdischen Gesellen wieder isolirt; und da sie theurer zu beköstigen sind, wird es Mühe kosten, daß er bey christlichen Meistern Arbeit erlangt. Wandern, welches doch bey vielen Handwerken so nützlich ist, kann der jüdische Gesell auch nicht wohl, wenn keine Gildenverfassung für ihn da ist; und also wird er schwerlich viel Geschicklichkeit und Kenntniß gewinnen. Aber dem allen ungeachtet werde nun der junge Jude Meister. Daß er in die Gilden nicht aufgenommen werden kann, giebt der Verf. selbst zu. Aber er soll völlig frey arbeiten, und noch Freyjahre

re

re von Abgaben und Unterstützungen genießen." Aber scheint es nicht, als wenn man hier mit der besten Absicht eine Ungerechtigkeit begehe, wenn man diese neue Ankömmlinge besser setzen wollte, als die alten Bürger? Was oben wegen der doppelten Festtage und theurer Beköstigung gesagt ist, tritt nun bey dem jüdischen Meister in vollem Maaße ein. Ein großer Meister der viele Arbeiten übernimmt, kann er ohnehin nicht werden. Dazu gehört bey den meisten Handwerken, die Einrichtung des Wanderns der Gesellen, wodurch er deren mehr oder weniger nach Maaßgabe der Arbeit erhalten kann. Christliche Gesellen werden nicht leicht bey ihm arbeiten. Also wird Jude immer Juden bleiben, ihre Nationalabsonderung wird bleiben. Und die Schwierigkeit wegen der Gerechtsamen der Zünfte, wird in manchen Ländern immer groß bleiben, wo der Landesherr, nach der Verfassung sie nicht aufheben kann, wenn er auch wollte. In den Preussischen Landen, wo man zum Besten der Manufakturen schon außer den zünftigen Wollen- und Seidenwebern auch unzünftige Arbeiter dieser Art zuläßt, wird die Sache schon leichter seyn, und man könnte da eher dem Juden solche unzünftige Manufakturarbeiten verstatten, so wie daselbst einige von ihnen freye und mechanische Künste ausüben.

Zum Ackerbau die Juden zu gebrauchen, hat vor der Hand auch große Schwierigkeiten. Es fehlt den meisten in Deutschland an der Leibesstärke. Wenn man indessen die pohlnischen Juden siehet, so sieht man schon viel mehr Leibesstärke an ihnen, eben weil sie den Leib mehr üben. Daher ließe sich hoffen, daß auch die deutschen Juden in einigen Generationen mehr Leibesstärke erlangen würden. Siehet man doch oft einzelne Juden z. B. bey Feuersbrünsten, beym Reiten wilder Pferde u. s. w. Leibesstärke und Geschicklichkeit beweisen. Aber noch ist eine große Schwierigkeit da. Der Recensent kann sich keine rechte Bauerwirthschaft, wenigstens in Deutschland denken, wo alle Schweinezucht wegfällt, wo der Bauer kein Schweinfleisch, nichts vom Hintertheil des übrigen Schlachtviehes und gar nichts davon genießen darf, wenn etwa der Schnitt misrathen, oder wenn von den vielen kleinen Fehlern einer gefunden wird, welcher den Juden ein Stück Vieh überhaupt ungenießbar macht. — Wo würde der jüdische Bauer mit diesem Fleische bleiben? — Soll ferner der Jude am Sonntage Feldarbeiten verrichten dürfen, wenn der Christ feyern muß? Vernünftige Leute werden es freylich für billig halten, daß wenn der Jude an Sonnabend nach seiner Art Gott gedient hat, daß er nun am Sonntage arbeiten dürfe.

 Aber

Aber es werden sich auch viele sonst vernünftige Leute finden, welche hier dem Vorurtheile, daß hierdurch der Sonntag entheiliget werde, nachgeben. — Oder soll der Jude am Sonnabend von Frohndiensten, Landfuhren und dergleichen Diensten frey bleiben, wenn sein Nachbar, der Christ, arbeiten muß? — In der That hier ist schwer zu entscheiden, wenn das Gesetz dem Juden, die nöthige Arbeit am Sabbath nicht erlauben will und kann. — Urbare Ländereyen sind in Deutschland gewiß wenig vacant, und erben vom fleißigen abgehärteten christlichen Vater auf den Sohn fort. Uncultivirte Plätze aber urbar zu machen, welche Vorschüße vom Staate gehören dazu! und sollten diese nicht vor der Hand ehe christlichen nachgebohrnen Söhnen der Bauerhöfe angewiesen werden, welche sich gerne ansetzen werden, wenn ihnen gleiche Unterstützung verwilligt wird? Im Preußischen haben die Juden sonst immer Molkenwirthschaft getrieben, und Holländereyen gepachtet. Es ist das aber nachher verboten worden. Der Recensent wünschte die Ursache dieses Verbots zu wissen, ob es vielleicht nur aus Besorgniß der Unterschleife, oder wegen ihrer Ungeschicklichkeit zur Sache, gegeben worden.

Zum Kriegsdienste hält der V. sie selbst nicht recht geschickt, wenigstens in einigen Generationen noch nicht. Es steht dahin, ob sie am Sabbathe marschieren, Belagerungsarbeiten unternehmen, und fechten würden, welches ihnen freylich eigentlich nach dem Talmud erlaubt ist. Aber wie unsäglich schwer würde die Verproviantirung eines Corps Juden fallen! Würde ferner ein Jude, des Streits der Christen wegen, gegen den andern fechten wollen? Unter christliche Soldaten gesteckt, welche Händel würden entstehen! Freylich sind dem Recensenten einzelne Fälle bekannt, daß Juden in Europa Soldaten gewesen sind, und noch sind. Freylich sind diese einzelne Exempel sehr selten. In der amerikanischen Armee hingegen, sollen viele Juden seyn, und es wird allgemein behauptet, daß der amerikanische General Israel Putnam, ein Jude gewesen. — Aber, meynt der Hr. Verf. sie könnten auch ganz vom Kriegsdienste befreyet bleiben, und dafür bezahlen. — Dann sind wir aber wieder in dem alten Zirkel. Der Jude muß so dann quantalis, eine besondere Geldabgabe entrichten, und das muß er auch jezt, hauptsächlich weil er nach dem Sinn der deutschen Gesetze kein wehrhafter Mann ist. Freylich könnte man eben dieses auch gegen die Mennonisten einwenden, die doch bekanntlich die fleißigsten und besten Unterthanen sind, nur daß sie nicht Kriegsdienste thun.

Die Schwierigkeiten, welche der Recensent hier aufgestellet hat, und deren es in jedem Lande, nach den Localumständen noch weit mehrere geben wird, sezt der Recensent hieher, nicht aus irgend einem Widerwillen gegen die jüdische Nation, sondern weil er wünscht, daß sie ernstlich beherzigt, und wenn es möglich ist, aus dem Grunde möchten gehoben werden, welches er freylich bey einigen für sehr schwer hält. Sie sehen gegen den glänzenden schön ausgearbeiteten Plan des V. zwar zum Theil mikrologisch aus: aber dem Hrn. V. und jedem Geschäftsmann ist bekannt, wie gemeiniglich die Ausführung der schönsten Plane an den kleinsten Umständen scheitert. So hatte man in den Oesterreichischen Staaten wirklich vor, den Juden mit den übrigen Unterthanen gleiche Rechte zu geben, und der V. freuet sich in der Nachschrift darüber, seine politischen Speculationen mit der Ausführung in einem großen Lande zusammen treffen zu sehen: allein der nachmalige Erfolg und die würklich ergangne Verordnungen zeigen, daß es mit dem Zustande der Juden im Oesterreichischen in den wesentlichsten Stücken geblieben ist, als es war, und es ist schwer zu sagen, was bis jezt den Fortgang hindert, und wie es künftig damit werden wird.

Die Art der Bedrückung und Einschränkung, worinn die jüdische Nation nunmehro beynahe funfzehn Jahrhunderte gestanden, hat nach des Recensenten Meynung hauptsächlich das Wunder veranlasset, daß sie eine besondere Nation, die einzige alte Nation geblieben, welche nicht von andern Völkern verschlungen, und von deren Glaubensmeynungen mit fortgerissen worden. Allgemeine Freyheit und gleiche Rechte mit andern Christen könnten warlich am ersten bewürken, daß sie in einigen Jahrhunderten ganz aufhörten, eine eigne Nation zu seyn. Denn daß sie nach wenig Generationen ihren Nationalcharakter ändern, und einen großen Theil ihrer rabbinischen Gesetze, Traditionen und Gebräuche fahren lassen sollen, hoft und will der Hr. V. selbst. Alsdann aber stehet dem weitern Fortgange, vornemlich bey dem an das Aeussere hängenden gemeinen Mann, nicht viel mehr im Wege. Indessen, wenn die Juden sich den Christen in den Sitten nähern werden, so ist auch vielleicht am ersten eine Milderung der rabbinischen Gesetze, welche ihrer Cultur im Wege stehen, zu hoffen. Man siehet z. B. dies an den portugiesischen Juden, welche ohne Bedenken mit den Christen essen, und in vielen rabbinischen Spitzfindigkeiten lange so pünktlich nicht seyn, als die dem polnischen Rabbinism folgende deutsche Juden.

Was aber ist denn zum Besten der Juden selbst anzufangen? Recensent gesteht mit wahrem Leidwesen, daß er darüber im Allgemeinen nichts vorzuschlagen weiß. Von besondern Einrichtungen nach den Umständen dieses oder jenes Staats zu reden, ist hier der Ort nicht. Wenigstens aber wünschte er, die alle Länder, welche Juden dulden, interessirende Frage beantwortet zu sehen?

„Was ist mit den armen zum Almosensammlen von
„Land zu Land herumziehenden Juden anzufangen?“

In allen Ländern ist dieses Herumziehen aufs schärfste verbothen, und gleichwohl findet man diese Betteljuden allenthalben. Alte und junge, starke und schwache bringen ihr Leben in beständigem Elende und Betteln zu, und die Noth zwingt sie nicht selten zu Verbrechen. Zwar ist dieses eine nothwendige Folge der eingeschränkten Judentoleranz in unsern Staaten; wenn aber selbige auch nicht gleich erweitert werden könnte; sollte sich dann doch nicht irgend ein Ausweg zum Besten dieser, gewissermaßen ohne ihre Schuld unnützen Menschen, finden lassen? Sollten die Kräfte und Fähigkeiten dieser Unglücklichen nicht auf irgend einige Art zu nutzen seyn, welche mit den übrigen Einrichtungen des Staats bestehen könnte? — Der Recensent traut sich kein Mittel, das wirksam wäre, anzugeben. Die Juden, besonders der reichere Theil, müßte wohl die Hände dazu bieten. Die Juden geben diesen Elenden wirklich reichliche Almosen. Man müßte den Juden erlauben, ja man müßte sie dazu zu bewegen suchen, daß sie ihnen anstatt Almosen Arbeit gäben. Z. B. sollten Juden, welche Manufakturen haben, nicht Mittel finden, das weibliche Geschlecht zum Spinnen zu bringen, für das männliche Geschlecht aber Tagelöhnerarbeit auszudenken? Allenfalls könnte dies anfänglich in einem besondern Arbeitshause geschehen. Nach und nach würden sie sich gewöhnen. Wären die herumvagirenden Juden wirklich zu faul und liederlich, um nicht arbeiten zu wollen, so würden sie freywillig das Land meiden, wo sie wüßten, daß sie zur Arbeit angehalten würden. Wenigstens könnte man einen Versuch machen. Obgleich der Recensent in der Ausführung Schwierigkeiten voraussiehet; so würde es doch menschlicher, ja es würde christlicher seyn, einen Versuch zu machen, den Zustand dieser Elenden zu verbessern, als daß man sie an jeder Gränze, an jedem Stadtthore abweiset, und sie zwingt, Bettler und Diebe zu werden.

Am Schlusse des Werks findet sich noch ein interessantes Memoire angehängt, in Betref einer im Jahr 1779 (wie solle

te es gleiches 1) im Elsasse wirklich intendirten gänzlichen Unterdrückung und Ausrottung der Juden.

Nmk.

Nachricht.

Unvorhergesehene Hinderungen, und die Bemühung, der von mir angekündigten Encyklopädie oder Vortrag der gemeinnützigsten Kenntnisse, die mir möglichste Vollkommenheit zu geben, haben verursacht, daß von diesem Werke in der bevorstehenden Ostermesse nur der erste Theil, welcher die Gewächskunde, Thierkunde, Anthropologie und Mathematik enthält, erscheinen kann. Ich hoffe deswegen von den Herrn Pränumeranten eher Verzeihung zu erhalten, als wenn ich um es, dem Versprechen gemäß, zu der bestimmten Zeit fertig zu liefern, durch Uebereilung es verdorben hätte. Wenn man die Mannigfaltigkeit der in diesem Werke enthaltenen Materien, und die Schwierigkeiten, die dabey aufstoßen mußten, in Ueberlegung zu ziehen die Güte hat, so wird man leicht einsehen, daß selbst bey dem eifrigsten Fleiße die Zeit mir leicht zu kurz werden konnte. Auf Michaelis hoffe ich inzwischen den 2ten Theil und auf Weinachten den 3ten Theil dieses Werks zu liefern, da ich einen guten Theil der übrigen Hauptstücke schon fertig habe, und die Geschichte und politische Geographie von zwey sachkundigen Gelehrten ausgearbeitet werden.

Wegen unrichtiger Schätzung des Manuscripts und wegen der Erweiterung des Plans in einigen Hauptstücken, wird das Werk etwas stärker, als es nach meinem ersten Zuschnitt werden sollte. Indessen glaube ich versichern zu können, daß die Leser hiebey gewinnen werden. Ich hätte manches Interessante und Wichtige vorbeylassen müssen, oft nur eine trockne, weniger verständliche Reihe von Sätzen, in compendiarischer Form, liefern können, dagegen ich nun eine der Absicht des Werks angemessene Vollständigkeit erreicht zu haben glaube, durch welche ich auch den schon mehr unterrichteten Lesern nützlich zu werden hoffe. Meinen Zweck, die faßlichsten und nützlichsten Wahrheiten zur Kenntniß der Natur und des Menschen mit der mit möglichsten Kürze, Bestimmtheit und Genauigkeit, in einer Einkleidung vorzutragen, welche Popularität und Gründlichkeit mit einander vereinigte, habe ich durch diese Erweiterung des Plans erreichen können.

Das

Das Werk wird nunmehr aus drey Theilen bestehen. Den letzten, welcher allem Vermuthen nach, nicht über anderthalb bis zwey Alphabet betragen möchte, wird der Verleger gegen den billigsten verhältnißmäßigen Nachschuß liefern, und nimmt noch bis zur Erscheinung dieses Theils Einen Ducaten Pränumeration auf den 1ten und 2ten Theil an.

Helmstädt den 6 März,
1782. G. S. Klügel.

* * *

Die Neue Weltkarte in zwey Planisphären, jedes von 16 rhein. Duodecimalzoll im Diameter, welche ich gezeichnet habe, und im Nicolaischen Verlage herauskommt, sollte meiner Absicht zufolge, in der Ostermesse 1782 erscheinen. Es begab sich aber der Kupferstecher Hr. Wolf, welcher diese Karte stechen sollte, von Berlin weg, fiel in eine langwierige Krankheit, und starb endlich. Es ward hierdurch viel Zeit verlohren, und diejenigen Kupferstecher, welche Uebung im Stechen der Karten haben, waren mit anderer Arbeit beschäftigt. Ich hielt es also für das beste, diese Arbeit nicht zu übereilen, sondern dem Künstler zur genauen und saubern Arbeit lieber die nöthige Zeit zu lassen. Sie wird nunmehr zur Ostermesse 1783 erscheinen, bis dahin der Verleger auch noch Pränumeration annimmt. Die Liebhaber werden mit diesem nothwendigen Verzug hoffentlich um so viel weniger unzufrieden seyn, da ich diese Zeit nützen werde, alles, was in dieser Zeit von neuen Entdeckungen bekannt wird, noch einzurücken und dadurch diese schon mit größter Sorgfalt gezeichnete Karte vollkommen zu machen.

Berlin, den 18. Merz,
1782. J. E. Bode.

* * *

Von Jacobsons technologischen Wörterbuch ist bey dem Verleger dieser Bibliothek der 2te Theil von G bis L fertig, und wird den Pränumeranten gegen Bezahlung eines Ducaten Pränumeration auf den 3ten Theil geliefert. Der 3te Theil wird zu Ostern 1783 erscheinen, und der Verfasser hoft noch das ganze Werk in 4 Theile zu bringen.

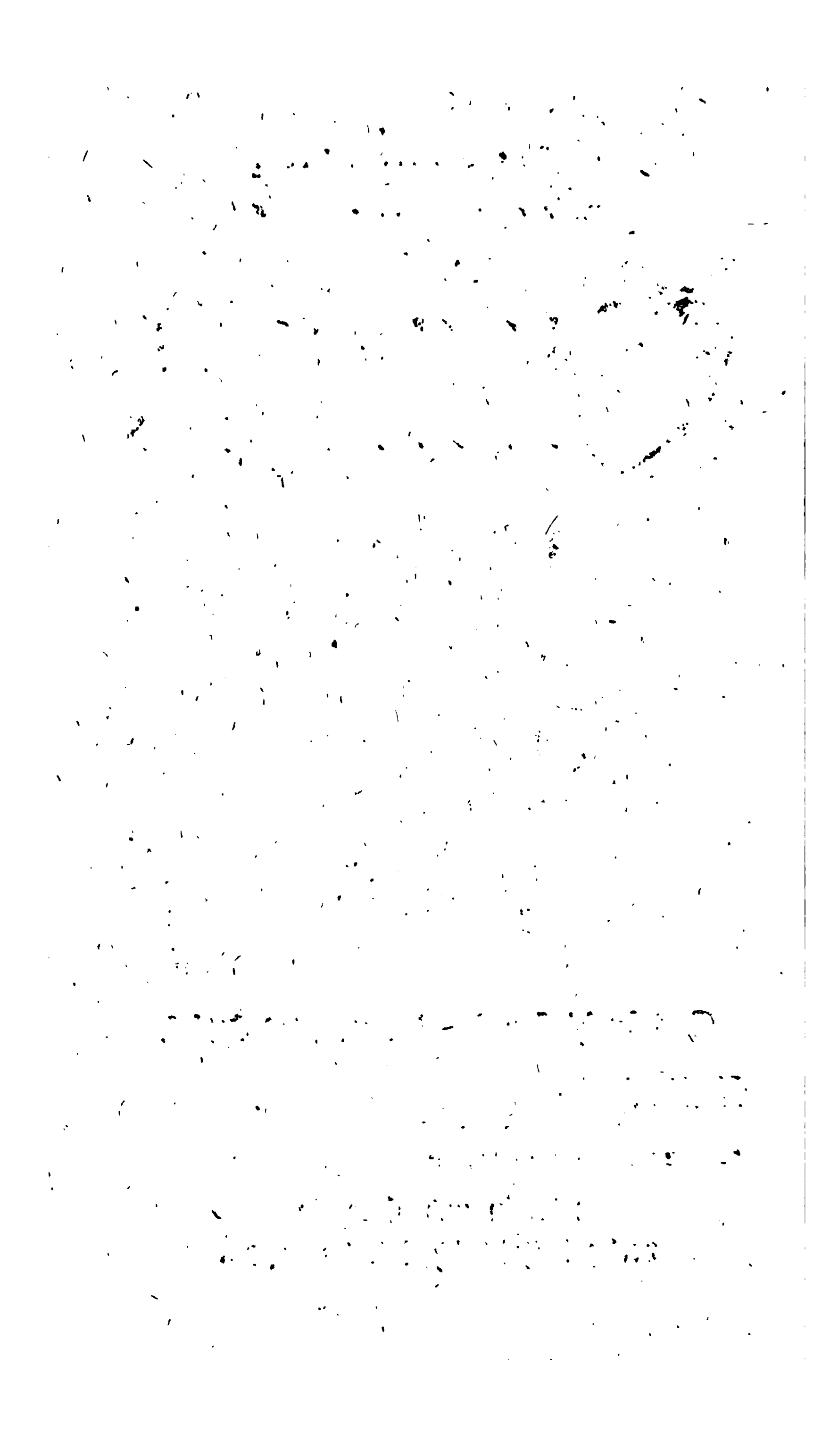
Allgemeine
deutsche
Bibliothek.



Des funfzigsten Bandes zweytes Stück.

Mit Röm. Kaiserl. Königl. Preußl. Churfürstl. Sächsis. und Churfürstl. Brandenburg. allergnädigsten Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai 1782.



Verzeichniß

der in des funfzigsten Bandes zweytem Stücke recensirten Bücher.

Kurze Nachrichten.

1) Gottesgelahrheit.

2) Rechtsgelahrheit.

Erörs

3) Arzneygelahrheit.

4) Schöne Wissenschaften.

5) Schöne Künste.

6) Romane.

7) Weltweisheit.

8) Ma-

8) Mathematik.

9) Naturl. und Naturgeschichte.

10) Geschichte, Statistik, Erdbeschreibung.

 Ver-

11) Gelehrten-Geschichte.

12) Philologie.

D.

13) Deutsche Sprachkunst.

14) Erziehungsschriften.

15) Kriegswissenschaft.

16) Finanzwissenschaft.

17) Haushaltungswissenschaft.

18) Vermischte Nachrichten.

I.

Nouveaux Memoires de l'Ac. R. des Sc. et des B. L. Année 1779. Berlin, gedruckt bey Decker 1781, groß Quart, Geschichte 60. und Abhandlungen 534 S. 13 Kupfert.

Geschichte.

Ein Nordlicht zu Sinigaglia d. 28. Jun. 1778, vom Hrn. Archidiacon. de Toschi de Fagnano beobachtet, besonders weil es sich im Sommer gezeigt, merkwürdig. Der kleine See Straus bey Strausberg, unweit Berlin, ward den 24. Dec. 1737 ganz roth gefroren, und das Eyß blieb den Winter über roth. Den 20. März 1752 ward er grün, man sieht noch zu Strausberg Breter mit dieser Farbe bestrichen. Den 17. Jan. 1779 fand man in ihm rothe Flecken unter dem Eysse, das Rothe schwamm oben auf dem Wasser, ließ sich aber davon nicht absondern, und färbte das Wasser. Eine Flasche solches Wassers ward an die Akademie übersandt. Hr. Achard hat es untersucht, und findet, daß die Farbe nicht von einem mineralischen Wesen herrühren müsse, sondern aus dem Pflanzenreiche; das Wasser enthalte keine erdichte Mittelsalze, noch solche, in denen sich Vitriolsäure, oder Meersalzsäure befindet. Ein paar wichtige Briefe Hrn. v. Villoison, desselben Beschäfftigungen mit der griechischen Gelehrsamkeit zu Venedig betreffend. Drey Zirkelquadrirer haben das Jahr die Akade-

mie behelligt. Lobschrift auf Sulzer. Bey Gelegenheit seiner Erziehung, wenn dergleichen in allen Familien wären, so wären es so viel Philanthropinen, und man brauchte keine andern zu stiften. (Eine Bemerkung, die dem Rec. ganz aus seiner Seele genommen war, der ohngefähr auch so eine Erziehung gehabt hat, die angeblichen Mängel der gewöhnlichen Schulen aus eigner Erfahrung nicht kannte, aber sich doch immer gewundert hat, jetzo den Cosmopoliten so viel Vortheile des Unterrichts als neu angekündigt zu sehen, die ihm vor 50 Jahren waren zu Theil geworden.) Das Leben des grossen Mannes zieht hier destomehr an, da Hr. Formey es mit der Theilnehmung eines Freundes erzählt.

Experimentalphysik.

I. Kunkels rothes Glas, ist weiß und durchsichtig, wenn man es aus dem Schmelztiegel nimmt, die rothe Farbe bekömmt es erstlich, nachdem es an der Flamme erhizt worden. Hr. Marggraf hat gesucht, es sogleich aus dem Schmelztiegel roth zu erhalten. Er beschreibt Zubereitung und Gebrauch des Goldkalks, der durch Präcipitation mit Zinn erhalten worden auch der Frittern. Aus ihnen allein, auch mit Beymischung von Eisensafran, hat er Glas bekommen, das sich selbst an der Flamme wenig oder gar nicht roth gefärbt. Aber Zusatz vom Arsenik hat ihm rothes Glas, auch im Tiegel, gegeben. Es ist also Gold durch Arsenik aufgelöst, wovon das Glas seine rothe Farbe bekömmt.

II. Auch Hr. M. beschreibt, wie er aus Kupfererzen das Kupfer durch eine einzige Schmelzung erhalten. Er brauchte Erz vom Kröner zu Freyberg,

welc-

welches Eisentheilchen enthielt, die also mit ins Kupfer gingen. Das Verfahren wäre noch brauchbarer, wo das Erz nicht eisenhaltig ist, oder auch, wo das Eisen im Kupfer nichts schadet. III. Hr. Gerhard, über die Methode, die blaue Farbe aus dem Kobolte zum Gebrauche der Porzellanfabriken zu ziehen. Sie muß zu dieser Absicht sehr rein seyn, also kommt es darauf an, vom Kobolte die fremden Beymischungen, erdigte und metallische abzusondern. Waschen, welches bey den ersten brauchbar ist, reicht für die andern nicht zu. Hr. G. beschreibt, wie er es durch Schmelzen, Auflösung, Präcipitiren u. s. w. bewerkstelligt; findet auch wahrscheinlich, daß der Kobolt seinen Ursprung vom Eisen habe. V. Hr. Achard, neues Mittel, mit wenig entzündbarer Materie eine starke Hitze zu erregen. Luft, auf entzündete Sachen geblasen, verstärkt den Brand, weil sie das Brennbare in sich nimmt, das immer hervorbringt, und wenn es nicht weggeführt würde, eine Atmosphäre um den brennenden Körper bilden würde, die das Hervorbringen von mehr Brennbaren hinderte. Da nun die gewöhnliche Luft selbst immer Brennbares enthält, so wird dephlogisticirte Luft mehr Brennbares einnehmen, folglich den Brand mehr verstärken. Hr. A. trieb aus Blasen dephlogisticirte Luft auf eine Lampenflamme, die einen sehr kleinen Docht hatte, die Flamme bekam eine konische Gestalt, vergrößerte sich, und ward besonders an ihrem Aeußersten glänzend weiß, ein eiserner Drath, ⅛ Zoll im Durchmesser, in ihr Mittel gehalten, schmolz in 8 Secunden zu Tropfen. Man bringe also an einen Blasebalg ein Gefäß mit fließenden Salpeter dergestalt an, daß die Luft durch diesen Salpeter in die Klappe des Blasebalges gehn muß, so

wird sie dephlogistirt, und thut ganz andre Würkung, als wenn sie in ihrem gewöhnlichen Zustande geblasen würde. Hr. A. hat sonst gewiesen, wie man Luft dephlogisticirt, daß man sie nöthigt, durch fließenden Salpeter zu gehn, und lehrt hierdurch, die Luft in Zimmern zu dephlogisticiren, und so gesünder zu machen. VI. Ders. über die Aehnlichkeit zwischen Elektricität und Wärme. Auszug aus einer großen Abhandlung. Wärme und Elektricität werden beyde durch Reiben hervorgebracht. Auf die Einwendung, daß nicht alle Körper durch Reiben elektrisch werden, antwortet Hr. A: Wenn man einen idioelektrischen Körper an einem ableitenden reibt, und der lezte isolirt ist, so giebt er so deutliche Merkmahle der Elektricität als der erste, aber einer entgegengesezten negativen oder positiven, nachdem des ersten seine positiv oder negativ ist, hat sie also nicht mitgetheilt bekommen, sondern durchs Reiben erhalten. Elektricität und Wärme haben ähnliche Würkungen in Ausdehnung der Körper, Beschleunigung der Vegetation, Ausdünstung u. s. w. Auch darinnen stimmen beyde überein, daß eine wie die andre von unterschiednen Körpern verschiedentlich angenommen wird. Beschreibung eines Werkzeugs, dadurch sich sehr genau die Menge der Elektricität messen läßt, die einem elektrisirten Körper in einer gegebenen Zeit durch Berührung eines unelektrischen entzogen worden. VII. Auch Hr. A. über die Veränderungen, welche Erden im Schmelzfeuer widerfahren, wenn man sie mit metallischen Kalken versezt. Potts Lithogeognosie betrift eben den Gegenstand; aber zu Potts Zeiten sah man noch Thon, Kalk, Gyps u. s. w. als reine Erden an, und die Magnesia des englischen Salzes war unbekannt.

Sonst

Geist glaubt Hr. A. habe es Potten nicht an Genauigkeit gefehlt. In gegenwärtiger Abhandlung werden Versuche mit glasartiger Erde, Kalkerde, Erde von Bittersalz und Alaunerde erzählt. Die erste hat diesen Nahmen sehr mit Unrecht bekommen, alle Erden geben Glas, wo nicht mit Alkali, doch mit andern Salzen, Borax, Sedativsalze u. d. g. Das ist ihr eigen, daß sie von Säuren nicht aufgelöst wird. Die Chymisten brauchen weißen Sand dafür, in den Gedanken, er sey von Metalltheilchen rein. Hr. A. hat in weißem Sande von Freyenwalde, den man für sehr rein ansieht, mehr als ein Drittheil Alaunerde und Kalkerde gefunden, und beschreibt, durch was für Arbeiten er sie abgesondert, den Sand rein zu erhalten, auch wie er die übrigen drey Erden, von denen er jezo handelt, rein bekommen. Diese hat er nun mit metallischen Kalken versezt in unterschiednen Verhältnissen, und stellt die zahlreichen Versuche mit jedes Erfolge in vier Tafeln nach der Zahl der Erden dar. Z. E. Glaserde und Eisenkalk, gleiche Theile, gaben eine Schlakke, auf der Oberfläche Bleyfarben, auf dem Bruche schwarz und glatt, sie gab Funken am Stahle. Die meisten Mischungen, besonders die, welche zum Schmelzen starke Hitze erforderten, sind in die heisseste Stelle eines Ofens, wo Porzellan gemacht ward, gesezt worden, und haben da so lange gestanden als das Porzellan, also viel mehr Hitze gelitten als die gewöhnlichen Windöfen geben. VIII. Ders. über die Verglasung der Pflanzenerde und Thiererde, wenn sie in unterschiednen Verhältnissen mit metallischen Kalken versezt wird. Die Versuche, eben wie vorige in Tafeln erzählt. Diese Erden, wie Hr. A. sie von Salzen gereinigt hatte, einzeln dem heftigsten

Feuer ausgesezt, zeigen nicht den geringsten Grad des Schmelzens. Wallerius hatte sie nur durch Abwaschen reinigen wollen, und so waren ohne Zweifel Salze daben geblieben, vermöge deren sie sich verglasen. Nach diesen Versuchen, mit denen der vorigen Abhandlung verglichen, findet Hr. A. sehr viel Aehnlichkeit zwischen Pflanzenerde und Kalkerde; aber Thiererde von beyden gänzlich unterschieden. IX. Ders. über die Veränderungen, welche die Flußspatherde beym Schmelzen, einfachen Erden, Metallen, metallischen Kalken und Salzen verursacht. X. Ders. vom Verhalten des Sedlizersalzes mit Metallen, Erden und metallischen Kalken versezt. XI. Ders. über die Veränderungen, welche metallische Kalke, einzeln, paarweise, oder drey und drey verbunden im Feuer leiden. XII. Auszug aus Hrn. Beguelin Witterungsbeobachtungen 1773.

Mathematik.

I. Hrn. de la Grange, analytische Untersuchungen, die zur Theorie der besondern Integralen gehören. Hr. d. l. G. hat die Lehre dieser Integrale (integrales particulieres,) in den Memoires für 1774, 179 u. f. S. vortreflich entwickelt. Hier zeigt er Anwendungen davon, besonders bey krummen Linien. Wenn die krumme Linie, die abgewickelt wird, gegeben ist, so hat man für die, welche aus der Abwickelung entsteht, eine Differentialgleichung vom zweyten Grade. Bey der doppelten Integration, die man so vornimmt, werden also zwo beständige Größen hinzugesezt. Gleichwohl findet nur eine einzige willkührliche beständige Größe statt, wenn man aus der krummen Linie, die abgewickelt

wickelt wird, die bestimmt, welche aus der Abwicke-
lung entsteht: diese beständige Größe kömmt auf die
Stelle an, wo man die Abwickelung anfängt. Eine
ähnliche Schwierigkeit findet sich bey den Radlinien.
Hrn. d. l. G. Betrachtungen darüber, über die unter-
schiedenen Ordnungen der Berührungen krummer
Linien, über Flächen, die aus gegebnen Linien zusammen-
gesetzt werden, über die Integrationen von Gleichungen
partialer Differenzen von der ersten Ordnung können
hier nur genannt werden. II. Ders. über die Ver-
zeichnung der Landcharten. Erste Abhandlung. Char-
ten müssen nicht eben perspectivische Abbildungen seyn,
wenn sie nur sonst die Lagen der Oerter einem gewissen
Gesetze gemäß darstellen, wie z. E. Seecharten. Die
stereographische Projection stellt jeden sehr kleinen Theil
der Erdfläche durch eine ähnliche Figur vor, und
die Meridiane und Parallele durch Kreise. Diese
beyden Bedingungen bey der Charte eines Sphäro-
ids zu erfüllen, so daß die Weite zwischen ein paar
Puncten auf dem Sphäroid, und ihren Vorstellun-
gen auf der Charte ein gegebnes Verhältniß haben,
ist die allgemeine Aufgabe hier aufgelöst. III. Die
zweyte Abhandlung zeigt die Anwendung der gefun-
denen Formeln. IV. Hr. Joh. Bernoulli versucht
ein neues Verfahren, die Verminderung der Schie-
fe der Ekliptik durch den Polarstern zu bestimmen.
Hr. B. ist bey seinen vorigen Untersuchungen über
den Polarstern auf diesen Gedanken gebracht worden,
weil sich desselben Rectascension bey einer geringen
Aenderung der Schiefe der Ekliptik so stark ändert,
die Breite aber wegen des Rückgehens der Nacht-
gleichen sich ohngefähr in der Verhältniß, wie die
Schiefe der Ekliptik, oder etwas mehr, ändert.
Hätte man also etwas alte Beobachtungen von die-

fern Sterne, so ließe sich durch ihre Vergleichung mit neuen die Aenderung der Schiefe der Ekliptik bestimmen. Hr. B. hat dazu Beobachtungen aus der lezten Hälfte des vorigen Jahrhunderts aufgesucht, gesteht aber, daß sie nicht so vollkommen sind als er wünschte, und theilt den Gebrauch, den er davon gemacht hat, nur mit, um allerley Bemerkungen, die dadurch veranlaßt werden, anzubringen. V. In einer zweyten Abhandlung sezt Hr. B. diese Untersuchungen fort, und findet für die jezige Secularverminderung der Schiefe der Ekliptik 56,6 Secunden, bis auf eine Secunde, wie sie Hr. de la Grange aus der Theorie berechnet hat. Diese Uebereinstimmung könnte wohl zufällig seyn, indessen stellt Hr. B. aufrichtig und vollständig dar, wie er auf seine Zahl gekommen ist. Hr. de la Lande hielt 1780 diese Secularverminderung nicht größer als 35 Sec. und Hr. le Monnier findet die lezten 30 Jahre gar keine. VI. VII. Zwo Abhandlungen vom seeligen Lambert, darinnen die Fehler der Halleyischen Tafel für Jupiter und Saturn aus beobachteten Aberrationen bestimmt werden. L. hat die Resultate davon in den Berliner Ephemeriden und Sammlungen bekannt gemacht. Wie er auf solche gekommen, zeigen diese wichtigen Aufsätze, deren Bekanntmachung man Hrn. Bernoulli zu danken hat. VIII. Hr. v. Castillon beschreibt Hrn. Pierre Frederic Catel Kunstwerk einer Erdkugel, welche sich innerhalb 24 Stunden um ihre Axe dreht, einen Weiser innerhalb eines Jahres um den Horizont führt, auch die Aenderungen der Abweichung der Sonne darstellt. Hr. Catel, der sonst Beysitzer der französischen Justiz zu Berlin war, diese Stelle aber niedergelegt hat, und sich mit der Handlung beschäftigte, treibt zu seinem Vergnügen

die

die Uhrmacherkunst. Der sinnreiche Mechanismus wird hier von Hrn. v. Castillon deutlich erklärt.

Philosophie.

I. Hrn. Beguelin zweyte Abhandlung über die Einheiten der Natur. Aus seiner Vorstellung von diesen Einheiten, sucht er einige neue Fragen zu beantworten oder zu erläutern, die er mit den vorhin vorgetragnen fortzählt. Den Anfang macht die zwölfte: kömmt die Perception, den Einheiten der Natur vermöge ihrer Organisation zu, oder rühret sie wo anders her? unsere Vorstellungen, die sich auf die Sinne gründen, zeigen uns freylich nur Maschinen, bey denen Kraft muß angewandt werden, wenn sie wirken sollen, die Natur der Kraft kennen wir nur aus der Wirkung. So sondern wir die Kraft, die wir nicht kennen, von der Organisation ab, die wir kennen, und sind geneigt zu entscheiden, wenn ein organisches Wesen Perceptionen fähig sey, so müsse zu ihm eine Kraft kommen, erst nachdem die Organisation vollendet ist. Aber weil wir nicht genug Einsicht haben, in einer Maschine, die durch den unendlichen Verstand ist organisirt worden, einen Theil der Wirkungen zu begreifen, die wir wahrnehmen: sind wir berechtigt, zu schließen, daß dieser Theil nicht von der Organisation, sondern von einer unbekannten Kraft herrührt, ohne sagen zu können, was diese Kraft ist, noch wie sie sich verhält, die Wirkungen hervorzubringen, die wir ihr zuschreiben? Ausdehnung, Undurchdringlichkeit, Bewegung enthalten freylich keinen zureichenden Grund einer Perception, noch weniger einer Empfindung, aber ist eine organisirte Maschine nichts mehr als Ausdehnung und

und Trägheit? Entstehn ihre unterschiedenen Wirkungen von den allgemeinen Eigenschaften der Materie, oder nicht vielmehr von dem eignen Wesen der Maschine, das in ihrem besondern Baue und der Verbindung der erforderlichen Theile besteht. Also, wenn die Rede von den ursprünglichen Automaten ist, welche die unendliche Weisheit gedacht, und ihr Wille zur Wirklichkeit gebracht hat, können wir da entscheiden, daß die Kraft zu percipiren und selbst zu empfinden, nicht in ihrem Wesen enthalten sey? (Wenn man Wörter in den bestimmten Bedeutungen, die ihnen ihre Definitionen geben, braucht, so läßt sich doch nicht sagen, daß aus blossen Gestalten und Verbindungen von Theilen, aus blosser Organisation, Wirkung begreiflich sey, aber etwas Wirksames kan organisirt seyn, und da liegt der Grund der Wirkung nie in der Organisation, sondern in der Kraft, deren Ausübung durch die Organisation bestimmt wird: Man denke an eine Uhrfeder und an einen Streifen Bley, der eben so gewunden wäre. Also: ein organisirtes Ding habe irgend eine Kraft, weil es organisch ist, das heißt: blosse Gestalten, Lagen und Verbindungen der Theile haben Wirkungen. Daß dieses nicht seyn kann, ist von jeder Maschine deutlich, sie sey von einem Müller gebaut, oder vom unendlichen Wesen. Hat dieses Wesen Automaten gemacht, die percipiren, so rührt die Perception doch nicht von ihrer blossen Organisation her, sondern von Kraft, die in dem Organisirten war). Um zu behaupten oder zu verneinen, daß die vollkommenste Maschine in ihrer Art, und das wäre ohne Zweifel eine, welche der Unendliche gemacht hat, vermöge ihres Wesens Perceptionen von dem habe, was auf sie wirkt, müßte man deutlich wissen, worinn Perception

besteht

besteht. Ist sie nach Leibnitzen: Vorstellung des Zusammengesezten im Einfachen, so ist freylich klar, daß eine Maschine, so vollkommen sie auch organisirt wäre, durch ihre eigne Natur die Gabe zu percipiren nicht haben könnte, aber Leibnitzens Erklärung ist kein Lehrsaz. Käme es auf eine Erklärung an, so hätte man eben so viel Recht zu sagen: Perception sey Vorstellung des Zusammengesezten in einem primitiven Automate. Man begriffe wenigstens, wie Wirkung des Zusammengesezten auf Theile der Maschine nach mechanischen Gesetzen Veränderung in allen andern Theilen hervorbrächte, daraus durch die gegenseitige Wirkungen der Theile in einander ein gemeinschaftlicher Mittelpunkt der Kraft entstünde, und ein Bestreben zu einer neuen Aenderung des gänzlichen Zustandes des Automats. Dürfte man nachgehends annehmen, die Vereinigung der besondern Effecte aller Theile der äußern Wesen, die zugleich auf das Automat würken, in Beziehung auf den Mittelpunkt von Thätigkeit und Leiden des Automats sey ein Eindruck, demjenigen ähnlich, den man durch Perception andeutet, und das Bestreben zu Gegenwirkung, welches daraus entsteht, sey dem ähnlich, was man durch Begierde (Appetit) andeutet: so ließe sich daraus schließen, daß die Einheiten der Natur wesentlich die Kraft haben, Perceptionen der äußern Gegenstände anzunehmen, und diesem gemäß sich zu Aenderungen ihres wirklichen Zustandes zu bestimmen, durch Gegenwirkung auf das Innere ihrer eighen Theile, also auf sich selbst, oder durch äußre Wirkungen auf die Gegenstände um sie. (Also wäre doch Perception, im Automate, nur in Beziehung auf den Mittelpunkt von Thätigkeit und Leiden, auf etwas Untheilbares, wenn das Wort Mittelpunkt in

der gewöhnlichen Bedeutung genommen wird. Perception entstünde nur in so fern aus Organisation, in so fern Organisation Wirkungen auf die unterschiedenen Theile der Maschinen, in einem Puncte vereinigt. Wäre das so gar weit von Leibnitzens Erklärung unterschieden? Wäre es nicht einer gewöhnlichen Vorstellung sehr ähnlich, daß Wirkungen auf einen thierischen Körper sich in der Seele vereinigen? Da sezt man doch die Perception eigentlich in die Seele, nicht in den Körper. Das Automat hätte also seiner Organisation wegen nicht selbst Perception, sondern es erregte solche in dem Mittelpuncte der Thätigkeit und des Leidens. Wenn ein Stein fällt, wie sich die Wirkungen der Schwere in seinem Schwerpuncte vereinigen, und wenn sich im Steine Perception denken läßt, so hätte doch gewiß allein dieser Schwerpunct Perception von allen Wirkungen der Schwere auf den Stein; und so kömmt man immer dahin: Perception sey allemahl in einem einigen Dinge. Nun möchte doch wohl alles Einige, auch einfach oder untheilbar seyn, obgleich nicht alles Untheilbare eine Leibnitzische Monade ist.) Diese Bemerkungen haben nur die Absicht, zu versuchen, ob sich mit der Leibnitzischen eine Vorstellung vergleichen liesse, über die Hr. B. selbst nichts entscheidet. Es ist besser, sagt er, unsre Unwissenheit über den Ursprung von Perceptionen und Begierden zu gestehen, als Systeme zu bauen, die im Grunde nie den Uebergang vom Eindrucke auf Empfindungen und von Empfindung auf Gegenwirkung erklären. 13. Frage: Sind die Einheiten der Natur alle homogen, oder worin besteht ihr individueller Unterschied? Hr. B. glaubt, die Betrachtung der Welt reiche zu, zu beweisen, daß wenigstens der meiste Theil dieser ersten

sten Elemente ungemein unterschieden sind, welche Verschiedenheit von der Maschine, die am wenigsten organisirt ist, stufenweise zu der steigt, welche die vollkommenste Organisation hat. 14. Fr. Haben alle Einheiten der Natur zu aller Zeit, einerley Perceptionen? 15. Fr. Der stets veränderte Zustand der Einheiten der Natur, bringt er neue Vollkommenheiten hinein, oder sind die Aenderungen, die sie leiden, gleichgültig?... Es folgen noch mehr solche Fragen bis auf die 22ste: Was der Zustand einer Seele nach Zerstörung des Körpers ist, den sie beseelte? Mit sehr viel Vergnügen würde der Rec. von diesen Fragen und ihren Beantwortungen ausführlich reden, wenn er für Leser schriebe, die sich eigentlich mit Untersuchung der höhern speculativen Schrift unterhalten wollten. Für eine allgemeine deutsche Bibliothek aber befürchtet er, von dem Gefallen, das er an solchen Betrachtungen findet, schon zu weit verleitet zu seyn. II. Herrn Merian siebente Abhandlung über Molyneux Aufgabe. Hrn. v. Condillac Gedanken. III. Hr. v. Beausobre über den Enthusiasmus: Der, des Propheten, des Dichters, des Redners, ist vorübergehend, bleibend ist der Zustand des Geistes, der auf deutliche Wahrnehmung von Schönheit, Vollkommenheit, Nutzen, einen hohen Werth sezt, bey solchen Vorzügen, die mit den Vergnügungen der Sinne nichts gemein haben, ein lebhaftes Verlangen empfindet, andre zu veranlassen, daß sie diesen Werth auch erkennen, und sich dieselben so sehr zuzueignen sucht, als die Natur des Gegenstandes leidet. Die Wirkung dieser Begeisterung ist allerdings von derjenigen sehr unterschieden, die des Redners und Dichters seine hervorbringt. Man kann diese Begeisterung die vernünftige nennen, sie

unter-

der gewöhnlichen Bedeutung genommen wird. Perception entstünde nur in so fern aus Organisation, in so fern Organisation Wirkungen auf die unterschiedenen Theile der Maschinen, in einem Puncte vereinigt. Wäre das so gar weit von Leibnitzens Erklärung unterschieden? Wäre es nicht einer gewöhnlichen Vorstellung sehr ähnlich, daß Wirkungen auf einen thierischen Körper sich in der Seele vereinigen? Da sezt man doch die Perception eigentlich in die Seele, nicht in den Körper. Das Automat hätte also seiner Organisation wegen nicht selbst Perception, sondern es erregte solche in dem Mittelpuncte der Thätigkeit und des Leidens. Wenn ein Stein fällt, wie sich die Wirkungen der Schwere in seinem Schwerpuncte vereinigen, und wenn sich im Steine Perception denken läßt, so hätte doch gewiß allein dieser Schwerpunct Perception von allen Wirkungen der Schwere auf den Stein; und so kömmt man immer dahin: Perception sey allemahl in einem einigen Dinge. Nun möchte doch wohl alles Einige, auch einfach oder untheilbar seyn, obgleich nicht alles Untheilbare eine Leibnitzische Monade ist.) Diese Bemerkungen haben nur die Absicht, zu versuchen, ob sich mit der Leibnitzischen eine Vorstellung vergleichen ließe, über die Hr. B. selbst nichts entscheidet. Es ist besser, sagt er, unsre Unwissenheit über den Ursprung von Perceptionen und Begierden zu gestehen, als Systeme zu bauen, die im Grunde nie den Uebergang vom Eindrucke auf Empfindungen und von Empfindung auf Gegenwirkung erklären. 13. Frage: Sind die Einheiten der Natur alle homogen, oder worin besteht ihr individueller Unterschied? Hr. B. glaubt, die Betrachtung der Welt reiche zu, zu beweisen, daß wenigstens der meiste Theil dieser ersten

sten

sten Elemente ungemein unterschieden sind, welche Verschiedenheit von der Maschine, die am wenigsten organisirt ist, stufenweise zu der steigt, welche die vollkommenste Organisation hat. 14. Fr. Haben alle Einheiten der Natur zu aller Zeit, einerley Perceptionen? 15. Fr. Der stets veränderte Zustand der Einheiten der Natur, bringt er neue Vollkommenheiten hinein, oder sind die Aenderungen, die sie leiden, gleichgültig?... Es folgen noch mehr solche Fragen bis auf die 22ste: Was der Zustand einer Seele nach Zerstörung des Körpers ist, den sie beseelte? Mit sehr viel Vergnügen würde der Rec. von diesen Fragen und ihren Beantwortungen ausführlich reden, wenn er für Leser schriebe, die sich eigentlich mit Untersuchung der höhern speculativen Schrift unterhalten wollten. Für eine allgemeine deutsche Bibliothek aber befürchtet er, von dem Gefallen, das er an solchen Betrachtungen findet, schon zu weit verleitet zu seyn. II. Herrn Merian siebente Abhandlung über Molyneux Aufgabe. Hrn. v. Condillac Gedanken. III. Hr. v. Beausobre über den Enthusiasmus: Der, des Propheten, des Dichters, des Redners, ist vorübergehend, bleibend ist der Zustand des Geistes, der auf deutliche Wahrnehmung von Schönheit, Vollkommenheit, Nutzen, einen hohen Werth sezt, bey solchen Vorzügen, die mit den Vergnügungen der Sinne nichts gemein haben, ein lebhaftes Verlangen empfindet, andre zu veranlassen, daß sie, diesen Werth auch erkennen, und sich dieselben so sehr zuzueignen sucht, als die Natur des Gegenstandes leidet. Die Wirkung dieser Begeisterung ist allerdings von derjenigen sehr unterschieden, die des Redners und Dichters seine hervorbringt. Man kann diese Begeisterung die vernünftige nennen, sie

unterstützet uns bey Ausübung unsrer schwersten Pflichten, bey Vollendung der wichtigsten Entdeckungen. III. Ueber des Sokrates Lehrart Hr. v. Castillon. Sokrates habe andre Wissenschaften auch gekannt, sonst hätte ihn Aristophanes durch physische und mathematische Untersuchungen nicht lächerlich gemacht. (Freylich durch Caricaturen davon, die aber doch allerdings keine Würkung gehabt hätten, wenn Sokrates von andern, als moralischen Dingen, gar nicht geredet hätte.) Eigentlich tadelte also Sokrates das Uebertriebne in andern Wissenschaften, Spitzfindigkeiten, die von nützlichen Geschäften abhielten. Von der Physik seiner Zeiten wenig zu halten, war er wohl vollkommen berechtigt. Auch waren die damaligen Lehren so zweifelhaft oder gar falsch, daß Sokrates von ihnen wohl mit Recht sagen konnte: Er wisse nur, daß er nichts wisse.

Schöne Wissenschaften.

I. Hr. v. Herzberg Abhandlung von den Ursachen der Superiorität der Deutschen über die Römer, mit Proben, daß die Nationen, welche das römische Reich zerstört, und die vornehmsten Monarchien Europens gestiftet und bevölkert haben, hauptsächlich aus der jetzigen preussischen Monarchie gekommen sind. Diese vortrefliche Abhandlung ist schon bekannt. Hrn. Archivar Dohms Vorrede vor seiner deutschen Uebersetzung wird hier französisch geliefert. II. Eben des Hrn. v. Herzberg Anecdoten, Friedrich Wilhelms des Großen Regierung, besonders was er auf der See gethan, betreffend. Der große Churfürst sezte sich bey dem großen Ludwig mit einer Armee von 20000 Mann in Respect, und er-

erwarb sich des Königs persönliche Achtung und Freundschaft. Unter Ludwigs Bildsäule sollte ein Basrelief kommen, wo zwey Männer, die Ludwig demüthig eine Rolle Papier überreichten, den König von Dänemark und den Churfürsten vorstellen sollten, wie sie um den Frieden zu St. Germain anhielten. Der Churfürst ließ durch den Baron v. Spanheim mit Repressalien drohen, und verlangte das Basrelief wegzunehmen. Sp. meldete, das sey geschehn, die französischen Minister hätten ihm alle Arten von Entschuldigung gemacht, und dem Basrelief eine ganz andre Auslegung gegeben. Der Churfürst miethete 1676 von einem Holländer Raulé drey Fregatten von 20 Canonen und 10 andre noch schwächere Schiffe. Diese Flottille kreuzte den ganzen Sommer im Belt, beschränkte der Schweden Schiffart, nahm ihnen eine gute Anzahl Kauffarthenschiffe weg, und selbst eine Fregatte von 22 Canonen. Vergrößerung und fernere Verrichtungen dieser Seemacht. Daß der Churfürst den Schweden Stettin und Stralsund wieder geben mußte, störte seine Absichten auf Handel und Schiffarth sehr; er suchte sich aber doch des Friedens zu bedienen, den Handel in seinen Staaten blühend zu machen, und durch seine kleine Seemacht sowohl Handel übers Meer zu treiben, als Anforderungen, die er wegen Subsidien an Spanien hatte, geltend zu machen. Er ließ den Spaniern ein Schif wegnehmen; der spanische Hof ward böse, und trug dem Gouverneur der Niederlande, Herzog de Villa Hermosa, auf, die Staaten des Marquis v. Brandenburg, besonders das Herzogthum Cleve zu erobern. Der klügre Herzog machte dem Hofe begreiflich: das ließe sich mit einem solchen Marquis nicht thun, gegen den er

Mühe haben würde, die spanischen Niederlande zu vertheidigen. Nun rächte sich der Hof, durch eine Schrift voll Anzüglichkeiten gegen des Churfürsten Person. Dieser suchte den Spaniern durch seine Flotille Schaden zu thun, obgleich nicht mit sehr glücklichem Erfolge. Sie kreuzte beym Cap. St. Vincent, da die Flotille von Havana zu erwarten, welches den spanischen Hof nöthigte, 12 Gallionen ins Meer zu senden. Die beyden Escadern begegneten einander bald, und die Brandenburgische hielt das Gefecht ohne besondern Nachtheil aus; endlich konnte sie so großer Uebermacht nicht widerstehen, und begab sich in den portugiesischen Hafen Lagos, von dar sie nach Pillau zurück kehrte. Madame d'Aunoi, welche sich damals zu Madrit befand, erzählt in ihren Memoiren, was für Lärmen am Hofe die Erscheinung einer so wenig bekannten Brandenburgischen Flotte gemacht habe. Sorgfalt des Churfürsten für den Seehandel. Seine Acquisitionen in Afrika, die nicht so gar viel Vortheil brachten, und von König Friedrich Wilhelm den Holländern 1720 um was geringes vertauscht wurden. Hr. v. H. hat diese Geschichte aus Urkunden in einem Werke umständlicher ausgeführt, das vielleicht einmahl in den Abhandlungen der Akademie erscheint. III. IV. Hr. Weguelin, über die psychologische Kunst des Tacitus, seine lichtvolle Bemerkungen, so voll Präcision und Wahrheit. V. Hrn. Bitaubé dritte und lezte Abhandlung über den Nationalgeschmack, in Absicht auf die Uebersetzung. Obgleich die Hebräer einen Theil ihrer Kenntnisse den Aegyptern schuldig waren, und die Griechen den Morgenländern, so wurden doch die ersten durch ihre Einrichtungen von andern Völkern abgesondert,

und die leztern fanden keine glücklichen Vorbilder bey den Morgenländern. Zuerst erscheint die Uebersezzung bey den Römern mit einigem Glanze. Von den Uebersetzen nach Wiederherstellung der Gelehrsamkeit und den neuern, besonders französischen. VI. VII. VIII. Hr. v. Francheville über den bisher unbekannten Ursprung der Einwohner des deutschen Theils vom Canton Bern. Wie unwahrscheinlich die Abbildung des Nahmens von einem Bäre sey. Die Berner sind aus den Varnis geworden, die der burgundische Annalist Fredegar gegen das Ende des 6ten Jahrhunderts erwähnt im 15. Cap. seiner Chronik. Sie haben sich nach seinem Berichte gegen Childeberten empört, und sind von ihm so geschlagen worden, daß wenig von ihnen überblieben ist. Die Aenderung von V und a in B und e sind dem Gebrauche sehr gemäß. Die neuern französischen Geschichtschreiber, Mezerai, P. Daniel und Henault, haben von dieser Stelle nicht gehörigen Gebrauch gemacht, und geben unrichtige Vorstellungen von den Varnen. Hr. v. Fr. sucht zu bestätigen, daß die, welcher Empörung Childebert gedämpft hat, im jezigen Canton Bern gewohnt haben, und giebt die Geschichte dieses Volks, wobey er aus Lindenbrogs Codex legum antiquarum, die: Legem Angliorum et Werinorum als eins der kostbarsten Denkmahle der Geschichte der Varnen mittheilt, wie auch ein paar Briefe König Dietrichs von Italien, an Könige, unter denen Rex Guarnorum und Rex Vuarnorum vorkömmt. Cassiodor hat diese Briefe aufbehalten. Hr. v. Fr. erläutert alle diese Nachrichten mit Anmerkungen, und bringt zulezt bey, was Procopius und Agathias von den Varnen haben. Der lezte meldet, daß Varnen in

Justinians I. Kriegsdiensten gewesen. Hr. v. Fr. erkennt in ihnen Helvetier, und solche, die nachdem Berner heissen. Noch führt er aus des Hrn. von St. Marthe christlichen Gallien an, das Bißthum zu Costniz sey dahin von Windisch oder Vindonissa gebracht worden, einer Stadt in Canton Bern, die Childebert II. um 594 zerstört habe, die Empörung der Barnen, einer allemannischen Nation, zu bestrafen: welches offenbar nur auf ein deutsches Volk des Canton Bern paßt. Den gelehrten Bernern überläßt Hr. v. Fr. aus ihren Archiven, diese Untersuchungen weiter zu treiben.

Lh.

II.

Christian Wernikens Ueberschriften. Nebst *Opitzens*, *Tscherninge*, *Andreas Gryphius* und *Adam Olearius* epigrammatischen Gedichten. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1780. 1 Alph. 6½ Bogen in Oktav.

Vorzüglich vor allen unsern ältern Epigrammatisten, eben so sehr, und in mancher Absicht noch mehr, als v. Logau, verdiente Wernike solch einen Herausgeber, wie er hier in Hrn. Prof. Ramler gefunden hat, und in keinem einen bessern finden konnte; einen Herausgeber, der ihm durch Ertheilung grösserer Korrektheit, und durch Aussonderung der wenigen mittelmäßigen Stücke, von den weit

zahl-

zahlreichern gütern, größte Vollkommenheit gab, und ihn dadurch unsern Zeitgenossen eben so beliebt zu machen suchte, als er es dem vertrauten Kenner deutscher Poesie, seines großen innern Werths wegen, längst gewesen seyn muß. Denn, wie ihn Hagedorn sehr richtig charakterisirt:

Wer hat nachdenklicher den scharfen Witz erreicht,
Und früher aufgehört durch Wortspiel uns zu äffen?
An Sprach' und Wohllaut ist er leicht,
An Geist sehr schwer zu übertreffen.

Hr. Ramler hat nun auf die glücklichste Art diese Fehler wider die Sprache zu tilgen, und die, wider den Wohllaut zu vermindern gewußt. Seine Aendrungen sind aber, wie er sich selbst darüber im Vorbericht erklärt, nicht so weit gegangen, daß Wernikens Gedichte gewissermaßen die Gedichte seines Herausgebers geworden wären; er ist noch immer geblieben, was er war, ein Poet, der mehr wegen seiner Gedanken, als des Wohlklanges wegen, geschätzt werden muß.

Man kennt schon aus so vielen Proben, aus Hrn. Ramlers theoretischen Arbeiten, aus den sorgfältigen, wiederholten Besserungen seiner eignen Gedichte, aus seinen Aendrungen der Lichtwerschen Fabeln, und der meisten Stücke seiner lyrischen Blumenlese, seine genaue, bedachtvolle, feine Kritik in der Prüfung dichtrischer Werke, und den meistens glücklichen Erfolg seiner Verbesserungen. Beyde sind auch hier überall sichtbar; und wir haben zwischen dieser und der vorigen Ausgabe von Wernikens Ueberschriften eine durchgängige Vergleichung angestellt, die uns davon aufs neue überzeugt, zugleich aber auch einige kritische Zweifel und Erinner-

ungen veranlaßt hat, die wir hier ohne Rückhalt mittheilen wollen.

Gleich in dem ersten Sinngedichte des ersten Buchs gefällt uns Wernikens Schluß besser, worinn er der Ueberschrift, d. i. dem Epigramm, die Aufmerksamkeit des Lesers verspricht:

Wenn Thränen sie allein den Lachenden auspreßt,
Und dem, ders nöthig hat, zur Ader kitzelnd läßt.

Hr. Ramler sagt dafür:

Vor Lachen nur uns Thränen aus den Augen preßt,
Und kitzelnd einem, ders bedarf, zur Ader läßt.

Der Ausdruck beyder Verse dünckt uns matter, und der erste durch die verspätete Cäsur weit schleppender geworden zu seyn. — Weit glücklicher ist der Schluß des zweyten Sinngedichts geändert. Die vier Zeilen:

Ich glaub' es ohne sein Vermessen,
Und find' es in der That,
Daß er sich meiner hat
Erinnert, um mich zu vergessen;

sind in folgende zwey zusammengezogen:

Ich glaub' es, ohne sein Vermessen,
Und find', er hat an mich gedacht, mich zu vergessen.

So ist auch das fünfte Epigramm dieses ersten Buchs sehr gut abgekürzt. Dagegen hat das neunte, welches ursprünglich so heißt:

Der Unvergnüglichkeit gehört das Wünschen zu;
Denn wer die Wollust nie erkannt, der lebt in Ruh,
Der höhnt die Eitelkeit verführerischer Gaben;
Nur der sie schon besitzt, wünscht sie noch mehr zu haben,

wohl schwerlich bey folgender Aenderung und Verschränkung der Verse gewonnen:

Der Unvergnügsamkeit gehört das Wünschen, nicht
Der Armuth; wer ein Gut nie kannte, dem gebricht

Es nicht; der höhnt des Glücks verführerische Gaben;
Nur wer es schon geschmeckt, wünscht mehr davon zu
haben.

Hingegen hat der Ausdruck des 29sten Sinngedichts dieses Buchs an Deutlichkeit und Bestimmtheit durch die Aenderung gar sehr gewonnen. — Ungern vermissen wir hier das gleich darauf beym Wernike befindliche Epigramm auf die Schwelgerey:

Ein klarer Brunnen tränkt die Mäßigkeit; die Erde
Giebt ihr gesunde Speis', indem mit viel Beschwerde
Ein Schwelger das Gewürz aus den Molucken nimmt,
Und nach der Schmerl' im Bach, im Meer nach Austern schwimmt.
Sie lösche den Durst; weil ihm, was aus der Rebe quillet,
Und nach der Traube schmeckt, den Durst mehr reizt als stillet.
O der verwöhnte Tropf; ihm schaft verkehrter Weis'
Die Erde seinen Trank, das Wasser seine Speiß.

So verdiente auch, nach dem 32sten, folgendes beybehalten zu werden:

Erforsche, wie die Welt, also auch dein Gemüthe,
Und sey gelehrt und tugendhaft;
Die Güte der Natur zeig' in der Wissenschaft,
Im Wohlthun die Natur der Güte.

Bey N. 42. vermißt man die weggelassenen vier Schlußzeilen nicht.

Im zweyten Buche ist der Schluß des zweyten Sinngedichts über den Pomponius Attikus:

Und, weil Pompejus das, was Cäsar von ihm meynt,
Zugleich zwey große Feind' ihn nannten ihren Freund;

sehr gut so geändert:

Und, weil ihn Cäsar und Pompejus halb nur kannten,
Zwey große Feinde Freund ihn nannten.

S. 34, hätte wohl zum Schluß des neunten Sinngedichts die Anmerkung nicht wegbleiben sollen, wodurch manchem Leser die Pointe erst verständlich wird. — Eine der stärksten Umänderungen ist mit N. 11. dieses Buchs, aber sehr glücklich, vorgenommen; so, wie mit den Schlußzeilen des folgenden, obgleich die letzte:

Wer Gott verläugnend stirbt, bezeugt, es sey ein Gott,

deutlicher und sinnreicher ist, als die Aenderung:

Wer so verläugnend stirbt, verläugnet keinen Gott.

N. 30 ist wieder sehr glücklich verbessert; und N. 32, ist die Schlußzeile:

Er zeigt der blöden Stadt den Edelmann vom Lande.

durch einen satyrischen Zug bereichert worden. — Recht gut, daß N. 37 die beyden Zeilen weggeblieben sind, die einen bloß historischen Umstand enthalten, wodurch der vorhergehende sinnreiche Gedanke wieder geschwächt wird. Auch N. 43:

Pompejus, der einst Land und Meer bezwang,
Fand zwischen Land und Meer hier seinen Untergang;
Es landete der große Mann
Zugleich hier in zwey Hafen an.

ist weit besser ausgedrückt, als das alte:

Schaut, wie Pompejus stirbt, wie er zu Einer Zeit
Halb auf dem Land' und halb im Wasser Schifbruch leid't;
Wie er sein Leben hier mit Schiffahrt endt,
Und wunderbar zugleich in zweyen Hafen ländt.

Im dritten Buche ist doch die zweyte Zeile des ersten Sinngedichts:

Und meine Muse im Zorn bäckt keine Biesamkuchen;

durch

durch die hinzugefügte Ursache bestimmter, als die von Hrn. Ramler dafür gesetzte:

Und meine Muse bäckt euch keine Biesamkuchen.

Auch die beyden folgenden Verse des Originals:

Ich folge der Natur, und schreib' auf ihre Weise:
Für Kinder ist die Milch, für Männer starke Speise.

gefallen uns besser, als die geänderten:

Ich tisch' euch auf, nach alter deutscher Weise
Für starke Männer starke Speise.

N. 15 hat durch das hineingebrachte Gleichniß gewonnen. Auch das letzte Epigramm dieses Buchs ist durch die Aenderung weit fließender geworden. — Die vorletzte Zeile des 24sten Sinngedichts im vierten Buche:

Hoft' auf ein großes Loos, und setzte keinen Deut;

gehört Hrn. Ramler ganz, und ist weit besser, als die ehemalige:

Fast gieng er nackt und bloß, und hoft' ein neues Kleid.

In dem darauf folgenden ist doch wohl Wernikens Ausdruck:

Sind Dünste nur, die Sternen gleich
Vom Himmel in Moräste schießen;

richtiger und besser, als:

— — — sind den Sternen gleich,
Die von dem Himmel in Moräste schießen.

N. 34 dieses Buchs heißt im Wernike:

Die deutsche Wahrheit nimmt Kratinus zwar in Acht,
Pflegt aber doch auf den, der es ihm sagt, zu schmähen;
Der schlaue Fuchs will nur bey Nacht
Das Glück in einer Handleucht' sehen.

Wie weit besser ist Hrn. Ramler's Aenderung:

Die deutsche Wahrheit schreibt Nikander gern,
Doch seinen Namen will er nicht gestehen.

Er will, man soll; wie in der Handlatern,
Das Licht, doch nicht den Träger, sehen.

S. 106, sind doch die beyden Zeilen:

Der nie den rechten Weg erwählt,
Als wann er glaubt, er sey verfehlt;

wohl danckler, und minder treffend, als:

Der nie im rechten Wege stehet,
Als wenn er in der Irre gehet.

Vom Erwählen des rechten Weges kan hier nicht die Rede seyn, da Bembus ganz unvermerkt, durch blinden Zufall, und selbst aus vermeyntem Versehen darauf geräth. — S. 108 behielten wir lieber die alte Leseart:

Schau ich Mirandola, so schwellt
Mein Herz, und zittert, wenn sie spricht.

als die veränderte:

Schau ich Asterien, so schwellt
Die Lust mein Herz; doch ich erzittre, wenn sie spricht.

Glücklicher steht S. 111.

Verstand im Trinkgelag', ist Wasser in dem Wein.

für:

Nach Wasser riecht Verstand, wie Trunkenheit nach Wein.

Die 46ste Ueberschrift des fünften Buchs, worinn vom Toback die Rede ist, den der Landsknecht raucht, und der Höfling schnupft, schließt sich in der ältern Ausgabe:

Doch dünkt mich, jener hat noch mehr, als dieser, Sinn;
Denn dieser bläst ihn aus, und dieser zieht in in.

Hr. R. ändert diese Verse so:

Doch wer ist hier am meisten fein?
Der eine bläst ihn fort, der andre zieht ihn ein.

Aber

Aber von Feinheit war hier wohl nicht die Frage; sondern nur, wer von beyden der Klügste sey. Zudem wäre dann doch wohl der Höfling feiner, der ihn einzieht, und also andern nicht mit dem Tobak so beschwerlich fällt, wie der Soldat, der ihn von sich bläst.

In der ersten Ueberschrift des sechsten Buchs hat Hr. R. die Zeile von dem glücklichen Dichter,

Der in ein Spinngeweb ein Bild der Dichtkunst prägt;

zuerst mit einer der folgenden vertauscht; und dadurch wird im Wesentlichen nichts verändert; aber was er hernach in ihre Stelle sezt:

Der einen feinen Vers aus Spinneweben zieht;

verändert W's Gedanken zu sehr, und dünkt uns auch schwächer zu seyn. — So scheint auch der Anfang der sechsten Ueberschrift dieses Buchs:

Was hilft's, daß ich den Sokrates viel preise?
Was schadet's, daß sein Weib ihn schalt?

ganz was anders sagen zu wollen, als was Hr. R. dafür in die Stelle sezt:

Verdienet Sokrates, daß ich ihn preise?
Verdient' er, daß sein Weib ihn schalt?

Wie sehr verbessert ist dagegen der Schluß der siebenten Ueberschrift:

Wann, Romaris, erreich' ich meiner Wünsche Ziel,
Und habe keinen Sinn für dich, als das Gefühl?

statt des ältern Schlusses, der weit weniger Beziehung auf das Vorhergehende hat, und weit weniger sagt:

Allein sie macht aus mir der Liebe Possenspiel;
Denn sie hat alle Sinn', als nur nicht das Gefühl.

S. 147.

S. 147. büssen wir ungern die bessere Hälfte des Bildes ein, wo W. von einem Prediger sagt; daß er

— aus gerechtem Haß der Juden, ihre Sprach'
Auf seine rauhe Zung' als eine Reckbank leget;

und Hr. R. bloß:

Wenn er vielleicht aus sonderbarem Judenhaß
Die Sprache der Hebräer auf die Reckbank legt.

S. 135. ist das schöne Sinngedicht:

Es ist ein ungemeiner Wahn,
Daß Klugheit man nach Jahren mißt;
Erfahrenheit ohne Klugheit ist
Ein Blinder auf gewohnter Bahn.

so abgeändert:

Es ist ein allgemeiner Wahn,
Daß man nach Jahren Klugheit mißt:
Erfahrung ohne Klugheit ist
Ein Blinder auf gewohnter Bahn.

Vermuthlich besorgte Hr. R. die Mißdeutung des Beyworts ungemein für ungewöhnlich, und sezte daher das völlige Gegentheil, allgemein, an dessen Stelle. Dadurch aber scheint uns die Deutlichkeit des periodischen Zusammenhanges zu verlieren, die weit auffallender ist, wenn gleich Anfangs gesagt wird, Klugheit nach Jahren zu messen, sey ein sehr grosser Irrthum, und nun in den beyden lezten Zeilen der Grund hinzukommt; als wenn es blos für eine allgemein irrige Meinung erklärt, und nun nicht sogleich deutlich wird, daß die beyden lezten Zeilen die Widerlegung davon seyn sollen. So hätten wir auch Erfahrenheit für Erfahrung beybehalten gewünscht; wir dürfen den Unterschied von beyden, der eigentlich eben so groß ist, wie zwischen Entschlossenheit und Entschliessung, einem Sprachkenner, wie Hr. R. ist, nicht erst bemerklich machen,

ob

ob wir gleich zugeben, daß Erfahrung bey uns, denen Erfahrenheit ungebräuchlich ist, gleichfalls schon den Nebenbegrif der Eigenschaft oder Fertigkeit erhalten habe.

S. 178. dünken uns doch Wernikens Verse:

Ein jedes Wort klopft in dem Herzen;
Im Munde hörst du nur desselben Wiederschall.

poetischer und nachdruckvoller zu seyn, als die in ihre Stelle gesezten:

Der Wahrheit Stimme erschallt in meines Herzens Grunde;
Den Wiederhall davon hörst du aus meinem Munde.

Auch folgendes Epigramm dieses siebenten Buchs:

Die Sonn' heißt die, der Mond heißt der
In unser Sprach', und kommt daher:
Weil meist die Fraun, wie die, gemein,
Wie der, gehörnt wir Männer seyn.

ist durch folgende Ramlerische Veränderung dem Ausdrucke nach zwar etwas deutlicher, aber auch schleppender, und minder körnicht geworden:

Die Sonn' in unsrer Sprach' heißt die, der Mond heißt der;
Weißt du, Kornut, sprach Lepidus, woher?
Die Frauen pflegen so gemein,
Wie die, die Männer so gehörnt, wie der, zu seyn.

Wie viel hat dagegen folgendes: S. 186.

Wer gar zu sorgsam ist, vermehrt sein Herzeleid,
Und fühlt sein Unglück vor der Zeit;
Man schaft vor jeder Möglichkeit
Sich doch unmöglich Sicherheit.

vor dem ältern voraus;

Wer gar zu sorghaft ist, der mehrt sein Ungemach,
Und fühlet vor der Zeit des strengen Schicksals Wüten;
Vergebne Furchtsamkeit! Es ist vor jeder Sach,
Die möglich zu geschehn, unmöglich sich zu hüten.

S. 219.

S. 219. No. 21. hatte Hr. R. vermuthlich bey Aenderung der vierten Zeile in:

Ernährst, dir zur Verdammniß, allgemeinem Neid,

die Zürcher Ausgabe vor sich, worin so steht:

Du machst dich zum Gericht aus allgemeinen Neid;

Gericht ist hier aber ein Druckfehler, und muß Geripp heißen, wie man aus Vergleichung der alten Ausgabe von 1701 sieht.

S. 219. finden wir abermals eine glückliche Veränderung der Grabschrift eines Boten. Sie hies sonst:

Hier liegt ein guter Bot' und schlimmer Christ getödt,
Der nie den Sinn, und oft verändert sein Gehege.
Er war voll schlimmer Tück'; ihm waren alle Wege,
Nur dieser nicht bekannt, der nach dem Himmel geht.

Hr. R. hat sie so verkürzt und verbessert:

Ein schlimmer Christ und guter Bote fand
Allhier sein Grab; ihm war durch's ganze Land,
Ein jeder Weg, nur nicht der Himmelsweg, bekannt.

Das einzige möchten wir dabey erinnern, daß im Original der Ausdruck: alle Wege, deswegen besser ist, als in der Aenderung: ein jeder Weg durch's ganze Land; weil von jenen die Ausnahme des Himmelsweges richtiger zutrift, und es leicht scheinen könnte, auch hier sollte das nur nicht eine Ausnahme, nicht einen Gegensatz machen. — Bey N. 28. dieses achten Buchs sind die ehemaligen vier Schlußzeilen weggelassen, die wir doch für die Leser hersetzen wollen, welche die ältern Ausgaben nicht zur Hand haben:

Erfahrenheit macht mich gelehret,
Und ich halt' itzt in mindrer Acht
Die Liebe, die die Welt vermehret,
Als die, die Menschen glücklich macht.

Im

Im neunten Buche hat das achtzehnte Sinngedicht bey der Aenderung sehr gewonnen. Sonst hieß es:

Unachtsamkeit, die ists, die unser Schicksal macht,
Und von der Sicherheit kommt alles Unglück her.
Verachtet fallen uns die kleinsten Feinde schwer;
Die größten nutzen mir, nehm' ich sie nur in acht.

izt heißt es:

Durch Achtsamkeit blüht unser Glück am besten;
Nur von der Sicherheit kommt Unglück her.
Verachtet fallen uns die kleinsten Feinde schwer;
Beachtet nützen uns die größten.

vielleicht hätte S. 263. folgende Ueberschrift der ältern Ausgaben noch eine Stelle verdient:

Auf den ausgepuzten Raldus.

Kein prächtig Kleid, mein Freund, entfernt dich von der Baare,
Und du versteckst umsonst dein Haupt in fremde Haare.
In jeder Runzel sizt des Todes rauhe Spur;
Ein kahler Scheitel ist ein Gränzstein der Natur.

Beym Schluß des 30sten Epigramms im zehnten Buche ist durch die Aenderung die nothwendige Beziehung der lezten Zeile auf die vorhergehende verloren gegangen. Milton sagt, nach der ältern Ausgabe:

— — — — Doch hab ich keine Noth;
Denn die sind, die für ihn geschrieben haben, todt.

Hr. Ramler läßt ihn sagen:

Doch leb' ich noch, und habe keine Noth;
Die aber für ihn schrieben, die sind todt.

Der Gedanke gewinnt doch wohl an Stärke, wenn M. die Ursache seiner Sicherheit in dem Tode seiner Gegner sezt. — Sonst hat dieß zehnte Buch, das meistens aus kleinen epigrammatischen Erzählun-

lungen besteht, durch die Ramlerische Feile vorzüglich gewonnen.

Wernikens vier Schäfergedichte hat Hr. R. in diese neue Ausgabe nicht mit aufgenommen. Weil wir itzt weiter in dieser Dichtungsart gekommen sind, als zu seiner Zeit, so können wir, wie Hr. R. im Vorberichte sagt, diese Gelegenheitsgedichte, ungeachtet ihrer einzelnen Schönheiten, desto leichter entbehren. Aus seinem sogenannten Heldengedichte Hans Sachs, einer persönlichen Satire wider Postel, ist nur eine Rhapsodie, nämlich der Anfang, mit den dazu gehörigen Erklärungen des Verfassers, in den Vorbericht eingerückt, die auch in der That das beste Theil des Ganzen, und gewissermaßen selbst ein Ganzes ist.

Auch für die Beybehaltung der zahlreichen und ausführlichen Anmerkungen und Erläuterungen, womit W. die lezte Ausgabe seiner Ueberschriften begleitete, ist man Hrn. R. Dank schuldig. Sie geben überall Beweise seiner Belesenheit, seines Scharfsinns, seines geläuterten Geschmacks, der sich von dem Aftergeschmack seiner Zeitgenossen so sehr unterschied. Ausser seinen vorzüglichen Talenten trug gewiß auch die gute, zweckmäßige Benutzung seiner Sprachkenntniß, und seiner Bekanntschaft mit den besten alten und neuern Schriftstellern zur Bildung dieses bessern Geschmacks sehr viel bey; und wir erinnern uns aus jener Zeit zwar mancher deutscher Skribenten, welche diese Sprachkenntnisse und Belesenheit besaßen, aber ausser W. durchaus keines einzigen, der sie so gut und so zweckmäßig benutzt hätte. Man liest daher diese Anmerkungen noch immer mit Vergnügen, und nicht ohne Belehrung.

Aus den auf dem Titel genannten vier ältern Dichtern hat Hr. R. die besten Sinngedichte gesammelt, und ist in Ansehung ihrer Aenderungen völlig so, wie mit Wernike, verfahren. Zum Theil waren sie schon von ihm in die Sammlung der besten Sinngedichte der deutschen Poeten gebracht, deren erster und bisher einziger Theil im J. 1766 zu Riga herauskam. Hier aber findet man sie vermehrter, in andre Ordnung gebracht, auch mit andern und noch sorgfältigern Verbesserungen des Ausdrucks. Voran steht eben so, wie in jener Sammlung, eine ganz kurze biographische Nachricht von jedem Dichter.

Fr.

III.

Neue historische Abhandlungen der baierschen Akademie der Wissenschaften. Erster Band 1779. München 1779.

Die churbaiersche Akademie der Wissenschaften in München fängt bey dem Anfange der neuen Pfalz-baierschen Regierung zugleich auch eine neue Veränderung mit ihren Abhandlungen an, und separiret zur Bequemlichkeit der Käufer die historischen von den philosophischen, wo von den ersten also der erste Band vor uns liegt. Es sind darin 7 Abhandlungen, davon die mehresten mit aller Gründlichkeit geschrieben sind. Die erste zeichnet sich besonders durch eine gesunde Beurtheilung, vielen Fleiß in

Aufsuchung der Quellen, und Scharfsinn aus. Sie gehört dem gelehrten Benedictiner, Hrn. P. Roman Zierngiwl, Stadtpfarrherr und Bibliothekar zu S. Emmeran in Regenspurg, und handelt von den baierschen Herzogen vor Carl des Großen Zeiten, von ihren Regierungsjahren, Familien und vorzüglichen Thaten. Anfänglich wird gezeiget, daß die Verschiedenheit der Systeme von den ersten baierschen Herzogen, größtentheils darin liegt, daß die alten Geschichtschreiber die Ankunft des H. Ruprechts in Baiern unrecht angegeben haben. Er beweiset aus dem Arno (bey dem *Canisio Tom. II.* p. 484), daß dieses das Jahr 696. gewesen ist. Wo hingegen Aventin, Arenpek, Welser rc. ihn weit früher schon in dem vorhergehenden Jahrhundert in Bayern ankommen lassen, so die Verwirrung verursachet hat, davon auch die neuen Geschichtschreiber nicht frei sind. Er beweiset also mit unleugbaren Grunde §. 6 und 7, daß Garibald *I.* der erste gewisse Regent (Paul Diakon nennt ihn einen Köning) in Baiern im J. 554. gewesen ist. Darinn aber ist er §. 8. mit dem Hrn. Mederer nicht einig; daß dieser der erste Herzog in Baiern aus Agilolfingischen Stamme gewesen, er macht es auch sehr wahrscheinlich, daß bereits vorher Fürsten von diesem Stamme in Baiern regieret haben. In den folgenden §§. ist von dem Ursprung des Namens Agilolfing, von Garibalds Eltern, Gemahlin Walderoda, Prinzen Grimoald und Gundrald, und warum diese dem Vater in der Regierung nicht gefolget sind, sondern Thaßilo *I.* und dergleichen mehr gehandelt, wobey zugleich noch viele andere wichtige Anmerkungen zumahl in den Noten eingestreuet sind, so wir aber nicht ausziehen können. In

dem

dem 24 §. ist sehr wahrscheinlich gemacht, daß Garibald im J. 594. gestorben, und Thaßilo *I.* ihm in der Regierung gefolget ist. Von diesem macht der Verf. im II. Abschnitt ebenfalls neue Entdeckungen, und sucht mit vielem Scharfsinn sein Sterbejahr mit 609. zu bestimmen, (wo S. 76. der Graf du Buat gründlich in der Note widerlegt ist,) obwohl sonsten die Nachrichten in den angeführten Quellen sehr mager sind.

Garibald *II.* ein Sohn des vorhergehenden, wie Paul der Diakon versichert, kam hierauf zur Regierung. Unter selbiger ist das bekannte baiersche Gesetzbuch zu Stande gekommen. Der Verf. äußert davon S. 87. sehr gründliche Gedanken, nachdem er verschiedene Meinungen darüber angeführet hat. Er glaubt, der fränkische König Theodorich habe den Grund dazu geleget, Childebert, Chlotar solches vermehret, und zulezt Dagobert es verbessert und in mehr Ordnung gebracht. Am wahrscheinlichsten ist diese Verbesserung ins Jahr 630. zu setzen. Auch darinn ist Rec. mit dem Verf. völlig einig, daß die Vorrede zu diesen Gesetzen jünger, und nicht vom Dagobert herrühret, obwohl sie schon in den ältesten Codicibus des VIII. Jahrhunderts, die Rec. in Baiern gesehen hat, befindlich ist. Den Tod des Garibalds setzet er wahrscheinlich ins J. 640. und handelt darauf von Theodo *I.* von dessen Ankunft und Geschlecht nur dunkle Muthmaßungen sich gefunden, wohl aber dieses, daß er mit dem Heil. Emmeran sehr bekannt gewesen, und wahrscheinlich hat er auch mit Zuziehung dieses Heiligen das Kloster S. Emmeran in Regenspurg gestiftet. Nach vielen Kriegen, die er mit den Avaren geführet, ist er muthmaßlich 680. gestorben. Aribo,

 Megin-

Meginfred und Arnold sind fast gleichzeitige Schriffsteller, woraus der Verf. geschöpfet hat.

Theodo *II.* ist muthmaßlich 680. zur Regierung gekommen. Von selbigen giebt der Verf. im V. Abschnitt wichtige Nachrichten, zumahl von den Theilungen des Landes unter seine drey Prinzen Theodebart, Theodoald, und Grimoald, so auf die damalige Staatsverfaßung von Baiern ein grosses Licht verbreitet, wodurch des neuern österreichischen Geschichtschreibers, Heyrenbach, System wankend wird. Theodo berief den H. Ruprecht und hernach den H. Corbinian nach Baiern, und ließ sich die Verbreitung der christlichen Religion sehr angelegen seyn. Er starb 717, und seine 2 noch lebende Söhne, Theodobert und Grimoald theilten abermahl das Land, so, daß der erste das ganze mitternächtige Baiern und das Noricum, der lezte aber das mittägige und Rhätien beherrschte, von welchen § 65. u. s. w. gehandelt wird. Der lezte ist der Stifter der Kirche zu Freisingen, und 725. gestorben.

Hugobert war sein Nachfolger, den der König Carl Martell unterstüzte, obwohl hier sonst gegen den Eckart behauptet wird, daß der König nur die Absicht gehabt, die Uneinigkeiten der baierschen Prinzen zu vergleichen, und deswegen mit einer Armee nach Baiern gekommen sey, nicht aber dieses Land zu einer fränkischen Provinz zu machen (wenigstens hat er doch wohl die vernachläßigten Bündnisse wieder gültig machen wollen.) Von dem Krieg, den er 728. in Baiern geführt, glaubt der Verf selbst, daß er eine fränkische Unterwürfigkeit zum Grunde gehabt habe, und spricht auch sonst öfters vom fränkischen Joche. Nachdem er den H. Bonifacius ins Land berufen,

rufen, damit er selbiges in gewisse Bischofthümer vertheilen sollte, ist er 737. aus der Welt gegangen.

Odilo ein Sohn des Herzogs Theodo *II.* kam in demselben Jahre zur Regierung, davon im VIII. Abschnitt ausführlich Nachricht ertheilet ist. Seine Gemahlin war Hiltrude, K. Karl Martells Tochter, wodurch er sich den Haß ihrer Brüder Karlmanns und Pipins zuzog. Mit selbiger zeugte er den in der Folge unglücklichen Thaßilo. Der Herzog Odilo theilte im J. 739. durch Hülfe des H. Bonifacius ganz Baiern in 4 Bischofthümer, und wieß jedem Bischof seinen ordentlichen Sitz an, nemlich zu Freisingen, Regenspurg, Salzburg, und Passau. Er ward von Pipin und Karlmann 743 mit Krieg überzogen, geschlagen und gefangen nach West-Franken geführet, kam aber 745. wieder los, und ward als Regent wieder in sein Land eingesetzet (vermuthlich unter der Bedingung, daß er die fränkische Oberherrschaft anerkennen wolle.) Noch beweiset der Verf. S. 188. aus dem fast gleichzeitigen Arno, daß Odilo nach seiner Zurückkunft den H. Virgil zum Bischof von Salzburg eingesetzet, und macht dabey die nicht ganz ungegründete Anmerkung, daß die agilolfingischen Regenten das unstreitige Recht gehabt, die Bischöffe einzusetzen, ohne Zuziehung des fränkischen und römischen Hofes. Ueberdem rühmt er dieses Herzogs außerordentliche Freigebigkeit gegen die Stifter und Klöster, und sagt zulezt S, 193. von ihm, er war ein Ausbreiter der Religion, und Stifter sehr vieler Kirchen. Sein Tod ist wahrscheinlich 748. erfolget, und sein Sohn Thaßilo der *II.* hat gleich darauf die Regierung angetreten. Dieser unglückliche Fürst war damals noch minderjährig, und stand unter der Vormund-

 schaft

schaft der Mutter und der Stände. Nach der Mutter Tode ward Pipin Vormund, erzog ihn, und führte ihn bey sich in vielen Feldzügen, (dieses war schon ein Beweiß der fränkischen Oberlehnsherrschaft). Griso der Stiefbruder des Pipins, misvergnügt, daß nach Karlmanns Eintritt ins Kloster, jener sich die ganze fränkische Monarchie mit Ausschliessung seiner angemaßet, angelockt von den Bayern, so sich gerne von der fränkischen Oberherrschaft losmachen wollten, und dem Thaßilo zu viele Anhänglichkeit zutraueten, kam nach Bayern, und gab also Gelegenheit, daß Pipin mit einem großen Heer daselbst anlangte, wodurch sie erschreckt, Pipin den Eid der Treue schwuren, und zugleich auch ihrem jungen Herrn, dem Thaßilo. Hier aber sind wir mit dem Verf. nicht völlig einig, wenn er S. 207. schreibt: „Da Thaßilo seinem Vetter Pipin zu danken hatte, daß ihn Griso und die diesem unruhigen Prinzen anhängende Bayern nicht aus seinem väterlichen Erbtheile vertrieben, so bezeugte er ihm auch seine Erkenntlichkeit. Diese und etwa die Lust, die Kriegskunst zu lernen, oder vielmehr die Ehrfurcht für Pipin seinem Vormünder, hießen ihm den Feldzügen des Pipins nachzuziehen.“ Wir glauben vielmehr, und die Folge der Geschichte bestätiget es, daß Taßilo als ein Vasall des fränkischen Königs solches thun mußte, mithin nicht aus Ehrfurcht vor seinem Obervormund. Ueberhaupt ist der Zusammenhang in den §. 97. 98. 99. ein wenig dunkel und verworren, und der Lehnseid, den Thaßilo (§. 99.) geleistet, und die angeführte Stelle aus den Annal. Laurisham. zeugen beyde deutlich, daß er des Pipins Vasall gewesen ist.

Der

Der Herzog mußte also beständig den Heerzügen des Pipins folgen, er sowohl als seine bayersche Vasallen und Unterthanen wurden solches überdrüßig, und seit dem Jahre 763 blieb er zurück. Es drohete dem Herzoge ein Ungewitter, der Pabst aber wandte es ab, und verglich denselben mit dem Könige, um den Herzog von den Longobarden abzuziehen. Nach Pipins Tode verglich abermahl der Fuldische Abt Sturm den Herzog mit dem K. Carl auf eine ganze Zeit, und nach des Verf. Muthmaßung §. 105. soll der erste die Kärnther sich unterwürfig gemacht, und dem bayerschen Staate einverleibet haben, ohne daß auf die Franken hierin die geringste Absicht genommen sey. In den folgenden §§. will derselbe noch mehr Proben von der unlehnbaren Abhängigkeit des Herzogs scheinbar machen, und man kann sie nicht völlig ableugnen, ob sie aber nicht als würkliche Eingriffe in die fränkische Gerechtsame anzusehen sind, kann man hier jetzo nicht untersuchen. Das angebliche foedus inæquale ist ein wenig seit Pipins Regierung verdächtig. Alles übrige, was in der Folge von dem traurigen Schicksal des Thaßilo und seiner Familie aus den besten Schriftstellern, doch auch fast zu sehr für ihn geneigt, angeführet ist, übergehen wir, und noch einige trefliche Anmerkungen, so in den lezten §. folgen, damit wir nicht unsere Gränzen überschreiten.

Die ganze Abhandlung macht an Belesenheit, Untersuchung und Scharfsinn in Beurtheilung rc. ihrem gelehrten Verfaßer Ehre. Man wird aber auch wohl thun, wenn man die Schriften des Nederers und Heyrenbachs dabey lieset, um Gründe und Gegengründe gegen einander zu halten rc.

Die zwote ist von Hrn. Anton Johann Lipowscy, eine historische Prüfung der Frage, ob K. Ludewig mit seinem Gegen-Kaiser, Friederich dem Schönen, das deutsche Reich gemeinschaftlich regieret habe. Der Verf. beweiset darinn unleugbar, daß der Vertrag vom 21 März 1324 zu Traußnitz nicht vollzogen, ebenfals der nachher erfolgte Vergleich vom 5. September 1325 (so hier zuerst bekannt gemacht wird, aber ohne Anzeige woher,) worinn sie die gemeinschaftliche Regierung verabredet, noch weniger die Theilung des teutschen und italienischen Reichs zur Gültigkeit gekommen, weil das Reich nicht dazu eingewilliget, sondern der erste allein regieret, und der andere nur den Titel geführt, wie auch der Zusammenhang der damaligen Reichsgeschichte selbst zeuget. Die Ausarbeitung ist gründlich, und man findet darinn manche neue Entdeckungen, die in den bekannten Schriftstellern hierüber fehlen.

Die dritte gehört Carl Albrecht von Vachiery, über die Grabstädte und Grabschriften einiger Herzoge von Baiern. Betrift eigentlich nur hauptsächlich die Gruft in der Pfarrkirche zu München, über die andern zu Schyren, Fürstenfelda, Seeligenthal rc. bekümmert sich der Verf. nicht, mithin ist sie mikrologisch, und die Muthmassungen und Beweise, so er S. 367. u. s. w. wegen der Gebeine von XI. fürstl. Personen in einem Sarge angebracht, sind sehr schwach und gar nicht überzeugend.

Weit gründlicher und erheblicher ist die vierte Abhandlung von dem ehemaligen Bischofthum zu Neuburg an der Donau, von dem Chorherrn zu Rebdorf Michael Stein. Es ist in den ersten

fünf

fünf §. sehr wahrscheinlich gemacht, daß zu Neuburg an der Donau im J. 740. unter dem Pabst Gregor *III.* und Carl Martell ein Bischofthum errichtet worden, und Wiggo der erste Bischof gewesen. Indessen mögte der Beweiß doch wohl nicht die strengste Kritik aushalten, zumahl der so aus einem alten Manuscript von dem Lazius (*de Migrat. Gent. Lib. VII. p. 292*) S. 389. genommen ist, der nicht in dem besten Ruf bekanntermaßen stehet, und worauf sich auch größtentheils die Reihe der vier angeführten Bischöffe gründet, die im *II.* Cap. ausgeführet ist. Das III. Cap. ist fast am sichersten bewiesen, nemlich, daß mit dem lezten Bischof Simpert K. Carl der Große das Stift Neuburg und Augspurg vereiniget, und den ganzen Kirchen-Sprengel dazu geschlagen, so wahrscheinlich im J. 801. geschehen ist. Eine kleine illuminirte Charte von dem vormaligen Kirchen-Sprengel des Stifts Neuburg erläutert diesen Umstand.

Die *V.* Abhandlung hat den Hrn. Augustin Mar. Lipowsky zum V. und enthält eine Widerlegung der wider die Abhandlung von dem Wapen der Pfalzgrafen von Wittelsbach gemachten Einwendungen eines Ungenannten. Die Abhandlung des Hrn. Lipowsky von dem Wapen der Pfalzgrafen von Wittelsbach stehet im X. Bande der Abhandlungen der Churf. Bayer.

 Akad.

Akad. S. 193, wogegen ein Ungenannter Einwürfe gemacht, die der V. hier grösstentheils widerleget hat. Im 2ten Abschn. S. 430 behauptet er mit Recht, daß Herzog Heinrich der hoffärtige, ohngeachtet er ein sehr mächtiger Herr war, noch kein Wapen auf seinem Siegel gebrauchet. Allein schon die Markgrafen von Oesterreich, die Grafen von Flandern rc. (S. *Monument. Austriac. Tom. 1. Tab. 1.* und den *Vredium* de Sigill. Comit. Flandr.) führten schon ein Wapen auf ihrem Schilde im XI. Jahrhunderte, aber freylich sehr sparsam, welches auch schon der V. S. 429 gar gut bemerket hat. In den Kreuzzügen sind sie erstlich stärker in Gebrauch gekommen. Pfalzgraf Otto von Wittelsbach ist der erste, so einen einfachen Adler nach dem Jahr 1158 im Wapen geführet, womit auch Freher übereinstimmt. Er widerlegt hierauf S. 437, daß diese Pfalzgrafen den Sparren dazu gebraucht haben, wobey allerdings lächerlich ist der Beweis seines Gegners, den er von einem Gemählde in dem Capittelhause zu Scheyer, so zu Ende des XIV. Jahrh. gemahlet ist, hergenommen hat, auf welchem K. Arnulff seine angeblichen 2 Söhne belehnet, wovon Werner einen Sparren in seinem Schilde hat. Blos aus dem Umstande kann man schon die geringe Kenntniß des Gegners sehen, der von den Zeiten K. Arnulffs sich so was denken kann. Uns deucht, daß

bis

bis hieher alle die Anmerkungen des Gegners nicht einmal verdient gehabt hätten, widerlegt zu werden.

Im 3. Abschn. ist von dem Geschlechtswapen der Herzoge in Bayern, Guelfischen Geschlechts, gehandelt, und gezeiget, daß Herzog Heinrich der Löwe auf drey Siegeln die Rauten oder Wecken gebraucht hat. Im 4. Abschn. hat er bewiesen, daß die Bayerschen Herzoge aus dem Wittelsbachischen Hause wegen des Herzogthums Bayern gleichfalls die Wecken, den Löwen aber wegen der Pfalz geführet, und im 5. Abschn. daß die Herzoge von Niederbayern das Pantherthier angenommen haben.

Von S. 456 ist auch noch etwas von dem Ursprunge der Klosterwapen angebracht, wo der V. der Meynung ist, daß in Bayern und in der Nachbarschaft, die Klöster in der Mitte des XIV. Jahrhunderts angefangen, sich Wapen beyzulegen. Diese Materie verdient noch einer genauern Untersuchung, doch ist man schon hierüber dem V. Dank schuldig.

Die *VI.* Abhandl. von Gebhard, dem lezten Grafen von Hirschberg gehört abermal dem vorgedachten Hrn. Michael Stein. Die Grafen von Hirschberg, so mit Gebhard dem ältern 1305 ausgestorben sind, besaßen in dem Bayerschen Nordgau ansehnliche Güter, so der vorerwähnte Gebhard dem Hochstifte Eichstädt schenkte, woselbst er

auch

auch begraben liegt. Caspar Bruschius und andere haben behauptet, daß diese Schenkung der Sohn des ältern Gebhards gethan, und daß dieser der lezte des Geschlechts gewesen. Allein der V. beweiset unleugbar, daß der Vater, so wegen seiner dem Herzoge Heinrich im Jahr 1257 geleisteten Dienste wider den König Ottokar, des gedachten Herzogs Schwester Sophie zur Gemahlin bekommen, nicht allein der lezte des ganzen Geschlechts gewesen, sondern auch die Schenkung gemacht hat. Der Sohn hergegen ist vor ihm schon 1299 gestorben. Der V. zeigt hernach noch mehr Irrthümer, so Brunner, Adelzreiter, Falkenstein ꝛc. begangen, und erprobet, daß dieser lezte Graf Gebhard noch eine zwote Gemahlin gehabt, die auch Sophie geheisen, und eine Gräfin von Oettingen gewesen ist, womit er vielen Schwierigkeiten abgeholfen. Alles ist in einer guten Schreibart mit richtigen Monumenten und auch Urkunden genau bewiesen, und macht den Wunsch rege, daß der Verf. die versprochne Geschichte der Grafen von Hirschberg baldigst mittheilen wolle.

Die *VII.* und lezte Abhandlung so einen Beytrag zur Geschichte des K. Ludwigs des Bayern, aus der Geschichte der Grafen von Oettingen liefert, haben wir dem durch seine Materialien ꝛc. schon berühmten Oettingschen Hrn. Hof=

Hofrath Lang zu danken. Diese und die erste von Hrn. Zierngibl sind ohnstreitig die wichtigsten in dem ganzen Bande. Der Verf. sagt bey dem Eingange — er wolle keine geheime Geschichte der damaligen Zeit, keine Staatsgeschichte unter K. Ludwig, schreiben, sondern nur Facta liefern, aus nie erschienenen Urkunden, woraus manche Nebenumstände der damaligen Zeit aufgekläret werden könnten. — Und dieses hat er richtig geleistet. In dem ersten §. ist bewiesen, daß die Grafen die Parthie des K. Ludwigs gegen den österreichischen Friedrich genommen, und diesem viele Dienste geleistet, wogegen sie auch viele Rechte und Vortheile von diesem Kayser gezogen haben. Ueberhaupt erhellet aus der angezeigten Urkunde, daß die Grafen damals in sehr guten Umständen sich müssen befunden haben, weil sie fast beständig mit dem Geldbedürftigen Kayser in einem Geldverkehr gestanden. Z. B. im J. 1322 überließ er ihnen für eine Schuld von 900 Mark Silbers und 3800 Pf. Heller, die Städte Ortenberg, Offenburg ꝛc. im J. 1324 erhielten sie die Judensteur zu Ulm, ebendieselbe 1328 in Schlettstadt, die Stadt Rotenburg 1333. für 2000 Pf. Heller, Schwäbisch Wöhrd für 3000 Pf. Heller u. d. m. Der Kayser brauchte sie auch zu wichtigen Gesandschaften, z. B. nach Avigon 1332, zum Pabst Johann XXII. und 1335, dahin an Be-

nedict *XII.* zu Ablösung des Bannes (S. 499. bis 507. wo noch merkwürdige Nebenumstände mitgetheilt sind). Die lezte Gesandschaft gereichte ihnen allerdings zur grosen Ehre. In einem besondern Abschnitt S. 511. u. s. w. ist eine reichhaltige Nachricht von der Landgrafschaft des Untern Elsaß unter der öttingischen Epoche gegeben, die wir aber nicht extrahiren können, sondern die im Ganzen verdient gelesen zu werden. Alles ist gründlich bewiesen und mit Urkunden bestärket. Dreyßig Urkunden größtentheils von Urschriften, beschließen diese schöne Abhandlung, und ein sehr vollständiges Register den I. Band der Akadem. Abhandlungen, wovon wir den II. Band in diesem Jahr zu gewarten haben.

Hk.



Kurze

Kurze Nachrichten.

1) Von der Gottesgelahrheit.

Almanach für Freunde der theologischen Lectüre überhaupt, und der gelehrten Vaterlandsgeschichte insonderheit. Aufs Jahr 1782. Nürnberg, in der Grattenauerschen Buchhandlung. 182 Seiten in 8.

Hr. Waldau mag sich durch diesen Almanach wohl einiges Verdienst um seine Landleute erwerben. Besonders wird er den Geist der Verketzerung und Sektirerey, der selbst in der evangelischen Christenheit noch immer so herrschend ist, in seinen Gegenden, und auch anderswo, wo sein Almanach gelesen wird, dadurch dämpfen helfen. Der diesjährige liefert folgende Artikel. Der Kalender selbst, mit den Namen verstorbener und noch lebender Prediger an einigen Kirchen und Spitälern zu Nürnberg. — Die Nachahmung wird bis zum Eckel getrieben. Was sollen die Namen bey den Tagen? Was sollen die Namen vieler unbekannten Leute überhaupt im Kalender? Deutschlands theologische Litteratur vom Jahr 1781. Ein Verzeichniß von Büchern, die im theologischen Fache herauskommen sind. Zu einigen sind Urtheile darüber aus andern gelehrten Zeitungen und Journalen hinzugesezt, oder es ist bloß angezeigt, wo sie recensirt worden. — Vom evangelischen Strafamt. Eine gute Abhandlung wider das heftige, anzügliche Poltern und Schmähen auf der Kanzel. Der Prediger soll, wie billig, mit Mäßigung, Sanftmuth und Klugheit dabey verfahren, und sich innerhalb den Schranken der allgemeinen Belehrung, ohne Persönlichkeiten einzumischen, halten. Alle darüber hier gethane Vorstellungen sind so klar und bündig, als sie seyn können. — Febronius. Eine Recension und Geschichte der merkwürdigen Schrift des Herrn von Hontheims: *Iustini Febronii* ICti

com-

commentarius in suam retractionem, Pio VI. Pont. Max. calendis Novembr. anni MDCCLXXVIII. submissam. — Geschichte des neuen Gesangbuchs in den Preußischen Landen. Das Gesangbuch selbst wird, seinem Inhalt und Werth nach, sehr vortheilhaft geschildert und für ächt evangelisch erklärt. Die Schriften, die es veranlaßt hat, und die Bewegungen, die daraus entstanden sind, werden aus gesammelten Nachrichten erzählt. (Rec. weiß gewiß, daß Hr. Diterich an den einzelnen gemachten Veränderungen in den Liedern dieses Gesangbuchs den meisten Antheil habe, nicht aber Hr. Spalding und Teller, allein, wie hier S. 95. gesagt wird. Hr. Diterich ist auch nicht Kirchenrath, sondern lutherischer Oberconsistorialrath. Die reformirten Kirchenräthe machen ein von dem Oberconsistorium ganz verschiednes Collegium aus, das die Angelegenheiten der Kirche Reformirter Konfession in den K. Preuß. Landen dirigirt. Alsdenn folgt ein vollständiges Verzeichniß sämtlicher Lieder in dem preußischen Gesangbuch mit beygesetztem Namen ihrer Verfasser und Verbesserer. Die Mühe die Hr. W. darauf gewendet hat, ist zwar ein Beweis, in welcher großen Achtung das Buch bey ihm stehe, und wie auswärtige Prediger den Werth desselben besser zu schätzen wissen, als viele von der brandenburgischen Geistlichkeit selbst. Allein es wäre zu wünschen, daß Hr. W. sich um zuverlässigere Nachrichten, wer die eigentlichen Verfasser und Verbesserer der Lieder dieses Gesangbuchs sind, beworben hätte. Er giebt sie, weil eine gütige Hand ihm selbige mitgetheilt hat, für ganz sicher aus, und sie sind doch voller Unrichtigkeiten. Was ist mit solchen nur halb wahren Nachrichten dem Publikum gedient? Rec. will nur einige Unrichtigkeiten anführen:

1. Falsche Angaben der Liederverfasser. No. 17. Herr, du erforschest mich, wird Cramern zugeschrieben, von dem es doch nicht herrührt. No. 76. Lobt Gott, ihr Christen rc. No. 160. Zu deinem Preis und Ruhm erwacht rc. No. 249. Was ich nur gutes habe rc. sollen von Tellern, No. 103. Bringt Preis und Ruhm dem Heiland, soll von Funken seyn; und der Verfasser aller dieser Lieder ist Hr. Diterich. — No. 354. Gieb, Gott, voll Lieb und Güte rc. wird dem seel. Bruhn zugeschrieben, und dieser hat daran nicht gedacht, sondern es ist ein Lied aus dem neuen Bremischen Gesangbuch, von Diterich geändert — No. 167. Wie schnell

ist

ist Mir 2c. No. 436. Wie wohl thust du 2c. werden Hrn. Tellern zugeschrieben, der daran gar keinen Theil hat. — Von No. 86. Es ist vollbracht 2c., von No. 428. Mein Heiland lebt, er hat die 2c. wird Hr. Diterich als Verf. angegeben, und er hat sie nur geändert. — Von No. 166. So hab ich, Gott, durch deine Macht 2c. No. 426. Mein ganzer Geist 2c. No. 34. O Gott, du bist die Liebe 2c. soll Diterich nur der Verbesserer seyn, und er ist der eigentliche Verf. — No. 55. Auf, Christen, laßt uns unsern Gott 2c. (oder wie es der Almanach in seinem Anfange falsch angiebt; Auf, Christen, laßt uns fröhlich seyn 2c.) soll nach dem Liede: Nun freut euch lieben Christen gemein 2c. verfertiget seyn, und der Urheber, Hr. Diterich, hat daran nicht gedacht, sondern das von ihm herrührende, in den Liedern für den öffentlichen Gottesdienst befindliche Lied: Heil uns aus unsrer Sündennoth 2c. auf diese Art umgekehrt. Bey der ersten Vergleichung sieht man gleich, daß jene beyde Lieder nicht die mindeste Uebereinstimmung mit einander haben.

2. Falsche Angaben der Liederverbesserer. Z. B. No. 30. Man lobt dich in der Stille 2c. No. 50. Lobe den Herrn, den mächtigen König 2c. No. 51. Meine Hofnung stehet feste 2c. No. 59. O Jesu, wahrer Frömmigkeit 2c. No. 358. Herr, deine Sanftmuth 2c. No. 342. Gott, du bleibst ewig 2c. No. 182. Du, des sich alle Himmel freun 2c. No. 212. Mir nach, spricht Christus 2c. sind nicht von denen im Almanach angegebenen Verfassern, sondern alle vom Hrn. Diterich geändert — No. 199. Herr Jesu Gnadensonne 2c. ist nicht von Gotter, sondern von Teller geändert. — No. 265. Herr Jesu Christ, du höchstes Gut 2c. ist nicht von Neandern, sondern von Spalding und Diterich verbessert. — No. 33. Sollt ich meinem Gott nicht singen 2c. ist nicht von Zollikofer, sondern nach dem Klopstok von Diterich verbessert. — Von No. 24. Durch dich, o großer Gott 2c. wird gesagt: „es sey aus Gellerts Lehrgedichten vom Zollikofer verfertiget.“ Und Zollikofer hat das Lied aus den Liedern für den öffentlichen Gottesdienst genommen. Es ist aus dem Lehrgedichte Gellerts, der Christ genannt nicht verfertiget, sondern bloß ausgezogen worden. — Ueberhaupt scheint der Anfertiger des Verzeichnisses nicht gewußt oder bedacht zu haben, daß die Lieder für den öffentlichen Gottesdienst eher herausgekommen sind, als das Zollikofersche

Beyträge zur Kirchengeschichte des 1781sten Jahrs. I. Todesfälle berühmter Theologen und angesehener Geistlichen. II. Theologische Beförderungen (Beyträge zur theologischen Litterargeschichte wäre, dünkt mich, noch ein schicklicherer Titel dazu gewesen). III. Nachrichten und Anecdoten. Neuere, Auszug der Predigten des Exjesuiten Gruber: Aelstere. Unter andern die Veranlassung, daß der berühmte Boerhave von der Theologie zur Medicin, über gieng — Verschiedene Nachrichten. „Die Briefe über das Mönchswesen von dem zweyten Bande an, haben einen Katholiken, Namens Riesbeck, zum Verfasser. Er war vormals zu Maintz unter dem würdigen Churfürst, Emmerich Joseph, bey der Studienkommission angestellt, wurde aber abgedankt, und lebt seit ein Paar Jahren zu Zürich, wo er die Zeitung schreibt." Mit Verwunderung lieset man hier S. 167. „Daß die philosophischen Betrachtungen eines Christen über Toleranz." (A. D. Bibl. XLVII. 1. 144 — 147) durch kurfürstliche Verordnung in den sämtlichen Pfalzbayrischen Landen als eine, die Grundsätze des Christenthums angreifende, und das offenbare Wort Gottes so ärgerlich, als fälschlich verdrehende Schrift bey 100 Rthlr. Strafe verboten worden „ das arme unschuldige Buch! Hr. W. merkt dabey an, wie man es vernünftiger Weise nicht anders vermuthen kann, es sey dieses abermals einer von den exjesuitischen feinen Versuchen, die Barbarey im Baierlande wiederherzustellen. Desto ruhmwürdiger ist das im Erzbisthum Salzburg ergangene Edikt über Abschaffung verschiedner Fest- und Feyertage. — Verzeichniß sämtlicher Ev. Luth. Geistlichen in der Grafschaft Hanau — Münzenberg und den gemeinschaftlichen Orten. Mehrentheils unbekannte Namen. — Beyträge zur Nürnbergischen Kirchen- und Gelehrtengeschichte des 1781sten Jahres. Sind nur angezeigte Todesfälle und Beförderungen im Ministerium. — Schriften von Nürnbergischen Gelehrten.

Die Wirkung des Christenthums auf den Zustand der Völker in Europa durch Tyge Rothe. Aus dem Dänischen übersezt. Erster Theil. Kopenhagen, 1775. Verlegts Christian Gottlob Proft. 8. 443

8. 443 Seiten. Zweiter Theil. 1777. 552 Seiten. Dritter Theil. Von der Hierarchie und der päbstlichen Gewalt, oder das Kirchenregiment von den apostolischen Zeiten bis zur Reformation. Erster Band. 1781. 496 Seiten, nebst 3 Bog. Zuschrift.

Der V., welcher itzo königlicher Dänischer Etatsrath ist, hat dabey die Absicht, den wohlthätigen Einfluß zu zeigen, welchen das christliche Religionssystem, sowohl durch seine Lehren von Gott, von dem Werthe des Menschen, von der Seelenunsterblichkeit und dem zukünftigen Leben, als durch seine Gebote, in die grössere, allgemeinere Aufklärung des Menschengeschlechts, in die Regierungsformen, Gesetze, Sitten, politische Verfassungen, kurz in die moralische und bürgerliche Glückseligkeit der europäischen Völker, gehabt hat. Wenn einige von unsern neuesten Philosophen unsere christliche Welt mit der alten, unsere christliche Religion und bürgerliche Verfassung mit der Religion und bürgerlichen Verfassung der Griechen und Römer vergleichen: so pflegt gemeiniglich die erste bey dieser Vergleichung gar sehr zu verliehren. Athen, Sparta, das alte Rom stellen ihnen weit grössere Beyspiele von Weisheit, Tugend, Grosmuth, Patriotismus u. s. w. auf, als je ein christlicher Staat in neuern Zeiten. Dort wurden, ihrer Meinung nach, die Völker nach einer viel erleuchtetern Staatskunst, nach viel weiseren Gesetzen regiert, als hier, und die bürgerliche Glückseligkeit wog dort die nachmalige Wohlfahrt christlicher Länder weit auf. In China, sagen sie, bey den Aegyptiern, bey Griechenlands Philosophen, da, da muß man die wahre Weisheit suchen, deren helle Fackel dort lange vor Christi Zeiten brannte, an der die Nationen ihr Licht anzündeten, wogegen Moses und Christi Lehre nur schwache Lämpchen sind. Nicht so unser V. der es aus der Geschichte darzuthun suchet, daß erst durch die christliche Lehre richtige Begriffe von Gott, von seiner Oberherrschaft über alles, von vernünftiger Gottesverehrung, von Unsterblichkeit, von der Bestimmung des Menschen, von den Rechten der Menschheit, von dem Verhältniß der Regenten gegen die Unterthanen, und eine gesunde, wahre menschliche Glückseligkeit und häusliche Wohlfahrt befördernde, Moral in die Volksreligion übergangen sind, wohin es die Magi, die Socraten und Pla-

des V. nichts, wenn die Juden auch eben so gar keinen reinen, metaphysischen Begrif von dem einigen Gott gehabt, sondern sich ihn als einen Nationalgott gedacht hätten) „Endlich kam Christus, und da ward es völlig Tag auf der Erde.“ — Das heroische Alter — Aegypten, das Land der Wunder und Weisheit. Die Einwohner können zu ihrer Zeit das klügste Volk gewesen seyn, viel spätere Völker ihnen weit nachstehen. Aber die Priestergewalt war unumschränkt, der dümmste Aberglaube herrschend, und die despotische Gewalt der Regenten hatte unter dem Schuz der Priester freyen Lauf. Thebe und Memphis mögen in den ältesten Zeiten, Ptolemais, Alexandrien und Kairo in spätern, noch so berühmt gewesen seyn, dies beweiset nicht, daß die Menschen im Lande veredelt und beglückt gewesen. (Ich fürchte, man wird hier fragen: Sind denn das die Menschen überall in christlichen Ländern? Oder ist da bey prächtigem feyerlichen Gottesdienste wahre Moralität, allgemeine Aufklärung und bürgerliche Glückseligkeit oft eben so selten? Stellet die alte Geschichte Beyspiele von unmenschlicher Grausamkeit auf, die die neuere christliche nicht auch hätte)? — Sparta — Athen — Rom — die Chineser. S. 181. „Konfucius schrieb seine Bücher, aber Gottesdienst und Regierungsform, und so viel anderes, welches grossen Einfluß auf den Zustand der Völker hat, blieb unverändert. Man kann nie zu oft vor dem Fehler warnen, die allgemeine Denkungsart der Zeiten nach den Büchern der Philosophen zu beurtheilen. Man verfällt aber gar leicht in diesem Fehler, wenn man sich die Lehren dieser Philosophen als anerkannte Religionssysteme vorstellt, welches sie doch schlechterdings nicht waren.“ (Eine sehr richtige Bemerkung) „Confucius war nur der Held seiner Schüler, und wird noch izt bloß von den gelehrten Mandarinen gelesen. Das Volk aber weiß nichts von ihm, das hat seinen Fo und die Bonzen, den plumpesten Abgott und die plumpesten Götzenpriester. Denn in China ist es, wo man den Abgott straft, sein Bild umstürzt, und es im Staube herumschleppt, wenn die Gebete nicht erhört werden, und man also vergeblich geopfert hat. Da kann wohl Confucius nicht der Lehrer des Volks, oder die Religion auf reine Philosophie gegründet seyn.“ —

Das christliche Europa — Freilich mag es wohl besser seyn, als das nichtchristliche Asien. Aber ist es wohl so ganz ohne Einschränkung wahr, was der V. S. 202. sagt: „Kein Aberglaube — kein Priester, sagt hier, was man denken solle,

als

als Wahrheit, als Pflicht, als Vorrecht, als Glückseligkeit, als Bestimmung für den Menschen: das Joch der Knechtschaft ist zerbrochen?" Es hat in dem christlichen Europa Länder gegeben, und giebt noch welche, wo der menschliche Geist unter schweren ihm angelegten Fesseln Jahrhunderte durch geseufzt hat, und noch seufzt. Auf Spanien mit seiner fürchterlichen Inquisition paßt des V. Abschilderung warlich nicht. Doch die geht den V. auch nicht an. Sie hat als scheusliche Aftergeburt der Hierarchie mit dem Christenthum nichts zu thun. — Die Vereinigung unter den Völkern Europens — Die Knechtschaft und deren allmählige Aufhebung — Unsere Regierungen — Der Geist der Gesetze — Die Sitten — Häusliche Sitten — Die Wissenschaften — Die Künste — Wie zu diesem allen das Christenthum, nebst andern Ursachen mitgewirkt, und Europa in den gegenwärtigen Zustand gebracht hat, wird sehr gut aus einander gesezt. Der V. hat in der Hauptsache immer Recht. Gegen Nebendinge liessen sich manchmal noch Erinnerungen machen, manches noch anders erklären; es ist aber hier nicht der Ort, sich darauf einzulassen.

Wir wollen nur die Rubriken des zweyten Theils hersetzen. I. Stück Konstantin. Man kann nicht unpartheiischer von seinem Charakter und Christenthum urtheilen, als der V. — Julian — II. St. Roms Untergang — Rom unter seinen christlichen Kaisern. III. St. Die fränkische Monarchie und Karl der Große. — Der dritte Theil liefert den ersten Band von der Hierarchie und der päbstlichen Gewalt, oder dem Kirchenregiment, von den apostolischen Zeiten bis zur Reformation. Auf diesen Fleck haben wir den V. erwartet. Man weiß, welche Gräuel die Hierarchie in die christliche Welt eingeführt hat, und wie oft die Schlüsse wiederholt worden: „Diese und jene Schandthaten, dieses und jenes Unglück hat die Geistlichkeit unter Europens Regenten und Völkern verübt. Diese Geistlichkeit bestand aus Christen; sie brauchte das Christenthum als ein Mittel ihre Absichten auszuführen. Diese Geistlichkeit würde nicht gewesen seyn, wenn das Christenthum nicht statt gefunden hätte; folglich ward das Christenthum Ursache von Schandthaten und Unglück; folglich ist es Europa zum Schaden, oder aufs gelindeste zu urtheilen, der guten und rechten Politik ein Anstoß gewesen. Folglich gebietet die Staatsklugheit mißtrauisch gegen das Christenthum zu seyn, und sich dessen Wirkungen zu wi-

verstehen.“ Das Unzusammenhängende in diesen Stücken sichtbar zu machen, und sie dadurch zu entkräften, ist die Absicht des V. bey diesem Bande, der drey Abtheilungen enthält. I. Hierarchie. Was ist sie? Wie entstand sie? Was ist christliche Geistlichkeit nach ihrer rechten Stiftung? Was enthält das ächte Religionssystem, welches sie lehren soll? („Enthält sie nicht die allgemeinen Vernunftwahrheiten? fragt der V., nicht eigentlich unsere natürliche Philosophie? Nicht lauter Ideen, Schlüsse, Kenntnisse, Gesetze, Aussichten, Erklärungen von dem, was nur durch Denken gefaßt werden kan, für denkende Menschen? Hat das Christenthum nicht den Menschen selbst zum Gegenstande, mit seinem Willen, der gebeugt, mit seinen Trieben, die auf das, was recht und wahr ist, gelenkt, mit seinen Leidenschaften, die bezwungen, mit seinen Kräften, die veredelt, mit seinen Meynungen, die aufgeklärt, mit seinen Hofnungen, die gewiß werden sollen? (S. 32. 34.) Das Christenthum, setzt er sehr richtig hinzu, weiß nichts von irgend etwas verborgenem, oder einer für Einige vorbehaltnen Weisheit. Ein jedes Gebot, eine jede Idee, eine jede Aussicht desselben ist uns allen eines und dasselbe. Das ist die Religion des Menschen, und weil es eine Sammlung von intellectuellen Kenntnissen ist, muß sie von der Vernunft gefaßt werden; man kann kein Christ seyn, ohne Kenntnisse, ohne vernünftige Ideen erhalten zu haben, die man vorher nicht hatte. Daher ist Belehrung mit dem Wesen unserer Religion so nothwendig verbunden, und daher machen unsere Prediger den Lehrstand aus, den keines von den alten Völkern kannte, oder unter sich hatte“ Priester waren in Menge da, aber keine eigentliche Volkslehrer.) Wie ist man von der Bestimmung der Lehrer nach der Idee der Apostel nachher abgewichen? Wie die Geistlichkeit alsdenn ausgeartet, das Christenthum selbst verfälscht worden? Darf man wohl die Hierarchie, die in den ersten Jahrhunderten nicht war, dem Christenthum zur Last legen? — Wie waren die Zeiten, Sitten und Umstände in den Tagen der Hierarchie beschaffen? Machte nicht die damalige Lehnsverfassung, die alle politische Ordnung umkehrte, daß die Hierarchie entstehen mußte? Lehrt nicht die Geschichte, daß sie sich auf jene Lehnsverfassung gründete, sich durch selbige erhielt, und deswegen nur in Europa, wo jene Verfassung galt, Statt fand? Was für noch schlimmere Folgen des Lehrwesens, als sie selbst war, hat die Hierarchie aber auch

verhin

verhindert? Wie ist sie ein Gegengewicht gegen die Tyranney despotischer Fürsten gewesen? — Alle diese Puncte erörtert der V. aus der Geschichte. In dieser ersten Abtheilung beleuchtet er sowohl in Ansehung der kirchlichen als politischen Verfassung, die Zeiten vor dem Constantin, die während seiner Regierung, und die nachherigen bis auf Carl den Großen. **II. Von Carl dem Großen bis auf Pabst Gregor** *VII.* Bevor die Hierarchie mit ihren Gräueln auf den hohen Grad stieg, den sie unter Gregor erreichte, war es da gut oder böse, daß eine christliche Geistlichkeit mit der Sanction der Gesetze auftrat, um die wilden rohen Sitten der damaligen Zeit einigermaßen zu zähmen? Daß Erzbischöffe und Prälaten die Regenten durch einen ihnen abgenommenen Eid zur Handhabung der Gerechtigkeit und Billigkeit verpflichteten, weil sonst des Mordbrennens, Nothzüchtigens, Fesselns, Entführens, Raubens und jeder Art verübter Gewaltthätigkeit noch mehr gewesen seyn würde? (S. 260 folg.) Der Leser wird durch vorgelegte Thatsachen aus der Geschichte in den Stand gesetzt, diese Frage selbst zu beantworten. **III. Gregor** *VII.* Wie er war, wird er geschildert, und der Abscheulichkeiten, die damals von der Geistlichkeit und deren Oberhaupt verübt worden, keine verschwiegen. Seine Geschichte mit K. Heinrich *IV.* erhält über einen und andern besondern Umstand nähere Erörterungen und Berichtigungen. In dem nächsten Bande wird Hr. R. die auf Gregor *VII.* folgende Zeiten in Absicht auf Hierarchie, Sitten und Regierungsverfassung durchgehen, und endlich auf die Reformation kommen. Das Resultat der bisherigen Untersuchungen ist dieses: Gesetze, Regierungsart, Sitten der Europäer haben durch das Christenthum große Veränderungen erlitten. Wie man das leztere auch immer mag verfälscht und in Formen geschmiegt haben, so hat doch weder Mönchssophisterei, noch päbstlicher Despotismus die grossen, simpeln und klaren Religionsideen, die dessen Wesen ausmachen, vernichten können.

Um dem Leser, der kein genauer Geschichtforscher ist, desto sicherere Kenntniß von den erzählten und beurtheilten Vorgängen zu verschaffen, sind von dem V. in dem dritten Theil die Quellen der Geschichte angeführt worden, aus denen er geschöpft hat. Dieser Theil von der Hierarchie, so wie jede folgende Abhandlung soll auch als ein besonders Buch angesehen und benuzt werden können. Der Inhalt des Werks ist gewiß

sehr

sehr wichtig, und zu wünschen, daß der würdige V. seinen Plan ausführe. Wollte er manche Untersuchungen mehr ins kurze ziehen, zu häufige Wiederhohlungen einer und ebenderselben Sache vermeiden, und in Ansehung der Schreibart, die öfters körnigt und stark ist, mehrmal aber auch ins weitschweifige fällt, eine grössere Gleichheit beobachten: so würde das Werk sehr dabey gewinnen, und noch mehr anziehendes für den Leser bekommen.

Dialog über die von G. E. Lessing herausgegebene Erziehung des Menschengeschlechts. — Hamburg, bey Benjamin Gottlob Hoffmann. 1781. 8. $3\frac{1}{2}$ Bogen.

Dem Titel nach erwartete Rec. ein zusammenhängendes, pro und contra geführtes gelehrtes Gespräch über die Erziehung des Menschengeschlechts: Das ist es aber eigentlich nicht, sondern die Schrift des sel. Lessing wird von zween Freunden, die sie schon jeder für sich gelesen hatten, bey ihrer Zusammenkunft auf dem Lande nochmals durchgegangen. Der eine, der Herausgeber, lieset blos, das Buch in der Hand, einen oder mehrere Paragraphen nach einander vor, und sein Freund docirt, bestätigt Lessings Sätze, fügt noch einen weiteren Beweisgrund für selbige, oder eine Folgerung daraus hinzu, oder widerspricht Lessingen, wo er seiner Meinung nicht ist, welches nur ein Paarmal geschiehet; oder schweigt, wo er nichts zu sagen hat, und läßt weiter lesen. Nenne man es, wie man will, nur Dialog ist es nicht. Beym Dialog kann nicht einer eine ganz stumme Person vorstellen.

Predigten von Friedrich Samuel Gottfried Sack, Königl. Preuß. Hofprediger und Kirchenrath. Berlin 1781. Bey Christian Friedrich Voß und Sohn. 8. 380 Seiten.

Der V. widmet diese Predigten seinem berühmten Vater, um damit dem ehrwürdigen Greise bey der Feyer seines funfzigjährigen Amtsjubiläums ein öffentliches Denkmal der

kindli-

kindlichen Ehrfurcht und Dankbarkeit zu errichten. Man kann die Zuschrift eines solchen Sohnes an einen solchen Vater nicht anders, als mit Rührung und Wohlgefallen, lesen. Von seinen eigenen Vorträgen urtheilt der V. mit grosser Bescheidenheit. Gewiß werden sich diese Reden nicht unter der Menge ähnlicher Sammlungen unbemerkt verliehren oder in kurzer Zeit vergessen werden, da sie sich in aller Absicht als wirklich vortrefliche Predigten vor so vielen andern auszeichnen. Außer dem, daß Hr. S. immer wichtige gemeinnützige Religionswahrheiten, auf welche die Pflichten und der Trost der Christen beruhet, zum Inhalt seiner Predigten wählt, hat sein Vortrag die wahre Simplicität, die er für Gelehrte und Ungelehrte, aufgeklärte und einfältige Zuhörer haben muß; nichts gesuchtes, noch weniger gekünsteltes oder hochtrabendes. Er überzeugt und rührt zugleich. Dabey ist sein Styl so leicht und fliessend, sein Ausdruck so edel, jede seiner Metaphern, Bilder und Vergleichungen, die er anbringt, so richtig und passend, sein Deutsch so correct, daß seine Reden auch in dieser Absicht gute Muster seyn können. Hier ist der Inhalt der Predigten.

I. Ueber die Entschliessung zur Gottseligkeit. Ps. 119, 106. II. Von den Mitteln, deren sich Gott bedient, um uns zu bessern. Jes. 5, 4. am Bußtage 1779 gehalten. S. 40 folg. macht der V. ein Gemählde von der gegenwärtigen sittlichen Verdorbenheit der Christen, auf welches die Farben wohl nicht zu stark aufgetragen sind. Auch möchte es wohl auf mehrere Länder passen. „O! warlich, wenn unter irgend einem Volke Weisheit, Weisheit der Religion und der Tugend herrschen sollte, so sollte es unter uns herrschen. Richtet ihr selbst, sind wir nicht der Weinberg, der vorzüglich gute, reife Früchte tragen sollte? Aber vergleichet nun auch ehrlich das, was wir sind, mit dem was wir seyn sollten. Es ist Pflicht, daß wir an einem Tage, wie der heutige ist, an die öffentlichen und allgemeinherrschenden Laster freymüthig erinnern, und an Gottes sanfte Warnung erinnern: bessere dich, Jerusalem, ehe sich mein Herz von dir wende. Dieser unglückselige Leichtsinn, mit dem wir alles beurtheilen und behandeln; diese Verachtung der Religion und des Gottesdienstes, die unter Hohen und Niedrigen Ueberhand genommen; dieser Eigennutz, der unter uns so viele Ungerechtigkeiten und Treulosigkeiten erzeugt; diese Ueppigkeit und Schwelgerey, die uns entkräftet, und zu so vielen andern Sünden verleitet; dieser Frevel, mit dem wir Heiligkeit der

Ehe

Ehe und Heiligkeit des Eides unter die Füße treten; — — das, das sind die sauern Früchte, die unser Weinberg statt der guten Trauben bringt. Und was ist nun die Folge davon? Aller äußerlicher Glanz kann unser innerliches Elend nicht verbergen. Wir haben Schlangen in unsern Busen ernährt, und ihr Gift wirkt schon in unsern Adern. Ehmals blühende Familien, plötzlich oder allmählig zu Grunde gerichtet; Armuth, die sich nur durch Betrug gegen nahe Schande wehrt; Kummer, der in Sinnlichkeiten und Zerstreuungen eine gefährliche Linderung sucht; Verzweifelung, die nach jedem gewagten, gewaltsamen Rettungsmittel greift; alle Bande des gesellschaftlichen Lebens zerrissen oder lose gemacht; die Triebräder des öffentlichen und des häuslichen Wohlstandes zerbrochen, oder in ihrer Bewegung gehemmt; der gesellschaftliche Umgang ein Tausch von Ueberlistung und Verrätherey; das öffentliche Geschäftstrieben ein hitziges und gewissenloses Sorgen für eignen Vortheil, mag Staat und Nächster auch gleich darüber zu Grunde gehen; und was das traurigste ist, eine Jugend, die ein noch verderbteres Geschlecht, und eine noch unglüklichere Zukunft drohet. Sehet diese schön gezierten Jünglinge und Jungfrauen, die das Vaterland sonst mit Lust und frohen Ahndungen erblickt! — Von Bescheidenheit und Zucht wissen sie wenig; was sie lernen sollen, glauben sie schon zu verstehen; sie verachten das Alter; sie ehren weder ihre Eltern, noch ihre Vorgesezte, man findet sie an allen öffentlichen Orten der Lustbarkeit, und Zwang und Fleiß dünkt ihnen Vorurtheil der alten Sitte; sie maßen sich an, über die wichtigsten Dinge zu entscheiden; sie verstehen auch schon über die Religion zu spotten, ehe sie sie kennen gelernt haben; mit den Künsten der Buhlerey sind sie vertraut, und manche unter ihnen sind schon Greise im Laster geworden; ihre Jugendblüthe ist hin; auf ihrem Gesicht ist die Todtenbläße gestrafter Unzucht, und kein Reiz der Gesundheit und Unschuld ist übrig geblieben; — das ist unser Zustand; das auch unter uns Bestätigung und Vollziehung jenes unveränderlichen Gesetzes der göttlichen Regierung: Gerechtigkeit nur erhöht ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben." — Wer auf den Verfall der Moralität unter seinen Landesleuten, an welchem Ort es sey, acht hat, wird diese Schilderung nicht übertrieben finden. „Doch was helfen Klagen und Vorwürfe?" fährt Hr. S. fort. „Es wird darauf ankommen, daß ein jeder an seinem Theil mit der

Besserung den Anfang mache; ein jeder sich selbst frage: worinn habe auch ich mich von den herrschenden Sitten mit hinreißen lassen? Wieviel und was kann ich bey mir selbst und denn auch in meiner Familie, in meinem Amte, in meinen Verbindungen dazu beytragen, daß dem Verderben gesteuert, und ein besserer Sinn ausgebreitet werde? u. s. w." So ist es.

III. Von der Erkenntniß, die wir Christo zu verdanken haben. Joh. 12, 46. IV. Von der Klugheit der Aufmerksamkeit auf uns selbst. Spr. Sal. 14, 17. V. Ueber die Wichtigkeit des Glaubens an ein zukünftiges Leben. Hebr. 13, 14. VI. Von der Pflicht ein gutes Beyspiel zu geben. Tit. 2, 7. VII. Von den Anweisungen und Trostgründen der Religion bey einem siechen Leben. Matth. 9, 2. VIII. Ueber die mancherley geistlichen Gaben Gottes. 1 Kor. 12, 4-7. IX. Ueber die Erzählung vom barmherzigen Samariter. Luc. 10, 25-37. X. Warnung vor Verdrossenheit in der Wahrnehmung seines Berufs. Röm. 12, 11. XI. Ueber die Verbindung der Andacht mit der Frömmigkeit. Ps. 119, 55. XII. Ueber dieselbe Materie. Ps. 119, 55. XIII. Vergleichung des Reichthums mit der Weisheit. Spr. Sal. 16, 16. XIV. Von der Demuth im Glück. 1 Tim. 6, 16. XV. Ueber den Wunsch, im Alter von Gott nicht verlassen zu werden. Ps. 71, 9. XVI. Von der rechten Werthschätzung des heiligen Abendmahls. Luc. 22, 19.

Hr. S. war auch gerade der Mann, der den Deutschen

Hugo Blairs Predigten. Aus dem Englischen aufs neue übersezt. Erster Band. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1781. 8. 332 Seiten. Zweyter Band, 1781. 329 S.

in ihrer originalen Stärke, Anmuth und Eleganz zu lesen geben konnte. Zwar ist von diesen Predigten, welche binnen kurzer Zeit in Engelland zehnmal aufgelegt worden, schon im Jahr 1777 in der Weidmann- und Reichischen Buchhandlung eine Uebersetzung herausgekommen; da sie aber äußerst elend war, fand sie keine Leser, und der Verleger selbst veranlaßte die gegenwärtige neue, in welcher Blairs Reden jeden Leser von Geschmack und Einsicht, dem die Sache des Christenthums am Her-

zen

gen liegt, gewiß an sich ziehen werden. Hr. S. hat den Werth und die eigenthümlichen Vorzüge derselben in der Vorrede so richtig angegeben, daß Rec. der Mühe sie zu charakterisiren überhoben seyn kann, und nur auf diese Vorrede verweisen darf. Dann sind Uebersetzer etwas werth, wenn sie, wie Hr. S. die Urschrift mit ihrem ganzen Geist in einer andern Sprache darzustellen wissen.

Die freymüthige Betrachtungen über das Christenthum geprüft von Tobias Gottfried Hegelmaier, der h. Schrift Doctor, der Theologie öffentlichen ordentlichen Lehrer und des Theolog. Seminarii Superattendenten in Tübingen. Zweytes Stük. Siebente bis neunte Betrachtung. Tübingen bey Jakob Friedrich Heerbrandt. 1781. 8. 266. S.

Die drey Betrachtungen welche hier in der Prüfung des V. an die Reihe kommen, sind die über die Lehre von Christo, von heiligen Geist, und von der intellectuellen Welt. Die Prüfung wird in demselben Geist, in derselben Absicht, und mit derselben billigen Bescheidenheit, die man an dem Hrn. H. loben muß, nach seiner Einsicht und Ueberzeugung angestellt. Rec. bezieht sich auf die Anzeige des ersten Stück XLVI. 2. 375 - 380. Das Resultat der Untersuchungen des V. ist immer dasselbe, nemlich: Die Kirchenväter haben sich zwar über diese Lehren verschieden erklärt, aber im Grunde haben sie doch in völliger Uebereinstimmung mit unserm kirchlichen Lehrbegrif darüber gedacht. Wie Hr. H. das wider seinen Gegner behauptet, mag jeder, für den dieser Streit etwas anziehendes hat, selbst lesen.

Br.

Sammlungen zu einem christlichen Magazin, (nicht für gelehrte, aber für geübtere Leser.) Herausgegeben von Joh. Konrad Pfenninger, Pfarrer an der Waisenkirche in Zürich. Ersten Bandes, erstes Heft. Zürich und Winterthur, bey Joh. Kaspar Füßli, Sohn; und Heinrich Steiner

ner und Kompagnie. 1781 8. 264 Seiten. Ersten Bandes, zweytes Heft. 266 Seiten.

Sind eine Fortsetzung des christlichen Magazins, das im Jahr 1779 und 1780 in zwey Bänden erschienen ist. Einrichtung, Größe, Zweck, Geist, Verfasser, äußeres und inneres des periodischen Werks sind gerade eines und ebendasselbe mit jenem. Hrn. Lavaters und Pfenningers Grundsätze herrschen durchs Ganze. Ihre üble Laune auf gewisse deutsche Gottesgelehrte und Philosophen schimmert in jeder Anecdote, Fabel, Abhandlung, historischen Nachricht und jedem Gedichtchen sichtbar genug durch. Die Verfasser scheinen diesen allen mit jedem wichtigen und unwichtigen Aufsatz den Krieg ankündigen zu wollen, und der Sticheleien auf Leute, die die Christusreligion nach ihren Ideen nicht lehren, ist kein Ende. Die Gedichte sind größtentheils elend. Ich will doch ein Paar zur Probe aus dem 2ten Heft hersetzen: S. 175.

Uebermacht, Vernunftgewalt
Macht und läßt uns kalt;
Warme Christusliebe, —
Wer, der kalt ist, bliebe.

* *

Christus und Belial.
Was sollen sie in diesem großen Saal?
Freund, deine Kohlendampfphilosophie
Hier am Altar — o Freund, was soll sie hie?

XII. Jesus
von Val. Andr.

Sey gegrüßet, schönste Blume,
Aller Menschheit Blume du!
Zu dir kommen alle Frommen
Gottes Gnade, Himmelszier
Wohnt in dir. —

Sey gegrüßet, schönste Blume,
Du der Gottheit Abbild du!
Lilien und Rosen blühen

Diese kleine wohl geschriebene Abhandlung enthält außer der Einleitung vier Abschnitte folgenden Inhalts. I. Von den itzigen verschiedenen Meinungen und Lehren vom Abendmahl. II. Wie die ersten Christen das Abendmahl gebraucht, und was sie darunter verstanden, wie aber in der Folge der Zeit dieser Gebrauch ganz verunstaltet worden. Ist eine kurze Geschichte der Veränderungen, durch welche die Lehre vom Abendmahl vom Anfange des Christenthums bis auf unsere Zeiten durchgegangen ist. „Daß die ersteren Christen den Gebrauch des Abendmahls für nichts anders gehalten, als für ein Zeichen der Theilnehmung an der Christusgemeinde und einer Erinnerung an den Tod des Stifters derselben" wird mit Zeugnissen aus den Quellen der ältesten Kirchengeschichte belegt. Es war ein accessorium agaparum und instar postcœnii; man suchte nichts geheimnißvolles in dem Genuß desselben. Im 4ten und 5ten Jahrhundert fing man an, sich etwas mysteriöses dabey zu denken, doch wußte man noch nichts, weder von Transsubstantiation, noch substantieller Gegenwart des Leibes und Blutes Christi. In den folgenden finstern Jahrhunderten wurde jene, die Lehre der herrschenden Kirche, und diese von Luthern angenommen. — Der Abschnitt schließt mit ganz richtigen Gedanken von der noch üblichen Consecration des Brods und Weins in der lutherischen Kirche. III. Was die heilige Schrift vom Abendmahl lehre. Die davon handelnden Schriftstellen werden richtig erklärt, und daraus ergiebt sich, daß die Apostel das Abendmahl nicht als etwas geheimnißvolles, sondern für ein Mittel angesehen haben, wodurch sich die Glieder der Gemeine Christi näher verbinden, und sich an den Stifter ihrer Religion feyerlich und dankbarlich erinnern sollten. IV. Erklärung des Abendmahls und Berufung auf Zeugnisse neuerer Gelehrten. „Ist das Abendmahl nicht überflüßig, wenn es nichts geheimnißvolles bey sich hat, und nicht ganz übernatürliche Wirkungen in dem Menschen damit verbunden sind? Und sollte ein Christ, ohne daß er ein ächter Christ zu seyn aufhörte, sich dessen nicht heut zu Tage enthalten können? Beyde Fragen, als Einwendungen gegen des V. Theorie, werden gründlich beantwortet. Aber was am Schluß aus der Schrift: Vorläufige Gedanken über die Religion zur Vereinigung der Christen 1749 angeführt wird, hat nicht des Rec. Beyfall. Privatcommunionen sollten so wenig, als möglich, nur für Kranke, Alters halber schwache und gebrechliche Personen zulässig seyn.

Aber

Aber daß das Aeusserliche bey unserer Abendmahlshaltung viel zweckmäßiger eingerichtet werden könnte und sollte, gebe ich mit beyden Händen zu.

Meine Religion. Basel, bey Johann Jacob Flick, 1781. 8. 138 S.

Das Original ist schon im vorigen Jahrhundert in England herausgekommen, und soll den irrländischen Erzbischof Singe zum Verfasser gehabt haben. Der Herausgeber, der sich unter dem Vorbericht S. B. unterzeichnet, liefert es hier kürzer, als es in der Ursprache und den vorigen Uebersetzungen ist. Die kleine sehr sauber gedruckte Schrift enthält einen kurzen Inbegrif der christlichen Religionslehren, nebst ihren Beweisgründen, in 162 Sätzen. Sie sind unter den drey Rubriken: Religion überhaupt, Glaubensregeln, Lebenspflichten zusammengefaßt, und auf eine ganz faßliche, populäre Art darin vorgetragen.

Br.

Magazin für die Erziehung und Schulen, besonders in den preußischen Staaten. Ersten Bandes erstes Stück. Halle, bey Johann Jacob Gebauer. 1782. 13 Bogen in 8.

Die Absicht dieser Schrift soll seyn, die kleinen Schulschriften in den Preußischen Staaten, die der Aufbewahrung würdig sind, zu sammlen und bekannter zu machen; die wichtigsten Schulverbesserungen, so wie die Errichtung neuer Schul- und Erziehungsanstalten in diesen Ländern zu beschreiben; das Leben berühmter Schulmänner und Erzieher in denselben mitzutheilen; den Inhalt der darin geschriebenen vornehmsten Erziehungs- und Schulschriften darzustellen; und Nachrichten von den Beförderungen, Todesfällen u. s. w. berühmter Schulmänner zu geben. Dadurch glaubt der Herausgeber, den Geist und die Vorzüge der Schul- und Erziehungsanstalten in den Preußischen Staaten kenntlich zu machen.

In diesem 1. Stück sind folgende Abhandlungen: 1. des Hrn. Bar. v. Zedlitz erste Vorlesung über den jetzigen

 Zustand

Zustand der öffentl. Schulen ꝛc. Sie ist in der Berliner Academie 1777 gehalten, und hier aus dem Französischen übersezt worden. Da ihr Inhalt sattsam bekannt ist; so begnüget sich Rec. nur hier anzuführen, wie wahr und richtig die Behauptung dieses Welt- und Menschenkenners sey: daß der Mangel der Erziehung und des Unterrichts nicht blos in dem Staat, sondern auch vornemlich in dem herrschenden Vorurtheil der Schullehrer zu suchen sey; ihre Schüler müßten alles gelehrt, vollständig und tiefsinnig lernen, und hätten an einem historischen Unterricht nicht genung. Wirklich ist das noch ein grosses Gebrechen fast aller unsrer Schulen, wodurch die Zweckmäßigkeit des Unterrichts für den ganzen Haufen der nicht gelehrten Stände, und selbst für die meisten des sogenannten gelehrten Standes verfehlt wird. Der geschäftige Bürger und der zu Ausübungen bestimmte Gelehrte soll nicht in gelehrte systematische Kenntnisse, oder in Theorien und Spekulationen hineingeführt, und für sein künftiges Fach verstimmt oder davon abgeführt werden. Er soll auf Schulen die Elemente der ihm nöthigsten Wissenschaften kennen lernen; er soll mit den Grundsätzen bekannt gemacht werden, die er für die künftige Ausübung bedarf, und ihre Wahrheit nicht aus tiefsinnigen Theorien, sondern aus Beobachtung und Erfahrung anschauend fassen, daß er sie mit gesundem Verstande gebrauchen könne; er soll stuffenweise zu den Uebungen gewöhnt werden, darin er einst thätig zu seyn hoft oder bestimmt ist. Aber freylich müßten wir erst Schulen auf Universitäten haben, Schulmänner zu dieser Art des Unterrichts zu bilden. So sehr man auch in neuern Zeiten angefangen hat, gelehrte Kenntnisse für die Welt gemeinnütziger zu machen; so wird doch noch gar zu viel für die Schulen, und nicht für die Welt gelehrt und gelernt: und vielleicht sind wir Deutschen hierin noch am meisten hinter andern Nationen zurück.

2. **Die Schule, welche sich nach dem Geist des Jahrhunderts richtet, ist die glänzendste, welche ihn verbessert, die beste, von J. H. L. Meierotto. Aus dem Lateinischen.** (So gut dies auch gesagt ist, so muß man doch befürchten, daß nach dem Lauf der Welt die glänzendre Schulen, ihres Unwerths ohngeachtet, im gemeinen Urtheil den Preis vor den guten Schulen haben und behalten werden.)

3. **Ueber die Verbindung des wissenschaftlichen und philologischen Unterrichts, von Friedrich Gedicke ꝛc.**

(Diese

(Diese kleine Schrift ist bereits besonders gedruckt, und rühmlich bekannt. — So schön und richtig das ist, was der V. über diese Verbindung gesagt hat, so ist doch die Methode des Unterrichts in dieser Form der Lage der Schüler und Knaben nicht angemessen; welche schlechterdings erst zuvor elementarische Kenntnisse einer Wissenschaft erworben haben müssen: aber für Männer und schon gebildete Jünglinge wäre ein solcher Unterricht vortreflich; und solche Zuhörer hatte auch Socrates und Plato.)

5. Wer soll studiren? von Anton Friedr. Büsching 1781. Die Frage scheint etwas zu einseitig beurtheilt zu seyn; noch lieber hätte man gesehn, daß der V. Mittel angegeben hätte, wie man die, welche zum Studiren geschickt sind, auswählen, und die es nicht sind, davon abhalten könne)

6. Wie studirt man mit Nutzen auf Schulen? Erster Versuch, von C. Fr. Reichhelm rc. 1778. (Diese vielleicht gutgemeynte Deklamation gehört nicht hieher.)

7. Sulzers Lebensbeschreibung. (Die Hauptsachen sind schon anderweitig gedruckt, und brauchten hier nicht wiederholt zu werden: auch sind sie ohne Noth und zu homiletisch amplificirt.)

Es folgen hierauf II. Anzeigen einiger Schriften, das Schul- und Erziehungswesen betreffend, und III. Schulnachrichten: wobey sich Rec. nicht aufhalten will. — Daß kleinere Schriften, die Kennern sattsam bekannt sind, wieder ganz frisch abgedruckt werden, kann man nicht billigen. Und ob die V. den Geist und die Vorzüge der Schulanstalten in den Preuß. Landen künftig mehr aus dem Anschauen der innern Einrichtung der dortigen Schulen, und der dadurch bewirkten Folgen herausheben und darstellen werden, wird man erst aus den künftigen Stücken beurtheilen können. Bisher ist es noch nichts mehr und nichts weniger als Kompilation.

Paraphrastischer Auszug des Neuen Testaments nach dem Bedürfnisse unsrer Zeiten eingerichtet. Von einem vieljährigen christlichen Selbstforscher. Berlin, in Commission bey Mylius. 1781. 1. Alph. in 8.

Hr. Basedow, der Verf. dieser Schrift, hatte sie bereits vor zwey Jahren unter dem Titel; des Urchristenthums Inhalt und Zweck: herausgegeben, und liefert sie unter obigem neuen Titel, der freylich natürlicher und angemessener ist als der vorige. Seine Absicht ist, dasjenige, was im neuen Testamente noch für unsere Zeiten allgemein nützlich zur Ueberzeugung und zur Besserung der Christen dient, zusammen zu fassen, deutlich zu erklären, und dadurch das Durchlesen des ganzen neuen Testamentes zu erleichtern und vorzubereiten. – Das Unternehmen kann seinen grossen Nutzen haben, wenn es bedachtsam und mit Rücksicht auf die allgemeine Fassung der Menschen ausgeführt wird.

In Absicht der evangelischen Geschichte hat der Verf. den besondern Plan erwählt, daß er den Inhalt derselben unter gewisse Titel sammlet, und erst die allgemeine Sittenlehren Jesu, dann seinen Umgang mit seinen Jüngern, seine Abschiedsreden an dieselben, hierauf die Geschichte seiner Leiden, Todes und Auferstehung auszugsweise darstellt, und hierauf erst die Geschichte seiner Wunder, und endlich seiner Geburt und Kindheit folgen läßt. Was er auch für diese erwählte Ordnung für Gründe in der Vorrede anführt, so scheint doch dem Rec. die natürliche Geschichtsordnung, wie sie im N. T. daliegt, zweckmäßiger und besser zu seyn. Die Mischung von Geschichte, wundervollen Thaten und eingeflochtenen Lehren giebt dem Ganzen mehr dramatisches Leben, und eben dadurch mehr Eindruck und Kraft; die Lehren und Begebenheiten stehen oft in naher Beziehung auf einander, und geben sich wechselsweise Licht und Beweiskraft; und die abstechende Simplicität des Vortrags und des Verhaltens Jesu in Vereinigung mit der Würde und Hoheit seiner zu gleicher Zeit verrichteten Thaten, macht große und fühlbare Eindrücke auf das Herz des Lesers. Das alles geht durch die systematische Absonderung der Materien, und oft durch die Dürre und Kälte der Darstellung, worin die historische Verbindungen und Veranlassungen übergangen sind, größtentheils verlohren. Aus diesem Grunde möchte ich doch noch lieber die evangelische Geschichte in der Bibel mit allen ihren Uebersetzungsfehlern lesen, als diesen Auszug.

Was die Erklärung und Auslegung der ausgezogenen Stellen anbetrift, so ist sie in vielen Fällen richtig, und der Sinn wohl getroffen; besonders ungleich besser als in einem ähnlichen Auszuge, den Hr. Basedow bereits vor vierzehn oder funfzehn

Jahren

Jahren gegeben hat, und wo der Sinn oft nur willkührlich gewählt, oder blos errathen war. Aber in den apostolischen Briefen giebt es doch noch verschiedene Stellen, und besonders die schweren Stellen in den Briefen an die Römer, Galater und Hebräer, wo die Lehren des Christenthums jüdischen Religionsbegriffen entgegengesezt oder damit verglichen werden; in welchen der Sinn verfehlt, oder nicht deutlich genug ausgedruckt ist. Und darüber darf man sich nicht wundern, da der Verf. mit dem Sprachgebrauch der heiligen Schriftsteller nicht vertraut genug bekannt ist, sich daher auch nicht völlig in ihre Denkungsart und in den Zusammenhang ihrer Ideen hat versetzen können.

Auch von dem Vorwurf, den man allen Bibelübersetzungen bisher gemacht hat, ist gegenwärtiger Auszug nicht frey; daß zuviel hebräischartige Worte und Bilder beybehalten sind, wovon der Deutsche oder Abendländer sich gar keine oder ganz unrichtige Ideen macht. Diese Mischung jener Worte und Redensarten mit moderner und faßlicher Darstellung ist nicht allein seltsam, sondern auch dem Zweck gemeinfaßlich zu seyn, ganz entgegen.

Wenn aber jemand, der die Sprache des N. T. sattsam studirt hat, und sich demnächst mit richtigem Anschauen in die Denkungsart, den Geist und Ideengang der biblischen Verfasser und Lehrer hat versetzen können, den Sinn ihres Vortrags richtig faßte, die darinn enthaltene allgemeine Lehre, die allein für die nachfolgende Zeiten gehört und brauchbar seyn soll, herauszöge, sie mit ähnlichem Sinn und Geist, und eben so simpel und faßlich darstellete, und ein Ganzes im Zusammenhange daraus bildete; der würde den Christen einen Auszug in die Hände geben, welcher für jeden Menschenverstand brauchbar, und zur Beförderung einer christlichen Ueberzeugung und Sinnesart außerordentlich wirksam und kraftvoll seyn müßte.

Entscheidende Gründe wider das Steinbartische System der reinen Philosophie oder Glückseligkeitslehre des Christenthums von Johann Leonhard Frisch, Conrector der Stadtschule zu Grünberg. Breslau, verlegts Johann Ernst Meyer, 1781. 12 Bogen in 8.

[illegible] für jedermann möchten sie wohl nicht seyn, da der Verf. gerade zu entgegen gesezten Behauptungen übergeht, und alle Säze des Kirchensystems zu christlichen und biblischen Lehrsäzen machen, und sie als solche erweisen will. Die Wahrheit hätte wohl in der Mitte gesucht werden sollen.

Auch wird man es nicht billigen können, daß der Verf. dem Hrn. Steinbart zu wiederhohlten mahlen die Absicht beymißt, daß er durch sein System den Naturalismus habe begünstigen, und die Bibel und ihren Inhalt herabwürdigen, und ihre Wahrheit und ihren Werth zweifelhaft machen wollen. Dergleichen Beschuldigungen, die auf Verkleinerung und Anschwärzung abzielen, sind zwar dem streitbaren und rechthaberischen Polemiker geläufig, aber nicht dem redlichen Wahrheitsforscher. Hr. Steinbart hat sich freylich wohl über die Bibel und deren Inhalt an manchen Orten unbestimmt ausgedrückt, und sie oft zu Gunsten seines Systems ausgelegt und erklärt. Aber das ist das Schicksal aller derer, die sich einmal ein gewisses System erschaffen, und ihre Gedankenreihen nach demselben zu ordnen und zu verknüpfen gewöhnt haben. Der Verf. macht es gerade eben so; findet sein ganzes Kirchensystem in der Bibel, und meynt, die Zurechnung der Sünde Adams, das gänzliche Unvermögen des Menschen zum Guten, die vertretende Genugthuung Jesu u. s. w. nach allen Prädicamenten des Systems daraus zu beweisen. Des hujus veniam, petasque vicissim. Hr. Steinbart hat ja in vielen Stellen seines Buchs den Werth und Vorzug der *heil.* Schrift deutlich genung ins Licht gesezt, wovon sein Gegner in dieser Schrift selbst Beweise angeführt, aber in seinem verblendeten Eifer nicht gesehn hat, daß er eben dadurch wider sich selbst zeuge, und oben angeführte Beschuldigung widerlege.

Wenn man blos den Sinn hat zu widerlegen und den Gegner in einer nachtheiligen Blöße darzustellen, (denn ihm Chicane beyzumessen, verbittet der Verf. in der Vorrede,) so greift man seine unbestimmten Ausdrücke auf, und erklärt sie nicht nach der Billigkeit aus dem Zusammenhange oder aus Vergleichung mit andern Stellen, sondern stellt sie in das nachtheiligste Licht; so spricht man selbst unbestimmt und beweiset oft zu viel; so sezt man die behandelten Materien in einen zweydeutigen Gesichtspunkt, zieht schreckende Consequenzen daraus, und beurtheilt alles aus einseitigen Gründen seines eigenen angenommenen Systems. Dies ist freylich ächte und wahre Polemik, wie sie in der streitenden Kirche von je an üblich gewesen ist: aber auf diese

Art

Art trifft man sich nie mit seinem Gegner zusammen, findet nie auf einem gemeinsamen Wege mit ihm die bestimmte, reine und lautere Wahrheit, die man doch suchen und finden wollte und sollte.

Em.

Unterhaltungen am Sonntage, für den Verstand und das Herz des Christen. Eine Wochenschrift, zur Beförderung der Religion, der Tugend und guter Sitten, in Riga und Liefland. Riga 1780. 404 S. in 8.

Dies ist der erste Jahrgang einer Wochenschrift, von welcher der Pastor in Riga, Hr. Dingelstädt, der sich in der Vorrede selbst als Verf. nennt, an jedem Sonntag einen halben Bogen herausgiebt. Den auf dem Titel angezeigten Endzweck hat er zu erreichen, und bald in Hinsicht auf den Sonntag, an welchem ein Stück ausgetheilt ward, bald durch andre gute Betrachtungen, die überhaupt keine Predigten seyn sollen, seine Leser zu belehren, zu erbauen und zu unterhalten gesucht. Liebhaber von dergleichen Schriften, werden auch die gegenwärtige, in welcher man eine etwas abwechselnde Schreibart findet, nutzen können.

Widerlegung der Scheingründe neuer theologischer Meynungen in Absicht auf die Genugthuung Christi, die Würklichkeit der bösen Engel, und die Dauer der Höllenstrafen — von J. B. S. nebst einer — — Vorrede Sr. Magnif. des liefl. Hrn. Gen. Sup. — — C. D. Lenz. — — Riga, Keil, 1780. 67. S. in 8.

Weder der Verf. noch sein Vorredner, wird irgend einen Zweifler überzeugen. Was sie vorbringen, haben andre lange vor ihnen weit gründlicher gesagt; welches beyden eben so wenig scheint bekannt gewesen zu seyn, als die eigentliche Beschaffenheit der neuen theologischen Meinungen, und deren Gründe. Die tiefen Verbeugungen, welche der V. seinem Vorredner auf dem langen Titel macht, lassen vermuthen, daß er ein Kandidat oder ein Prediger in Liefland ist.

Kat=

Katechismus in Versen, zu einem erleichterten Religionsunterricht für die Jugend auf dem Lande, von G. F. Stender — — Mitau, Steffenhagen 1781. 3 Bogen in 8.

Der V. welcher hier keinesweges als Dichter will beurtheilt seyn, hoft durch gegenwärtigen Religionsunterricht, der mehr moralisch auch deutlicher als Luthers Katechismus, und nach Art geistlicher Gesänge abgefaßt ist, der Jugend zu Hülfe zu kommen, auch Eltern aufgeklärtere Begriffe zu verschaffen. Sein Wunsch wird nicht ganz unerfüllt bleiben. Daß er gleich nach den 10 Geboten die Lehren Jesu folgen läßt, verdient Beyfall. Aber das 6te Lied vom Predigtamt, wünschten wir ganz weg, oder geändert, weil es unrichtige Vorstellungen veranlaßt; man nehme z. B. die Strophe S. 25 die wir zur Probe abschreiben.

„Empfanget meines Geistes Kraft,
„Der zu dem Amte Weisheit schaft.
„Vergebet den Busfertigen,
„Bestrafet die Halsstarrigen.
„Gott siehet es und sein Gericht
„Bestättigt euers Amtes Pflicht."

Oft hört oder sieht man das Gegentheil von der vermeintlich mitgetheilten Kraft und Weisheit. Auch vermuthen wir, daß der Verfasser welcher sich auch durch andre Schriften bekannt gemacht hat, von der Macht Sünden zu vergeben, anders denkt als er sich hier ausdrückt; zumal da er S. 14 den Kindern mit Recht die Wahrheit einschärft, daß bey dem künftigen Gericht, nicht was man geglaubt, sondern was man den Brüdern gethan hat, soll untersucht werden.

Pgm.

Burns und Enfields Sammlung von Predigten aus den besten Schriftstellern des vergangenen und gegenwärtigen Jahrhunderts, vornemlich über moralische Gegenstände. Aus dem Englischen. 6ter und lezter Band. Halle bei Gebauer 1781. gr. 8. 19 B.

Der

Der Werth dieser Predigten ist längst entschieden." Wir wollen nur den Inhalt der 18 in diesem Band enthaltenen Predigten hersetzen. 1) Secker über die Erziehung. 2) Holland von den wichtigen Vortheilen eines gelehrten Unterrichts. 3) Tillotson über die Heuchelei in der Religion. 4) Atterbury von dem Schrekken des Gewissens. 5) Lankaster von der Vaterlandsliebe. 6) Drummond über die Erziehung der Kinder zur Gottesfurcht. 7) Clarke von dem öffentlichen Dank, den wir Gott für National-Wohlthaten schuldig sind. 8) Brown von dem Zusammenhange zwischen der Religion und der bürgerlichen Freiheit. 9) Atterbury von dem Charakter einer guten Obrigkeit. 10) Hoadly von dem Verhalten des heiligen Paulus gegen die bürgerliche Obrigkeit. 11) Richard Betrachtung der Bewegungsgründe zur Freygebigkeit. 12) Bryant Beweis, daß lohnsüchtige Grundsätze die National-Sicherheit zerstöhren. 13) Adams von der Liebe zum Vaterlande. 14) Brown vom falschem und wahrem Vergnügen. 15) Foster von den Vortheilen, die daraus entstehn, wenn man die Klagehäuser öfters besucht. 16) Radcliff Empfehlung einer steten Uebereinstimmung eines christlichen Charakters. 17) Taylor tugendhafte Kinder sind eine Freude ihrer Aeltern. 18) Balguy über die Geschichte vom Haman und Mardachai.

Predigten über Luthers Katechismus von Friedrich Gottlieb Pokels, Archidiaconus bey der Kirche zur L. Frauen in Halle. Halle bey Hemmerde 1781. gr. 8. 1. Alph. 4 Bog.

Diese Predigten sind an sich wohl ausgearbeitet, aber für denkende Seelen. Der V. hat, wie er in der Vorrede versichert, mehrentheils erwachsene und aufmerksame Zuhörer; und meinet, daß für Einfältige bey seiner Kirche auf andre Art hinlänglich gesorgt sey. Er nimmt nicht allezeit die erste und eigentliche Materie, die in dem zu erklärendem Stükke des Katechismus enthalten ist, sondern andre nüzliche und gute Betrachtungen. Bey dem zweytem Artikel handelt er von dem glücklichen Zustande in welchem Gläubige als ein Eigenthum Jesu sich befinden; beym dritten Artikel vom heiligen Geist, in so fern derselbe eine dem Menschen mitgetheilte göttliche Gabe ist. Man kann ihm dieses nicht als einen Fehler anrechnen,

weil

Genf und die dadurch festgesetzte Verfassung der Republik angehen von 1738. 5) Der englischspanische Vertrag zu Pardo von 1739. 6) Der Belgradische Friede zwischen der Pforte und dem Kaiser, nebst dahin gehörigen Urkunden von 1739. 7) Desgleichen zwischen der Pforte und Rußland von 1739. 8) Der Commercientractat zwischen Frankreich und Holland von 1739. 9) Der Friedens- und Handlungstractat zwischen Schweden und Tunis von 1736. 10) Der Handlungs- und Navigationstractat zwischen der Pforte und Schweden von 1737. 11) Die Defensivallianz zwischen ebendenselben von 1739. 12) Der Friedenstractat zwischen der Pforte und dem Könige beyder Sicilien von 1740. 13) Tractat zwischen Rußland und Preußen zur Erneuerung der vorigen Allianz von 1740. 14) Die im Jahre 1740 erneuerten alte und neue Tractaten zwischen der Pforte und Frankreich. 15) Convention zwischen der Königin von Ungarn und der Pforte von 1741. 16) Commercientractat zwischen Dännemark und Frankreich von 1742. 17) Das Bündniß des Königs von Großbrittannien mit dem König von Preußen von 1742. 18) Bündniß der rußischen Kaiserin mit dem König von England von 1742. 19) Convention zwischen der Königin von Ungarn und dem König von Sardinien von 1742. 20) Tractat zwischen Oesterreich, England und Sardinien von 1743. 21) Bündniß zwischen Kaiser Carl VI. und dem Churfürst von Sachsen von 1733. 22) Friedensschluß zwischen Oesterreich, Preußen und Sachsen von 1742. 23) Bündniß zwischen Oesterreich und Sachsen von 1743. 24) Friedensschluß zwischen Oesterreich und Preußen von 1742 mit denen verschiedenen dahin gehörigen Verträgen.

Ueber den Unterschied zwischen öffentlichen und Privat-Schulen, insonderheit im Hochstifte Osnabrück, vom geheimen Justizrath Pütter zu Göttingen. Göttingen im Verlag der Wittwe Vandenhök. 1778. 5¼ Bogen in 4.

Eine im Jahr 1777 von einem Ungenannten verfertigte Schrift: „Unzuläßigkeit der Privatschulen bey einem [illegible], oder rechtliche Ausführung, daß im Hoch-

Hochstifte Osnabrück in parochiis puris Privatschulen von einer andern Religion, als wozu die Pfarre gehört, anzurichten nicht erlaubt sey, hat vermuthlich unsern Verf. zu dieser Schrift veranlasset. Er schickt 1) eine allgemeine Betrachtung voraus: Vom Unterschiede zwischen öffentlichen und Privatschulen, nach Vorschrift der Analogie des Westphälischen Friedens überhaupt; wo er den bekannten Unterschied zwischen öffentlicher Religionsübung, Privatgottesdienst und Hausandacht erklärt, und dabey ganz richtig bemerkt, daß die Gränze zwischen den beyden ersten im Gesetze nicht bestimmt sey; und daß es dahero mancherley Stufen des Privatgottesdienstes gebe, bey welchen Gerechtsame statt finden, die sonst zur öffentlichen Religionsübung gehören. In Ansehung des Schulwesens findet zwar auch der Unterschied zwischen öffentlichen und Privatschulen und blossem Hausunterricht statt; allein obgleich der Westphälische Friede die Schulen als Annexa der Religionsübung angiebt; so ist doch in gedachtem Gesetze nicht festgesezt, daß die Arten der Schulen sich schlechterdings nach der Art der Religionsübung richten; indem Leute, die blosse Hausandacht haben, dennoch Privatschulen haben können. Es kommt hier auf das Entscheidungsjahr sowohl, als auf die an jedem Orte rechtmäßiger Weise gemachte oder hergebrachte Einrichtung an. Der V. gehet daherο 2) auf die besondre Einrichtung im Osnabrückischen über, wo schon vorlängst, weil immer viele weit entlegene Dörfer zu einem Kirchspiel gehören, an dem Orte, wo die Kirche ist, eine öffentliche Schule, hingegen auf den entlegenen Dörfern Privatschulen gehalten worden sind. Was aber deshalb in der beständigen Osnabrückischen Capitulation festgesezt ist, erklärt der V. aus dem Zusammenhange, und aus den dabey vorausgegangenen Verabhandlungen dahin, daß nach derselben an Orten, wo auch der eine Religionstheil den öffentlichen Gottesdienst nicht hat, er doch Privatschulen errichten kann. Und da nicht nur in dem Entscheidungsjahre an vielen Orten, wo anjezt die katholische Religionsübung statt findet, evangelische Privatschulen gewesen; sondern auch seit dem Westphälischen Frieden beyde Religionstheile an den Orten, wo sie nicht die freye Religionsübung haben, doch Privatschulen errichtet, und dadurch wechselseitig diese Einrichtung genehmiget haben; so ist kein Zweifel, daß den Evangelischen nicht zu verwehren ist, dergleichen Privatschulen zu errichten; zumal die Katholischen und Evangelischen gleiche

Rechte haben, und in öffentlichen Gerichten diese Einführung als gesetzmäßig angesehen worden ist.

Johann Jakob Mosers Beyträge zu dem neuesten Europäischen Völckerrecht in Kriegszeiten. Dritter Theil. Tübingen, bey Joh. Fried. Heerbrandt. 1781. 1. Alph. 7. Bog. in 8.

Nach eben der Methode, wie wir sie bey dem ersten Theil dieser Beyträge angegeben haben, fährt der V. fort, Beyspiele von Ereignissen aus der neuern europäischen Geschichte zu sammeln, die irgend eine Beziehung auf das Völkerrecht haben. Dieser Theil enthält das 6te Kapitel, welches von dem Betragen gegen seine eigne und des Feindes Bedienten und Unterthanen auch deren Güter handelt; und das 7te Kapitel von Benutzung eines feindlichen Landes.

Uebereinstimmung des Rieggerischen und Martinischen Lehrbuchs vom Canonischen Rechte. Regensburg 1780. In J. L. Monats Buchhandlung $3\frac{1}{2}$ Bog. in 8.

Riegger verfertigte im Jahre 1774. aus seinem grössern Werke über das canonische Recht, ein Compendium, dessen Beendigung aber durch den Tod des V. verhindert wurde. Im Jahr 1779. gab Martini eine neue Auflage dieses Compendiums mit verschiedenen Veränderungen und Verbesserungen heraus; der Verkauf davon ward aber in Wien eingestellet. Diese Schrift, warinnen alle jene Veränderungen angezeigt werden, soll dieselben rechtfertigen, und beweisen, daß kein Grund zur Unterdrückung dieser Auflage vorhanden gewesen sey, und freylich haben wir auch keinen dergleichen Grund finden können, da diese Verbesserungen meistens entweder, die Sache deutlicher machen, oder die Grenzen der verschiedenen geistlichen Mächte, so wie dieser in Beziehung der Weltlichen genauer bestimmen.

Chursächsisches Kriegs-Recht, samt dem Verfahren vor dasigen Kriegsgerichten, vermehrt und bis auf gegen-

gegen-

gegenwärtige Zeiten fortgeführet, oder dessen Zweyter Theil, durch Gottfried Schmiedern, Ch. S. Kriegsrath und Regiments-Schultheissen in Dreßden. Dreßden 1780, in der Waltherischen Hofbuchhandlung. 1 Alph. 2 B. in 8.

Der V. gab im Jahre 1768 ein System über das Chursächsische Kriegsrecht heraus, welches, der guten Ordnung und der Art des Vortrags sowohl, als der Genauigkeit und Vollständigkeit halber, allen Beyfall verdienet. Da seit dieser Zeit das Kriegswesen in Chursachsen in vielen Betracht verändert worden ist, und eine Menge neuer Verordnungen und Einrichtungen desfalls gemacht worden sind: so hat der V. dieses alles, als Zusätze seines Werks, in diesem 2ten Theil zusammen gefaßt. Er legt dabey die Eintheilung der Abschnitte und §§. des ersten Theils zum Grunde, führt bey jeder Materie den §. und die Seite des ersten Theils an, wo diese Materie vorkommt, und führt sodann sehr ausführlich die neuerlich gemachte Anstalt, oder die verschiedene Verordnungen, oder aber den etwan ihm bekannten Gerichtsbrauch an. Auch hat er am Ende die Chursächsischen Kriegsartikel beygefügt. Um seinem Werk eine noch größere Brauchbarkeit zu geben, hat er diesen zweyten Theil mit fortlaufenden Seitenzahlen versehen, und über beyde Theile ein vollständiges Register beygefügt.

Die Lehre von der Präclusion bey entstandenem Concurse der Gläubiger. Leipzig, bey P. G. Kummer, 1781. 11 Bog. in 8.

Der V. handelt nicht nur von der eigentlichen Präclusion, die alsdann erfolgt, wenn ein Gläubiger seine Forderung bey einem Concurse nicht zur gehörigen Zeit liquidiret hat; sondern auch von den Fällen, wenn der Gläubiger, welcher sich gemeldet, in dem Laufe des Processes etwas versäumet; wenn bey noch nicht förmlich eröfnetem Concurse, eine Art von Ausschließung eines Gläubigers vorkommen kann; und wenn über eines Schuldners Vermögen an mehrern Orten der Concurs eröfnet worden ist. In jeder dieser Lehren bemühet sich der V. richtige aus der Natur der Sache herfließende Grundsätze

anzugeben, und dieselben durch ausdrückliche geschriebene Gesetze des gemeinen Rechts, durch den allgemeinen Gerichtsgebrauch und durch die besondere Gesetze einzelner Lande, besonders Sachsens, zu bestärken, welches er auch in Ansehung der aus jenen Grundsätzen herfließenden Folgerungen thut. Und so wie diese Schrift durch Ordnung, Deutlichkeit, Gründlichkeit und durch einen reinen simpeln Vortrag sich empfiehlt: also ist nicht leicht eine in dieser Lehre vorkommende Frage, zu deren Beantwortung man hier nicht die Anleitung findet. Auch hat der V. nicht leicht eine Schrift, die hier einschlägt, übergangen. Einigen Meinungen des V. können wir nicht beypflichten. Z. B. daß er bey entstehenden Concurse die besondere Vorladung der bekannten Gläubiger für nothwendig hält; daß er glaubt, die hypothekarischen Gläubiger brauchten nur blos die rückständigen Zinsen, nicht aber das Kapital zu liquidiren, mit welchem sie dahero auch nicht präcludiret werden könnten, weil es dem Richter ohnedem bekannt sey, da es doch auf die bloße Wissenschaft des Richters nicht ankommt, um in dem Concurse locirt zu werden.

D. Joh. Gottfried Schaumburgs Einleitung zum sächsischen Rechte, mit Anführung derer neuern zeithero und bis jetzo erlassenen allerhöchsten und höchsten Mandate, Rescripte und Patente, vermehret und fortgesetzt durch Rudolph Christian von Benningsen. — Dritte Auflage, Dresden und Leipzig, in Verlag J. S. Gerlach, 1781. 4 Alph. in 8.

Dieses Handbuch des sächsischen Rechts bleibt, seiner vielen und großen Mängel ungeachtet, immer noch brauchbar, weil es bey jeder Materie, wenn man davon des V. oft falsche oder unschicklich eingemischte Sätze des gemeinen Rechts trennt, einen getreuen Auszug der sächsischen Gesetze enthält. Da seit Herausgabe der ersten Auflage eine Menge neuer Gesetze in Chursachsen erschienen sind: so wurde durch Unterstützung des jezigen Herausgebers, von Benningsen, bey der alten 1768 erschienenen Auflage, der Inhalt der neuern Gesetze bey jeder Materie in Noten beygefügt. Dies ist auch bey dieser Auflage, wo zugleich auf die nach 1768. erschienenen Gesetze Rücksicht genommen

ben worden ist, geschehen, und zwar mit der Veränderung, daß bey den neuen Gesetzen, die in dem Augusteischen Codex stehen, die Seite dieser Sammlung, wo dies Gesez stehet, in den Noten mit bemerkt worden ist. Der Text hat keine Veränderung gelitten, und in Ansehung der Art, wie in den Noten neuere Gesetze angezogen werden, und bisweilen deren Inhalt gar nicht, bisweilen nur kurz, bisweilen aber weitläuftig angeführt wird, ist die Einrichtung völlig die nemliche, wie sie bey der zweyten Auflage war. Am Ende sind einige ganz neuerlich erschienene Gesetze als Zusätze beygefügt worden.

Briefe zweyer katholischen Geistlichen in den Sevennen über die Gültigkeit der Ehen der Protestanten, und über ihre bürgerliche Freyheit in Frankreich, aus dem Französischen, mit Herrn D. Leß Vorrede: von den Wundern der Sevennischen Propheten. Göttingen, 1780. Im Verlage der Vandenhöckischen Buchhandlung. 1 Alphab. 8 Bogen.

Wir zeigen diese Uebersetzung eines ausländischen Buchs, unserer Gewohnheit nach, nur kurz an. Die Urschrift hat einen katholischen Geistlichen zum Verfasser, welcher über die Toleranz sehr wahre und vortrefliche Grundsätze äussert, die Unrechtmäßigkeit der Aufhebung des Edicts von Nantes mit rechtlichen Gründen beweiset und darthut, daß die Regeln der gesunden Vernunft und der Religion, die Gerechtigkeit und endlich das Wohl des französischen Reichs die Ertheilung der bürgerlichen Freyheit an die Protestanten, und also auch die Verstattung gültiger Ehen nothwendig mache. Die Uebersetzung ist rein und fliesend. In der Vorrede zeigt Hr. D. Leß, daß die Entzückungen der Protestanten in Frankreich, und ihre Weissagungen, welche zur Zeit ihrer Verfolgung üblich wurden, sich aus natürlichen Ursachen erklären lassen, und nichts weniger als Würkungen übernatürlicher Gaben gewesen sind.

Einleitung in den Reichshofrathsproceß aus einer Handschrift herausgegeben und mit vielen Zusätzen

es auch mit seiner Reichsgeschichte, wovon seine vorherigen Anleitungen bekannt sind. Dieses neue Lehrbuch soll besonders zum Gebrauch seiner Vorlesungen dienen. Es sind darinnen die Begebenheiten noch mehr zusammen gedrängt und genauer verbunden, als in seinem Grundrisse der Staatsveränderungen, welches zeithero zu Vorlesungen gebraucht wurde. Allein die Wahrheit zu gestehen, so scheint uns dieser Grundriß bey weitem brauchbarer zu diesem Behuf zu seyn, als dieses neue Werk: und zwar besonders um deswillen, weil aus diesem leztern schlechterdings alle litterarische Notizen verbannt sind, welche doch bey einem Lehrbuch in vielem Betracht nützlich und nöthig sind, weil sonst der Lehrer damit viele Zeit verschwenden muß. Im übrigen geben wir gerne zu, daß die Art des Vortrags bey diesem Lehrbuche zu Vorlesungen brauchbar sey. Daß der V. die Begebenheiten bis auf die neuesten Zeiten erzähle, brauchen wir wohl nicht erst zu erwähnen.

Die Unfähigkeit der Mantelkinder zur Lehnsfolge, von Christian Friedrich Schorcht, Jena und Leipzig in der Gollner und Rudolphischen Buchhandlung 1780. 8 B. in 4.

Mit einiger Weitschweifigkeit erzählt der V. daß die Legitimation, besonders die durch die Ehesigung bewirkte, durch die fremden Rechte, und vornemlich durch das canonische, in Deutschland eingeführt worden, und daß dieselbe auch das Erbfolgsrecht in Erbgütern ertheilt habe. Weil aber der Grund des römischen Gesetzes, nemlich die Abschaffung des Concubinats, so wie der Grund des canonischen Rechts, das Sacrament der Ehe, in Deutschland, wo der Concubinat verboten ist, und wo die Ehe, in Ansehung der Protestanten, für kein Sacrament gehalten wird, aus der Lehre des Sacraments auch die Nothwendigkeit der Legitimation nicht folgt, mithin der Grund der fremden Gesetze wegfällt: so können, schließt der V. die fremden Gesetze bey uns nicht anwendbar seyn. Weil der V. diesem gewiß falschen und nicht gehörig überdachten Schlusse selbst nicht viel zutrauen mag: so will er in der Folge zeigen, daß doch wenigstens, in Ansehung der Lehne, die deutschen Gesetze, welche diese Art der Legitimation nicht enthalten, den Vorzug verdienen. Er führt verschiedene deutsche und andre ver=

verwandten Völker Gesetze und Gewohnheiten des mittlern Zeitalters an, wo den unehrlichen Kindern die Erb- und Lehnsfolge versagt wird; welche Gesetze der V. richtig erkläret, auch erweiset er, daß die Ausschließung der Mantelkinder von der Lehnsfolge mit der deutschen Staats- und Lehnsverfassung übereinstimmen. Ueber die Frage aber: ob demungeachtet nicht das fremde Recht in den meisten deutschen Ländern, durch dessen Gebrauch, über die deutschen Rechte die Oberhand behalten habe? läßt sich der V. nicht ein, und dies ist doch, unserm Bedünken nach, einer der wichtigsten Puncte, die bey dieser Sache in Erwägung kommen. Am Ende fügt er ein neueres herzogl. S. Weimarisches Gesetz bey, wodurch die Mantelkinder von der Lehnsfolge gänzlich ausgeschlossen werden.

Ioannis Stephani Pütteri Schediasma de vtilitate et praestantia iuris publici specialis singulorum Germaniae territoriorum. Adiuncto specimine huius iuris publici, auctore *Wilh. Carol. Friedr. Sames*, Cons. Princip. in Solms. Giessae apud I. F. Kriegerum 1781. 8 B. in 8.

Die vorausgehende Pütterische Abhandlung ist eigentlich nur eine Vorrede von 6 Seiten, wo die nicht oft genung zu sagende Wahrheit erwiesen wird, daß das Studium des Staatsrechts überhaupt, und insbesondere auch des Staatsrechts jeden Landes, ein nothwendiges Studium sey, und einige allgemeine Regeln, wie ein solches besondere Staatsrecht einzurichten ist, beygefügt werden. Die eigentliche Schrift soll ein solches besonderes Staatrecht von der Herrschaft Münzenberg seyn. Da diese Herrschaft, wie bekannt, Vierherrisch ist, und also gewiß in ihrer Verfassung viel Eigenthümliches hat; so müssen die hier davon gegebene Nachrichten auf alle Fälle den deutschen Staatsrechtsgelehrten angenehm seyn; zumal da sie von einem der Sache kundigen Manne verfertiget sind, und dahero das Gepräge der Zuverläßigkeit haben. Allein wer hier ein nur irgend vollständiges System dieses besondern Staatsrechts, oder auch nur von den wichtigsten Gegenständen desselben hinreichende Nachricht erwartete, würde sich sehr irren. Es sind theils einzelne Erzählungen von dem Schicksale dieser Herrschaft, und in welcher Maaße sie anjezt von den Häusern Hessen-Hanau,

sondern nur soviel ist wahr, daß dies im Zweifel zu behaupten sey. Daher giebt es allerdings Ausnahmen, wovon aber die erste der vom V. angeführten, nemlich daß ein Geistlicher seinem privilegirten Gerichtsstand entsagen, und sich in einer bürgerlichen Streitigkeit einem weltlichen Richter unterwerfen könne, unter die unstreitigen Ausnahmen nicht gehört. Die übrigen vom V. angeführten Fälle sind größtentheils aus dem peinlichen Rechte. 9) Ob ein Ehemann, bey vorhandenem starken Verdacht, daß seine Frau einen Ehebruch begangen habe, außer der Ehescheidung auch auf den Verlust des Brautschatzes klagen könne? Wird mit Recht bejahet. 10) Erörterung einiger Fragen bey der Lehre von Schenkungen. Diese Fragen sind: Ob zur Gültigkeit einer zur Vergeltung geschehenen Schenkung die Anführung des Grundes derselben nothwendig sey? Nein! Ob eine Schenkung über 500 Goldgülden, wovon aber der Verschenker die Nutzung sich vorbehält, einer gerichtlichen Insinuation bedürfe? Der V. verneint es; ob gleich seine Gründe nicht völlig überzeugend sind. Ob eine Donatio remuneratoria solche Verdienste des Beschenkten um den Schenker voraussetze, weshalb jener wider diesen eine Klage anzustellen befugt wäre? Nein! Ob die Erben des Schenkers die Schenkung wegen Undankbarkeit gegen den Erblasser, welcher die Schenkung zwar in einer Privaturkunde wiederrufen, aber keine Klage angestellt hat, wiederrufen können? Die vom V. angeführten Gründe der verneinenden Meynung beweisen, unserm Bedünken nach, dieselbe nicht. 11) Ob eine gefängliche Haft des Geschlechts wegen für bedenklich zu achten sey? Es wird hier, wie man schon vermuthen kann, auf das diesfallsige Gesetz Justinians Rücksicht genommen, aber mit Recht deren heutige Anwendbarkeit verneinet. Der V. hat aber die Fälle, wo die gefängliche Haft der Weibspersonen auch heut zu Tage in der Regel nicht Statt findet, dabey auseinander gesezt. 12) Ob einem Bestohlenen, mit dessen entwandtem Gelde gewisse Sachen gekaufet, oder sonst angeschaft worden, auf leztere ein Eigenthum oder Pfandrecht zustehe? Wird aus richtigen Gründen mit Recht verneinet. 13) Von Zinsen, die in einem rechtskräftigen Urthel übergangen worden. Wenn ausdrücklich versprochene Zinsen nicht etwan aberkannt, sondern nur im Urthel übergangen sind, so kann sie der Gläubiger durch eine besondere Klage noch einfordern; nicht aber, wenn es blose Verzugszinsen sind. 14) Ob den

Ihren unversorgten Kindern und der Ehefrau eines getödeten aus dem Vermögen des Todschlägers Unterhalt und Verpflegung gebühre? Wird billig bejahet, mit den gehörigen Bestimmungen, unter welchen wir aber der, daß, wenn der Getödtete seines Alters und seiner schwächlichen Gesundheit halben, kein langes Leben zu hoffen gehabt, die Verpflegung nicht so schlechterdings zuzuerkennen sey, unsern Beyfall nicht geben.

D. Io. Ludovici Schmidii — Opuscula de praescriptione praesertim circa pignus secundum omne ius quo in Germania utimur considerata. Ienae Sumtibus viduae Croekerianae 1780. 2 Alph. in 4.

Der V. hat im Jahre 1756 eine Dissertation de praescriptione actionis pignoratitiæ directæ, und bald darauf eine andere, de præscriptione feudali acquisitiva geschrieben: beyde hat der V. bey diesem Werke zum Grund gelegt; dieselben aber mit vielen Zusätzen und Verbesserungen ganz umgearbeitet, und dabey die neuern Schriften benuzt. Er hat seine Arbeit in 5 Abschnitten unter folgende Rubriken gebracht: 1) de præscriptione tam certi quam incerti temporis; 2) de praescriptione actionis pignoratitiæ directæ et contrariæ; 3) de præscriptione actionis hypothecariæ; 4) de præscriptione feudali acquisitiva; und 5) de accommodatione præscriptionis feudalis acquisitivæ ad feudum pignoratitium, merum pignus allodiale, feudum oppignoratum et retrovendibile. In dem ersten Abschnitte hat er die allgemeine Theorie der Verjährung nach richtigen Grundsätzen entwickelt, und die übrigen zum Theil etwas verwickelten Lehren deutlich auseinander gesezt.

Christiani Ludovici Scheidii Commentatio de Buccellariis ad L. X. C. Iustin. ad Leg. Iul. de vi publ. Adiecta Mantissæ loco *Bernhardi Moellmanni* Dissertatio de certamine Friederici Comitis Oldenburgici cum Leone — Ex recensione, præmissoque cum prologo *Ioh. Frid. Iugleri*. Lipsiæ apud P. G. Kummerum. a. 1781.

Die

Die erste Schrift von Scheid ist eine von demselben im Jahre 1745 in Copenhagen verfertigte akademische Streitschrift, wo wahrscheinlich gemacht wird, daß die Buccellarien Schildträger heißen, deren Namen aus der Sprache der Nordischen Völker entlehnt ist. Die Moellmannische Schrift ist auch zu Koppenhagen 1749 als ein Programma erschienen. Beyde waren, wie man leicht denken kann, äußerst selten, und der Herausgeber verdient Dank, daß er sie der Vergessenheit entrissen hat.

Ch.

Christ. Friedr. Geo. Meisteri — Principia Iuris Criminalis Germaniæ communis auditorum vsibus destinata. Editio quinta prioribus melior. Goettingæ impensis V. Bossiegel 1780. 1 Alph. 9 B. in 8.

In der Hauptsache ist diese Ausgabe der vorigen gleich; und die vom V. in der Vorrede mit Anführung der §§ bemerkten Veränderungen bestehen nur in einigen kleinen Zusätzen, Bestimmungen und Erläuterungen.

Erzählungen einiger merkwürdigen Dänischen und Norwegischen Rechtssachen, welche im höchsten Gerichte zu Copenhagen ausgeführt worden sind, von Friedrich Wilhelm Wiwet. Aus dem Dänischen übersezt. Zwenter Band. Copenhagen, 1780. Verlegts Ch. G. Proft. $19\frac{1}{4}$ B. in 8.

Was sich von dieser Sammlung und ihrem Verhältnisse zu der Cultur der Rechtsgelahrheit in Deutschland sagen läßt, haben wir bey Gelegenheit des ersten Theils (B. 4. St. 2) erinnert: dahero wir nur die Erscheinung des zweyten Theils, worinnen einige nicht unwichtige und unterhaltende Rechtshändel befindlich sind, anzuzeigen nöthig haben.

Christ. Frid. Geo. Meisteri — Principia Iuris Criminalis Germaniae communis auditorum

vsi-

usibus destinata. *Editio sexta* prioribus melior. Francofurti & Lipsiae 1781. 1 Alph. 7 Bog. in 8.

Wir haben izt eben die 5te Auflage angezeigt, und wir wunderten uns, wie sie in einem Jahre habe vergriffen, und auch schon eine neue abgedruckt werden können. Wir fanden aber bald, daß es nichts als ein Nachdruck der 5ten Auflage ist, wo auch die Vorrede derselben abgedruckt worden, nur daß der Setzer anstatt quintam edit: sextam gesetzt, in der Eil aber am Ende der Seite den Custos: quin — stehen gelassen hat.

Protestation wider die römischen Kanzleyregeln oder Beweiß vom Rechte der Metropolitane über ihre Bischöffe, von Antonio Pereira von Figueiredo. Aus dem Portugiesischen ins Deutsche übersetzt, und mit einigen Anmerkungen begleitet, von Johann Friedrich le Bret. Frankfurt und Leipzig, bey Dodsley und Kompagnie 1780. 22 Bogen in 8.

Schon der Name des erdichteten Verlegers, Dodsley und Kompagnie, schändlichen Andenkens, giebt zu erkennen, daß dies irgend ein Nachdruck sey. Und so ist es auch. Es steht diese Abhandlung in dem von le Bret herausgegebenen Magazin, im 3ten 4ten 5ten und 6ten Band, woraus dieselbe hier wörtlich abgedruckt ist.

Versuch zu ohnmaßgeblichen Vorschlägen und principiis regulatiuis wie ein Pachtanschlag, Inventarium und Pachtcontract zu verfertigen, der Cameralwissenschaft überhaupt zum Besten ans Licht gestellet von Rinepust. Stendal, verlegts D. C. Franzen und Große. 1780. 7 Bogen in 4.

Es fehlt uns nicht an Anweisungen dieser Art, wo sich der praktische Rechtsgelehrte bey dergleichen Geschäften Raths erhoh-

erhohlen kann; und es weit sicherer und genauer kann, als bey unserm V. der, zwar einige nützliche Regeln giebt, auch Formulare von den auf dem Titel genannten Arbeiten beygefügt hat, dessen Schrift aber nicht vollständig genug und in einer bundscheckigen ekelhaften Schreibart abgefaßt ist. Folgender §. mag zur Probe dienen: „Wer a) einen Anschlag, b) ein Inventarium, und c) einen Pachtcontract verfertigen will, der muß, ut ita loquar, abundare tam praeceptis institutisque iuris, quam oeconomiae. Er muß nothwendig beydes miteinander verbunden haben, ut par sit in decidendo utriusque generis casu u. s. w.

Erörterung der Frage: ob die Abschaffung der Advocaten dem gemeinen Wesen nützlich oder schädlich sey? B. r. 1780. 3 Bog. in 8.

Unter die Ursachen der Justizgebrechen, rechnet man bekanntlich auch die Advocaten: und man weis, wie oft man, zu allen Zeiten und in allen Ländern, über dieselben sich beschweret hat; wovon in dieser Schrift verschiedene Beyspiele angeführt werden. Wir erwarteten, daß der V. bestimmt angeben und untersuchen würde, ob das den Advocaten zur Last gelegte Uebel wirklich denselben beyzumessen sey; oder ob dieses Uebel nicht vielmehr in der Gerichtsverfassung, in der Gesetzgebung oder in andern Einrichtungen liege. Allein der V. setzt die gemeine Meynung als gewiß voraus, und zeigt blos, daß die Einrichtung, nach welcher der Richter selbst den Partheyen beystehet, hinreichend sey, und daß die Abschaffung der Advocaten keine üble Folgen nach sich ziehe. Was er aber von den Justizgebrechen selbst angeführt, besteht wirklich lediglich in solchen Uebeln, die aus der übeln Gerichtsverfassung und den Mängeln der Gesetze herkommen; und also, wenn diese nicht verbessert werden, auch ohne Advocaten da seyn würden. Die meisten der angegebenen Mängel und Mißbräuche aber trift man ohnedem in wenig Landen mehr an. Der V. hätte, ohne Nachtheil des Publikums, diese Schrift ungeschrieben lassen können.

Dz.

Abhandlung von Feldsteußlern und Felduntergängern in Würtemberg, in einer Sammlung der dieserhalben

halben vorliegenden Gesetze und Gewohnheiten. Tübingen 1782. 64 S. in 8.

Feldsteusler werden nach §. 1 im Würtembergischen diejenigen Personen genannt, welche auf den Feldbau und Ordnung, und auf die im Feldwesen zu beobachtende Polizey Sorge zu tragen haben; Feldbuntergänger aber, welche über die des Feldswesens halber sich ergebende Streitigkeiten und dahin gehörige Rechte und Gerechtigkeiten Recht zu sprechen haben. Von der Bestellung, den Eigenschaften, Pflichten und Rechten dieser Personen, nach Vorschrift der Würtembergischen Gesetze, wird ganz gut und deutlich gehandelt. Der V. soll ein Würtembergischer Schreiber, Namens Schwarz, seyn.

An gabellæ emigrationis, vulgo die Nachsteuer, ratione dotis aut donationis propter nuptias fisco solutæ aut solvendæ, a liberis extra territorium elocatis ad massam haereditatis parentum sint conferendæ? examinatur a *Ioanne Conrado Iacobo Weis*, V. I. L. Equestris ecclesiæ Comburgensis Syndico. Anno 1781. Hal. Suev. 36 S. in 4.

Der V. entscheidet die vorgelegte Frage dahin, daß außer ihrem Vaterland verheirathete Kinder, wann sie von dem von ihren Eltern erhaltenem Heyrathgut eine Nachsteuer an den Fiscus entrichten müssen, diese Nachsteuer in die elterliche Erbschaft einzuwerfen nicht verbunden seyen, hauptsächlich aus den beyden Gründen, weil sie diese Nachsteuer nicht bekommen, und also dadurch nicht reicher werden, und weil das Gegentheil der Grundursache von der Einwerfung, nemlich der Erhaltung einer Gleichheit unter den Kindern entgegen wäre. Wann aber Kinder ein Heyrathgut bekommen, und bey den Eltern bleiben, nachher aber außer Land ziehen, und die Nachsteuer entrichten, so können sie diese von dem, was sie bey einer künftigen Erbschaftstheilung einzuwerfen haben, nicht abrechnen.

So leicht die Entscheidung und Ausführung war, so findet wir doch einen Hauptzweifel nicht berührt, welcher darinn besteht: Das Heyrathgut wird eingeworfen, weil es angesehen

wird als ein vorausempfangener Theil der Erbschaft. Nun wird einem auswärtigen Erben an seinem Erbtheil niemals vergütet, was er an Nachsteuer erlegen muß, sondern diese muß er selbst allein von seinem Theil entrichten; warum nicht eben so bey dem vorempfangenen Heyrathgut?

Die Literatur des V. scheint auch sehr eingeschränkt zu seyn; wir finden, außer Gesetzen, keinen Schriftsteller, als Stryk und Lauterbach angeführt, und deren Namen unrichtig Strick, Stryck, Lauterbachs geschrieben.

Im.

Autonomie — Vornemlich des Fürsten- und übrigen unmittelbaren Adelstandes im R. deutschen Reiche. Von *D.* Johann Christian Maier Königl. Dänischen wirklichen Justiz-Rath, auch Herzogl. Würtenbergischen Rath, Professor und Beysitzer der Juristen-Fakultät zu Tübingen. Tübingen bey Heerbrandt 1782. 6½ Bogen in 8.

Vor jezt haben wir nur das erste Stück von dieser Ausführung. Es werden also ohnzweifel noch mehrere folgen, worinn die Materie, welche hier nur bis zur Festsetzung des Hauptbegrifs vorbereitet ist, weiter fortgesezt werden wird. Hoffentlich werden diese noch zu erwartenden Stücke auch die zu Aufklärung dieser Sache so nöthigen Beobachtungen aus der deutschen Geschichte enthalten. Denn ohne diese wird auch die tiefsinnigste philosophische Behandlung derselben mangelhaft und wenig fruchtbar seyn. Der V. nennt Autonomie in der Vorrede die Eigenmacht Gesetze zu geben; und am Schluß der Abhandlung giebt er folgenden Begrif davon: Sie sey die Befugniß, Andern verbindliche Vorschriften ihrer freyer Handlungen eigenmächtig und nach seinem Willen zu ertheilen, und habe übrigens zum Principium, nicht nur Oberherrschaft, sondern das Eigenthum auch. Um diesen Begrif gehörig zu stützen, läßt der V. eine Untersuchung der Natur der Oberherrschaft und des Eigenthums und ihres gegenseitigen Verhältnisses voraus gehen, welche den größten Theil dieses ersten Stückes einnimmt. Er erzählt dabey und widerlegt die verschiedenen Erklärungen des Eigenthums, welche

che von Rechtsgelehrten bisher vorgetragen sind, theilt uns sei-
ne eigene Lehre davon mit; findet aber hernach doch, daß schon
Strauch eben diese Meynung gehabt habe. Der erste und kürzere
Begrif von der Autonomie soll wohl eine sogenannte Nomi-
naldefinition seyn; der zweyte weitläuftige aber eine Realde-
finition. Wir finden keine von beyden dem Sprachgebrauche
der Rechtsgelehrten, und der Geschichte angemessen; glauben
auch, daß der Begriff von Autonomie leicht und ohne alles das
feine philosophische Gewebe, welches hier die Sache, wie es uns
scheint, mehr verhüllt, als aufklärt, entwickelt werden könne.
Die Etymologie des Worts spricht nicht für Eigenmacht Gesetze
zu geben, sondern von dem Rechte sich selbst Gesetze vorzuschrei-
ben; und nach dem bisherigen Sprachgebrauche, wollte man
auch nicht damit die Befugniß, andern Regeln ihrer freyen
Handlungen vorzuschreiben, bezeichnen; vielmehr betrachtet
man die Autonomie als eine Befugniß solcher Personen, wel-
che ob sie gleich eine gesetzgebende Macht über sich erkennen,
dennoch so wohl in Ansehung ihrer selbst, als auch ihrer Fami-
lie und Güter verbindliche Vorschriften entwerfen können. Bey
des V. Erklärung sehen wir nicht ein, wie er bey Fürsten die
gesetzgebende Gewalt, welche ein wesentliches Stück der Lan-
deshoheit ist, von dem was man Autonomie nennt, zu unter-
scheiden im Stande seyn wird, und beyde Dinge sind doch gar
sehr verschieden, und haben, wenn wir des Verfassers Lieb-
lingsausdruck gebrauchen dürfen, jedes seinen eigenen Spiel-
raum. Doch vielleicht erklärt sich der V. hierüber erst noch
in der Folge; weshalb wir auch jezt nichts weiter dagegen er-
innern wollen.

In der Vorrede rechtfertigt der Verf. noch den Gebrauch
der deutschen Sprache in dieser Abhandlung damit, daß er al-
lermeist solchen Personen habe verständlich seyn wollen, denen
eben vornemlich solches Vorrecht zusteht. Er versichert dabey,
auf die Schreibart alle Sorgfalt gewandt, und darin wenig-
stens den Fehler vermieden zu haben, welcher an seinem geist-
lichen Staatsrecht in der göttingischen Zeitung mit etwas Bitter-
keit gerügt, und nun erst kürzlich in der Litteratur des
deutschen Staatsrechts mit einer aus der Einleitung ausge-
hobenen Probe dem ganzen Werke zum Vorwurfe gemacht
sey. Wir kennen weder den V. jener Anzeige, noch sind wir
gesonnen, Herrn Püttern gegen den Verfasser in Schutz
zu nehmen: aber das müssen wir gestehen, daß der Styl

in der gegenwärtigen Abhandlung dunkeler und durch, als und neumodige Ziererenen mehr, als alles andere, was der Verfasser geschrieben hat, verunstaltet ist. Nach der Ueberwindung, welche es dem Recens. gekostet hat, bis ans Ende auszuhalten, glaubt er auch nicht, daß des V. Vortrag denen werde genießbar seyn, für die er vorzüglich gearbeitet haben will. Wir heben mit Fleiß keine Probe aus, damit der V. nicht auch uns den Vorwurf mache, nach einer Probe die ganze Abhandlung beurtheilt zu haben.

Fk.

---

3) Arzneygelahrheit.

Gesundheitskatechismus für das Landvolk und den gemeinen Mann. Von A. A. Seiffert — Lehrer zu Würzburg. Berlin 1771. bey Nicolai. 564 Seiten in 8.

Mit einer gewissen Wärme und in einer männlichen Sprache, die aus dem Herzen zu kommen scheint, redet der V. seinen Bauer an, zeigt ihm, wie er bisher gedacht, sich geirret habe, und nun künftig denken müsse. Wenn man einmal darüber eins ist, daß das Landvolk Bücher lesen müsse und werde, so ist dies wahrhaftig eins der nützlichsten, das mit den beyden kürzlich erschienenen Hofmannischen Medicinalordnungen in Absicht medicinischer Vorurtheile, weit größern Nutzen stiften wird, als selbst das Tißotische, oder ähnliche Werke, welche Krankheiten selbst behandeln. Das schönste, genaueste Detail von Symptomen, die simpelste, faßlichste Beschreibung der verschiedenen Zufälle, das für ein geübtes Auge noch so sehr treffende Gemählde der Krankheit hat bey einem rohen unmedicinischen Menschen doch noch immer die Schwierigkeit, daß er ähnliche Zufälle mit andern verwechselt, und wenn er seine Krankheit nicht schon dem Namen nach kennet, oder unter einer gewissen Rubrike in einem solchen Buche suchen kann, immer in Gefahr geräth, seine wahre Krankheit zu verkennen. Jene Schriften aber, und besonders dieser Katechismus, bringet in die allgemeinen Vorurtheile des gemeinen Mannes, in Betracht

trüchte der Pfuscheren, des unwesentlichen Verhaltens bey Krankheiten und ähnlicher Dinge, tiefer ein, macht sie ihm sinnlicher, und in seiner eignen Sprache gleichsam handgreiflicher: da hingegen so gar Leser, die mit der gelehrten Sprache schon besser, als Landleute bekannt sind, dennoch, wenn sie die speciellen Behandlungen der Krankheiten lesen, oft irre werden, wie wir aus vielen Exempeln wissen. Nun aber der grosse Punkt, wie soll man dem Landmanne selbst diese höchstnützlichen und unentbehrlichen Wahrheiten bekannt machen? Wie ihm solche sehr schätzbare Bücher, darunter wir diesen Katechismus rechnen, in die Hände bringen? da so gar der Landprediger nur äußerst selten Gelegenheit zu einer grössen Lectüre hat, und sich beruhiget, wenn er bey seiner Gemeinde nur den kleinen Religionskatechismus findet; — da den Bauern niemals eine Lectüre von vielen Bogen reizen wird und darf, die bey dem Mangel von Zins und Gelde zu kostbar ist. Es kommt also nicht darauf an, die Wahrheiten schön und faßlich zu sagen, sondern auch so, daß sie der Landmann höret: das kräftigste zuverläßigste Arzneymittel ist bey der besten Wahl oft eben deswegen bey ihm nicht anwendbar. Diesen wichtigen Punkt haben nicht nur fast alle, welche den Landmann belehren wollen, sondern auch dieser Verfasser aus dem Gesichte verlohren, wenn sie dicke Bände schrieben. Vielmehr scheinet der V. gewiß zu hoffen, daß der Landmann seinen Katechismus lesen werde; denn er räth ihm, ihn nicht einmal, sondern öfters zu lesen, Kindern vorzulesen. rc. Wir sind sonst in der völligen Ueberzeugung, daß des V. Lehren bey dem Landmanne Eingang finden müßten, so naif ist der Dialog, worinn z. E. die einfachsten Begriffe vom Bau des menschlichen Körpers rc. vorgetragen werden. Wider die übertriebne Andacht bey Fastenspeisen redet Hr. S. S. 94. ziemlich frey, die Kirche sey keine Stiefmutter, die Andacht müßte von der Vernunft geleitet werden, der heilige Unsinn sey schädlich. So auch wider Hexereyen und Teufeleyen S. 114. vortreflich: so arm und ohnmächtig ich den Teufel glaube, so scheint mir der dumme Scharfrichter noch ein ärmerer und unwissenderer Teufel zu seyn. rc. Hie und da werden sehr einleuchtende und treffende Beyspiele erzälet. Der V. habe eine Nacht an einem heiligen Tage auf dem Brocken zugebracht, aber doch nichts gesehen, als — grosse Steine. S. 112. Dieses an einem Orte (Würzburg) gesagt, wo noch in diesem Jahrhunderte eine Hexe verbrannt wurde, ist desto auffallender, und unerwarteter.

teter. So ist auch S. 118. das Betragen der Mönche, wenn sie dem Landmanne Mährgen von Hexen erzählen, sehr verächtlich gemacht, und wir sollten fast wegen seiner Dreistigkeit in Sorgen gerathen, da dies in seinem Vaterlande ohne Zweifel nach Ketzerey schmecken wird, ohngeachtet es den Beyfall aller vernünftig denkenden erwarten darf. So sehr der Verf. unsern Beyfall hat, wenn er allgemeine Vorurtheile bestreitet, moralisiret, und philosophische Reflexionen einstreuet: so wenig mögten wir doch durchgehends seiner Meinung seyn, wenn er eigentlich medicinische Gegenstände behandelt. Die Colik, sagt er z. E. S. 19. ist nicht ein Schmerz der Därme, sondern der Schmerz ist ein Zeichen, daß die Därme von einer gewissen Gattung Schärfe angegriffen sind. Wozu dienen den Bauern solche subtile Theorien, die auch einen Sachkundigen Leser stutzig machen? Eben so wenig würden wir den Bauern S. 239. erzählen, daß die Säure im Sauerkraut das Blut anstecke, indem sie unsre Säfte verdicke, und den Magen angreife; daß daraus ein saurer und scharfer Milchsaft entstehe ꝛc. Auch möchten wir in den diätetischen Vorschriften für den Landmann eben nicht so streng seyn, als der Verf. S. 242. u. folg. und ihm die Kartoffeln, den Häring, die Hülsenfrüchte verdächtig machen. Hingegen ist wieder das, was der Verf. an verschiedenen Stellen in Absicht der Erziehung und einiger nicht medicinischer Vorurtheile vorträgt, sehr belehrend und alles Beyfalls würdig. Das Schreyen des Kindes entstehe auch oft von Krankheit, man müßte es nicht immer mit Drohen besänftigen, sondern — den Unrath ausführen. S. 272. Daß man bey Kranken im heftigen Fieber keine Besuche zulassen müsse. S. 305. So lange keine Frau aufs Rathhaus gelassen wird, so lasset sie auch nicht zum Rathe am Krankenbette. S. 324. Posierlich sind oft die Einfälle des Bauern, wenn er z. E. bey dieser ehrbaren Miene des Arztes unerwartet fragt: Sind Sie beweibt? und auf Nein hinzusetzet: Nu, so danken Sie Gott! Es ist ein Kreuz, wenn man es mit Weibern zu thun hat, will man den lieben Hausfrieden haben, so muß man — nachgeben, oder —. Die S. 428. entworfene Hausapotheke ist sehr einfach, und besteht größtentheils aus Dingen, die der Landmann sich selbst sammlen kann. Bey den Recepten hat uns die Behandlung der Ruhr vorzüglich gefallen, die Mittel sind nicht nur gut gewählt, sondern auch so einfach als möglich. Nur misfällt uns das niederschlagende

Pulver

Pulver mit dem Zinnober S. 449. Sennesblätter verliehren durch Kochen ihre Kraft; das können wir nun eben nicht behaupten. Bey den Brechmitteln ist sehr rühmlich die nöthige Vorsicht beygebracht worden. Die medicinischen Denksprüche S. 454. verdienten hier ganz abgeschrieben oder in die Bauernkalender eingerücket zu werden. Treflich und nach der Natur ist das Kapitel von den Kennzeichen eines geschickten Arztes. S. 472. Was der Verf. von der Schädlichkeit des Lesens medicinischer Bücher sagt, und selbst gegen das Tißotische Werke S. 531. erinnert, haben Murray und andere fast eben so gesagt, und es sind wenige, welche nicht derselben Meinung wären. Ueberhaupt äußert der Verf. hin und wieder sehr gute philosophische Gesinnungen, ausser den bereits angezeigten, welche von seiner Kenntniß der Welt und zugleich der Medicin unleugbare Beweise sind. Auch deswegen können wir, wie schon gesagt, nicht genug unser Leidwesen bezeugen, daß sein Buch wahrscheinlich nicht in die Hände derer kommen wird und kann, denen er es eigentlich bestimmt hat. Die Vorstellnng und Bitte an die Herren Beamte, Pfarrer und Bader. S. 540. halten wir für eins der interessantesten Stücke im ganzen Werke, und es hätte verdient, als eine Vorrede sogleich vorne zu stehen; bey einem gut meublirten Gebäude kömmt es dem Käufer oft auch sehr darauf an, daß der erste Eintritt in dasselbe einnimmt und in die Augen fällt. Der Verf. will durch diese Herrn, wie er sich ausdrückt, seine Waare anbringen, und seine Münze in Umlauf bringen. Die Vorstellung ist würklich so dringend eingerichtet, und so ganz vorzüglich schön geschrieben, daß sie hoffentlich bey diesen Herren Eindruck machen wird, wenn sie Gefühl und Geschmack haben, und — sie zu lesen Gelegenheit bekommen.

Pr.

Haußhaltungszeitung oder Tagebuch vom Feldbau, von der Haußhaltung und von einigen Hülfsmitteln für die Landleute in Ermangelung eines Arztes und Wundarztes, auch etwas von der Chronologie oder Zeitrechnung, und Geographie oder Erdbeschreibung, so viel ein Landmann deren benützen kann, in zehen Jahren gesammlet von einigen

[illegible] Mohnsaftes beim kalten Brande. Im Brande von Entzündung, wo die Fieberrinde schädlich ist, wird Opium mit dazwischengesetzten salzigen gelind purgirenden und kühlenden Mitteln für dienlich gehalten. Bey geringer Entzündung wird Salzgeist, Salpetergeist mit Citronensaft, Wasser und Zucker zum Tranke gegeben, die Fieberrinde wo sich die Theile abschälen. Aeusserlich werden mit Mittelsalz versezte Umschläge, z. B. Brod, Milch, Salmiak und Bleyessig gebraucht. Man kann auch zur Noth die Gefäße durch Einschnitte ausleeren. Auf wirklich abgestorbene Theile werden fäulnißwidrige Mittel gelegt. Sonst wurde Opium im Brande der Zehen an Füßen bey Alten gerühmt. Verf. und Rec. gaben es ohne Wirkung. V. will es nur in kleinen Gaben nebst ändernden und reinigenden Mitteln gestatten; er sah einmal Wirkung von der Auflösung des Sublimats. Uebrigens ist diese Abhandlung eigentlich eine Erklärung und Vertheidigung der bilguerischen Lehrsätze über den Misbrauch der Amputation. Manche Wundärzte rühmen uns als Heldenthaten die Zahl der Glieder, die sie schon abgehauen haben, da es freylich leichter ist, abzuschneiden, als dran zu setzen. Andere haben ihre Regeln zur Amputation bloß aus ihrer Spitalpraxis hergenommen, wo denn freylich bey verdorbener Luft selten ein complicirter oder sonst schlimmer Bruch geheilt wird, wo aber auch eben so viele nach glücklich abgenommenem Gliede noch an Zehrung oder andern Zufällen ihre Wege wandern. Man soll, sagt Kirkland, wohl überlegen, ob nicht Wahrscheinlichkeit zur Genesung da ist, ehe man das Messer ansezt. Kleine Wunden sollen grösser gemacht werden. Im nöthigen Falle soll die Amputation nicht im gesunden Fleische, sondern entweder an der verlezten Stelle in complicirten Brüchen, oder beym Brande zwischen dem lebendigen und todten Fleische geschehen. Heftige Quetschungen weicher Theile, wobey die Knochen, aber ohne eine äusserliche Wunde zerschmettert sind, können meistens ohne Absetzung des Gliedes geheilet werden. Eben so wird die Amputation bey Wunden der Schlagadern, bey Beinfäule, bey Krebsknoten eingeschränkt.

III. Carl Roe's Abhandlung über die natürlichen Blattern, und die Einimpfung der Blattern. Ein gründliches Vademecum für Ärzte, welche Pocken behandeln oder einimpfen wollen. Unter die Klasse der einzeln stehenden, rechnet der Verf. die gutartigen, die krystallinischen, die zusammenhängenden, die warzigen, die blutigen Pocken. Unter die

zusam-

zusammenfließenden rechnet er die, gelinden, die rosenartigen, die krystallinischen, die schottenförmigen, die Nervenblattern. Jede Gattung wird einzeln beschrieben. Diese Gattungen der Pocken, sagt er S. 143., differiren nur nach den Gestalten, welches zufällige Symptomen sind. Das Pockenfieber hält er entzündungsartig, nicht faulartig, S. 147. Der Speichelfluß bey Erwachsenen und der Durchfall bey Kindern sollen von Blattern in den Speicheldrüsen und Rachen, und der Durchfall von jenen in der schleimigen Haut der Därme rühren S. 154. Endlich kommen Erfahrungen über jene, welche die Pocken leichter oder schwerer ertragen, wobey manches beym ersten Anblicke auffallend scheint, S. 158. Gute und schlimme Folgen von Pocken, vorhersagende Kennzeichen S. 161. Endlich Heilung der Pocken und ihrer Zufälle, in verschiedenen Zeiträumen. Wenn nun da der V. kaltes Getränk rathet, damit die Blattern nicht so zahlreich im Munde hervorkommen, und in der nämlichen Absicht Maupetit warmes Getränk nach gewissen Schlüssen und Versuchen, so mag endlich der praktische Arzt thun, was er in so vielen Fällen thun muß — überlegen und wählen. Zulezt ist eine praktische Anweisung zum Einimpfen. Merkwürdig ist es, was der V. erfuhr, da das Pockengift in einer kupfernen Kapsel eine grüne Farbe anzog, und seine Eigenschaft verlor, Entzündung am Arm und Blattern mitzutheilen. Er macht hieraus die Frage, ob nicht irgend eine Kupferbereitung ein Gegengift seyn möge. Solche Versuche ließen sich mit vielerley Vermischungen anstellen.

IV. Adolph Murray's Abhandlung über die widernatürliche Empfindlichkeit der Knochen. Es verlieren sich Nerven mit den Schlagadern in die innere Substanz der Knochen und bis ins Knochenmark. Der Druck der festen Knochenschichten verhindert ihre Empfindlichkeit. Aber im widernatürlichen Zustande der Knochen können die Nerven Platz erhalten, gereizt werden, etwa in Gestalt kleiner Schwämme auswachsen, und Empfindlichkeit darstellen. Q. E. D.

Von der Wirkung des Mohnsaftes in der Lustseuche, nebst andern zur Arzneygelahrheit und Naturlehre gehörigen Beobachtungen, Nordamerika betreffend, von D. J. D. Schöpf, mit einer Vorrede vom Geh.

Geh. Hofrath und Professor Delius. Erlangen, 1781. 8. S. 48.

Voraus ennuyirt uns Hr. Delius, dessen sonstige Verdienste nicht verkannt werden, so ziemlich mit einer Vorrede von Allerley. Hierauf lesen wir die Entdeckung, daß Mohnsaft in venerischen Zufällen das wirksamste Mittel sey. Man gab es einem der von Aerzten verlassen war, bloß um Schmerzen zu lindern; wider Vermuthen wurde er gesund davon. Diese Entdeckung wäre sehr wichtig, wenn sie nur auch bey uns durch Erfahrung bestätiget wäre. Rec. gab es in allen Ueberbleibseln von venerischen Krankheiten, konnte aber die gepriesene Wirkung nicht erhalten. Es schien manchmal die ersten Tage, bey einem Patienten auch während dem Gebrauche Linderung zu schaffen, aber am Ende war es wie vorhin. Die meisten Patienten konnten wegen der beständigen Constipation nicht damit fortfahren. Einigen machte es viel Bewegung im Körper; einem einzigen wurde es besser mit einem schwürigen Hoden. Es waren aber schon vorher und zur nämlichen Zeit wirksame Mittel gebraucht. Zeit und Gelegenheit wird also das weitere lehren. Der Verf. theilet uns ferner einige Beobachtungen über Witterung und Klima mit. Kälte hat in Nordamerika die Oberhand. Im Sommer ist aber die Hitze gegen Neuyork, Philadelphia u. s. w. unerträglich, und kostet manchen marschirenden Soldaten das Leben. Die Deutschen vertragen die schlimmen Wirkungen des Klima besser, als die Eingebohrnen, welche schwächer sind. Außer dem was die Hitze im Sommer verursacht, sind die Krankheiten fast wie bey uns. Man muß eine besondere Art von Ausschlag ausnehmen, der im Sommer fast allgemein ist. Noch zwey uns fast unbekannte Arten von Krankheiten herrschen da, die Croup oder Angina membranosa, und die Mumps, eine Geschwulst der Drüsen am Hals und den Testikeln; beyde sind vorzüglich Kindern eigen. Bey Leichenöfnungen gab es häufig Polypen in Herzen und Gefässen, welches der Verf. vom Misbrauch geistiger Tränke leitet. Wir hoffen, der Verf. werde Gelegenheit haben, noch mehr in die Arzneykunst und Naturlehre gehörige Erscheinungen zu beobachten und mitzutheilen.

John

John Andre Abhandlungen über den venerischen Tripper und die venerischen Krankheiten überhaupt. Aus dem Englischen übersezt. Leipzig 1781 in 8. S. 204.

Abhandlungen über einzelne Krankheiten, welche auf Vernunft und Erfahrung gebauet sind, wie diese unsers Verfassers ist, müssen den praktischen Aerzten immer willkommen seyn. Dank dem Uebersetzer der sie den Deutschen gemeinnütziger macht. Die erste Abhandlung handelt vom Tripper und seinem Anhange. Tripper ist eine Entzündung der Harnröhrenhaut ohne Geschwür. Der Ausflus eyterartiger Materie beweiset kein Geschwür. Man kann es aus häufigen Beyspielen erweisen, daß eine entzündete Haut eine dem Eyter ähnliche Feuchtigkeit absondern und von sich geben kann. Die Meynung einiger Neuern, daß das Trippergift vom Gift der venerischen Seuche verschieden seye, wird mit Grunde widerlegt. Unser V. beruft sich auf Thatsachen. Freylich herrschet bey einem so delikaten Geschäfte, wie das Venuswerk ist, nur allzuviel Ungewißheit. Wer kann Bürge seyn, da auf allen Seiten Schliche von Verschwägerungen, Hahnreyschaften oder Nebenpfuscherey mit untergemischt werden! Doch ist immer mehr Wahrscheinlichkeit für die auch von unserm V. vertheydigte Meynung, als für jene von Hrn. Tode. Recens. könnte eben auch aus eigner Erfahrung sein Scherflein beytragen. Die Zufälle nach Trippern werden angeführt und einzeln behandelt; die gewöhnlichsten sind die Leistenbeulen und Sandhoden; die seltenern aber die Enge der Vorhaut, der spanische Kragen, Warzen an der Eichel oder Vorhaut, Zusammenziehungen der Harnröhre, Warzen oder Karunkeln in der Harnröhre, Nachtripper, Geschwülste in der Harnröhre, Schwellen und Entzündung des mittleren Theils der Ruthe, ein besonderes Schwellen des Saamenstrangs, und die Fistel am Mittelfleische. Die Leistenbeulen heilen besser ohne künstliche Oefnung. In der Phymosis und Paraphymosis will er selten das Messer gebraucht haben. Die Paraphymosis läßt sich meistens heben, wenn man die Eichel der Ruthe in ein Tuch einwickelt, das mit kaltem Wasser oder einer kalten im Wasser geschehenen Auflösung von Salmiac befeuchtet ist, und solches einige Minuten lang anzieht, wodurch die Größe der Eichel merklich verringert wird. Von den Fehlern der Harnröhre und dem Gebrauche der Kerzen sehr gründlich.

Der

den herausbringe. Zerschnittene Nerven wachsen wieder zu= sammen; ja wenn man ganze Stücke herausschneidet, erzeugen sie sich wieder S. 702 — eine Entdeckung, die Fontana auch bestätigt habe. Das Gehirn wird im Salzgeiste fester, und man kann den fasrigten Bau deutlich alsdenn erkennen; die Salpetersäure hingegen löset es auf, und die Vitriolsäure ver= wandelt es in eine breyartige Substanz. S. 709. So war auch die Würkung dieser verschiednen Säuren auf die Haut nicht einerley. Sanctorius habe vielleicht oft das einer un= terdrückten Ausdünstung zugeschrieben, was blos die Folge einer unmerklichen Einsaugung war, und diese also nicht mit in Anschlag gebracht, wenn er jene so hoch angeschlagen. S. 715. Wir müssen denen, deren eigentliches Studium Anatomie oder Physiologie ist, die Bestätigung oder Untersuchung dieser aus= gezogenen Meynungen überlassen. Höchst interessant sind uns die Bemerkungen S. 712 u. f. über die unmerkliche Ausdün= stung vorgekommen, und berichtigen viele Versuche von Sancto= rius. Er ließ eine Stunde lang seinen Athem in eine Flasche gehen, und es sammleten sich in dieser Zeit [illegible] Gran einer unschmackhaften durchsichtigen Feuchtigkeit. Er macht hievon die Berechnung auf den ganzen Körper. Es fehle uns an Ver= suchen, wodurch man die Menge Feuchtigkeiten zu bestimmen gesucht, welche der Körper aus der Atmosphäre einhaucht. Ein= wendungen gegen die Capillarbeschaffenheit der einsaugenden Gefäße S. 737. Er zweifelt, ob vom Saamen bey unverhey= ratheten etwas wieder eingesogen werde, blos der Milchsaft die= ne zur Ernährung des Körpers, und Galle oder Saamen haben eben so ihren eignen Endzweck. S. 742. Alle diese vorgetrage= nen Lehren sind durchgehends mit sehr lehrreichen Versuchen und Beobachtungen durchwebt.

Zg.

Vermischte medicinische und chirurgische Schriften von Joh. Ernst Greding. Herausgegeben von Karl Wilhelm Greding. Altenburg. 1781. 8. 320 Seiten in 8vo. in der Richterischen Buchhandlung.

Der Neffe des ehemaligen berühmten Arztes am Armenhau= se zu Waldheim, hat aus den hinterlassenen Schriften sei=

nes

ne Dheims das beste und nutzbarste hervorgesucht und macht damit der gelehrten Welt ein angenehmes Geschenk.

Die in dieser Sammlung befindlichen Aufsätze sind als eine Fortsetzung der in den vom seligen Ludwig herausgegebenen adversariis med. pract. enthaltenen Abhandlungen vom verstorbenen Greding anzusehen. Die erste Abhandlung enthält Anmerkungen über die Entstehung und den Sitz des häutigen Wasserbruches und die Vereinigung desselben mit anderen Krankheiten. Durch drey Leichenöfnungen wird nämlich die Anhäufung des Wassers in Kapseln am Saamenstrang und unter dem Hebemuskel des Geilen bewiesen. In der dritten Leichenöfnungsgeschichte war außer einem solchen Kapsel Wasserbruch der rechten Seite eine Anhäufung des Wassers in der Scheidenhülle des Geilen der linken Seite, welche zugleich nach vorwärts und nach unten mit dem Geilen verwachsen war. Würde die Palliativkur durch den Stich nach der gewöhnlichen Weise unternommen worden seyn; so wäre der Geilen durch den Troikar durchbohrt worden, wenn etwa nicht die besondere Empfindung des gedruckten Geilen die Gefahr vorher angezeigt haben würde.

Die zweyte Abhandlung enthält Versuche, welche mit der weißen Nieswurzel (veratrum album) angestellt wurden. Der Verfasser gab von der zu Pulver gestoßenen Rinde der Wurzel zuerst in vier und zwanzig Stunden einen Gran. Die Wirkung war ungleich. Wenige bekamen von ein bis zwey Gran, noch wenigere von fünf oder sechs Gran; mehrere von acht Gran; zwey von zehn Gran; drey von eilf Gran; weit mehrere von zwölf bis funfzehn Gran; drey von einem Scrupel und ein einziger Kranker von vier und zwanzig Gran, Eckel und Neigung zum Erbrechen. In noch stärkeren Gaben brachte es keine gefährliche Krämpfe hervor, wie die alten Aerzte uns erzählen, die nach Plinius Zeugniß zwey Quent als Gabe reichten. Das aus der Rinde nach Störks Vorschrift gemachte Extract bewies sich unwirksam. Unter den acht und zwanzig erzählten Beobachtungen sind die zehnte, eilfte und vierzehnte, die fünf und sechs und zwanzigste, die einzigen, wo es schien, als habe die weiße Nieswurzel etwas geholfen. Die dritte Abhandlung enthält Versuche mit dem Eisenhütlein, dem Bilsenkraut und Stechapfel. Zuerst wurde ein Sechstelgran vom Extract des Aconitum als Gabe dreymal täglich gereicht.

In einem Fall verhärteter Halsdrüsen zeigte sich das Mittel sehr würksam; nachdem fünf Quent und ein Scrupel des Extracts verbraucht worden waren. Die Gaben wurden nach und nach verstärkt. Gegen Drüsengeschwülste bewies sich das Extract des Eisenhütleins sehr würksam. Auch eine Lähmung des Arms und Schenkels von einem heftigen Fall wurde dadurch glücklich geheilt, und bey einer alten einfachen Lähmung Linderung verschaft durch fünf und siebenzig Gran, die innerhalb vier Wochen verbraucht wurden.

Eine andere Abhandlung enthält Bemerkungen über die Kraft und Würkung des Schierlings bey der Heilung der Krebsgeschwüre an den Brüsten und in verschiedenen Augenkrankheiten — Der Schierling nuzte gar nichts.

In der sechsten Abhandlung liefert der Verfasser sehr schäzbare Aphorismen über die melancholischen Krankheiten, die theils die Resultate der im Armenhause zu Waldheim angestellten Beobachtungen sind, theils aus den medicinischen klaßischen Schriftstellern gesammlet worden sind. Nur zur Probe wollen wir den Inhalt einiger auszeichnen. Ein einziger Rasender starb im fünf und achtzigsten Jahre — Nur zwey Personen sind in ihren jungen Jahren an der Raserey gestorben. Ein Fall eines rasendgebohrnen Knaben. Schon im neunten Monat nach der Geburt konnten vier Wärterinnen dies Kind nicht zwingen. Es starb im zwanzigsten Monat. Die Mutter war rasend. Früh epileptisch gewordene Personen bringen ihr Leben nicht hoch: eben so sterben die, welche von der Geburt an blödsinnig waren. Die meisten zehren ab, sterben häufig an der Brustwassersucht und Schwindsucht von einem Lungengeschwür. Selten bekommen solche Personen die Bauchwassersucht, und wenige sterben unter Zuckungen. Selten sind diese Personen gichtisch oder haben den Blasenstein. Eben so selten ist der Beinfras unter ihnen.

Für den Zergliederer enthalten die übrigen Abschnitte schäzbare und mit einem sich auszeichnenden Beobachtungsgeiste gesammlete Bemerkungen. Die Titel der Abschnitte sind: von der Gröse und Bildung der Hirnschale, von der harten und der dünnen Hirnhaut, vom Gehirn überhaupt, von den beyden Seitenhöhlen des Gehirns, von der dritten Hirnhöhle, von der Zirbeldrüse, dem kleinen Gehirn überhaupt, der vierten Hirnhöhle, von der Schleimdrüse, von der Grundfläche der Hirnschale, von den Brusthöhlen, dem Herzbeutel, dem Herzen. Endlich Lei-

Leichenöfnungen verschiedener melancholischen und an anderen ähnlichen Krankheiten verstorbener Personen. Es sind achtzehn Beobachtungen.

Fm.

Schreiben an Herrn von Brambilla, S. K. K. A. M. ersten Leib- und Generalwundarzt von Herrn von Cambon, Leibwundarzt weiland der Herzogin zu Lothringen und Bar K. H. drey Schaambeintrennungen betreffend. Aus dem französischen übersetzt, mit Anmerkungen von Boogers, der Philosophie, Wundärzeney und Geburtshülfe Magister. Wien, in der Geroldischen Buchhandlung. 1781. 8. 7 Bogen.

Die Hälfte dieser Bogen sind Anmerkungen des Uebersetzers. Von Cambon erzählt drey Geschichten von Schaambeintrennungen, die er glücklich verrichtet hat. Zwey davon sind an einer Frau gemacht worden. Die Mutter und zwey Kinder wurden erhalten, das eine Kind aber kam tod zur Welt. Sie konnte nach der Heilung so gut, wie zuvor, gehen, obgleich die Oefnung zwischen den Schaambeinknochen zwey gute Zoll betragen hatte. In den Anmerkungen tadelt der Uebers. den Verf., daß er in seiner Erzählung nicht alle Umstände genau bestimmt habe, und sucht durch schon bekannte Einwürfe das mißliche und zweydeutige dieser Operation zu zeigen. (Uns selbst sind die Anzeigen zu diesem Schnitt nach der Erzählung des V. nicht ganz richtig vorgekommen.)

Untersuchung und Lehre über den Durchschnitt der Schaambeine, u. s. w. zur Wiederlegung der Bemerkungen des Hrn. Lucas Boogers und Vertheidigung dieser Operation. Von Dr. und Medicinalrath B. Guerard. Münster, bey Philipp Heinrich Perrenon. 1781. 8. 175 Seiten.

Diese ganze Schrift enthält weiter nichts, als eine langweilige Vertheidigung des Hrn. Guerard gegen die unhöflichen Ausfällen des Hrn. Mag. Boogers, durch welche der V. wegen des, an Frau Langens gemachten Schaambeinschnittes auf eine sehr beleidigende Art behandelt worden. Wahr ist es, daß der Hr. Booger oft vorsäzlich hämische Anmerkungen gemacht hat, und daß er seinen Tadel mit einer sanftern Stimme hätte sagen können. Der irrende wird mit einer bescheidenen, freundschaftlichen Mine allezeit leichter auf den rechten Weg zurückgeführt, als mit einem pöbelhaften Gassengeschrey; ob zwar gleich der Hr. Mag. nicht der Mann zu seyn scheint, der zum Zurechtweisen eigentlich gemacht ist. Ueberhaupt glauben wir, daß man bey diesem Streite auf beyden Seiten zu weit gehet, und dieser Erfindung auf der einen Seite zu wenig, und auf der andern zu viel zutraut.

D. Johann Gotthelf Herzog, Prakticus zu Camenz, Etwas zur höhern Hebammenkunst, besonders die künstliche Trennung der Schaamknochen betreffend. Dresden, bey Johann Samuel Gerlach. 1781. 8. 2 Bogen.

Der V. hat bey einer Frau, welche zwey Tage nach der Entbindung gestorben, den Durschchnitt der Schaambeine versucht, und gefunden, daß man Mühe hat, die Verbindung zu trennen. Bey dieser Gelegenheit wiederholt er die schon längst gemachten Einwürfe, und mengt etwas magern Spaß mit unter.

Mk.

Abhandlungen der königlichen parisischen Academie der Chirurgie. Aus dem Französischen übersezt von D. Georg Heinrich Königsdörfer. Fünfter Band. Mit Kupfern. Altenburg, in der Richterischen Buchhandlung, 1781. 4. 704 S. ohne das 3 Bogen starke Register.

Das

Das Original erschien schon im Jahr 1774. — So kraftvoll und praktisch ist dieser Band zwar nicht, wie die vorigen, aber doch immer für deutsche Wundärzte lehrreich und lesenswürdig.

Mk.

Chirurgische Geschichte mit theoretischen und praktischen Anmerkungen entworfen von Lebrecht Ehregott Schneider, Wundarzt zu Mitweyda. 8. u. 9ter Theil. 1778. und 1781. Bey Johann Christoph Stößel.

Von einer durch Unwissenheit der Hebamme verursachten schweren Geburt. Von einer andern schweren Geburt. Von einer durch eine Metastasin entstandenen und in Brand übergegangenen Entzündung am linken Unterschenkel, welche tödlich war. Von einer Wunde am Knie und auf den Gebrauch schädlicher Mittel entstandenen gefährlichen Zufällen. Von einer vollkommenen Verrenkung des Schenkelbeins, von einer durch einen Schuß verursachten gefährlichen Verwundung an der rechten Hand. Von einem bey der Geburt entstandenen Riß in der Gebärmutter. Von einer metastatischen Geschwulst auf der Zunge, welche in kurzer Zeit merklich zunahm, und durch die Eyterung völlig geheilt wurde. Von einer metastatischen Geschwulst, welche nach Heilung einer Verwundung entstand, und nach erfolgtem Scharlachausschlag sich völlig zertheilte. — So weit der achte Band. Der neunte enthält folgende Beobachtungen. Von einigen durch äußerliche heftige Gewalt verursachten gefährlichen Verletzungen in verschiedenen Gegenden des Körpers. Von einem am Nabel und zwey am Schenkel entstandenen krebsartigen Auswüchsen von beträchtlicher Größe. Von einer gefährlichen Verwundung am Kopf. Von einem fistulösen Geschwür in der rechten Leistengegend. Von einer gefährlichen Schußwunde in der linken Leistengegend an dem Oberschenkel und den Hoden. Von einem nach einem Fieber entstandenen kalten Brand im Gesichte und an einigen Theilen des Mundes. Von einer am männlichen Gliede entstandenen und ausgeschnittenen Speckgeschwulst. Von einem

Gewächs von ausserordentlicher Grösse in der Gebärmutter.
Von einer vollkommenen Verrenkung des Knies.

Die Absicht des Verfassers bey der Fortsetzung dieser Beobachtungen ist lobenswerth, und die Lesung derselben kann vorzüglich angehenden Wundärzten nützlich werden. Nur wünschten wir, daß der Verfasser bey der Entwerfung seiner Beobachtungen das est modus in rebus vor Augen gehabt haben möchte. Drey Bände würden alsdann ohne wesentlichen Verlust in einen zusammengebracht haben werden können. Es fehlt doch nicht an Mustern gut erzählter Beobachtungen. Akrels und Schmuckers Schriften sind hier vorzüglich zu empfehlen.

Fm.

Unfehlbares Wehrmittel gegen die Wuth- und Wasserscheue, welche auf Bisse wüthender Thiere folgen, von F. X. Mezler, Leipzig. 1781. 8vo Seiten 80.

Der V. hat die Geschichte und Kennzeichen der Hundswuth, die Regeln zu ihrer Vorbauung und Heilung, fleißig gesammelt, und weiter gar nichts Eigenes geliefert. Die wirkliche Wuth wird für unheilbar gehalten. Das Brennen mit Eisen oder Pulver auf der verlezten Stelle ist das sicherste Bewahrungsmittel. Es ward schon von den ältesten Ärzten gebraucht, welches der in allen weitschweifige Verf. selber erzählt, und selbiges unterdessen immer sein Mittel heißt. Nach dem Brennen soll Quecksilbersalbe in der Gegend der Wunde eingerieben werden. Was das für Neuigkeiten sind! — Aus dem Beyspiele der Alten würde sich eben nichts sonderliches für das Brennen beweisen lassen. Sie brennten allenthalben, wo wir jezt schröpfen oder Blasen ziehen. Von dem Hubertus-Schlüssel wird mit vielem Respect gesprochen, doch endlich in Andacht die Freyheit genommen, zu behaupten, daß seine Wirkungen vom Eisen und nicht von der Weihung kämen. — Der pretiöse Ton, worinn alles von weitem hergehohlet und bewiesen wird, läßt Erziehung und Nahrung aus einer Wiener Schule vermuthen. Wozu solcher Zierrath in einem Werkchen, welches nur für den Landmann geschrieben seyn soll!

Z.

Geschichte der Hundeswuth, sammt den Beobachtungen, über die Wirkungen der Meloe, bey Gelegenheit der im August im J. 1780 von wütenden Hunden gebissenen Personen in dem Viertel Untermannhartsberg, von Johann von Fritsch, Landschafts-Physikus, Wien bey Joseph Edlen von Kurzbeck 1781.

Auf Einrathen des Freyherrn v. Störck theilt hier der Verfasser seine Beobachtungen über die Wirkungen der preussischen Lattwerge mit. Zuerst der Verlauf der Krankheit und ihrer Heilmethode nach Boerhave, van Swieten und andern. Hierauf folgen die Versuche mit der Meloe, die er auch beschreibt, nach welchen es an allen, die es genommen, die gewünschte Wirkung gethan hat. Er hielte sich anfangs an die Vorschrift der preußischen Bekanntmachung, nachdem er aber bey einem Kranken wegen aller Anzeichen einer bevorstehenden Wuth solches zu wiederholen gezwungen ward, worauf es auch seinen Nutzen geleistet, und bey einem andern die Wirkung gehabt, daß er zwar nicht Wasserscheu wurde, aber doch gestorben ist; so schließt er daraus, daß man es zuweilen in einer größern Gabe verordnen müsse, als die in der Bekanntmachung vorgeschriebene ist. Verschiedene Krankheitsgeschichten, durch welche der Werth dieses Mittels erwiesen wird, endigen dies Werk.

Fg.

4) Schöne Wissenschaften.

Ueber Sprache, Wissenschaften und Geschmack der Deutschen. Leipzig im Verlage der Dyckischen Buchhandlung, 1781. 21½ Bogen in Octav.

Die Veranlassung dieser Schrift ist der bekannte Aufsatz *De la Litterature Allemande*; von welchem der Verf. glaubt, er sey mit zu vieler Einsicht, Kenntniß und Beurtheilung geschrieben, als daß die Ausländer den Aussprüchen des Verfassers wider uns nicht eben so viele Richtigkeit zutrauen sollten, wie sie in seinen Urtheilen über andre Sprachen finden

werden. Seine Absicht ist nicht sowohl die darinn vorgebrach- ten Beschuldigungen wider unsere Sprache und Litteratur zu prüfen, zu beantworten, und größtentheils zu widerlegen; je- ner Aufsatz sollte ihm vielmehr nur zum Leitfaden dienen, um seine Meynung über unsre Sprache, Gelehrsamkeit, und un- sern Geschmack, über die Fehler, deren man sie mit Grund be- schuldigen kann, und die Mittel zu ihrer Verbesserung, darzu- legen.

I. Sprache. Die Fehler, die man ihr, zum Theil mit Recht, zum Theil mit Unrecht, vorwirft, sind: Rauhigkeit des Klangs, Mangel an Festigkeit, Zweydeutigkeit, Armuth, Man- nichfaltigkeit der Mundarten, Weitschweifigkeit. — Ihre Rauhigkeit wird von dem Verf. in manchem Betracht zugestan- den; er zeigt aber auch, daß die Franzosen wenig Ursache haben, sich in diesem Punkte über uns zu erheben, und bemerkt sehr richtig, man könne über den Wohlklang einer Sprache kein Ur- theil fällen, so lange man sie blos geschrieben sieht. Die Aus- sprache entscheidet hier alles, nicht der Reichthum an Vokalen, oder die seltnere Zwischenkunft der Konsonanten. Auch folgt aus der Rauhigkeit der Töne noch nicht, daß man damit keine große, erhabene, starke, schöne, scharfsinnige, witzige Gedanken, keine schöne Bilder, keine Leidenschaften und Empfindungen aus- drücken könne. Der größere Grad des Wohlklangs, den man der deutschen Sprache geben könnte, läßt sich nach des Verf. Meinung, nicht sowohl durch Veränderung der Sylben, durch Wegwerfung der Konsonanten und durch Einschiebung der Vo- kalen erreichen, sondern vielmehr durch eine melodische Stellung der Wörter. Wir müssen mehr auf oratorischen, als auf gram- matischen Wohlklang denken. In diesem Punkte sind wir, wie er glaubt, ein wenig zu nachläßig und zu nachsichtig. Das Beyspiel der lateinischen Redner ist hierin zur Nachahmung zu empfehlen. Es giebt in der Schreibart, wie in der Musik, Me- lodie und Harmonie. Gute Muster aber thun dabey mehr, als alle Regeln. Indeß hält der Verf. die Sorge für den Wohl- klang der einzelnen Wörter nicht für unnüz; er räth es selbst, sie zu beschneiden, Konsonanten auszumerzen, und Vokalen zu- rückzurufen. Wir zweifeln indeß, ob es viele mit ihm rathsa- mer und wohlklingender finden werden, liebet, höret, hörete, sagete, liebete, u. s. f. für liebt, hört, hörte, u. s. f. zu schreiben. Die Einschaltung der Vokalen scheint hier mehr Ge- schleppe als Wohlklang zu verursachen; und der durch [illegible]

liebes

liebete, hörete, entstehende Daktylus möchte wohl selbst dem hexametrischen Dichter mehr beschwerlich als behülflich dünken. Zudem ist jene Zusammenziehung, wenigstens in allen Wörtern, noch kein Gesez, und die ursprüngliche Dehnung noch kein unleidlicher oder unerhörter Wortlaut geworden. In Absicht des e am Ende der Wörter, das man izt so gern apostrophirt, giebt er die Regel, es müsse ungekränkt bleiben, wenn es ein grammatisches Merkmal ist. Zugegeben, daß man mit dieser Wegwerfung behutsamer verfahren sollte, so wird doch dies Merkmal, fürs Auge wenigstens, durch ein andres Merkmal, nämlich durch das Apostrophirzeichen ersezt. Auch der Zuhörer wird oft keine Zweydeutigkeit finden, und z. E. in: ich liebt' ihn, ich belohnt' ihn u. d. das Imperfectum schon an dem angehängten hinreichend erkennen. Andre Vorschläge, die er in Ansehung der Komparative und einiger Endungen der Adjektiven thut, finden eher Statt. Nur wird es bey der Bildung der Komparative, durch den Zusaz des Worts mehr zum Positiv, zuweilen zweifelhaft werden können, ob dies mehr zu dem leztern oder zu dem Substantiv gehöre, z. B. der Genuß mehr seeliger Freude, könnte auch leicht von einem größern Maaße der Freude selbst, nicht ihrer Seeligkeit, verstanden werden, ob es gleich dann richtiger mehrerer heißen müsse. Aber da entstünde dann doch bey der Zusammenkunft mehrerer Beywörter, welch ein Komparativ fast unvermeidlich, dergleichen dem Verf. anstößig sind. Oder soll man hier lieber, mehr französisch als deutsch, von mehr seeliger Freude sagen? Doch der Verf. billigt es S. 28. selbst: mit mehr Personen zu schreiben; wider alle grammatische Analogie! Eben so wenig möchten wir Erober für Eroberer, Pfarr für Pfarrer, eingeführt wünschen. — In Absicht auf die Beschaffenheit und Mischung der Sylben und den prosodischen Bau der Wörter, gebührt allerdings der deutschen Sprache vor der französischen der Vorzug; und es läßt sich gewiß darthun, daß unter den heutigen ausgebildeten Sprachen keine, die unsere in der Mischung der langen und kurzen Sylben übertrift. Die rauhe Aussprache ist ohne Zweifel eine von den Hauptursachen, warum das Deutsche manchen Ausländern rauh zu seyn scheint; diese sollte also durch Erziehung und Umgang mehr gebildet werden. Freylich ist sie in jeder Provinz verschieden; und jede Provinz glaubt die beste zu haben; aber so ist es auch in Frankreich. Nur darauf sollte man gleich bey der Erziehung sehn, daß alles Auffallende im Provinzialaccent

cent vermieden würde. Daß es Ausländern schwer fällt, unsre Aussprache zu lernen, liegt nicht daran, weil sie zu hart ist, sondern weil sie andere Arten von Tönen hat, als die ausländischen Organe von Jugend auf gewohnt sind. Hielten die Franzosen es der Mühe werth, unsre Sprache so frühzeitig zu studiren, wie wir die ihrige, ehe sich die Organe ausgebildet haben; so würden sie sich über keine Härte beschweren.

Mangel an Festigkeit ist der zweyte Vorwurf, welcher der deutschen Sprache gemacht wird. Dies kann erstlich so viel heissen: die Ordnung und Stellung der Wörter sey bey uns nicht so gebunden, nicht so unveränderlich wie im Französischen. Zuweilen war diese Festigkeit bey den Franzosen Bedürfniß, Folge des Mangels, eines Fehlers in der Einrichtung der Sprache, weil durch die Versetzung Zweydeutigkeit entstehen würde. Eine Sprache ohne bestimmten grammatischen Gang, läßt sich gar nicht denken. Unsre Ungebundenheit hat uns indeß zwey wichtige Vortheile verschaft: die Inversionen und die Gedankenaccente. Ueber beyde macht der Verf. S. 45 - 56. einige sehr gute Anmerkungen. Natürlich ist übrigens der Gang der französischen Sprache eben so wenig als der deutschen. Unstreitig hat wohl die bey jeder Nation herrschende Art der Ideenverknüpfung zur Bestimmung dieses Ganges sehr viel beygetragen. Am natürlichsten wird die Folge der Redetheile durch die verhältnißmäßige Wichtigkeit der Ideen bestimmt; und da diese sich mit jedem Perioden ändert, so kann der französische festgesezte Gang unmöglich der natürlichste seyn, da er in jedem Perioden derselbe seyn muß. Wir, nächst der englischen Sprache, können uns hierin den Alten am meisten nähern. — Jener Vorwurf kann aber auch sagen sollen, daß wir keine festgesezte grammatikalische Regeln haben. Freylich besitzen wir kein entscheidendes Gesezbuch darüber; aber desto besser für unsere Literatur! Muster, Sprachgebrauch und Umgang lehren hier mehr als alle Regeln. Wenn die Literatur eines Volks noch nicht ausgeblüht hat, ist die Grammatik die beste, die am wenigsten festsezt. Gleichgültige Wortfügungen gehören bloß in die grammatikalische Kasuistik; nur muß die Verschiedenheit derselben keinen verschiedenen Sinn verursachen. Sehr richtig erinnert der V., daß nichts so sehr in unsrer Grammatik einer genauern Festsetzung bedürfe, als die Folge der Zeiten; (Consecutio temporum) und er macht selbst, S. 72. f. f. einige geschickte Versuche dieser Festsetzung, die auch den Vorzug haben, daß sie ganz

auf

aus der Sprache des Umgangs genommen sind. — Endlich kann auch jener Vorwurf den Sinn haben, daß unsern Wörtern die genaue Bestimmung ihrer Bedeutungen fehle. Der V. bemerkt ganz richtig, daß die Bedeutungen für den Dichter und Redner nie schwankend genug, und für den Philosophen nie bestimmt genug seyn können, weil beyde verschiedene Zwecke bewirken wollen. Leider sind in unsrer Sprache die Wörter für Dichter und Redner zu sehr bestimmt, und erregen keine sehr zusammengesezte Vorstellungen für die Einbildungskraft. Manche Wörter bestimmte der Schulphilosoph näher, schränkte sie ein, und begieng dadurch einen Diebstahl am Redner und Dichter.

Der dritte Vorwurf, welcher in jenem Aufsatze, den der V. vorzüglich vor Augen hat, der deutschen Sprache gemacht wird, betrift die Zweydeutigkeit, der sie sehr ausgesezt seyn soll. Auch der französischen Sprache fehlt sie nicht; und wenn sie sich in ihren besten Schriften weniger, als in den unsrigen, findet, so ist das mehr Verdienst der Schriftsteller, als der Sprache selbst. Der deutsche Skribent kann auch seinem Leser schon etwas mehr Nachdenken und Geduld zutrauen, als der Franzos, der allzulebhafte, zu ungeduldige Leser vor sich hat. Einige Dunkelheiten fliessen indeß aus der Sprache selbst her; der V. zeigt die vornehmsten darunter an, und macht den Versuch, ihre Quellen zu verstopfen. Unter andern kommt er auch, S. 106., auf die Interpunktion, die allerdings oft Gelegenheit zum Doppelsinne giebt. Ueberhaupt kommt darauf das meiste an, daß wir uns gewöhnen, deutlich, hell, ordentlich zu denken; daß wir uns vor dem Mißbrauch der Freyheiten hüten, die uns unsre Sprache erlaubt, und den Gebrauch vorsichtig einschränken, wo er Dunkelheit oder einen schwankenden Sinn veranlaßt; und daß wir Stärke und verworrenen Styl nicht für einerley halten.

Endlich wird der deutschen Sprache auch Armuth Schuld gegeben. Die Gültigkeit oder Ungültigkeit dieses Vorwurfs zu entscheiden, dazu gehört freylich eine sehr weitläuftige Untersuchung unsers Sprachvorraths, in Rücksicht auf die Bedürfnisse und Zwecke der verschiednen Schriftsteller, Wissenschaften und Künste, auf den einzelnen und verhältnißmäßigen Reichthum oder Mangel an Wörtern, Redensarten, Wortfügungen oder Wendungen, u. s. f. Der V. schränkt sich bloß auf einige allgemeine Anmerkungen ein: z. B. daß die grössere oder geringere Anzahl der Wörter weder für den Reichthum noch die Armuth

muth einer Sprache entscheide; daß unsre Sprache für die Bezeichnung der Hauptideen in jeder Klasse nicht bloß hinlänglichen, sondern überflüssigen Vorrath an Wörtern habe, daß wir auch zur Unterscheidung der Grade einer jeden Hauptsensation Reichthum genug besitzen; an Wörtern für die Mischungen und Schattirungen der Hauptbegriffe schon größern Mangel leiden; und den größten an solchen Wörtern, die das Aehnliche in allen Ideen einer oder vieler Klassen ausdrücken. Dazu kommt, daß unsre Sprache den Theil der Bildung entbehrt, den sie von der feinen Gesellschaft empfangen sollte; und daß dagegen unsre originaldeutsche Höflichkeitssprache meistens steif, schleppend, und erniedrigend ist. Hingegen ist unsre Sprache gewiß an Wendungen reicher, als die französische, wie schon ihre grammatische Einrichtung und ihre Ungebundenheit beweiset. Bey der Bereicherung unsrer Sprache müssen wir dahin sehen, daß die neu gemachten oder aufzunehmenden Wörter entweder einen Begrif ausdrücken, für den wir noch keine Benennung haben, einen Grad oder Nebenunterschied einer Idee, und daß sie Wörter von weitem Umfange seyn. In der Zusammensetzung der Wörter haben wir unstreitig vor den Franzosen sehr viel voraus. Wir können auch die Bedeutung eines Worts ausdehnen oder einschränken; jenes thun die Dichter und Redner, dieses die Philosophen. Bey der weitern Ausdehnung muß der Schriftsteller nur genau berechnen, auf welcher Seite wir mehr gewinnen, ob die ausgedehnte Bedeutung von der eingeschränkten gehörig unterschieden werden kann; und endlich, ob die Ausdehnung der Bedeutung aus währem Bedürfniß, oder aus bloßer Liebe zum Neologismus geschieht. Ueber das Verfahren bey der Aufnahme ausländischer, besonders französischer Wörter giebt der V. einige brauchbare Erinnerungen, und bemerkt dabey, S. 158, die Seltsamkeit, daß wir die ausländische Benennung einer Sache in manchen Fällen für vornehmer halten, als die inländische. — Uns dünkt indeß, der Ursprung dieses Vorurtheils sey sehr begreiflich, da der große Haufe mit den französischen Ausdrücken den Nebenbegrif des Edlern und Vornehmen nothwendig verknüpfen mußte, und zum Theil noch verknüpfen muß, weil sie zur Lieblingssprache der feinern Welt gehören. — Rufen wir aus der alten deutschen Sprache ein Wort zurück, so ist wohl dabey zu bedenken, ob wir es noch in einem andern Sinne gebrauchen; alsdann macht es die äußerste Verwirrung.

Der

Der fünfte Vorwurf, den man uns wegen Mannichfaltigkeit der Mundarten macht, widerlegt sich selbst; und wenn diese ein Vorwurf seyn kann, so trift er nicht allein uns, sondern alle Nationen der Welt. Bey den französischen Schriftstellern ist freylich grössere Gleichförmigkeit der Büchersprache. Die Ursachen davon sind, weil sich dort die Literatur ganz in Eine Hauptstadt zusammengezogen hat; weil die Franzosen ein halbes Jahrhundert eher, als wir, angefangen haben, Bücher zu schreiben, die in ihrer Literatur Epoche machen; weil ein französischer Schriftsteller selten eine andre heutige Sprache versteht und spricht; folglich die Gedanken und Ausdrücke bey allen in Einer Form gegossen werden; und weil endlich die Franzosen das Glück genossen haben, daß Ein Schriftsteller beynahe ein halbes Jahrhundert hindurch in ihrer Literatur den Ton angab, und das Muster der Nachahmung war. So sehr wir in allen diesen Umständen den Franzosen nicht gleich sind; so läßt sich doch erweisen, daß unter verschiedenen Umständen einerley Wirkung bey ihnen und bey uns erfolgt ist. Die Menge der Mundarten erschwert die Ausbreitung der Literatur; aber sie hat auf die Schriftstellersprache keinen Einfluß. Die französische Sprache ist blos in Rücksicht auf uns steif, weil es unsre Muttersprache nicht ist, und weil wir sie daher wie eine todte lernen und treiben. Dazu kommt, daß unter ihnen die Büchersprache in die Sprache des Umgangs bey Leuten von Erziehung und Lebensart mehr übergegangen seyn mag, als unter uns, weil sie schon seit der lezten Hälfte des vergangnen Jahrhunderts allgemein gelesene und gehörte Sachen schreiben, und wir es hingegen erst seit dreyßig Jahren thun.

Zur Weitschweifigkeit verleitet unsre Sprache allerdings; allein das Daseyn gedehnter französischer Schriften beweist, daß unsre Nachbarn, so sehr sie sich die Hände banden, nicht vor Fehlern gesichert sind. Im Grunde liegt auch hier die Schuld allemal an dem Schriftsteller; wie er denkt, so schreibt er auch; unsre grammatische Einrichtung zwingt uns nicht zur Weitschweifigkeit. Was unsern dialogischen Styl am leichtesten weitschweifig macht, das sind die vielen kleinen Wörter, die wir gern einschieben, um dem Ausdrucke eine besondre Schattirung zu geben. Die kleinen Wörterchen aber, am rechten Orte gebraucht, sind ein groser Vorzug der deutschen Sprache. Man erinnere sich nur, wie viel Schattirungen wir dem Ausdrucke allein durch die Partikel ja geben können.

und [illegible] Plunder. Richtiger und gegründeter sind sei-
ne Klagen über die Zerstreuung der deutschen Gelehrten.
Kurz macht er den Anfang, die vier Wissenschaften besonders
durchzugehen, die den Schriftstellern, welche sich darin hervor-
thun, allgemeinen Ruhm verschaffen: Dichtkunst, Beredtsam-
keit, Geschichte und Philosophie. Hier nur, um nicht zu weit
zu gehen, ein paar einzelne Erinnerungen. S. 240 sagt der
V.: „Wir werden vermuthlich mit der Zeit dahin kommen,
daß wir lange versificirte Gedichte gar nicht mehr dulden;“
und die Gründe seiner Vermuthung sind die Ermüdung und der
unvermeidliche Zwang solcher Gedichte. Aber, wenn nur mei-
sterhaften Arbeiten dieser Art, deren wir doch unstreitig einige
besitzen, die Rede ist: so möchten wohl wenige Kenner seiner
Vermuthung beystimmen, oder ihre Erfüllung wünschen. Denn
auch hier gilt die Frage, die er gleich hernach thut, wenn er
kleinen rührenden dramatischen Stücken und heroischen Trauer-
spielen die Versification vorbehält: „warum wollen wir eine
Gattung des Vergnügens muthwillig aufgeben?“ — Die
Kunst, der Imagination die Gegenstände mit dichterischer An-
schaulichkeit darzustellen, möchten wir nicht gern mit dem V.
(S. 250) unter die Merkmale zählen, wodurch sich das Genie
des Geschichtschreibers auszeichnet; höchstens würden wir sie
für eine glückliche Geistesgabe mehr halten, deren Gebrauch
bey der Erzählung wahrer Thatsachen doch grosse Mäßigung
und Behutsamkeit fodert, und sich selten mit der Forschungs-
gabe und gewissenhaften Wahrheitsliebe verträgt, die wohl un-
streitig weit schätzbarere Talente des Geschichtschreibers sind.
Freylich aber gewinnt die Sache einen ganz andern Gesichts-
punkt, wenn man die historische Gewißheit so herabsezt und
bezweifelt, wie der V. S. 251 thut, und sich dann mit ihm die
Frage erlaubt: „was kommt, bey so vieler Unzuverläßigkeit,
bey so ausgemachten Unwahrheiten auf eine Handvoll Lügen
mehr oder weniger an?“ — Der Unterschied, den er, S.
252 f.f. unter der römischen und deutschen Geschichte, zum Nach-
theil der leztern macht, ist vielleicht von dieser im Ganzen ge-
nommen, aber schwerlich von ihren einzelnen Theilen und Epo-
chen wahr. Und dies gesteht der V. auch selbst S. 257. —
Vollends unrecht, und wir müssen sagen, äusserst einseitig ur-
theilt der V. über unsre Philosophie. Leibnitzens Theodicee nennt
er ein Buch, das niemand lesen kann, ein Meer von Gelehr-
samkeit, worauf das Raisonnement, wie ein kleines Kähnchen,
schwimmt.

schwimmt. Freylich wohl das blendende, schöngeistrische Raisonnement, das immer, Kähnchen gleich, auf der Oberfläche schwimmt, und dem V. allein Philosophie zu seyn scheint. Ihm sind Voltaire, Hume, Reid, Bonnet, d'Alembert, Helvetius und Montesquieu die einzigen Geschichtschreiber und Philosophen, bey denen man es gut aushalten kann. Wir armen Deutschen haben deren für einen so schwer zu befriedigenden Geist gar keine! Schlimm; für uns — oder für ihn!

III. Geschmack. Es giebt in demselben offenbar etwas Veränderliches, und etwas Unveränderliches. Jenes liegt in den dargestellten Gegenständen, in der Form, in der Manier, und in den Gattungen; dieses in der dichterischen Darstellung durch Ideen und Ausdruck und, in der zweckmäßigen Anordnung des Ganzen. Wer in der Bestimmung des Schönen von einem jener vier veränderlichen Punkte, oder von allen zusammen, geleitet wird, hat einen eingeschränkten oder einseitigen Geschmack; wer hingegen auf das Unveränderliche sieht, hat einen allgemeinen; wer bey dem Urtheil über die veränderlichen Schönheiten nur das bessere billigt, hat einen richtigen oder guten Geschmack; wer das Unveränderliche schwach, und nur bey gewissen Formen und Gattungen fühlt, hat einen mittelmäßigen Geschmack; u. s. f. Es ist gefährlich, sagt der Verfasser, nach allen diesen Rubriken den Geschmack unsrer Schriftsteller, Kunstrichter, und unsers Publicums zu untersuchen. Jemanden den Verstand oder Geschmack absprechen, ist ein Verbrechen, das man am schärfsten ahndet, wenn man eins von beyden nicht hat. Das sicherste scheint ihm, über den Geschmack unsers Publicums im Allgemeinen nicht zu urtheilen, weil es zu zerstreut, und an Aufklärung sich zu ungleich ist. Er läßt es daher bey einigen Bemerkungen bewenden, die größtentheils billiger sind, als die im vorhergehenden Abschnitte. Nur unsere Schauspieler werden nicht mit ihm zufrieden seyn, wenn er ihnen vornehmlich (S. 286.) die Schuld beymißt, daß unser theatralisches Publicum das Auffallende, Glänzende und Geräuschvolle mehr liebt, als das Feine, Sinnreiche, Edle und Elegante. Daß unser Geschmack schon wieder abwärts steige, erklärt er für Verleumdung. Wer steigt, sagt er, steht zuweilen nur still, um neue Kräfte zu sammeln, oder thut einen Schritt zurück, um besser anzusetzen. Jedes Publicum besteht aus vier Klassen, aus dem großen Haufen, aus Halbkennern, aus Kennern und Liebhabern von edlem und eingeschränktem; und aus Künstlern

und Liebhabern von gesundem Geschmacke. Die leztern machen überall ein sehr kleines Häuflein aus; der Verf. rechnet etwa vierzig unter tausenden, also viere auf hundert. Man muß indeß den deutschen Geschmack nicht nach unsern Schauspielhäusern beurtheilen, weil dort wegen unsrer Verfassung der große Haufe zu sehr den Meister spielt. Nur das lesende Publicum kommt hier also in Betrachtung, dessen Geschmack fein und richtig, wo nicht ist, doch bald werden kann, zwar persönliche, aber nie nationale Einseitigkeit haben, zwar eingeschränkt, aber es nie so sehr seyn wird, als der französische. Nur muß der Geschmack der Schriftsteller in ihren Producten beständig ein gutes Beyspiel geben. Was der V. hierüber sagt, wird dadurch minder anmaßlich und entscheidend, daß er es dem Publicum selbst als Foderungen an die Schriftsteller in den Mund legt, und am Ende hinzusezt: „Was soll man Leuten entgegen setzen, die so frey vom Herzen sprechen, und so sehr Recht zu haben scheinen? Man wird ihnen Recht lassen, und ihrem Rathe folgen müssen." Er selbst mischt sich nicht weiter in diesen Zwist zwischen Lesern und Schriftstellern, und eben so wenig in die Uneinigkeit der Autoren und Recensenten, besonders nicht in die Klagen über ein gewisses Journal, das wohl kein anders als unsre Bibliothek seyn soll. Wer nur dergleichen Präteritionen nicht besser kennte! Und ist das nicht Einmischens genug, wenn er kritische Schriften mit gelehrten Spinnstuben, Tabaksgesellschaften, Gesprächen beym Kaffeebesuche und in der Assemblee vergleicht; die Autoren hingegen (sich also mit eingeschlossen) mit keinem geringern, als dem Könige von Preussen, der ungeachtet der ihm beym Bierkruge Schuld gegebnen Fehler, doch König und Held bleibt?

Gf.

Das öffentliche Geheimniß. Ein Lustspiel in drey Acten. Nach Gozzi. Leipzig, bey Dyk. 1781. 13½ Bogen. 8.

Herr Gotter hat sich schon durch geschickte Umarbeitung mehrerer ausländischen Theaterstücke ein so verdientes Lob erworben, daß dieses Lustspiel weiter keiner Empfehlung bedarf, als daß man sage, daß es aus seiner Feder geflossen ist. Das Stück selbst hat viel Interesse, auch manchen sehr feinen Zug.

Freylich aber stößt man auch auf Stellen, aus denen der italiänische Geschmack sehr hervorleuchtet, und wo man mehr Delicatesse in der Behandlung wünschen möchte. Von dieser Art sind nun auch Vito's Scherzreden, die zuweilen, auch in seinem Charakter gar nicht witzig sind. Endlich bemerken wir noch, daß die Verse, in welchem Federigo und Laura sich ihrer Abrede gemäß, Nachrichten mittheilen, oft so seltsam und gezwungen zusammengesezt sind, daß man nicht begreifen kann, wie Bianca nicht Argwohn daraus schöpfen sollte.

Die beyden Wechselbälge, oder: Was thut die Einbildung nicht? Ein Lustspiel in drey Aufzügen, von A. F. G....r, dem jüngern. Bremen bey Förster 1781. 6 Bogen 8.

Sultan Achmet, genannt die Lust und Liebe des Volks. Ein Schauspiel in drey Aufzügen. Berlin bey Wewer 1781. 7½ Bogen 8.

Möchten diese Schauspiele Hand in Hand zu den Gewürzkrämern eilen! die beyden abscheuligen Wechselbälge spielen hier, nebst den übrigen, in einem hirnlosen Kopfe gezeugten Personen, eine so pöbelhafte Farce, daß es beynahe nicht zu begreifen ist, wie sich zu solchem schändlichen Zeuge noch hat ein Verleger finden können. Die Schreibart des andern Stücks ist ein lächerliches Gemische von empfindelnder Kraftsprache, Antithesen und neu zusammengeflickten Wörtern, in einem Tone vorgetragen, wie nie kein Mensch, der noch ein bißgen gesunde Vernunft hat, reden würde. Der Stoff und die Oekonomie des Stücks verdienen keine weitere Zergliederung.

Die weibliche Beständigkeit. Ein Schauspiel in fünf Aufzügen. Frankfurt und Leipzig bei Fleischer 1781. 7 Bogen. 8.

Wenn der V. guten Rath annehmen wollte, so ließe er sich erbitten, nichts mehr zu schreiben, am wenigsten für das Theater. Er hat weder den Dialog noch die Sprache in seiner Gewalt, noch Einbildungskraft, Feinheit des Gefühls, Seelenkenntniß, Erfindung, noch sonst irgend etwas, das ihn zum dramati-

matischen Dichter machen könnte. Man kann ja auch ein guter vernünftiger Mann seyn, ohne eben zum Schreiben und Dichten aufgelegt zu seyn.

Abraham Gotthelf Kästners neueste, größtentheils noch ungedruckte Sinngedichte und Einfälle 1781. 9 Bogen 8.

Selbst wird Herr K. wie wir hoffen diese Sammlung nicht besorgt haben; sonst dürften sie um die Hälfte kleiner geworden seyn. Die gänzlich unsaubern Einfälle z. B. Seite 1, das französische S. 33 und das lateinische S. 79 hätten ganz herausbleiben sollen. Andre, die sehr platt gerathen sind, als die, Seite 11 und 38, nebst sehr viel andern, verdienten vergessen zu werden. Die Ausfälle auf Rousseau Seite 91, auf Göthe Seite 120 und Zimmermann S. 122, sind gar nicht erbaulich. Uebrigens sind feine Stücke voll Salz darunter, die auch mehrentheils schon gedruckt oder doch bekannt sind. Hier ist eins, welches uns gerade in die Augen fällt, zur Probe ausgehoben:

„Und reimte man nun auch nicht mehr!
„Was würde man sich dann ersparen?
„Denn wo wir jezt zufrieden Reime sehn,
„Da müssen doch alsdenn Gedanken stehn!

„So meinte Hübner einst, und Denken fand er schwer.
„Der gute Mann! Lebt' er in unsern Jahren,
„Er würde tausend Dichter sehn,
„Die Reim und Denken sich ersparen.“

Yr.

Novellen. Erster Band. Leipzig bey Weygand 1781. 318 Seiten.

Diese aus verschiedenen Schriftstellern zusammengetragenen Märchen sind zum Theil weder gut gewählt, noch anmuthig erzählt. Man hätte also dieser Sammlung leicht entübrigt seyn können. Viele aus den Zeiten der Minestrels verdienten nicht, aus dem Staube hervorgezogen zu werden, und ver-

schie-

schiedene stehen ja schon im Vocaz und andern Sammlungen dieser Art.

Die Reformation. Halle bey Curt. 1781. 18 Bogen 8.

An sich scheint schon der Stoff zu einer Epopee nicht sehr geschickt, ungerechnet, daß darinn der größte Theil der christlichen Kirche gekränkt und angegriffen wird. Diese Unannehmlichkeit hat der V. nicht durch die Art der poetischen Behandlung gehoben. Das ganze Gedicht ist in schleppenden Jamben geschrieben. Die Anrufung einer heidnischen Muse, um den Sieg der Kirche Gottes zu singen, fällt sehr auf. Die Bilder sind äußerst unpoetisch, zum Beyspiel Seite 4, die Beschreibung der Kirche Gottes:

„Die itzund tempellos in öder Wüste sitzet,
„Wo ein geflämmtes Kreutz die matten Glieder stützet.
„Weiß ist ihr himmlisch Kleid, so wie die Unschuld
„rein,
„Und auf der Marmorbrust knüpft es ein Edelstein."

Seite 12.

„Jezt läßt der Lüfte Zelt die Strahlen sanft verwehn,
„Und ofne Wolkenburg der Vorsicht Zeughaus sehn."

Und im zehnten Gesange Seite 179 (die Seitenzahl ist verdruckt.)

„Jezt hammert er mit Macht (gewohnter Lehrbeweis),
„Für jeden streitgen Satz ein neues Wunder heiß."

In der Vorrede wird von einer vorhergegangen ersten Auflage geredet, die Recensent nicht kennt.

Dichter-Manuscripte. Herausgegeben von Schink. Erste Sammlung. Wien bey Gräffer 1781. 11½ Bogen. 8.

Voran eine gewitzelte Vorrede. Der Sammlung sieht man es, wie den mehrsten ihrer Schwestern, an, daß viel aus Gefälligkeit gegen die Verfasser, oder um die Bogenzahl voll zu machen, mit darin aufgenommen worden ist. Und da diese

Sammlung fortgesezt werden soll, und Hr. S. sich Beyträge erbittet: so wird dies wohl in der Folge also fortgehn. Indessen ist auch hie und da etwas Gutes darunter. Wir wollten davon gern einige Proben hersetzen, wenn dies nicht grössern und wichtigern Werken den ihnen gebührenden Platz wegnähme. Gut ist unter andern das Gedicht Seite 59: an die Bildsäule des Aesculaps in Pyrmont. Zu den mittelmässigen gehört: das Lied eines Bauern, Seite 109, und in die Classe der ganz schlechten kann man, unter einer Menge anderer, das Gedicht Seite 60: Nach einem Wochenbette rechnen. In unsern Zeiten heisst denn auch alles Gedicht. Von Fehlern im Sylbenmaße darf man gar nicht mehr reden, und wenn in einem solchen poetisch prosaischen Dinge oft dreyerley Sprache herrscht: so darf man doch nichts darüber sagen. Einen grossen Theil dieser Sammlung füllen eines gewissen Hrn. Georg Gedichte aus, die in dem modernern Ton der schwächlichen Jünglinge geschrieben sind, denen die Welt zu enge ist, die immer in einem Napf voll Wassersuppe herumschwimmen, und gern die ganze Welt glauben machen möchten, sie seyen im Begrif, im Ocean zu ertrinken. Das ist traurig für die guten Herren, aber für einen ehrlichen Biedermann, der leicht Mittel findet, durch einen einzigen Schritt auf das Trockene zu kommen, äußerst langweilig.

Wallis, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Halle bei Franke 1782. 10½ Bogen. 8.

Julie von Marenfeld, oder Eitelkeit verschlimmert das beste Herz. Ein Schauspiel in drei Aufzügen von Ludwig Küber. Frankfurt und Leipzig 1781. 2½ Bogen. 8.

Wallis ist ein sehr unbedeutendes Stück, dessen Held, der einem Mädgen zu gefallen, von der römisch-katholischen zur lutherischen Religion übergegangen ist, (welche er aber auch gelegentlich verleugnet) das ganze Trauerspiel hindurch, bald von seinem Vater, bald von anderer Seite geängstigt wird, wieder umzufatteln, bis sich endlich der V. seiner annimmt, und es so veranstaltet, daß Vater und Sohn sich im lezten Aufzuge freundschaftlich vergiften.

Der

Der V. des andern Stücks sagt in der Dedication an die Frau Gräfin Spayer: er habe es in Eil geschrieben. Freylich auf 31 Seiten ein Stück von 3 Aufzügen, das ist etwas klein gerathen! doch ist diese Kürze noch das Beste an dem Producte, welches übrigens, sogar für ein Schulexercitium, zu schlecht seyn würde, und also (wenn es ja abgeschrieben werden mußte) füglich im Manuscripte an die hohe Patronin hätte geschickt werden können.

Der neue Gutsherr. Ein ländliches Lustspiel in drey Akten mit Gesängen. Leipzig bey Dyk 1781. 8½ Bogen. 8.

Wenn, wie der Verfasser, Herr Dyk, in der Vorrede sagt, Herr Hiller Musik zu diesem Singespiele componirt: so wird er unrecht thun, seine schönen Talente einem so mittelmäßigen Producte zu widmen. Die Gesänge, welche von einem andern V. sind, wären wohl noch leidlich genug: aber sie passen oft gar nicht an ihre Plätze, und sind in der That für das übrige zu gut; denn das ganze Stück ist höchst mittelmäßig. Die Personen reden mehrentheils ganz außer ihrem Kreise, die Charaktere sind grob angelegt, der Gang der Handlung ist unnatürlich, unwahrscheinlich, die Entwicklung gar nicht überraschend, und das Ganze ohne Interesse und Lebhaftigkeit.

G.

Ganymed für die Lesewelt. Zweiter Band. Eisenach, 1781. 8. 18 Bogen.

Kinder pflegen sich sonst zu bessern, aber an einem preßhaften Schriftsteller ist Hopfen und Malz verlohren, und der Beruf im Magen überwindet alle vernünftige Vorstellungen, das begreift man wohl; aber wie der Verleger bey einem solchen Wische fährt, und daß er nun den zweyten Theil zu verlegen wagt, das geht über Recensentens Einsicht. Vermuthlich giebt es um Eisenach herum noch eine andere Art Lesewelt, davon wir andern keinen Begrif haben. Daß der V. wielandisiren will, ist augenscheinlich, aber — Doch wir haben den ersten

Theil ganz durchgelesen und angezeigt; wer Lust hat, lese zur Strafe seiner Neugierde, diesen zweyten ganz durch, aber wer wird das können? Das lezte Stück, Bernhard und Hildebrand, eine poetische Phantasie — ja wohl! — ist sogar noch besonders gedruckt, und wir haben es gehörigen Orts, der Vollständigkeit halben, mit gebührender Verachtung angezeigt.

S.

5) Schöne Künste.

Nachrichten von Frankfurther Künstlern und Kunst-Sachen, das Leben und die Werke aller dasigen Mahler, Bildhauer, Kupferstecher, Steinschneider ꝛc. betreff. nebst einem Anhange von allem, was in öffentlichen und privat Gebäuden von Kunst-Sachen merkwürdiges zu sehen ist, von H. S. Hüsgen. Frankfurth am Mayn. 1780.

Der Verf. hat diese mühsame Arbeit, die er in vielen Jahren mit großem Fleiß gesammelt, auf seine Kosten drucken lassen, und macht sie jetzo dem Publicum, besonders seiner Vaterstadt, bekannt. Es ist die Absicht desselben sehr zu loben, und er hat sich so wohl hierdurch um Frankfurth sehr verdient gemacht, als zugleich allen Reisenden und Liebhabern von Kunstsachen damit eine Anweisung gegeben, was davon in Frankfurth vorhanden, und wo selbiges daselbst zu suchen ist. Ueberdem sieht man aus vielen Stellen überzeugend, daß es dem V. an gehöriger Kenntniß, Einsicht, und Geschmack in Kunstsachen, so allerdings zu dergleichen Beschreibung gehört, nicht gemangelt hat, obwohl vielleicht seine Schreibart nicht allemal die beste ist, sondern zuweilen ins affectirte fällt; welches man aber gar leicht einem jungen Mann zu Gute halten wird, der eigentlich kein Gelehrter von Metier ist, sondern bloß durch seinen Fleiß, und einen natürlichen Hang zu Wissenschaften und Künsten sich die Kenntniß und Einsicht erworben hat. Ueberhaupt kömmt es bey Schriften und Nachrichten dieser Art, nicht auf die Schreib-

Schreibart, sondern besonders auf die praktische Kenntniß und richtige Beurtheilung der Gegenstände an, die man dem V. nicht absprechen wird.

Von 1 : 217. sind die Nachrichten von den dasigen Künstlern und Kunstsachen beschrieben. Im Ganzen möchte wohl hierbey zu erinnern seyn, daß der V. wohl gethan haben würde, wenn er entweder die Künstler in gewisse Klassen, als Mahler, Bildhauer, Steinschneider rc. nach alphabetischer Ordnung oder nach den Jahrhunderten eingetheilet, oder wenn er sie auch durch einander, wenigstens nur nach alphabetischer Ordnung beschrieben hätte, indem das Register solches nicht völlig ersetzet. Viele kleine Geister von Künstlern sind auch aufgestellet, welches also blos nur einen Localnutzen hat. Doch dieses benimmt dem Wehrte des Buchs nichts, die Kunstgeschichte erhält doch wichtige Beyträge. Hans Seb. Beham, geb. zu Nürnberg 1500 war der erste Kupferstecher in Frankfurth. Er hatte bey Alb. Dürer gelernet, und weil er zum Theil freye und schmutzige Bildergen stach, mußte er Nürnberg verlassen, und zog hieher. Er machte auch gute Holzschnitte, und schnitte sehr gut in Stein. Sein Zeichen ist H. S. B. mit einem Lorbeerkranz herum, S. 11. Ad. Elsheimer, ein Frankfurther von Geburt, und sehr berühmter Mahler, ist zu Rom ohngeachtet seines grossen Verdienstes 1620 in grosser Dürftigkeit gestorben. Seine Schildereyen werden theuer bezahlet, S. 22. Die beyden Math. Merian, Vater und Sohn, so sich um die Topographie, durch das *Theatrum europaeum &c.* verdient gemacht. Des ersten Tochter, die geschickte Maria Sybilla Merian, die grosse Kennerin von Schmetterlingen und Insecten, so besonders deswegen nach Surinam gereiset, und sich dort aufgehalten, hernach aber Metamorphosin Insectorum Surinamensium, und Diss. de generatione Insectorum Surinamensium mit vielen vortreflichen Kupfertafeln (Rec. hat ein von der Merianin selbst illuminirtes Exemplar gesehen, so ausserordentlich nach der Natur schön war) herausgegeben, machen der Stadt Frankfurth Ehre. Von ihnen sind viele gute Nachrichten bekannt gemacht, S. 50. 113. u. s. w. Joachim von Sandrart ist zu Frankfurth 1606 geb. hat auch eine Zeitlang daselbst nach seinen italiänischen Reisen sich aufgehalten; allerley Schicksale aber brachten diesen berühmten Mann von da nach Amsterdam, weiter auf sein Gut bey München, und endlich nach Augspurg, wo er 1688 gestorben ist. Von ihm und seinen Werken sind hier artig

ge Nachrichten gegeben S. 65. ꝛc. Sebast. und Joh. Bened. Heß, 2 sehr berühmte Steinschneider in Achat, Jaspis ꝛc. worunter der B. Piecen anführt, davon eine mit 800 Rthlr. und eine andere mit 600 Rthlr. bezahlet worden. Abrah. Minion, ein berühmter Früchten- und Blumenmahler zu Frankfurth 1640 geb. Seine Arbeiten werden sehr theuer bezahlet, sie sind aber auch in dem Fache vortreflich. Der Thau auf den Blumen ist so natürlich, daß man in Versuchung geräth, ihn weg zu wischen. Man findet in der Gallerie zu Düsseldorf, Dreßden ꝛc. vortrefliche Stücke von ihm, S. 85. Joh. Heinr. Rooß, ein berühmter Landschafts- und Viehstückemahler, so allhier 1685 in einem Feuer sein Leben verlohr. Er mahlte auch Portraite sehr gut, aber seine größte Kunst ist in Landschaften, und besonders zahmen Vieh, darinn er fast der größte Meister ist, S. 95. C. A. Dowett, ein geschickter Bildhauer, von dem man in Frankfurth Stücke findet, die den besten italiänischen gleich kommen. Chr. Georg Schütz, ein noch lebender vortreflicher Landschaftsmahler in Frankfurth, von welchem Rec. verschiedene Stücke von Schweizerischen Gegenden ꝛc. gesehen hat, die ungemein reizend waren. Er hat 2 Söhne, so in dem Fach große Meister in Zukunft werden, davon einer in der Schweiz sich aufhält, und den Vater übertreffen wird.

Der starke Anhang ist hauptsächlich für Reisende brauchbar, damit sie wissen, was daselbst merkwürdiges zu sehen ist. S. 223 ist die St. Bibliothek beschrieben. Sie hat bereits 1484 ihren Anfang genommen, und ist anjetzo, besonders im historischen Fache, sehr ansehnlich. Eines von den raresten Werken ist die zu Maynz 1462 auf Pergament gedruckte lateinische Bibel. Eine schöne Sammlung von römischen, griechischen ꝛc. Münzen ist auch daselbst vorhanden. Von der Domkirche zu St. Bartholomäi findet man hier S. 241 ꝛc. sehr gute Nachrichten. Sie hat ihren ersten Anfang, so viel bekannt worden, im Jahr 876 genommen, wo sie *ad S. Mariam* genennt ist. K. Ludwig der T. bauete eine größere Kirche *in honorem Salvatoris*, Carl der Dicke vermehrte sie mit ansehnlichen Gütern, und den Namen von dem H. Bartholomäus erhielt sie 1238. Die Alterthümer und Merkwürdigkeiten in dieser Kirche sind hier gut beschrieben, besonders was von dem Grabmahl des erwählten Königs Günthers von Schwarzburg angeführt ist, kann auch dem Historiker Dienste thun, da solches von niemand noch nicht so gründlich, wie hier, untersuchet ist. Auf dem Grabstein

stein selbst, der im Jahr 1743 von seinem alten Platz weggebracht, und in der Wand an der K. Wahlcapelle eingemauret ist, findet man keine Inschrift, wie Rec. selbst gesehen. Nach der hier befindlichen Nachricht eines dasigen Canonici, so zu Anfange des XVI. Jahrhunderts gelebt, hat auf einem gegen das Grabmahl über gehangenen Schilde gestanden: A. D. millesimo trecentes. quadrages. nono obiit in die Geruasii et Prothasii martyrum Dns. Guntherus Comes de Schwarzenburg, Dns in Arnstede hic sepultus. Wegen seiner Vergiftung ist auch ein Ueberbleibsel von Inschrift an der Wand übrig, davon dasjenige, was noch mit Gewißheit zu lesen, S. 259 mitgetheilet ist, wofür wir dem V. Dank schuldig sind. Von der Dombibliothek, die noch einige gute alte Codices, auch einen von des Mar. Scoti Chron. enthält, findet man auch einige Nachricht. Auf gleiche Art sind die übrigen Kirchen und Klöster mit ihren Alterthümern beschrieben. Ingleichen der Römer, der Fürstl. Tarische Pallast ꝛc. Zuletzt die Cabinetter von Schildereyen, Naturalien, das berühmte Cabinett von Vögeln, Schmetterlingen und Insecten des Kaufmann Gernings, so Recens. vor 2 Jahren selbst bewundert, und es für eines der stärksten in Teutschland hält, u. d. m.

Hk.

---

6) Romanen.

Peter Marks, eine Ehestandsgeschichte. Vom V. (J. K. Wezel) neu überarbeitet. Leipzig, Dyk, 1779. 8 Bogen in 8.

Die wilde Betty, eine Ehestandsgeschichte. Ebend. 12½ Bogen.

Das erste Stück erschien zum erstenmal im deutschen Merkur. — Uns dünkt der V. seit dem Tobias Knaut eine schlechtere Gattung der Romanerzählung gewählt zu haben, wenigstens hat er nichts dem ähnliches mehr geliefert. Hier ist kein tiefes Eindringen in das menschliche Herz, kein Nachspü

von des Ganges menschlicher Leidenschaften und Thorheiten und Tugenden, keine feine neue psychologische Bemerkung. Er begnügt sich mit einer gewissen spaßhaften und dabey oft bittern auch wohl mit etwas Schlüpfrigkeit vermischten Laune, die sich aber gemeiniglich nur über Gegenstände ergießet, die nicht neu, interessant oder besonders sind. Alles ist flach und gemein, obgleich zuweilen lustig und drollig genug erzählt, so wie der V. allerdings den Ausdruck in seiner Gewalt hat. Nur zuweilen merkt man ihm die Sucht komisch und witzig zu seyn bey Gegenständen an, von denen sich gar nicht einsehn läßt, wo ihnen der Witz oder der Scherz sitzt, so z. E. gleich Anfangs die üblen Vorbedeutungen bey Marks erstem Eheverlöbniß, S. 12. und hundert andre Stellen mehr. Ferner ist sein Ausdruck etwas plump (wenigstens findet sich nie etwas von feiner lächelnden Laune), und sehr gedehnt. — Die erste Frau ist einfältig, die zweyte eine Widerbellerinn, die dritte eine Ueppige, die vierte hitzig; die fünfte übermüthig auf ihr Geld, die sechste und lezte gut. Diese Charaktere sind gewöhnlich, und auch nur sehr gewöhnlich gezeichnet; weit besser sind die sechs Kupfer von Chodowiecky dazu.

Betty ein wildes ekelhaftes Ding hat 3 Männer und 4 Liebhaber. Der erste ist ein altväterischer steifer Mann, von dem sie ganz wider ihren erst gezeichneten Charakter geduldig sich tyrannisiren läßt; dann kömmt ein Liebhaber, der sie sanft und menschlich macht; darauf ein zweyter, dessen Verführungen zu widerstehen sie schon Stärke und Gesezheit genug hat. Der zweyte Mann, welcher erst den dritten Liebhaber macht, ist ein Schmarozer und Säufer; der vierte Liebhaber, Anfangs ein wahrer Graf Hodiz (man s. die Briefe eines Engländers über Schlesien im deutsch. Museum, 1779); der dritte Mann ein armer Einfaltspinsel; und so wird und bleibt sie Witwe. Diese lezte Geschichte hat uns besser gefallen, als jene erste; es kommen doch unterhaltende Scenen darin vor, Bitterkeit und Ironie am rechten Orte, ganz artige Bemerkungen, und Vergleichen. Nur ist der Spaß oft bis zur Langweiligkeit gedehnt. Von Chodowiecky sind vier Kupfer bey diesem Buche.

Zur Probe stehe hier eine Stelle, die fast die beste im ganzen Buche ist, S. 187. „Mit hypochondrischer Wuth holte er selbst die Peitsche des Laufers, schlich sich gegen die Mitternachtsstunde in das Zimmer seiner Schwester, zog die Gardinen des Bettes auf, und entdeckte darin den langhalsichten

den Heidenbekehrer, der mit der Fräulein Schwester in paradiesi-scher Unschuld Ein Bette theilte. Unbarmherzig faßte er den geistlichen Galan bey den breiten Ohren, und zog ihn mit solcher Gewalt aus dem Bette, daß er quäkend auf den Fußboden plumpte, als wenn ihn Beelzebubs Klauen gepackt hätten; dann wurde er wieder aufgezogen, auf seine beyden Füße gestellt, und mit so balsamischen Peitschenhieben gelabt, daß er tanzte wie ein Luftspringer. Kein Auftritt kann ergötzender seyn, als den heiligen Sünder in geschornem Kopfe — die Perücke hatte er auf den Tisch gelegt — mit einem kleinen weissen Schlafmützchen, auf den Wirbel verschoben, ohne Rock, in aufgeknüpfter Weste, niederhängenden Strümpfen, ohne Schuh oder Pantoffeln, mit gefaltnen Händen, bey jedem kräftigen Peitschenhiebe auf- und niederhüpfen zu sehn; dabey betete er alle mögliche Stoßgebete und Herzensseufzer, die ihm die Angst nur eingab, mit lauter schreyender Stimme. Nachdem er die erste Salve schmerzlichst ausgehalten, erachtete er für rathsam, der zweyten durch die Flucht zu entgehen: er rennte, wie ein gehezter Fuchs, den Kopf voran, nach allen Ausgängen zu, lief zehnmal vor der Thür vorbey, ob sie gleich weit offen stand, und stürzte sich endlich heraus, purzelte die Treppe hinunter, u. s. w."

Df.

Karl Treumann und Wilhelmine Rosenfeld, eine Originalgeschichte. Leipzig im Schwickertschen Verlage. 1781. 220 S. 8.

Die jungen Pädagogen, Informatoren, Hofmeister, Instructoren, und wie sie sonst heissen, mögen bey der Romanenfabrik wohl häufig in Arbeit stehen, welches sich daher vermuthen läßt, weil sich diese Herren jezt so oft in dergleichen Lesebüchern als die Hauptperson produciren. In der empfindsamen Gattung der Romanen ist ein Student oder junger Kandidat gewöhnlich der Held, und gleichwohl ist unter den Empfindlern wohl schwerlich eine unleidlichere Figur anzutreffen, als ein empfindelnder Informator. Eine solche weichgeschafne Informatorseele ist nun auch dieser Karl Treumann, übrigens ein Herzensguter Junge, den man aber um seiner Empfindeley willen nasenstübern möchte.

Still-

Sillbachs Leben, ein Zauberroman. Erstes Bändchen. Leipzig, in der Weygandischen Buchhandlung. Leipzig, 1781. 380 S.

Ob dieses Büchlein gleich der Rubrik nach unter die Romanen gehöret, so läßt es sich doch aus einem andern Gesichtspunkte als solche Schriften betrachten, die nur eine unterhaltende Lectüre beabsichten. Man höre den V. selbst in der ernsthaften Nachschrift, die mit der tändelnden Vorrede etwas sonderbar kontrastirt. „Zweck und Wunsch bey dieser Arbeit, spricht er am Ende, ist die Verbreitung und Rettung der Ehre Gottes und seines Reichs, und die gänzliche Ausrottung des Reichs des Teufels. Jesus ist gekommen, seine Werke zu zerstöhren. Sein Geist ruhe auf mir und auf meinen Lesern, lehre uns den Willen des Vaters recht wissen und thun, und trete den Satan mit samt dem Aberglauben unter unsre Füße.“ Mit einer so frommen ernsthaften Mine pflegen unsere zeitigen Romanisten nicht abzutreten. Aber es ist des V. wahre Absicht, Vorurtheile, die, seiner Meynung nach, von der Gewalt des Teufels über die Menschen häufig im Schwange gehen, und selbst noch von dem ehrwürdigen Lehrstande unterstützt werden, durch ein Lesebuch, welches dem großen Haufen doch am ersten in die Hände kommt, zu vertilgen. Er dichtet einen Landprediger, Sillbach, in Westphalen, dessen Kopf noch mit allen möglichen Verteufelungen angefüllt ist, und der durch seine Hexen- Gespenster- und Teufelspredigten zu vielerley Thorheiten und Unfug in seiner Gemeinde Anlaß giebt. Durch die Geschichte dieses Mannes, die der V. zur Grundlage seiner gutgemeynten Belehrung macht, will er hauptsächlich den ungelehrten Layen den Glauben an die Macht und die Würkungen des Teufels in die Körperwelt benehmen, damit der gesunde Menschenverstand endlich auch in diesem Punkte seine Rechte allenthalben behaupte. Wer wollte es also nicht billigen, daß der V. in Ansehung der Einkleidung dieser Antidiabolik sich ad genium sæculi bequemet, und ihr die Gestalt eines Romans gegeben hat? Der Vortrag ist munter, und zuweilen stimmt sich der V. in den Ton einer anständigen Laune. Außerdem liegt in dem Buche auch noch ein rechter Schaz von Gelehrsamkeit und Belesenheit in den Schriften der ältern und neuern Teufelspatronen, daher Recensent vermuthet, daß das Gerüchte, welches den Hrn. Pastor Schwager als Verfasser ankündiget, nicht lüge; das schei-

nen auch noch einige Stellen im Buche selbst zu bestätigen. Wir wünschen nur, daß es hauptsächlich solchen Lesern, die noch an dem alten Aberglauben von Zauberey und Teufeleyn festhalten, unter die Augen kommen möge, da könnte es reellen Nutzen schaffen, und über den gemeinen Mann, der noch immer den alten Mönchstraditionen von Magie und Teufelsspuck anhängt, Licht und Aufklärung verbreiten; aber noch zur Zeit haußt der Handwerker, der Tagelöhner und das Landvolk ganz außerhalb der Sphäre der bessern Lectüre, und das lesende Publicum denkt über die Geisterlehre wohl ziemlich mit dem V. gleichförmig, daher hier diese Belehrung zu späte zu kommen scheinet. Und sollte es wohl zu jetziger Zeit unter den Predigern noch Stillbache geben, für die das Buch Kern und Stern zur Erkenntniß der Wahrheit seyn könnte? Wir können uns das kaum bereden. Indessen pflegt man das Firmament nach dem kleinen Gesichtskreiß seines eignen Standpunktes zu betrachten. In der Gegend, wo der V. lebt, herrschen vielleicht andre Vorurtheile, als in der Heimath des Recensenten. Das, was der V. hin und wieder gegen die Lehrmeynung der geistlichen Bank über die Existenz des Teufels äußert, ist für die jetzige Zeitperiode am passendsten. Das Buch ist Hrn. D. Semler zugeeignet.

Das Pfarrhaus, eine Erzählung in Briefen, von einem Frauenzimmer. Leipzig, im Schwickertschen Verlage 1781. 252 S. 8.

Eine strenge Kritik gegen ein junges Frauenzimmer, das die ersten Proben ihrer Erfindung und Einbildungskraft vors Publicum bringt, aber bescheiden ihr Bewußtseyn gestehet, daß weder das wunderbare noch das glänzende das Verdienst dieser Bogen ausmachen, wäre wider alle Lebensart. Doch wird es der Verfasserin nicht entgegen seyn zu vernehmen, was für Effect ihr Product auf die Leser mache. Recensent ermangelt also nicht, seine Empfindung bey dieser Lectüre hier glimpflich zu eröfnen. Vom Anfang herein ist die Erzählung mit zu vielen Personen überladen, und hat zu wenig Interesse, um den Leser anzulocken, daher hat dieser in großer Gesellschaft Langeweile. Weiter hin ist die eingeschaltete Geschichte der Miß Davers schon etwas anziehender, das hätte die Hauptidee werden sollen, wozu sie sich sehr leicht hätte umschaffen lassen. Die

Briefe sind in einem ganz schicklichen Tone, und athmen über-all gute Gesinnungen. Der Hymenäus ist aber mit seiner Fa-ckel gar zu dienstfertig, es wäre besser, daß er einem einzigen Paare, welches der Leser recht lieb gewonnen hätte, vorgeleuch-tet, als so vielen, die man im Brautgepränge vor sich vorüber ziehen sieht, und von denen man weiter keine Notiz nimmt. — Die Scene liegt in England, daher ist die Geschichte auch im Geschmack der englischen Romane abgefaßt.

Df.

Der Roman meines Lebens, in Briefen herausgege-ben. Zweyter Theil. Riga 1781. 232 S. 8.

Wenn der Verfasser nicht zu milde berichtet worden und sei-ne Sage gegründet ist, daß die größere Leserzahl den ersten Theil seines Buchs, ohngeachtet dessen vielfältigen Feh-ler, mit Zufriedenheit aufgenommen habe: so ist das ein neu-er Beweiß von der Gutmüthigkeit und Nachsicht des Publi-kums. Als Spiel der Phantasie betrachtet, enthält diese Brief-sammlung eine Menge unbedeutender Dinge, die der Mühe nicht werth waren aufgeschrieben zu werden. Aber wenn auf Thatsa-chen angespielt seyn soll, wie theils der Titel, theils auch die Vor-rede zu diesem Theile vermuthen läßt, wo der V. klagt, daß so gar viel Personen durch seinen Roman sich wollen getroffen finden, wiewohl es eben der Fall jezt nicht ist, Personalitäten aus Ro-manen herauszuklauben wo keine sind: so kann es seyn, daß im wirklichen Leben unter gewissen Umständen diese und jene Auftritte und Begebenheiten Interesse gewinnen; allein diese Dinge versezt der unkundige Leser wieder in die Reihe der Dich-tungen, und da stehen sie denn so kahl da, daß sie anstatt zu unterhalten, nur Langeweile machen.

Oz.

7) Weltweisheit.

Versuch über den Ursprung der Erkenntniß der Wahrheit und der Wissenschaften, ein Beytrag philo-

zur philosophischen Geschichte der Menschheit. Berlin 1781. bey Voß und Sohn in 8. 160 Seiten, die Vorrede ausgenommen.

Ein in Ansehung des deutlichen und gründlichen Raisonnements sowohl, als des Innhalts, vorzüglich bemerkenswerthes Buch. Wer auch nicht durchaus mit dem Verf. einstimmt, wird doch überall zum Nachdenken und zur Berichtigung eigener Meynungen reichlichen Stoff finden. Man sieht leicht, daß es von einem in der Kunst deutlich und zusammenhängend zu denken lange geübten Verf. herrührt. Geschichte der Menschheit gründet sich entweder auf historische Nachrichten, oder auf Betrachtungen über die menschliche Natur: letztere verfährt gleichsam a priori, ist daher philosophisch. Zu dieser rechnet der Verf. gegenwärtiges Werk nach Titel und Vorrede. Geschichte des Ursprungs der Wahrheit und Wissenschaften heißt es, weil der Gang des menschlichen Geistes im Uebersetzen von sinnlichen auf abstrakte Wahrheiten, und Intellektual-Welten gezeichnet, und ihrer aller Ursprung durch blos natürliche Kräfte des Menschen gezeigt wird. Der Verf. geht von dem Satze aus, daß es nicht nur dem Begriff von Gott angemessen, sondern auch durch eine große Menge einzelner Fälle als möglich bewiesen ist, daß Gott von seinen Eigenschaften und Absichten so viel im Buche der Natur geoffenbahrt habe, als für den Menschen hinlänglich ist, um selbst alle ihm nöthige und nützliche Erkenntniß daraus abzuleiten, daß folglich Offenbahrung im eigentlichen Sinne keine unentbehrliche Erkenntnißquelle irgend einer dem Menschen nützlichen Wahrheit ist. Einen Einwurf hätten wir hier weggeräumt gern gesehen, der sich manchem aufdringen und gegen den Verf. ein Vorurtheil erregen wird. In den wichtigsten Lehren über das Daseyn Gottes, die Substantialität der Seele, und ihre künftige Fortdauer sind die Philosophen noch nicht einig; mathematische Gewißheit ist noch das Eigenthum der Philosophie nicht; also ist natürliche Erkenntniß allein bey weitem nicht hinlänglich. Selten sind die Anhänger des Uebernatürlichen Consequent, hier gewiß wenigstens nicht. Die so sehr alle Vernunft heruntersetzen, schaden ihrer eigenen Sache: nimmt man nicht schon Gottes Daseyn an; so fällt alles übernatürliche weg; und der Glaube an Offenbahrung wird grundlos. In dem Maaße worin man Vernunftkenntnisse herabwürdigt, vermindert man auch den Glauben an Of-

fenbahrung; denn von unmittelbarer Offenbahrung haben wir doch jetzt keine Beyspiele mehr. Also ist entweder der Mangel an apodiktischer Vernunft-Einsicht kein Beweis für die Nothwendigkeit einer übernatürlichen; oder er schwächt auch zugleich die Gewißheit der letztern.

Die Möglichkeit davon erklärt der Verf. so: erst beschäftigt sich der Mensch blos mit sinnlichen Gegenständen; daher werden auch die sich hierauf beziehenden Wissenschaften, Sternkunde, Physik, Arzneykunde, u. s. w. zuerst ausgebildet; vom sinnlichen gehet er zu dem blos abstracten, oder auch den Gegenständen welche nicht empfunden werden können; daher sind die hieher gehörigen Wissenschaften, Metaphysik, Ontologie, Monadologie, spätern Ursprunges. Oder waren jene gleich nicht als Wissenschaften früher ausgebildet, so mußten doch die dahin gehörige Kenntniße nothwendig vorher gesammlet seyn. (Fast sollte es scheinen, daß man hier nur eine prioritatem naturae annehmen könne, und daß der menschliche Geist so schnelle und unerwartete Sprünge von einem aufs andere macht, daß der Fortgang in diesen Kenntnissen der Zeit nach simultan angenommen werden muß. Die Griechen philosophirten schon über den Ursprung der Welt, über Dämonen, und andere nicht sinnliche Dinge, ehe Medicin, Anatomie, selbst Experimental-Physik bey ihnen als Wissenschaften bekannt wurden. Auch die rohesten Völker haben Ideen und Systeme über nicht sinnliche Wesen, als ihre eigene Seelen, geistige Mächte, zukünftiges Leben, und wissen doch eine Ursache nicht bey ihrem eigenthümlichen Nahmen zu nennen. Einzelne, oft wirkliche, oft auch nur eingebildete Erfahrungen treiben die menschliche Dichtkraft vom sinnlichen in das intellektuelle; und eben daher muß man die in der Geschichte der Menschheit so oft vorkommenden Abweichungen von den gewissesten theoretischen Regeln erklären; als deren Fehler sehr oft darin steckt, daß wir das der Natur nach vorhergehende, auch für allemahl der Zeit nach vorhergehend annehmen.) Sternkunde wurde bald nach Errichtung bürgerlicher Gesellschaften bearbeitet, weil sie Bestimmungen der Zeit und der Jahrszeiten lehrte, und des Himmels Pracht an sich schon Bewunderung erregte. Auch Gesetzgebung mußte ihnen wichtig werden. Aus täglichen Erfahrungen zog man nun den Begrif der Ursache ab, übertrug vermöge einer natürlichen Ideenverknüpfung das angenehme oder unangenehme der Würkungen auf die Ursachen, und so wurden Sonne, Mond, Sturmwind

wind, u. s. w. Gegenstände der Liebe, Furcht und Verehrung. (Der rohe Mensch anthropomorphosirt alles, denkt sich alles lebend, absichtlich handelnd; Spuren davon finden sich in manchen Reisebeschreibern, selbst noch in der ersten Griechischen Philosophie, wo alles beseelt angenommen wurde. Nothwendig beurtheilt man das Unbekannte nach dem Bekannten. Hieraus erklärt sich jene Verehrung noch ungezwungener. Daher auch, daß Kamtschadalen, wilde Amerikaner, Hottentotten in Strudeln, Wasserfällen, fürchterlichen Höhlen, unsichtbare sie bewohnende Wesen annehmen.) Die Wirkungen der Luft und des Windes gaben wohl zuerst die Idee unsichtbarer Ursachen und Kräfte her; auch die interessanten Augenblicke der sterbenden veranlaßten Erweiterung der Begriffe über sich selbst; und daher Eintheilung der Dinge in materielle und unmaterielle. (Der Begrif der ältesten Griechen sowohl, als heutiger wilder Völker, von der Seele, ist ein unsichtbares, unfühlbares, menschenähnliches Wesen. Sehr wahrscheinlich abstrahiren sie ihn aus den Träumen, weil darin die Seele den Leib zu verlassen und weite Reisen vorzunehmen scheint. Hier kommen ihnen auch oft Verstorbene vor, daher die Idee der Seelendauer nach dem Tode) Aus der ungemeinen Pracht des Himmels, dem regelmäßigen Laufe der Gestirne, zog man die Folgerung, die Welt habe einen ersten Urheber von höchster Weisheit und Macht. Dieser Gang des menschlichen Geistes aber war sehr langsam und mit manchen Irrthümern untermischt. So fing man von der Vielgötterey und den sinnlichsten Begriffen von Gott an.

Allein hier findet sich zwischen Theorie und Geschichte ein sonderbarer Widerspruch; theils ist nach ihr die wahre Erkenntniß eines höchsten die Welt schaffenden Wesens älter als die Vielgötterey; und theils findet Bailly manche Spuren astronomischer und geographischer Kenntnisse im allerhöchsten Alter. Wollte man jenes der Offenbahrung zuschreiben: so würde doch bey diesem Schwierigkeit bleiben; und wenn das nicht, auch jenes nicht. Beydes natürlich zu erklären, scheint gleichfalls unmöglich; die längste Periode von der Schöpfung auf die Sündfluth, von 2256 Jahren, scheint noch viel zu kurz. Zween Auswege bleiben noch offen, entweder die Dauer der uns bekannten ersten Welt ungeheuer, und gegen alle Geschichte zu verlängern; oder anzunehmen, daß die alte Welt, deren Stammvater Adam war, schon aus einer Vorwelt, und einem vorhergegangenem Zeitraume mancherley wahre Kenntnisse erhalten habe. (Ein

Paar Bemerkungen scheinen sich doch mit diesem Schlusse nicht vereinigen zu lassen. Zur Zeit von Deukalions Sündfluth waren die Griechen noch in der äussersten Barbarey, und Anaxagoras dachte doch schon, Gottes Einheit und Unterschied von der Materie, philosophisch. Nach Petaus Zeitrechnung enthält diese Periode nicht mehr, denn 1089 Jahre. Ferner nehmen auch die Vielgötter nie völlige Gleichheit, allemal Oberherrschaft eines Gottes an, auch so gar rohe Kamtschadalen. Einheit des obersten Wesens ist nach gemeinem Menschenverstande nothwendig, weil gleiche Macht vieler, nach eigener Erfahrung auch der Barbaren, nichts gutes hervorbringt. Es schiene *also*, daß Einheit Gottes, nur nicht philosophisch, das ist nach Gründen aus der Weltbetrachtung, auch von rohen Menschen gedacht werden könne. Man setze, die Griechen hätten nur den Gott genannt, der alles beherrscht: so wäre Jupiter ihr einziger Gott gewesen. Lafiteau behauptet von den Wilden, daß sie nicht im eigentlichen Sinne Polytheisten sind. Wenn eine rohe Nation nicht von Fremden Religion und Götternamen aufnimmt, und dabey ihre Götter nicht durch bildende Künste versinnlicht, und verewigt: so wird ihr Uebergang zum Monotheismus leicht seyn. In jenen Zeiten stellt man sich die Gottheit als unsichtbare, denkende Kraft vor, das mächtigere herrschende wird durch eine natürliche Metapher überall als höher gedacht, also auch die Götter, je mächtiger, desto höher. Also der mächtigste, ein allerhöchster, und zugleich als Einer, das ist als ein allgemeiner, alles regierender Weltgeist, über alles, durch alles ausgebreitet. So kann Monotheismus auch ohne Raisonnement, blos nach Verknüpfung sinnlicher Ideen entspringen. Und nun wäre die Frage, ob jene Nationen, die in so hohem Alterthume einen Gott verehret haben, philosophische oder blos sinnliche Begriffe von ihm hatten?) Unser V. sucht zu beweisen, daß vor Adam andere Menschen hergegangen sind; theils aus den Versteinerungen, aus welchen er auch auf das Daseyn der Menschen schließt (sonderbar ist hier, daß man keine versteinerte Menschenknochen, obgleich von manchen andern Thieren gefunden hat, also das Menschengeschlecht jünger, als sie, scheint); theils aus den uralten Traditionen von einer wechselsweisen Zerstörung der Erde durch Feuer und Wasser. Daher theilt er den Zustand des Menschengeschlechts in den ursprünglichen und hergebrachten: ersterer begreift die Periode vom ersten Anfange der Menschen bis auf die erste allgemeine Revolution der Erde; lezterer die

folgen=

folgendes: dadurch daß sich in solchen Revolutionen einige Familien erhalten, ihre Kenntnisse den Nachkommen überliefern, werden Einsichten fortgepflanzt, die für das nun folgende Menschengeschlecht zu erhaben, und eigentlich im erstern Zustande erfunden sind. Diese übrig gebliebenen nemlich gerathen durch Mangel an nothwendigen Bedürfnissen und die stete Sorge für die kümmerliche Erhaltung allmählig in den Zustand der Barbarey, wo alle Kenntnisse der Vorwelt, ausser was Ueberlieferung und heilige Sage erhält, nach und nach vergessen werden.

Nun läßt sichs sehr leicht begreifen, daß im ursprünglichen Zustande Gottes Einheit nebst manchen andern höhern Kenntnissen von menschlichem Verstande erfunden, und durch Tradition fortgepflanzt wurden. Nach und nach ergaben die in Barbarey versunkenen Völker sich mehr und mehr der Vielgötterey, und Einheit Gottes durfte nicht öffentlich vorgetragen werden; bey den verständigsten erhielt sie sich indessen insgeheim, und durch Mysterien. Eben dadurch ward auch Moses, einer der ersten Männer des Alterthums, davon unterrichtet, und suchte sie bey seinem Volke zur öffentlichen Religion zu machen, überzeugt, daß, um recht moralisch zu leben, der Anfang mit richtiger Erkenntniß des wahren Gottes gemacht werden müsse, und heldenmüthig entschlossen, bey seinem Volke die Hauptfehler der damaligen Staatseinrichtungen zu verbessern. Hieraus floß auch seine Geschichte des ersten Falles, als wodurch die bey vielen Völkern des Morgenlandes eingerissene Lehre von zwey entgegengesezten Principien entkräftet, und dem Menschen Schuld alles Uebels zugeschrieben wurde. Von einem solchen Volke mußte mit der Zeit auch über alle übrigen ein Licht der reinen Lehre sich verbreiten. Man sieht also, daß diese Lehre keiner unmittelbaren Offenbahrung bedurfte, und Moses in sich selbst Stoff genug zu ihrer Ausbreitung fand. Aber so war er ja Betrüger, weil er sich göttlicher Offenbahrungen rühmte? Darum allein noch nicht; theils kann erhizte Einbildungskraft dies glauben machen (bey allen Wilden ist dies durchgehends der Fall); theils ist es auch bey kalter Vernunft nicht selten, daß man unerwartete Ideen einer höhern Eingebung zuschreibt; theils weil auch durch natürliche Mittel erworbene Einsichten sich von Gott durch das Buch der Natur herschreiben, und in einem ganz guten Sinne geoffenbaret heissen können; theils endlich weil, sobald gute Absichten hierbey herrschend, und ohne ein solches Vorgeben unerreichbar sind, der verhaßte Name Betrüger unangemessen

messen ist. Dies ist der Hauptinhalt dieser lesenswürdigen Schrift, auf die wir hierdurch den wißbegierigen Leser hinlänglich hoffen aufmerksam gemacht zu haben.

Wr.

Ueber die Seelenwanderung, von Johann Georg Schloßer. Basel, bey C. A. Serini. 1781. In 8. 46 Seiten.

Der Hr. V. sagt in der Vorrede, er habe die Gedanken in den Druck gegeben, mit welchen er des Abends die Gesellschaft seiner Freunde bey dem warmen Gesange der Schweizerlieder, vermuthlich auch bey einem Glase Wein, unterhalten.

Ey nun, die Materie ist auch nicht uneben dazu. Eugenius und Kleomathus unterreden sich. Eugenius behauptet, daß das Walfarthen, oder die Wanderung der Seele, der Gang zur Bestimmung sey, und Bestimmung heißt er: sich genießen; seines klaren Verstandes und fühlenden Selbstes genießen. So müßte nun freylich ein Weltweiser nicht sprechen, nicht mit seinen Erklärungen die Sache noch verwirrter machen. Sich genießen, ist ein uneigentlicher Ausdruck, nicht tauglich zur Erklärung. Klarer Verstand, ist nicht gut verbunden. Die Klarheit der Ideen ist nicht das eigenthümliche Werk des Verstandes, sondern die Deutlichkeit; und fühlendes Selbst ist gar mystisch, und heißt nichts gesagt.

Im folgenden läßt sich der Hr. V. näher aus. Er will zwar die Wanderung der menschlichen Seele in die Körper der Thiere den Dichtern lassen, behauptet aber doch, daß in der Hypothese nichts unsinniges sey, daß die junge Seele erst in den Körper der Thiere gehe, und sich da an sinnliche Empfindungen gewöhne; die Seele des Hirsches mithin, wenn sie entkörpert worden, könne auf den Thron kommen, und da tausende regieren. Unsere Leser wissen, daß diese Hypothesen nichts neues sind, auch aus welcher Schule sich das alles herschreibt, wir halten uns also dabey nicht auf. Wenn aber Seite 9 die Einwendung, daß der Mensch sich seiner vormaligen Gestalt und Verhältnisse nicht mehr erinnern, also auch keinen Gebrauch davon machen könne, folgendermaßen gehoben wird, daß a) die Wanderung verglichen werden müsse mit einzelnen Reisen, deren jede besonders auf einem Zettel aufgeschrieben, und am Ende

dem

dem Wirthe anvertrauet wird, der zulezt alle Zettel wieder herausgeben, und so die Rücksicht in alle Erfahrungen veranstalten werde; b) die Erinnerung vieler Erfahrungen auf Reisen gesammlet, einen Menschen nicht wärmer und besser, sondern gleichgültiger gegen die Auftritte des menschlichen Lebens mache: so antworten wir auf a) folgendes: Die Wanderung, nach deren Endschaft der Mensch das Andenken an sie aufgeben, oder seinen Zettel nun dem Wirthe abliefern muß, hilft wirklich nichts. Was ich nicht mehr weiß, nicht überdenken kann, das ist für mich, als sey es nie da gewesen. Aber — der Hr. V. meynt, künftig werden wir die Zettel alle wieder erhalten, und dann mit Eins alle Erfahrungen unserer Wanderschaft nützen. Ja, das wäre recht schön, wenns nur möglich wäre. Solchen Sprung, wider alle Kräfte der Seele, macht die Natur nie. Behielte die Seele nicht einmal ihre kurz vorhergegangene Erfahrung: so würde sie alle zusammen noch weniger überdenken können; und hier zum Behuf einer Hypothese eine außerordentliche Veranstaltung Gottes annehmen zu wollen, ist nicht philosophisch. Ad b) antworten wir, daß die Erfahrungen auf Reisen einen Menschen allerdings wärmer und besser machen können, ob es gleich nicht stets geschieht. Die dabey zugleich entstehende Gleichgültigkeit gegen die menschlichen Schicksale kann eben auch ein heilsamer Erfolg seyn, und ist das Gegentheil der kindischen Verwunderung und Ausgelassenheit, welche da statt zu finden pflegen, wo dem Menschen, aus Mangel der Erfahrung und Einsicht, alles neu, seltsam und wunderbar dünkt. Gegen diese Gleichgültigkeit, sagt Hr. Schloßer, soll die Seele verwahret werden, darum nimmt der Wirth die einzelnen Zettel in Empfang, oder eigentlich, darum findet die Erinnerung an die gesammleten einzelnen Erfahrungen nicht statt. Wir haben schon bemerkt, daß die Gleichgültigkeit, wenn sie nur nicht übertrieben ist, eine sehr gute Folge mannichfaltiger Erfahrungen genannt werden kan, und dann füglicher Gleichförmigkeit in der Denkungs- und Handlungsart heißen könnte. Diese sollte Gott dann dadurch hindern wollen, daß er die Erinnerung vormaliger Erfahrungen unmöglich machte, mithin die Persönlichkeit aufhöbe? Aber wie machte das Gott und die Natur? Dem Wesen der Seele wäre es doch ganz nicht gemäß. Zulezt, wenn sie nun die Zettel alle wieder erhält, kann sie denn das Ganze übersehen, dessen Theile ihr dunkel geworden? Sollten die abwechselnden Körper so viel Licht und Finsterniß mit sich führen?

Recensent denkt dabey, daß von beyden Fällen nothwendig immer einer statt finden müsse: Entweder die Seele kann denn zulezt ihre Zettel nicht mehr lesen, kann ihre Erfahrungen, die so lange dunkel geworden waren, nun als ihre eigene Erfahrungen nicht wieder erkennen; oder, wenn das als möglich vorausgesezt würde, so würde doch nun auch jene Gleichgültigkeit, Kaltblütigkeit, das Gegentheil der kindischen Verwunderung, sich natürlicher Weise einstellen, die der Hr. V. durch bisherige Aufhebung der Erinnerung hatte vermeiden wollen, und so sind wir wieder da, wo wir schon lange waren. Seite 17. genießt nicht der Organ, auf welches ein Gegenstand wirket, nicht die Zunge beym Geschmacke u. s. w. sondern etwas unerklärbares, inneres, das sich in der Gegend des Herzens am fühlbarsten äußert. Recensent hat das innere, unerklärbare in dieser Gegend noch nicht gesucht. Das, was sich der äußern Gegenstände bewußt ist, nennt Hr. Schloßer den innern Menschen, dann hätte er aber auch dies Büchlein die innere Menschenwanderung nennen müssen. S. 20. „Der innere Mensch scheint wegen der Rapidität seiner Handlungen blos leidend, und ist doch wirkend.“ Wenn Rapidität hier auf gut Deutsch die Geschwindigkeit und das Schnelle der Gedanken und Handlungen der Seele anzeigen soll: so sehen wir gar nicht ab, warum sie deshalb als leidend erscheinen könne. S. 21. „Ist der Genuß des innern Menschen blos leidend.“ Was soll das seyn? Unter Philosophen redet man so mystisch nicht. Leiden der Seele ohne alle wirkliche Thätigkeit ist ja ein Hirngespinnst.

Nun bahnet sich der Hr. V. den Weg zum nähern Beweise und zur Erklärung seiner Hypothese. „Der innere Mensch muß fähig seyn, neben dem reellen Genusse des gegenwärtigen, auch noch das Bild der ewig daurenden Glückseligkeit in jedem Augenblicke zu genießen. Dies Bild muß in seinem Organe innerlich liegen, und stets bey der Hand seyn.“

Damit nun das wirklich werde, soll er alle angenehme und unangenehme Erfahrungen, die er bey so verschiedner Wanderschaft gesammlet und sich zu eigen gemacht, weislich nützen, dadurch am vollkommensten gewandt und gewitziget werden, daß er jede ihm vorkommende Neigung hiernach beurtheilen könne. Dieser endliche Erfolg, das Resultat aller Arten von Empfindung nennt der Hr. V. das Bild ewiger Glückseligkeit. Wie kann aber die Einbildungskraft, das Organ des innern Menschen in Einem Bilde das zusammenmalen, was aus succes-

stven Empfindungen, die durch Beschränkung eines neuen Körpers auf der Wanderschaft stets wieder ausgelöscht wurden, nicht zur Reife kommen konnte? S. 30. sagt zwar der Hr. V. die Erinnerung der Erfahrungen selbst könne nicht geleugnet werden, aber Wo die Erfahrung gemacht worden, dessen erinnere sich der Mensch gar nicht mehr. Er erklärt hieraus auch manche natürliche Ab- und Zuneigung, Leichtigkeit in den Erkenntnissen u. s. w. Alles recht gut, wenn nur die Erfahrungen selbst erinnerlich wären, und sind sie das nicht, so fällt das ganze Gebäude, mit samt der ewigen Glückseligkeit über den Haufen. Um sich desfalls ein wenig zu trösten, sagt der Hr. V. S. 33. und 34. wenn der Mensch die Erfahrungen aus seinen vormaligen Formen, mit aller Erinnerung mitbrächte, so würde Vorurtheil, und die größte Gefahr des Misbrauchs der neuen Gegenstände sich zugleich mit einstellen. Das ist aber überhaupt der Fall der menschlichen Erfahrungen, daß ihr Nutzen auch mit Unvollkommenheit verbunden ist, die aber jenen nicht aufhebt, nicht entbehrlich macht. In der Folge zeigt der Hr. V. die Brauchbarkeit der Hypothese, um Gottes unpartheiische Gerechtigkeit und unwandelbare Weisheit zu schützen, indem durch diese Wanderung die Menschen, bey aller Verschiedenheit ihrer Schicksale, gleichgemacht, ihre Vollkommenheiten befördert, und allgemeine Glückseligkeit, und Absichten Gottes bey allen erreicht würden. „Der innere Mensch wird auf tausend und tausenderley Art gestoßen, getrieben, verwundet, beseeligt, und erwirbt endlich den instinktmäßigen Geschmack, der ihn allein auf dem Sitz seiner ewigen Glückseligkeit befestigen kann. Wenn der sterbende Iroquese, Muselmann, Heide, Gotteslaugner, u. s. w. nur hier Ein Leben hätten, warum wurde ihnen versagt, was uns gegeben ist; die Offenbahrung?" Unsre Leser wissen wohl, was hierauf recht gut, ohne jene Hypothese, geantwortet werden kann. Endlich schließt der Hr. V. mit dem Gedanken: „Die Wanderung hört im Schooße Gottes auf." Soll wohl etwa heißen: Schooß Abrahams. Denn in Gottes Schooße, oder unter seiner Leitung und Allgegenwart wurde ja die Wanderung angefangen und fortgesezt mithin kann dies bey ihrer Vollendung nichts eigenthümliches seyn. Ueberhaupt, gereicht die Wanderung zur Besserung und Heiligung, und zur Beförderung der höchsten Absicht Gottes; ja, wenn wird da ausgewandert seyn?

Hr.

 Bey-

Beytrag zur Weisheit und Menschenkenntnis. 3tes Bändchen. Gotha bei Ettinger 1781. 8. S. 132. 4tes Bändchen. S. 136.

Der Verf. hat am Ende die Quellen selber genannt, aus welchen er diese abgebrochene Stellen für das 3te Bändchen gesammlet hat. Aus Wieland, Abt, Cramer, Sturz und einigen andern Romanen ist das meiste, so wir hier gelesen haben. Freilich liest man manche Stellen lieber im Zusammenhang, als so, wie sie hier liegen, gleich Münzen von allerhand Gattung, in einer Sammlung. Wären es lauter kurze Sprüche oder Sentenzen, die der V. zusammentrüge, wir wolten es eher loben. Das wäre im Geschmack der Alten, der Morgenländer und der Griechen, aber der Herausgeber schreibt oft zu lange Stellen ab. Auch finden wir hie und da eine matte Stelle. Z. E. S. 135. „Man wird das Unglück gewohnt.„ Da der Sammler sich einen so weiten Kreis gezogen hat, so wünschten wir, daß er auch schöne Stellen aus den alten Classikern kräftig übersezte. Auch im B. IV. schreibt der V. ab S. 30: „Gute Beispiele verdienen Nachfolger.„ Wer weiß das nicht? Ist das ein wichtiger Beitrag zur Weisheit und Menschenkenntniß? Hie und da hat H. W. kleine Anmerkungen beigefügt.

Tr.

Die Einsamkeit der Weltüberwinder: nach innern Gründen erwogen von einem lakonischen Philanthropen, mit Anmerkungen des Herausgebers. Leipzig bey A. F. Böhme 1781 kl. 8. 224 Seit.

Diese Schrift, die hauptsächlich gegen des Hrn. Leibarzt Zimmermann's Aufsatz über die Einsamkeit gerichtet scheint, preißt dieselbe zur Vervollkommnung moralischer Gesinnungen und großer Handlungen an. Die mehrsten Einsiedler, der große Anton, und mehrere andere dergleichen einsiedlerische Heilige, wären keinesweges finstre, menschenfeindliche Leute gewesen: sie hätten sich nur in der Einsamkeit in der Tugend gestärkt, und dadurch die große Festigkeit erhalten, erhabene Handlungen zu verrichten, und Religion auf eine edle und nachdrückliche Art zu predigen. Man muß allerdings zugeben, daß die Einsamkeit

samkeit, eine Entfernung von allen Zerstreuungen, sehr geschikt sey, die Seele zur Sammlung ihrer selbst zu veranlassen, die schon besessene Kenntnisse von Gott und Tugend neu zu beleben, zu erhöhen und zu erweitern, und eine Festigkeit im guten zu verschaffen: denn die guten Entschliessungen, die ein in der Welt, unter Geschäften lebender, nicht ganz standhafter Mann heute faßt, sind morgen durch eben jene wie verwischt. Oeftere Wiederholung derselben Eindrücke macht bekanntlich sie unauslöschlich. Der Einsiedler, der aus religiösen Absichten jede Zerstreuung, durch völlige Entfernung aus der Welt, unmöglich macht, wird also seine Kenntnisse mehr ausbilden, vollkommner und lebendiger machen können, und durch die guten Entschliessungen, die er täglich jahrlang lebhaft wiederhohlt, muß er eine fast unüberwindliche psychologische Festigkeit im Guten bekommen. Der Zustand eines solchen Mannes muß für ihn sehr behaglich seyn: denn keine andere Freude übertrift doch die lebhaften Empfindungen einer ungeheuchelten Liebe zu Gott und Tugend, und gewisse Aussichten auf eine glückliche Ewigkeit; allein dies erweißt noch nicht, daß eine solche Einsamkeit löblich oder Pflicht sey. Der Gedanke, Gott alles aufzuopfern, ist groß, und bey einem feurigen guten Herzen sehr natürlich: aber kann diese Art des Opfers ihm angenehm seyn? Eine auf Ueberzeugung gegründete Liebe zu demselben, und einige wenige, aus dem Innersten eines redlichen Herzens unter dem Drange von Geschäften zu ihm gerichtete Gedanken sind gewiß wohl Gott so angenehm, als stundenlange Unterhaltungen mit ihm: denn er sieht nicht auf die Art, unsre Gesinnungen auszudrucken, sondern auf ihre Beschaffenheit selbst. Bey Gott macht sich also der Einsiedler dadurch nicht werther: aber er genießt für sich viel grösseres geistiges Vergnügen, als der Geschäftsmann fähig ist. Handelt dieser indessen nicht viel edler, daß er jenes Vergnügen aufopfert, um die unleugbare Pflicht, (durch gesellschaftliche Thätigkeit zur gemeinschaftlichen Glückseligkeit das Seinige beyzutragen) vollkommner zu erfüllen? Zur Gesellschaft war der Mensch unstreitig geschaffen: wer ihrer Pflichten sich entschlägt, um selbst dem reinsten geistigen Vergnügen beständig sich zu überlassen, ist eigennützig und würde Gott, ohne sein irrendes Gewissen, durch seinen Gottesdienst selbst misfallen: aber einer frommen Einsamkeit viele der Stunden zu widmen, die andere auf leere Zerstreuungen verwenden, das ist edel und Pflicht. — So viel von der Einsiedeley;

deley: der Verf. redet überdem noch einem gewissen Enthusiasmus, den viele Schwärmerey nennen, das Wort, und tadelt diejenigen, die ihre Religion auf die Vernunft allein bauen wollen. — Wehrt der innern Empfindungen; die kalten Vernünftler wären nicht im Stande, die Mystiker zu beurtheilen, weil dies Erfahrungen wären, von denen sie sich keinen Begriff machen könnten. — Allerdings ist die Religion nicht blos für kaltblütige Ueberlegung bestimmt; auch unsere Leidenschaften, sagt Young, sind getauft; und sie können nicht zu lebhaft in geistlichen Empfindungen seyn, so bald die Grundlage derselben Vernunft ist: aber blos auf Gefühle und vorübergehende Regungen alles zu bauen, ist gefährlich theils für die Sitten, indem sich in die innern guten Gefühle oft etwas Fleischliches einmischt; (wie 100 Beyspiele, unter Pietisten, Quäckern, und H*** beweisen;) gefährlich selbst für den Glauben, denn ein von jenen geglaubter, klärlich widerlegter Satz, macht sie das ganze System verwerfen. Der Uebergang von Schwärmerey zum Unglauben ist mehr als zu gewöhnlich: glücklich ist der, welcher bey einem gefühlvollen Herzen einen aufgeklärten Glauben besitzt!

Ew.

Die Sittenlehre in Denckſprüchen. Ein Verſuch von *Wilhelm Wille*. Caſſel und Göttingen 1781. 8tav $14\frac{1}{2}$ Bog.

Herr Wille irrt sich unsers Bedünkens gewaltig, wenn er seine Sammlung Denksprüche der Deutschen nennt. Nicht alle Denksprüche in deutscher Sprache sind Denksprüche der Deutschen: denn sonst würde man Seyboldi Adagia auch mit diesem Namen habe belegen können. Denksprüche einer Nation müssen allemahl Geschichte oder Gewohnheiten derselben zum Grunde haben. Hätte der V. deutsche Denksprüche sammlen wollen, so mußte er sich mehr um seine Vorgänger, Zinkgrefen und andere Juristen, die von deutschen Paroemien geschrieben haben, und die ihm doch, laut einer Note des Vorberichts, nicht unbekannt gewesen sind, bekümmert haben: da nun dieses nicht geschehen; so mag es immer bey diesem Versuche bleiben.

Fz.

8) Ma-

8) Mathematik.

Astronomisches Jahrbuch für 1782; 1779. Decker. Kalender mit Erklärung 196. Octavs. Samml. 192 S. 4 Kupfertafel.

Dasselbe für 1783. Kalender 180 S. Sammlung. 210 S. 3 Kupfertafel.

Den Kalender 1782 endigt eine brauchbare Tafel, wieviel die Gestirne anders auf und untergehn als in Berlin, für Polhöhe 53 — 60 Grad und Abweichung bis 32 Grad. Den 2. Nov. geht Merkur durch die Sonne, die, ehe er die Hälfte seines Weges darinn zurück gelegt hat, zu Berlin untergegangen ist. Die Tafel der geographischen Längen und Breiten verbessert und vollständiger. Berlin 44 M. 10 S. in Zeit östlicher als Paris gesezt. In den Ephemeriden sind wie sonst 25 S. beybehalten.

Den Anfang der Sammlung machen aus den Nautical Almanac 1779, Ritter Wargentins neue Verfinsterungstafeln für den zweyten Jupiterstrabanten, in so fern sie nicht mit denen übereinkommen, die in den Berliner Tafeln III B. 50-64. S. zu finden sind. Hr. Bode, von dem kleinen, blossen Augen fast unsichtbaren Kometen im Anfange 1779. Herr de la Grange über die Berechnung der Finsternisse, welche der Wirkung der Parallaxe unterworfen sind. Er bestimmt den Ort des Sterns durch drey senkrechte Coordinaten, die Absciſſe nach der Frühlingsnachtgleiche. Ohne Parallaxe, ist der Absciſſe Anfang im Mittelpuncte der Erde. Drey Coordinaten, diesen dreyen pararallel, wo der Anfang der Absciſſe im Orte des Beobachters ist, geben durch ihre Unterschiede von jenen die Wirkungen der Parallaxe. Die Rechnung läßt sich durch Tafeln sehr erleichtern, dergleichen mitgetheilt werden. Hr. Schulze von einem neuen Mikrometer, vorzüglich zu nächtlichen Beobachtungen. Plättchen, die vermittelst Schrauben verschoben werden, ihre Schärfen, sind in einem achromatischen Fernrohre auch ohne künstliche Erleuchtung sichtbar, und so hat Hr. Sch. sich dieser Vorrichtung mit Vortheile bey vorerwähntem Kometen bedient. Unterschiedene stockholmische und auswärtige Beobachtungen der Jupiterstrabanten, von Hrn. Wargentin mit der Rechnung verglichen.

Ande-

Andere Beobachtungen der Hrn. Wargentin, Helfenrieder, Kent, Pickel, v. Wolf, und Hennert. Hr. Bernoulli hat sie mitgetheilet, und hie und da Anmerkungen beygefügt. Hr. de la Grange über die Abnahme der Schiefe der Ekliptik, wovon er Untersuchungen in den Memoires de l'Ac. de Prusse 1774 gegeben hat, Formeln von ihm für Aenderungen der Planetenbahnen wegen gegenseitiger Einwirkungen stehen in den Berliner astronom. Taf. II. B. 274. mit darnach vom Hrn. Schulz berechneten Tafeln. Hier giebt Hr. de la Gr. darüber einige Aufklärungen und Zusätze, vornemlich die Massen der Planeten betreffend. Die von ihm angenommene Masse der Venus bestätigt er durch Uebereinstimmung mit sonst bekannter Lehre. Hr. Köhler theilt Hrn. Schulzen Dresdner Beobachtungen mit. Hrn. Olbers Elemente des Kometen 1779 aus seinen Beobachtungen bestimmt. Hr. Kästner hat sie Hrn. Bernoulli mitgetheilt. Sie stimmen genauer, als man nach den Umständen, unter welchen die Beobachtungen gemacht worden, erwarten sollte, mit Elementen eben des Kometen überein, die gleich darauf Hr. de la Lande Hrn. Bernoulli mittheilt. Beobachtungen vom D. G. Reggio und Cilvadelle. Auszüge aus Briefen Hrn. Kratzenstein an Hrn. Bernoulli. (Was darinn 137. S. von Hrn. Pr. Bugge Beobachtung der Sonnenfinsterniß d. 24. Jun. 1778 steht, dem wird von Hr. B. in einem Briefe an gegenwärtigen Rec. widersprochen. H. B. hat in seiner Beschreibung der in Dännemark zu geographischen Charten gebrauchten Messungsart (Beskrivelse over der Opmaalings Maade. Kopenh. 1779) 92 S. nach Kopenhagener w. Z. Anf. Nachm. 4 Uhr 39 M. 52 S. Ende 6 Uhr 2 Min. 45 S. angegeben, nicht den Anf. 40 M. 52 S. wie Hr. Kr. berichtet, und nun zu erklären sucht, warum Hr. B. den Anfang eine Minute später gesehen als Er. Das Ende giebt Hr. Kr. 11 S. früher an, als Hr. Bugge, daraus, meldet Hr. Bugge, würde Kopenhagen 40 M. 54 S. östlicher als Paris, er habe aber in nur genannter Schrift 92-98. S. aus viel Beobachtungen 41 M. 4 S. hergeleitet). Sonst enthalten Hr. Kr. Briefe, wie man von ihm erwarten kann, sehr viel lehrreiche praktische Anmerkungen über Objectivmikrometer, Gebrauch der Teleskope bey der Sonne u. s. w. Die Zeit zu bestimmen, bedient er sich einer berichtigten Mittagslinie auch in manchen Stücken bequemer als die gewöhnlichen. Er hat seit 10 Jahren keine so merklichen Veränderungen daran gefunden, als am Instrument des passages, das doch einen Vor-

zug bey nicht recht klaren Himmel hat, auch den, daß das Sonnenbild nicht zittert. Wegen der Schwierigkeit, daß die Mikrometerfäden, in kurzen Fernröhren einen beträchtlichen Theil des Bildes bedecken, sezte er innerhalb des Brennpunctes eines achtzehnzolligen achromatischen Objectivs ein Hohlglas, und ferner ein Converglas. So erhält er ein Fernrohr 27 Zoll lang, das 56⅔ Minuten faßt, und wo der Seidenfaden noch nicht drey Secunden bedeckt. v. Wolf und Zahn haben dergleichen Zusammenfügung schon angegeben, doch ohne Erfahrung und Gebrauch, daher sie von einigen Optikern ist verachtet worden. Die Stirne vom Rande eines Werkzeugs durch Schraubeneinschnitte in gleiche Theile zu theilen, hält Hr Kr. seiner Erfahrung gemäß nicht für zuverläßig. Noch astronomische Nachrichten von den Herrn Pigott, Magalhens, Köhler, der den Kometen 1779 und Nebelsterne beobachtet. Tübingsche Beobachtungen des verstorbnen Kraft. Die Sonnenfinsterniß d. 4. Jun. 1779. ward als zu Breslau unsichtbar angegeben. Hr. Pr. Scheibel bemerkte in der Projektion dieser Finsterniß in den Berliner Ephemeriden Breslau zehn Grad zu östlich gesezt, fand sie also sichtbar, und hat etwas davon wahrgenommen, so wie der Graf Mattuschka, dem er Nachricht ertheilte. Hr. Schulze liefert Tafeln zu seiner Abhandlung des vorigen Jahrs, die Zeitgleichung unmittelbar zu bestimmen, auch Beobachtungen von Jupiterstrabanten. Hr. Joh. Trembley beweißt Hrn. Lexells Formeln für die Parallaxrechnung, und betrachtet Cassini's Auflösung der Keplerischen Aufgabe analytisch. Hr. Bernoulli sammlet die Elemente der Bahn des Kometen 1770; wie sie von unterschiednen angegeben worden. Es ist der, dessen Umlaufszeit Hr. Lexell von 5 bis 6 Jahren angegeben, und gemuthmaßt, er möchte 1781 oder 1782 wieder zu sehn seyn.

Für 1783 fängt sich die Sammlung mit einer ausführlichen Theorie der Parallaxen auf der sphäroidischen Erde, von Hrn. Leonh. Euler an; Hr. Bernoulli hat sie aus der lateinischen Handschrift übersezt, mit Anwendungen auf den Mond und Beyspielen erläutert. Eine Beylage dazu von Bestimmung des scheinbaren Durchmessers des Mondes für jeden Ort und jede Zeit. Hr. de la Grange über das Einschalten. Die Formel ausgeführt, die sich aus dem dritten Satze von Newtons Differentialmethode ziehen läßt, und nach welcher die am Ende von Cotesens Schrift de constructione tabular. vorkommende Tafeln berechnet sind, aber auf solche Fälle angewandt,

wo die Reihe Sinus und Cosinus von Winkeln enthält, die sich von einem Gliede zum andern stärker ändern, als daß man die Sinus in Potenzen der Bögen ausgedruckt setzen dürfte. Unterschiedene Aufsätze von Hrn. Lexell, darunter viel Kometen betreffen. Gregor Fontana von der parabolischen Bahn der Kometen und derselben wahren Anomalie; dessen Bestimmung der kürzesten Zeit, in welcher ein Stern von einer Höhe zu einer andern kömmt. Wargentins stokholmische Beobachtungen. Hr. Tempelhof, aus der scheinbaren Entfernung zweyer Gestirne die wahre zu bestimmen. Auszüge aus Briefen Hrn. Darquier zu Toulouse an Hrn. Bernoulli. Hr. D. bedauert, daß er kein Deutsch versteht; es sey ihm nie eine deutsche Grammatik oder Wörterbuch unter die Augen gekommen. (So kommen nicht alle Hülfsmittel zu gelehrten Kenntnissen, die man zu Paris hat, in die Provinzen.) Er wünscht die Sammlung bey den Ephemeriden französisch übersezt, wobey freylich Hr. Bernoulli erwiedern muß, daß es nicht der Uebersetzer ist, an dem es fehlen würde. Auszüge aus Briefen an Hrn. Bernoulli, der Herrn Doct. v. Wolf, Hell, Helfenzrieder, Matsko, Silvabelle, Cassini.

Die Bahn eines Kometen aus sechs Beobachtungen zu bestimmen, von Hrn. de la Grange. Hrn. Schulze Beobachtungen über dem Gang zwoer Pendeluhren. Ders. theilt zu seinen trigonometrischen Tafeln Verbesserungen mit, die ihm die Hrn. Wolfram, Barzellini, Oberreit, gegeben haben. Ders. zeigt, wie Tafeln für die Sinus durch einzelne Secunden in vielen Decimalstellen zu verfertigen wären. Hr. Davison, K. Poln. und Preuß. Geh. Rath zu Danzig hat schon von $1\frac{1}{2}$ zu $1\frac{1}{2}$ Grad bis auf 30 Decimalstellen berechnet, und ein anderer Liebhaber hat die noch fehlende Berechnung von 48 zu 51 M. übernommen. Auch Hr. Schulze wendet Hrn. de la Grange vorerwähnte Methode auf den Kometen 1774 an. Nachrichten von Hrn. Slope Hrn. Bernoulli mitgetheilt.

Mit diesem Bande giebt die Kön. Akad. diese acht Jahr fortgesezte Ephemeriden auf. Hr. Bode hat sich entschlossen, nach einem etwas weniger weitläuftigen Plane ein astronomisches Jahrbuch herausgegeben, jeden Band von etwa 12 bis 14 Bogen. Es soll, wie die Ephemeriden, zwey Jahr im voraus erscheinen, auch in die astronomischen Wissenschaften einschlagende Beyträge enthalten, und wo nöthig, Kupfer. Der Preiß wird etwa 1 Thlr. preußisch Courant seyn. Da aber Hr. Bo-

de

er natürlich wegen des Abganges gesichert zu seyn verlangt, so werden Liebhaber der Astronomie billig finden, daß er theils um ihre Beyhülfe zu Beförderung des Absatzes ansucht, theils auch wünscht, aufs späteste vor Ablauf des Augusts zu erfahren, wie viel Exemplare etwa an jedem Ort anzubringen sind. Hrn Bodens Geschicklichkeit und Fleiß brauchen wohl keine Empfehlung.

Astronomisches Iahrbuch, für das Iahr 1784, nebst einer Sammlung der neusten in die astronomischen Wissenschaften einschlagenden Abhandlungen, Beobachtungen und Nachrichten. Mit Genehmhaltung der Kön. Ac. der Wissenschaften berechnet und herausgegeben von *I. E. Bode*. Astronom der Ac. Berlin 1781. 224 Octavseiten. 3 Kupfertafel. Beym Verfasser und in der Buchhandlung der Gelehrten zu Dessau.

Durch diesen Band sezt Hr. Bode die Ephemeriden fort, welche die Kön. Ak. aufgegeben hatte: möchte doch Deutschland gegen ein Unternehmen, das Deutschland zum Vortheil und zur Ehre gereicht, nicht unerkenntlich seyn! Das Buch wohlfeiler zu machen, war eine Bedingung, auf die der Autor als Selbstverleger denken mußte, es ist auf eine Art geschehen, die ihm keine Arbeit ersparte, nur dem Käufer Geld. In dem Calender sind meist eben die Angaben der vorigen, nur ist durch Zusammenordnung der Columnen, und Weglassung einiger Platz gewonnen worden. Die Länge der Sonne ist in eine einzige Spalte gebracht, da vorhin elliptischer Ort, und kleine Ungleichheiten, jedes eine eigne einnahm. Die Spalten für tägliche Bewegung der Sonne und Aenderung der mittlern Zeit am Mittage sind weggeblieben, die Länge des aufsteigenden Knotens der Mondbahn findet sich nicht für jeden Tag, sondern neben Durchmesser der Sonne u. d. g. für den 7. 13. 19. 25 ten des Monats, für die auch der fünf Planeten geocentrische Stellen angegeben sind, aber nicht der scheinbare Abstand von der Sonne; Rectascension der Sonne in Zeit, und Abstand des Frühlingspunctes vom Mittage, sind nicht jedes besonders angegeben, nur der lezte. Es fehlt also nichts wesentliches der

vorigen Calender, da leichte Rechnung, das Weggelassene für jedesmaligen Gebrauch darstellt. Die gemeine Dämmerung fehlt, (hatte auch in der That keinen Nutzen, als eine photometrische Aufgabe Lamberts anzuwenden, sonst wird ja jeder wohl empfinden, wenn er des Abends Licht anzuzünden nöthig hat) statt der einzelnen Columne: Dauer der astronomischen Dämmerung, sind hier zwo, Anfang der Morgendämmerung, Ende der Abenddämmerung. (Die Ursache hiervon suchte der Rec. vergebens in der Erklärung.)

Die Sammlung geht mit der 135. Seite an. 1) Verzeichniß von 221 Zodiacalsternen, bis zur fünften Größe, die vom Mond und Planeten können bedeckt werden, von Hr. B. meist nach Bradley angegeben. 2) 3) 4) Hr. Mechain und Hr. Messier Beobachtungen und Elemente des Kometen 1780; von Hr. Bernoulli mitgetheilt, wie unterschiedne andre Aufsätze. H. B. stellt dieses Kometen scheinbare Bahn nach den Angaben gezeichnet, vor. Er selbst hat ihn vergebens gesucht. Noch hat Hr. Montaigne 1780 d. 18. Oct. einen andern Kometen gesehen, von dem Hr. B. aber auch nichts finden oder weiter erfahren können. 8) Unterschiedene astronomische Beobachtungen und Bemerkungen vom Hrn. Insp. Köhler zu Dresden. Die dasige Polhöhe 51 Grad 2 M. 54 S. ist von Hrn. B. ins Verzeichniß der Oerter aufgenommen worden. Vorschläge, Polhöhe und Zeit auf bisher nicht gewöhnliche Arten zu finden. Ein Gnomon 16½ Fuß hoch von Hrn. K. im mathematischen Salon zu Dresden vorgerichtet. 6) Hrn. Mayers zu Mannheim Beobachtungen von Planeten zu Verbesserung der Tafeln. 7) Aus einem Schreiben des Ritters von Angos zu Rouen an Hrn. Bernoulli, das eine Abhandlung von einem Compensationspendel begleitete. Elemente der Kometenbahn 1779. 7) Beobachtung und Berechnung der Sonnenf. 1778. d. 24. Jun. zu Genf. 8) Auszug aus einer Abhandlung des Grafen von Mattuschka über die vier Durchgänge Merkurs durch die Sonne 1782. 1786. 1789. 1799. 9) Hrn. Kratzensteins Vorschlag die Solstitien zu beobachten, vermittelst eines vertical befestigten langen Fernrohrs mit Mikrometer, darein ein metallner Planspiegel das Sonnenbild wirft. 10.) Geographische Lagen vieler Oerter im Südmeere aus Hrn. Pr. Forsters Reise um die Welt. 11) Eine Tafel für den Inhalt von Zonen um die Erde, jede einen halben Grad breit, und jeder vom Aequator entferntesten Gränze um einen halben Grad weiter vom Aequator als die ähnlich liegen-

de Gränze, der die vom Aequator an vorhergieng. Der Inhalt einmal den Halbmesser =1000 gesetzt, darnach in geographischen Quadratheilen. Hr. Prof. Klügel in Helmstädt hat einen seiner vormaligen Zuhörer zu dieser Berechnung veranlaßt, Herrn Zitting, der itzo in Diensten der Stadt Hamburg beym Deichwesen zu Ritzebüttel steht. (Und sich also zu diesem Dienste wie gehörig durch Erlernung etwas mehr Mathematik als des A b c geschickt gemacht hat. Die Formel, nach der die Rechnungen geführt worden, giebt Hr. Kl. nicht an. Es könnte die seyn, die sich in Kästners angewandter Mathematik 3. Ausgabe Geographie; 42. IX. befindet. Wenigstens hat der Rec. darnach mehrere Glieder der Tafel berechnet und richtig befunden). Der Gebrauch der Tafel in der Geographie ist leicht zu sehn. Hr. Kl. meint, man könnte Tausendtheile des Halbmessers der Erde als astronomische Meilen brauchen (Es wäre wohl nicht rathsam, die schon so beschwerliche Menge von Maaßen noch zu vergrößern. Man kann ja den Halbmesser setzen, weil hoffentlich jeder Astronom sich in Decimalbrüche wird zu finden wissen. Wäre in der Tafel der Halbmesser =1 gesezt worden, so ließe sich bequemer übersehen, was für ein Stück jede Zone von der Erdfläche ist). 13) Hr. Fuß eine Formel, des Monds scheinbaren Abstand von einem Sterne, durch Refraction und Parallaxe zu verbessern. 14) Lage dreyer Nebelsterne in der Jungfer von Hrn. Oriani. 15) Verzeichnis bisher entdeckter Doppelsterne, meist vom Hrn. Mayer in Mannheim. 16) Hr. Lexell über eine Abhandlung Hrn. de la Grange von Finsternißrechnungen. 17) Hrn. d'Arquier zu Toulouse Ergänzung zu Flamsteads Sternverzeichnisse. 18-19) Dergleichen von Hrn. le Monnier und Messier. 20) Der polnischen Astronomen neues Sternbild:. der königl. Stier von Poniatowski. 21) Von einem Kometen 1781. 22) Hr. Bode kündigt seine neue Ausgabe von Flamsteads verjüngten Sterncharte an, sehr vorzüglich vor Foetins seiner, auch mit ein paar Hemisphären vom Stande der Sternbilder etwa vor 2000 Jahren. 23) Hr. von Murr hat Kimmartische Manuscripte für 300 bis 400 Thlr. zu verlassen. 24) Auszug aus Hrn. Beguelin meteorologischen Beobachtungen 1777-1780. 25-26) Von dem Sterne, den man für einen neuen Planeten halten kann. 27) Die Mondcharte, aus dem ersten Jahre der Ephemeriden mit Nahmen der Flecken.

Lb.

Ephemerides Astronomicæ Anni 1781, ad meridianum Vindobonensem calculatæ a *Max. Hell.* Astr. Cæs. Reg. Wien 1780. bey Trattner.

Im Anhange, tägliche Beobachtungen des Barometers und Thermometers zu Wien. Astronomische Beobachtungen zu Ofen und Prag. Hrn. Pr. Mayers zu Mannheim Beobachtungen der teleskopischen Begleiter der Fixsterne. Zu Begleitern eines Fixsterns, blos in Absicht auf die optische Lagen, erfordert Hr. Hell, sie müssen so nahe bey dem Hauptsterne erscheinen, daß sie mit ihm das Feld des unbewegten Fernrohres durchlaufen. Ob alle von Hrn. Meyer angegebne Begleiter diese Beschaffenheit haben, überläßt er den Astronomen, gesteht sie aber doch den meisten zu, und empfiehlt übrigens Hrn. Magens darüber der Mannheimer Academie vorgelegte Abhandlung, auch Tafel der Doppelsterne aus mannheimischen Beobachtungen. Kremsmünsterische Beobachtungen. Hr. Madarassy seine in Erlau zu Bestimmung dasiger Polhöhe. Hr. Hell macht Anmerkungen über die geographische Lage der beyden neuungarischen Sternwarten zu Erlau und Ofen, und eine neue von Kriegern herausgegebene Charte von Ungarn, die mit astronomischen Beobachtungen nicht übereinstimmt. Andere Beobachtungen in Ungarn und Polen.

M.

---

9) Naturlehre.

Vollständige und auf Erfahrung gegründete Anweisung, die Thermometer zu verfertigen, von Joh. Friedr. Luz, Obercaplan zu Gunzenhausen. Nürnberg 1781. in 8. S. 264, nebst 1 Kupfertaf.

Dieses Buch ist so ganz für die Bedürfniß unsrer Zeit, da die Witterungslehre so schön und allgemein in Deutschland aufblühet. Und wenn wir gleich viele einzelne gründliche Abhandlungen über dieses wichtige Werkzeug der versuchenden Naturlehre haben; so haben wir dennoch keine, welche den Grad

der

der Vollkommenheit, Vollständigkeit und überhaupt praktischen Brauchbarkeit besizt, als diese Schrift. Der V. hat alle seine Vorgänger sorgfältig studiert, und ihnen, so viel es möglich war, nachversucht. Mit Freymüthigkeit nimmt er von ihnen an, oder verwirft, was ihm nach mehrmaliger Erfahrung des einen oder des andern werth scheint. — Den vorzüglichsten Werth geben diesem Buche die mancherley ganz neuen Versuche und die sich darauf gründenden physischen Wahrheiten und Regeln zur Verfertigung dieses Instrumens; und sie zeigen einen Mann, der nicht schlummert am Busen der Natur, und der in der feurigsten Umarmung derselben auch dieses sein Kind erzeugte, welches eben deswegen so strozend von Gesundheit und Leben ist. — —

Was du übrigens, lieber Leser, bey der Verfertigung der Thermometer wissen mußt, oder willst, von der Wahl der Röhren an, bis zum Lacküberzuge des Brets, das findest du deutlich und gründlich in diesem Buche angezeiget: daß wir dir dieses alles auszeichnen sollen, verlangst du nicht von uns. Arbeitest du würklich mit diesen Werkzeugen, so mußt du das Buch ganz haben, und lesen und wiederlesen. Arbeitest du nicht damit, so würden alle die Regeln und Sätze kein Interesse für dich haben, und vielleicht dir unverständlich seyn. Und nun nur noch einen Händedruck dem Verfasser und unsern herzlichen Dank für seine Mühe. Liefert er nur seine Abhandlung von den Barometern, (welches wohl in 2 Jahren erst geschehen dürfte) und sie ist dieser gleich, so danken wir ihm mit doppelter Wärme.

aa***.

Martinets Catechismus der Natur. Aus dem Holländ. von J. F. Ebert. Th. 3. Leipzig bei Weidmann, 1781. gr. 8. S. 378.

In diesem Theil erklärt H. M. die allgemeine Geschichte der Insekten sehr kurz, und bringt nur von wenigen Gattungen besondere Nachrichten bey. Insekten und Würmer sind überall unter einander geworfen. Hr. E. hat in Anmerkungen einiges berichtigt, doch nicht alles. S. B. H. M. zweifelt noch, ob die Insekten auch Seelen haben? Ist das etwa gegen die Ortho-

Orthodoxie der holländischen Domine? Wichtig und würklich nicht allgemein bekannt ist das vorgeschlagene Mittel vom spanischen Pfeffer gegen die Insekten im Haus. Die ganze Stelle von den Leichenwürmern, die erdichtet sind, hätte Hr. E. wegstreichen sollen. S. 69. Vom Schifswurm: aber wir hätten von H. M. noch mehr Nachrichten erwartet. Die erste Gegenanstalt kostete 56 Tonnen Goldes. Taf. I. ist ein Stück Schifholz abgebildet, das von Pholaden zerfressen war. Erst spät erzält Hr. M. die Verpuppung der Insekten. Es ist eine Kleinigkeit, die wir aber doch rügen müssen, daß auch der Ueb. immer Seidenwurm statt Seidenraupe schreibt. S. 137. ein Beyspiel von ausserordentlich großen in Holland gezogenen Cocons. In der Geschichte der Bienen sind einige Unrichtigkeiten. Die Leser werden über manche durch das ganze Buch angegebene Endursache lächeln. Auch die Kröte schiebt Hr. M. zwischen Insekten und Würmer ein. Das können wir in Schriften, die der Jugend bestimmt sind, durchaus nicht billigen. Was der V. von den Gegengiften der Schlangen sagt, hat uns nicht befriedigt. Ohne Absaz und Trennung führt uns der V. von den Thieren unvermuthet zu den Mineralien, wodurch das Buch ein wahres Chaos wird. S. 236. Kömmt Hr. M. zum Pflanzenreich, und S. 258. behauptet er, daß jede Pflanze ihren eigenen Saft aus dem Boden ziehe. Aber gerade die Erfahrung mit den Propfreisern, auf die er sich beruft, ist gegen ihn. S. 288. redet Hr. M. vom ersten Fluch über die Erde, und sieht den Tod der Gewächse als eine Würkung davon an. Im folgenden giebt der V. einige gute Nachrichten vom Meertang. Wir zweifeln daran, daß man durch weiße Fäden auf den Bäumen, wie der V. S. 340. sagt, die Sperlinge vom Obst abhalten wird. Der Uebersetzer hat gar keine Vorrede zu diesem Theil gegeben, wir sehen aber am Schluß, daß wir wenigstens noch einen Theil erwarten dürfen. Das Original haben wir nicht gesehen, und können also von der Treue der Uebersetzung nicht urtheilen.

Tr.

Der Naturforscher. Funfzehntes Stück. Halle, bey Gebauer. 1781. 8. 15½ Bogen stark, mit fünf Kupferplatten.

Diese

Dieses Stück enthält siebenzehn Abhandlungen, deren der größte Theil der Thiergeschichte, vornemlich der Insektengeschichte gewidmet ist. Den Anfang macht S. 1-20. Hrn. Etatsr. Müllers mit herrlichen Zeichnungen begleitete Geschichte der Perlenblase: zuerst die Synonymie, und die Fehler seiner Vorgänger berichtigt. Der V. bringt sie nun unter das nach Adanson genannte Geschlecht Bulinus, das vormals Planorbis bey ihm hies; und nun die Beschreibung, wie man sie von der Meisterhand dieses Helminthologen erwarten kann: auch der Bewohner dieser Schale hat Feinde, die ihm seine Hörner abfressen, aber nach aller Wahrscheinlichkeit auch das Vermögen, sie zu ergänzen und zu erneuern. Das Spiel seiner Finger. Die Mantelspitzen, welche er zur Entfernung seiner Feinde, so wie der Bewohner der Glasschnecke zum Poliren seiner Schale, und der Kugelschnecke wahrscheinlich zur Erbauung ihrer hervorragenden Klappen gebraucht: ihre Bewegung im Wasser, wie bey den Kinkhörnern; ihre Nahrung besteht in sehr feinen durch das Wasser zerstreuten Theilchen von Pflanzen und mikroskopischen Thierchen: an der madenähnlichen Naide, welche V. vormals Gordius inquilinus nannte, hat sie einen sehr gefährlichen Feind. II. Hr. Consistorialrath Masch von den Bastarden, welche von wilden und zahmen Thieren gezeuget werden. S. 21-36. Drey Bastarde von einem Hunde und einer Wölfinn, von welchen zween männlichen Geschlechts der Mutter in allen gleichen, der dritte weiblichen Geschlechts Kopf und Gesicht von einem Hunde hatte, und nach einem Jahr drey Junge warf. Ein zahmes Schwein, von einem wilden Eber belegt, warf sechs Junge, von welchen fünf wilder Art waren. III. Hrn. Past. Göze neue entomologische Entdeckungen. S. 37-51. Die mattweiße Silberfarbe, womit die Rosenblätter zuweilen überlaufen, fand V. in den Rosencicaden, welche eine Colonie darauf angelegt und eine Art Minierräupchen, welche zwar Degeer schon kannte, aber von ihrer Entwickelung in Nachtschmetterlinge nicht wußte, vertrieben hatten. Zugleich entwickelte sich aus der Verwandlungshülse eine sehr schöne Gallwespenart mit gezacktem Hinterleibe: eine Art Afterraupentödter (Sphex) welche sich in die Eyer der Lagermotte einnistelt. IV. Hrn. Capieux Beyträge zur Naturgeschichte der Insekten. Drittes Stück S. 52-65. Ein Schmetterling, der sich am Teufelsabbisse aufhält, von der Raupe bis zur vollen Entwickelung. Beschreibung des Schmetterlings, den Esper Maturnæ nennt, mit einigen Abweichun-

gen; desjenigen, welcher bey Linné phalæna ilicifolia heißt, vom Anfang bis zu Ende; auch hier einige Abweichungen von der Degeerischen Beschreibung des Männchens der Phalæna fordidata; der V. kennt außer den schon von Linné bemerkten, sechs Arten des Nachtschmetterlings, deren Weibchen kleine Flügel haben; wir hätten gewünscht, daß er sie genannt hätte. V. Hrn. Past. von Scheven Beyträge zur Naturgeschichte der Insekten; viertes Stück. S. 67 - 86. Zuerst ein Nachtschmetterling, der bey Linné von seinem Aufenthalte den Beinamen piniaria führt; seine Larve habe in einer von dem Orte, wo sich der V. aufhält, nur einige Meilen entfernten Fichtenheide sehr vielen Schaden verursacht, so daß fast alle Fichten verdorrten, und vermuthet sogar, sie seye es, welche noch nicht sehr lange in der Gegend von Dreßden ähnliche Verheerungen angerichtet habe. Daß es dreyerley nach ihrem Aufenthalte verschiedene Raupen dieses Schmetterlings gebe, scheint allerdings ein Fehler des Linneischen Uebersetzers zu seyn, so wie die Verwechslung der bürstenartigen Fühlhörner mit borstenartigen: dann beschreibt V. verschiedene Arten der Siebbeine, welche wir aber mit dem Herausgeber, die einige Schildwespe ausgenommen, der jedoch der wesentliche Charakter der Siebbeine, nemlich die vertieften Punkte in der Kniescheibe der vordern Füße, mangelt, nur für Spielarten anerkennen können, und die unterscheidende Merkmale welche V. angiebt, für zu unbedeutend, zufällig und unbeständig halten; einige mögen wohl auch vom Unterschied im Alter, Geschlecht, Aufenthalt, Futter u. dgl. kommen. VI. Hr. Hofr. Schreber's Beschreibungen merkwürdiger Insekten; erstes Stück. S. 87—95. Zuerst zwo neuer Arten der Schabe, (Blatta) der schwarzen weiß eingefaßten mit rothem Brustſtück (marginata) aus Italien, und der weißlichten braungefleckten (maculata), welche V. in Nadelwäldern, bey Erlangen und bey Halle in der Heide gefunden hat, dann eine treffliche Beschreibung der Schildwespe, welche V. auch bis jezt nur bey Halle auf den Blumen an Doldengewächsen angetroffen hat, alle drey Insekten sind hier nach der Natur gezeichnet. VII. Hr. D. Kühns Anecdoten zur Insektengeschichte; Zehntes Stück. S. 96—110 hier wird die Geschichte des sogenannten Heerwurms fortgesetzt, welchen V. unter verschiedenen Umständen und zu verschiedenen Zeiten beobachtet hat; einzeln halten die Maden, besonders auf trockenen Körpern an freyer Luft nicht aus; ihre Breite und Länge ist verschieden; weder Son-

nen-

nenschein noch helles Tageslicht können sie wohl vertragen; das Heer läßt immer, wo es durchzieht, von seinem Auswurf und den Leichen derer, welche nicht fortkommen konnten, Spuren seines Zugs nach sich. VIII. Hrn. Hofr. D. J. Mayers Insektenbeschreibungen. S. 111 — 114. Zuerst eines Insekts, das in seinem Raupenstande unter die Spannenmesser gehört, und in diesem vornemlich 1775 und 1776 den Getreidefeldern und Wiesen um Prag sehr schädlich war. (Phalæna frumentata). Es ist hier abgebildet und so wie das folgende, nemlich die Pflanzenmilbe, weil sie V. haufenweise unter halb vermoderten Pflanzen fand, kurz und lateinisch beschrieben. IX. Briefe über einige Petrefacten von Hrn. Prof. Hermann in Straßburg an den Herausgeber. S. 115 - 134. Zuerst einer Herzmuschel, welche V. Cardium tortuosum nennt, vom Randerberge bey Schafhausen, dann einiger Arten aus Champagne und von Gunderhofen im Elsaß, bey welchen er unentschlossen ist, ob er sie unter die Venusmuschel oder Bastartvenusmuschel (Donax) zählen solle; er nennt sie nodosa, tuberculata, sulcata und dubia; die lezte aus der Normandie. Alle sind nicht nur sehr vollständig beschrieben, sondern auch abgezeichnet. X. Isis dichotoma, von ebendemselbigen, S. 135 — 138. Der V. erhielt sie aus dem sardinischen Meere; er fand weder glatte Glieder, noch sperrichten Wuchs an ihr. Auch von dieser ist hier eine sehr gute Zeichnung geliefert. XI. Beschreibung eines Catta von ebendemselbigen. S. 139 — 151. Sehr genau und vollständig, vornemlich auch die Maaße, sowohl des Ganzen, als seiner einzelnen Theile; Schade, daß uns der V. nicht mehrere Nachrichten von den innern Theilen geben konnte: Aeuserliches Betragen, Gesicht, Zähne und Ohren unterscheiden das Thier sehr vom Affen. XII. Zoologische Bemerkungen aus Briefen von Hrn. C. J. F. von Piesskau an den Herausgeber S. 152 — 156. Ein wildes Schwein, das, ohne dadurch an seiner Stärke zu verlieren, ganz und so zahm wurde, daß, wann es sich auch zuweilen in den Wald verlohr, es von selbst wieder kam. Ein Fuchs blieb doch immer noch Leutscheu; der V. setzte ihn zwischen den Hund und die Katze in die Mitte. Ein wildes Schwein, das als Frischling gefangen und zahm gemacht wurde, war, ohne daß es von ihm gefüttert, oder sonst darzu veranlaßt wurde, einem Frauenzimmer besonders gut. XIII. Hr. Cand. Göz Anmerkungen zu des Hrn. Pr. Sanders zweyten Beytrag zur Geschichte der Vögel. S. 157 — 162 der gehaubte Eisvogel sey

Hr. Consistor. R. Bock die Bestätigung dessen gelesen, was er schon lange weit von Königsberg gedacht hat, daß nemlich der Bernstein in das Pflanzenreich gehöre. Sehr gut sind immer H. D. Kühns Anekdoten zur Insektengeschichte. Doch ist es eine bekannte Sache, daß Phal. Atropos. L. lieber Hanfblätter, als Cartoffeln frißt. S. 80 liefert Hr. Prof. Sander sehr auffallende Beispiele von frühen, ausserordentlich starken und wohlgerathenen Vermehrungen der Schweine. Was Hr. D. Kühn vom Tollwurm der Hunde schreibt, hat uns zwar nicht vollständig Genüge geleistet: doch wünschen wir, daß alle Regierungspräsidenten und Oberjägermeister die beygefügten Vorsichtigkeitsregeln lesen möchten, damit das schädliche Thier wieder vermindert werde. Hr. Götz sollte noch mehr zurückhalten mit seinen Bemerkungen. Sie zeugen von seinem Fleiß, aber reif sind sie noch nicht. Und es ist dem Rezensenten, als hätte er sie schon im Hanauer Magazin gelesen. Die Geschichte der Stammraupe ist etwas unordentlich und weitschweifig erzählt. Auch Hrn. Prof. Sander ist der Versuch mit dem wiederwachsenden Kopf der Schnecken gelungen. Hier ist ein gedrängter Auszug aus seinem Beobachtungsjournal, der sich auf mehrere Jahre erstreckt. Schröters Nachricht von einem Marmor, der wie der Labradorstein mit Farben spielt, war uns sehr willkommen. Der Aufsatz von gefleckten Menschen hat sich hieher verirrt, er gehört mehr in ein medicinisches Journal. H. D. Fr. Müllers Schmetterling mit dem Raupenkopfe halten wir allerdings für ein eigenes Thiergeschlecht, weil er Eyer legte, die leider! nicht befruchtet werden konnten.

Uk.

Lehrbuch für Kinder aus der Naturgeschichte, von J. W. Schwartz. Th. II. Leipzig bei Hilscher, 1782. 8. S. 237.

Auch hier ist wieder ohne alle Ordnung aus allen Reichen und Klassen der Natur manches erzählt, das schon hundertmahl gesagt worden, und was, wenn jeder, der nur lesen und schreiben kan, in der Naturgeschichte schreiben will, noch hundertmal gesagt werden wird. Was der V. dabey für eigenes Verdienst hat, können wir ehrlich nicht sehen. Eigene Beobachtungen fanden wir nicht, wo wir gelesen haben; auch die

Schreib-

Schreibart hat nichts reizendes; der V. versteht nicht einmal die Kunst, die schönsten Beobachtungen zusammenzudrängen, und sie mit gefälligem Schmucke zu bekleiden. Die Aufschrift: Die gemeine Raupe taugt nichts, denn selten und gemein sind relativische Begriffe in der Naturgeschichte. Wenn der Hr. S. wie er in der Vorrede sagt, am meisten für Nichtstudirende schreiben wollte, so hätte er mehr solche Dinge vortragen sollen, an welchen man den Einfluß der Naturgeschichte auf die Landwirthschaft erkennen kann, das hat er aber nirgend gethan. Unter Katze redet der V. von der wilden Katze, von der Zibetkatze, von der Genethkatze, und dann wieder von der zahmen Katze. Welch ein Mischmasch! Dreymal, nicht zweymal, macht die Katze in Deutschland Junge. Was H. S. von der Cocosnuß sagt, ist aus H. Professors Sanders Güte und Weisheit in der Natur wörtlich abgeschrieben, und diese Quelle haben wir an mehreren Orten bemerkt. Man schreibt nicht Würznägel sondern Gewürznelken. Es ist falsch, daß der grüne Thee und Thée Bohe zwo verschiedene Gattungen sind. Mager und dürre ist der Artikel Baumwolle. Bey der Rhabarber sagt der V. nichts von den deutschen Pflanzungen. Die Schwerdfische sollen den Wallfischen in den Leib kriechen, und die Neunaugen sollen sich mit Zähnen an den Steinen fest anaugen. Was für groteske Sachen werden die Stümper in der Naturgeschichte noch in die Welt schreiben! Daß der V. das Nüzliche nicht auszuheben weiß, sieht man daran; weil er aus der Mineralogie nichts erzählt, als Spiesglas, Quecksilber und Schwefel. Wir sind deswegen auf die folgenden Theile, die der V. verspricht, nicht sehr begierig.

Tf.

Sammlungen zur Physik und Naturgeschichte von einigen Liebhabern dieser Wissenschaften. Zweyten Bandes viertes Stük. 1781 von S. 387 bis 511.

Den Anfang dieses Stücks macht Bergmann über die Platina. S. 387-401. B. sah doch die Platina durch mineralisches Laugensalz aus dem Königswasser blaß niederfallen, so auch vom Kalkwasser: gemeines und flüchtiges Laugensalz schlagen einen rothen oder gelben Staub daraus nieder, der aus kleinen acht-

seitig

seitigen Kristallen besteht, die sich im Wasser auflösen: so fällt sie auch mit gemeinem flammenden und Glauberischen Salmiak als ein schwer auflösliches Salz aus dieser Auflösung nieder, das dann so wie das, was durch flüchtiges Laugensalz gefällt wird, mit mikrokosmischen Salze zu einem Könige sich schmelzen läßt: die Platinaplättchen werden leicht vom Magneten gezogen, und können sogar zu Magneten gemacht werden; von Eisen werden sie durch Kochen mit Salzgeist, durch Auflösung des rückständigen im Königswasser, durch Fällen mit Salmiak, durch Auswaschen des Niederschlags mit warmen Wasser, und durch zweymaliges Schmelzen mit mikrokosmischen Salze gereinigt; solche Platina wird vom Magnet nicht gezogen und von der Blutlauge nicht niedergeschlagen. Nun folgen Auszüge aus dem acht und sechzigsten Bande und dem ersten Theile des neun und sechzigsten Bandes der Philosophic. Transactions S. 401.—453. Hunter von der Wärme in Thieren und Pflanzen; auch bey vollkommenern Thieren bleibe sich der Grad der Wärme nicht immer gleich. Hutten Versuche über die Stärke des Schießpulvers und die anfängliche Geschwindigkeit der Canonenkugeln: Ußle von einer neuen Art von Schielen: Partington Heilung einer Zusammenziehung der Muskeln durch die Electricität. Anderson von einem ungeheuern Granitbloke am Vorgebirge der guten Hofnung. Macbride von einer Verbesserung des Gerbens, nemlich die Eichenrinde durch Kalkwasser auszuziehen. Haygarth über die Bevölkerung und Krankheiten von Chester: Swift electrische Versuche zu Greenwich: C. Miller Nachricht von Sumatra: Roxburgh meteorologisches Tagebuch vom Fort S. Georg: Whits Versuch über die Luft und die Wirkungen von verschiedenen Arten von Ausdünstungen auf dieselbe, durch Eudiometer gemessen: schon er sah, daß Blumen und Früchte sie sehr verschlimmerten: Henry Nachricht von einem Erdbeben zu Manchester und andern Orten im Jahr 1777. Einige Schriften das Einschlagen des Blitzes zu Purfleet 1777 betreffend: Playfayr über die Rechnung mit unmöglichen Größen: Milner Betrachtungen über die Mittheilung der Bewegung durch den Stoß und die Schwere, und Beobachtungen über die Grenzen der Wurzeln algebraischer Gleichungen, nebst einem allgemeinen Beweise, die Anzahl der bejahten und verneinten Wurzeln zu bestimmen: Dalrymple Tagebuch einer Reise nach Ostindien im Jahr 1775: J. A. de Luc Versuch einer Pyrometrie und Aräometrie und über physische Abmessungen überhaupt: Barker's, Barr's,

Bos

Goswik's, Fars's, und der Societät meteorologische Beobachtungen. Masson von der Insel St. Miguel: Scott von einem merkwürdigen Gesichtsfehler, keine Farbe unterscheiden zu können: Kirchenregister vom Kirchspiel Blandfort seit 40 Jahren: Guthrie von der antiseptischen Diät der Russen: Pigott astronomische Beobachtungen in den österreichischen Niederlanden von 1773 - 1775: de Mertens Beobachtungen über den Scharbock: Shugburgh Vergleichung der Regeln für die Höhenmessungen mit dem Barometer: Hutton Rechnungen über die mittlere Dichtigkeit der Erde aus den Messungen beym Berge Shehallim. Watson vom blauen Hay, Brown vom fliegenden Fische: Musgrave über die Nilsonische und Nairnische Versuche: Nairne's electrische Versuche, um die Vorzüge hoher und zugespizter Ableiter zu erweisen: Higgins von dem Gebrauch eines Amalgama aus ⅔ Quecksilber und ⅓ Zucker bey electrischen Versuchen: Watson chymische Versuche und Erfahrungen über den Bleyglanz. Lord Mahon von einem Mittel, die Gebäude vor dem Feuer zu schützen: Fr. Mascres, wie man durch Newton's Binomialtheorie eine Näherung an den Werth der sehr langsam convergirenden Reihe $X + X^{\frac{1}{2}} + X^{\frac{1}{3}}$ .... finde, wenn x nahe an 1 grenzt, und wie man Cardan's Regel auf den zweyten, für unauflöslich gehaltenen Fall ausdehnen könne: le Cerf von einem neuen geometrischen und mechanischen Proportionalzirkel: Wilson Versuche mit der Leidner Flasche: Wales und Fullam Beobachtung der Sonnenfinsterniß vom 24 des Sommermonds 1778. Ingenhouß von der Art mit dem elektrischen Funken ein Licht anzuzünden, und Versuche die Phänomene des Elektrophor's aus Fränklins Theorie zu erklären: Henlys Versuche zur Bestätigung der Ingenhousischen Theorie: Pickersgill's Beobachtungen auf einer Seereise nach der Davisstraße und Labrador im Jahre 1776. Fothergill von der Heilung eines St. Veitstanzes durch die Electricität: Orred von einem Fall, in welchem der Kopf des Knochens des Oberarms abgesägt wurde, und doch die Bewegung des Glieds bliebe: Woulfe Versuche mit einigen mineralischen Substanzen; auch er konnte aus der Kieselfeuchtigkeit keinen Alaun erhalten; wohl aber glaubte er, Selenit erhalten zu haben (vielleicht weil in dem Quarz Kalkerde steckte,) der schwarze Spat hatte aus Vitriolsäure und Kalkerde, noch Thonerde; der Stangenspat gehöre auch dahin; vieler sogenannter Jaspis seye nur Quarz durch Eisen oder Kupfer gefärbt; noch beschreibt M., wo ihm neu scheinende Arten des Spahts.

King

King von einer Versteinerung von der Küste von Antrim in Irrland; Wilson von Knight's Methode künstliche Magnete zu machen: Lathen von einer ausserordentlichen Wassersucht: Waring Aufgabe, das Interpoliren betreffend, und über die allgemeine Aufgabe der algebraischen Gleichungen; Lexell von der Umlaufszeit des Kometen von 1770: Ulloa Beobachtung der Sonnenfinsterniß vom 24. Sommerm. 1778. auf der Reise von den Azoren nach Cap St. Vincent. Bugge Versuch einer Theorie des Taumels. Jeaurat Beschreibung eines ikonantidiptischen Teleskops: Camper von den Sprachwerkzeugen des Orangoutangs, gelegenheitlich auch etwas aus der Zergliederung anderer Affenarten; aus dem Kopf der Luftröhre dringt die Luft in einen häutigen Beutel: Cooper von den Wirkungen eines Wetterstrahls auf dem Schiff Atlas; Longfield astronomische Beobachtungen; Call über die Breite von Madras: Burney von dem musikalischen Kinde W. Crotch: Cazaud von einer neuen Art das Zuckerrohr zu bauen: Hunter von dem Free martin, einer Art Zwitter unter dem Rindvieh: Meteorologisches Tagbuch der Societät für 1778. Auf diese kürzere Auszüge folgen nun ausführlichere Uebersetzungen aus dieser periodischen Schrift: Hamiltons an Pringle über einige Spuren von Vulkanen an den Ufern des Rheins: S. 463 — 457. Düsseldorf fand der V. mit einer Art Lava gepflastert, und den Bonnischen Baustein vergleicht er mit dem Piperino der Italiäner: der Wolkenberg, Lakenfels und Stromberg und noch mehrere zwischen Prohl und Andernach aus Luft und Lava, einige mit sichtbaren Spuren von Crater: bey Erpel noch Spuren von Basaltsäulen. Nairne's elekrische Versuche um die Vorzüge hoher und zugespizter Ableiter zu erweisen. S. 458 — 489. Fontana Versuche und Beobachtungen über die von verschiedenen Thieren eingeathmete entzündbare Luft: S. 481 — 498. Nur nach langem Schütteln mit Wasser ließ sich ohne Schaden einathmen, ohne doch ihre Brennbarkeit zu verlieren! sie läßt sich durchaus nicht einathmen, wenn die Lungen von gemeiner Luft so leer als möglich sind, wohl aber, wann sie mit vieler gemeiner Luft vermischt ist: den Beschluß macht S. 499 — 511. die Fortsetzung der im dritten Stück angefangenen Anzeige aus dem neunten und zehnten Supplementbande von Buffon histoire naturelle: die dritte bis zur siebenden Epoche unserer Erde: die dritte, da das Gewässer unser vestes Land bedeckte; die vierte, da das Gewässer sich zurückzog und die

die Vulkane zu wirken anfiengen; die fünfte, da die Elephanten und andere Thierarten der Südländer gegen Norden wohnten; die sechste, da sich das feste Land beyder Welttheile trennte; und die siebende, da sich die Kräfte der Menschen mit den Kräften der Natur vereinigten.

It.

Sammlungen zur Physik und Naturgeschichte. Zweyten Bandes fünftes Stück. 1781. Vom Bogen Kk bis Rr.

Dieses Stück enthält 1. Ingenhouß elektrische Versuche zu Erklärung des Elektrophors nach der Theorie des Dr. Franklin, eine vor der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu London gehaltene Vorlesung, voll eigener neuer Versuche und scharfsinniger Folgerungen, die jedem Liebhaber dieses Theils der Naturlehre sehr willkommen seyn werden, von S. 515-536. 2. Will. Henly Beobachtungen und Versuche zur Bestätigung der Theorie des Dr. Ingenhouß vom Elektrophor, und des Satzes, daß das Glas für die elektrische Materie undurchdringlich sey; aus den philosophischen Transactionen von S. 536-541. 3. Duchanoy umständliche Beschreibung des leztern Ausbruchs des Vesuvs im Jahr 1779, die Rozier's Sammlung einverleibt ist, von S. 541-564. Der Berg, der sich mitten im Crater erhob, 100 Schritt hoch, und 40 im Durchmesser breit, bestand aus Erden, halb verbrannten Kalksteinen, Harzen, (sollten dies wirklich Harze gewesen seyn, oder nur so ausgesehen haben? wir sind eher geneigt, das leztere zu glauben) Asche und Sand; so oft die brennende Materie im Innern des Bergs aufstieg, erhob sich am Fuße dieses Bergs ein sphärischer Erdenhügel, von etwa 15 Schuhen im Durchmesser 6-12 Schuhe hoch; nach der Explosion sank er wieder bis in die Ebene des Craters nieder: die Höhe der Feuersäule, welche den 8. August um halb zehen Uhr aufstieg, berechnet der Verf. auf 6000 Schuhe; ihr Licht war so stark, daß man in Neapel die kleinste Schrift lesen konnte; der ganze Berg schien zulezt eine feurige Halbkugel zu seyn, und verschwand zulezt ganz in einem rosenrothen Dampfe. 4. C. Wilh. Scheele Anmerkungen über den Flußspat, aus dem lezten Bande der Abhandlungen der königl. Schwedischen Akademie der Wissenschaften; von S. 565-574. Flußspatsäure schlägt nur weniges Silber aus Salpetersäure zu

Hornsilber nieder, und nachdem sie gereinigt ist, gar nichts; macht auch mit Salpetersäure kein Königswasser; sie schlägt auch Bley aus Eßig nicht nieder, giebt in den Mittelsalzen, die sie bildet, mit Kohlenstaub keine Schwelleber, und läßt sich von vielen Säuren austreiben; sie ist also weder Salz- noch Vitriolsäure. Recht zubereitetes phlogistisirtes Laugensalz schlägt den Flußspat nicht nieder. 5. Strahl Theorie des Windes und der Kälte v. S. 575-587. Was Nachbarschaft des Meeres (ausführlicher) hoher Gebürge, unterirdischer Hölen, und der Pole, welche der V. für die Hauptquellen des Windes ansieht, dabey thun. 6. Nachricht von dem Einschlagen des Blitzes in eine mit einem Ableiter versehene Kirche zu Genua, aus dem Journal encyclopédique. S. 588-596. Der Ableiter war an seiner Spitze 2 Finger lang gespalten; die Kirche steht auf dem Gipfel des höchsten Berges um Genua, und die Wolken stießen seitwärts auf sie, der Ableiter war in einen Boden geführt, der seit einiger Zeit ganz trocken ist; noch ist das Gebäude voll eiserner Anker. 7. Vermischte Beyträge zur Naturgeschichte von Cayenne und Gujana, aus Bajon. S. 597-639. Den Schluß macht die Anzeige der neuern noch nicht übersezten Theile der Buffonischen Vögelgeschichte, welche die V. in den folgenden Stücken fortzusetzen gedenken. Wir können uns nicht enthalten, den Wunsch zu äußern, die V. möchten Abhandlungen, welche schon in andern teutschen Schriften stehen, oder durch Uebersezung schon hinreichend unter uns bekannt sind, aus ihrer Sammlung ausschliessen.

Mb.

Ioseph Webers, der Weltweisheit Doctor, der churbayerschen Academie der Wissenschaften zu München Mitglied rc. neue Erfahrungen, idioelectrische Körper ohne einiges Reiben zu electrisiren. Mit 3 Kupfertafeln. Augsburg 1781. 8. S. 118.

Herr Weber ist schon aus seiner Abhandlung vom Luftelectrophor als ein fleißiger und geübter Physiker bekannt. Diese kleine Schrift von ihm, die eine beträchtliche Reihe neuer Versuche mit eben diesem Instrumente enthält, soll nach dem Wunsche des Verfassers dazu dienen, die Naturforscher noch aufmerksamer auf den Luftelectrophor zu machen, und sie

zu

zu suchen, dieses Werkzeug noch immer mehr zu verbollkommnen.
Das wesentliche dieser Abhandlung, welche nicht wohl eines
Auszugs fähig ist, besteht darinn, daß glasartige und har-
zigte Körper ohne alles reiben, blos durch die Auflegung
auf einen wohlgeriebenen Luftelectrophor einen sehr starken
Grad von Electricität erhalten und noch äußern, wenn sie
auch schon von dem Electrophor getrennt sind. Nun be-
schreibt Hr. W. in 2 Abschnitten die dahin gehörigen, zum
Theil auffallenden und artigen Versuche, die Rec. fast alle
nachgemacht, und im ganzen so gefunden hat, wie sie Hr. W.
angiebt. Um unsern Lesern wenigstens eine Idee von diesem
Electrisiren zu geben, will ich folgende Versuche herausheben.

Man reibe einen Luftelectrophor von Wollenzeug, indem
er auf dem Tische liegt, lege eine wohlgetrocknete Glasplatte
auf denselben, hebe mit der einen Hand den ganzen appara-
tum in die Höhe, und nähere den Finger der andern Hand
der Mitte der Glastafel, so wird man merkliche Feuerbüschel gegen
die Glasplatte ausströmen sehen; hält man den Finger gegen
andere Punkte des Glases, so entstehen zwar wieder Feuerbü-
schel, die aber nach und nach schwächer werden; endlich siehet
man nur noch sogenannte Sterne oder Feuerpunkte. Spürt
man nach wiederholten Berühren kein Feuer mehr, so legt
man den apparatum nieder, faßt die Glasplatte bey einer Ecke,
und hebt sie etwa 1. Schuh hoch in die Höhe. Das electrische
Feuer bricht aller Orten aus, und zeigt, daß die Platte gleich-
sam geladen ist. — Der Hr. V. nennet dieses das Electrisi-
ren durch Mittheilung, und unterscheidet solches von dem
Electrisiren durch Fortpflanzung, wodurch isolirte Metallkörper
electrisch werden. Wir hätten gewünscht, diesen Namenunter-
schied etwas mehr entwickelt und begründet zu sehen. Wir
befürchten sonst daher Gelegenheit zu einer Verwirrung. Mit
dieser freundschaftlichen Erinnerung verbinden wir noch einige
andere, die wir für Pflicht halten, einem Mann zu machen, der
so viele gute Anlagen zu einem versuchenden Naturforscher hat.
Seine Darstellung ist zu weitschweifig, zu wortreich, und
eben deswegen oft nicht so ganz deutlich. Das Nothwendi-
ge und Wesentliche bey einem Versuche und dessen Erfolge in
wenige Worte zusammen zu drängen, ist eine der schätzbarsten
Vollkommenheit eines physischen Aufsatzes, und verräth den
Mann von Geist und Kenntniß der Sprache. — — Wir
rathen ihm ferner, in der Auswahl seiner Versuche sorgsamer

zu seyn. Das vernünftige und aufgeklärte Publikum wünscht nicht alle kleine unbedeutende oft spielende Abarten in den Versuchen, sondern nur solche zu lesen, die unterrichtend beweisen, und auf eine nützliche Art anwendbar sind. Wir begreifen es, daß dieses dem Experimentirer einige Aufopferung kostet, wenn er von 100 gemachten Versuchen, nun da er seinen dadurch erfundenen Satz der Welt vorlegen will, oft 90 als überflüßig findet, und wir begreifen daher auch die Abneigung zu Versuchen bey so manchen Scriblern, die die Größe ihres Werths nach der Menge der gedruckten Bögen schätzen. Versuche, oder eigene Nachspührungen von Thatsachen, kosten Zeit und Mühe, und geben der Bogenzahl nach wenig aus: aber auf der wahrhaften Wage des Verdiensts wiegt dem ächten Kenner ein Bogen voll treuer, gründlicher, lehrreicher Versuche mehr, als oft ganze Alphabete. Endlich wünschen wir, daß der V. in der Beschreibung der Wirkungen seiner Versuche etwas aufmerksamer seyn möge, indem sie oft zu pompöse und hyperbolisch sind. Ein hübscher Versuch macht wohl Vergnügen, aber man findet ihn doch eben nicht unnennbar schön, entzückend, unbeschreiblich, allerwunderbarlichst, unglaublich. Man zählt ihn nicht unter die allerersten Schönheiten. Man geräth nicht in Erstaunen, und die Seele wird nicht in Verzückung gesezt. Man hört zwar wohl den Laut eines electrischen Funkens, aber eben kein Krachen, kein Getöse. Man siehet im Dunkeln wohl Ausströhmungen von Feuer, aber nicht Kometen aussprützen u. s. w.

Diese Anmerkungen würden wir sehr natürlich bey mancher Schrift zurück gehalten haben, wo über wichtigere Sachen zu erinnern gewesen wäre, und wir sind überzeugt, daß Hr. Weber selbst, dessen Scharfsinn und Fleiß uns noch viel nützliches für die versuchende Naturlehre verspricht, uns diese unsre Erinnerungen verdanken werde, weil durch deren Befolgung sein Werth in den Augen des vernünftigen Publikum noch mehr erhöhet werden wird.

†C†.

Iohann. Chr. Fabricii — Species Insectorum, exhibentes eorum Differentias specificas, synonyma Auctorum, Loca natalia, Metamorphosin, adjectis Observationibus, Descriptionibus. Tom.

Tom. I. Hamb. & Kilonii ap. C. E. Bohn 1781. 8. maj. 1 Alph. 12. plag.

Der Verf. ist schon zu sehr als einer der grösten Insectenkenner berühmt, als daß dies Werk Anpreisung bedürfte. Es ist aber nöthig, es seinem Gehalt nach, mit seinen vorigen Schriften zu vergleichen, besonders dem 1775 herausgegebnen Systemate Entomologiæ; wovon dies nicht eine neue Auflage und auch nicht ganz eine neue Arbeit ist. Von dem Eintheilungsgrunde des Fabricischen Systems, den Freßwerkzeugen der Insecten gab die Vorrede zum Syst. Ent. Nachricht; von der Anwendung desselben zu Ordnungen, Gattungen, Familien u. s. f. ist etwas bey seinen Gener. Insect. und Philos. entomol. in der allg. d. Bibl. gesagt worden. Die Vorrede dieses Werks giebt an, woher der V. seine hier und im Syst. beschriebene Arten bekommen habe, in einer Parodie der Linnéischen Vorrede zu den specc. Plantt. nämlich die Länder die der V. selbst bereiset, und die Kabinette die er durchsucht hat; jene machen den besten Theil von Europa, und diese eine Zahl von 28. aus, ausser welchen noch 11 Freunde aus ihren Sammlungen ihm die neuen mitgetheilt haben. Nicht alle Synonyma hat der V. angeführt, sondern die der vorzüglichen Systematiker und Kupfer (der V. schreibt *ichnio*graphis statt *icono*graphis, vermuthlich als Schreibfehler; denn jenes hiesse Grundrißmacher). Die Sammler sind in Anführung des Aufenthalts der Insecten (loci natalis) nicht immer zuverlässig, und die Verwandlung vieler ist noch unbekannt. Der Schriftsteller ist eine Menge da, aber wenige Systematiker, vortrefliche Kupferstiche, aber — hier geräth der V. in einen Amtseifer — damnandæ memoriæ *John Hill* (ein Anglicismus) der eine decadem Insectorum Lond. 1773. 4. figuris fictitiis herausgegeben, die wohl sehr wenige gesehen haben. Zur Verbesserung der Wissenschaft selbst wünscht der Verf., daß die weitläuftigern Gattungen möchten in Monographien ausgearbeitet werden, wozu er viele vorschlägt.

Dieser erste Theil enthält die 5 ersten Ordnungen des V. bis an die Glossata oder Linnés Lepidoptera. Wie viel aber hier hinzugekommen, zeigt schon die Bogenzahl, die hier um sieben stärker als bis eben dahin im System. Ent. ist. Aber sie wird weit grösser erscheinen, wenn man nachrechnet, daß alle im Syst. beschriebnen Insekten (wo oft 3, 4 Arten eine ganze

 Seite

Seite füllen). hier nur mit der Nummer und dem Linneischen Zeichen der Beschreibung, dem * hinter derselben angeführt sind, diese selbst aber weggelassen ist, wodurch also das erstere Werk noch immer dem Kenner nothwendig bleibt, und mithin die species keine neue Auflage des Syst. ist. Hingegen sind bey den hier neuen Arten ähnliche vollständige Beschreibungen, und der durch Auslassung von jenen ersparte Raum nicht nur zu diesen genuzt, sondern wie gesagt, noch um 7 Bogen stärker geworden. Am deutlichsten zeigt dies die Zahl der Arten selbst, wovon wir ein paar Exempel geben wollen. Linné hat überhaupt nur 86 Gattungen von Insekten, Fabricius im Syst. 185. hier sind neue hinzugekommen. Da Fabr. die weitläuftigen Linneischen Gattungen theilt, und z. E. aus dessen Scarabaeus 5 Gattungen macht: so hat von diesen

Scarabaeus	im Syst. Ent.		124 Arten;	hier in Speciebus		158
Trox	—	—	3	—	—	4
Melolontha	—	—	40	—	—	74
Trichius	—	—	7	—	—	11
Cetonia	—	—	41	—	—	56
			215			303

also hier 88 neue Arten, die innerhalb 7 Jahren in 5 Gattungen hinzugekommen sind. Die neuen Gattungen sind *Ips.* Gen. 20. vorhin unter Tritoma; in der Mantissa schon; *Rhinomacar*, den Rüsselkäfern ähnlich; *Manticora*, vom Carabus durch das labium verschieden; *Termes*; von diesem ist das T. fatale Linn. behalten, (die beyden andern pulsatorium und fatidicum L. waren schon zum Hemerobius); und mit 3 neuen vermehrt worden. Das angenehmste im ganzen Bande für den Rec. steht bey dieser Gattung: „ Den Beobachtungen des Hrn. Smeathmann, der neulich aus Afrika zurückgekommen, haben wir eine genauere Kenntniß der Oekonomie dieses Thierchens zu verdanken." Sie ist zu lang, um hier angefügt zu werden; Die Larve arbeitet, macht Hügel zwey Manns hoch, indem sie eine konische Röhre auf die andere sezt. Die Puppe vertheidigt die Familie gegen Angriffe durch Bisse; das geflügelte Insekt, da beyde Geschlechter sich ähnlich sind, schwärmen bey Nacht, fallen bey Aufgang der Sonne nieder, weil die Flügel trocknen, und werden von den arbeitenden Larven in Zellen eingeschlossen. Die lezte neue Gattung ist hier Squilla, vormals

unter

unter Astarus. — Wir glauben von dem Unterschiede beyder Werke und dem Vorzuge dieses neuern genug gesagt zu haben, um unsre Anzeige zu endigen. — Der zweite Theil wird bald nachfolgen.

II.

Hydrachnæ, quas in aquis Daniæ palustribus detexit, descripsit, pingi et tabulis XI. aeneis incidi curavit *O. Fr. Müller.* Lipsiæ, apud Crusium. 1781. 4. S. 88.

Ut dent Tibi Dii annos, nam cætera a Te sumes! Das ist die ganze Zueignung des V. an den Herzog Ferdinand von Braunschweig. Zuerst erzählt Hr. M. die Geschichte dieser Entdeckung, unterscheidet seine Hydrachnen von den sogenannten Wasserspinnen, beleuchtet, was Roesel, Geer ꝛc. hie und da von diesem Geschlecht gesagt haben, und rückt S. XII. den französischen Aufsaz ein, den er schon vor einigen Jahren an die Pariser Akademie der Wissenschaften darüber geschrieben hat. Weil wahrscheinlich wir selbst und unsre ökonomische Thiere oft einige von diesen Thieren mit dem Trinkwasser verschlucken, so hat der vortreffliche V. seine Verdienste um die Naturgeschichte durch dieses Buch noch sehr erhöht. Merkwürdig ist, daß diese Thiere, die doch offenbar zu den Insekten gehören, keine Fühlhörner haben. So schwer ist es, irgend einen allgemeinen Saz in der Naturgeschichte aufzustellen. An einer Gattung glaubt Hr. M. den Geschlechtsunterschied deutlich gesehen zu haben. Das Männchen ist viel kleiner, und hat einen Schwanz, der dem Weibchen fehlt. Sollte nicht die trés petite epine, die M. au coté anterieur prés des barbillons S. XVII. sah, die Stelle der Fühlhörner vertreten? S. XXIII. fängt das Verzeichnis der Gattungen an, die in caudatas, furcatas, pollice pilosas, glabras, und nach der Zahl der Augen eingetheilt werden, und dann folgt die Beschreibung der einzelnen Arten mit der Genauigkeit, die man schon lange an dem unermüdeten Beobachter bewundert hat. Der Verf. streitet an mehreren Orten dagegen, daß man diese Thiere nicht mit dem Acarus aquaticus L. vermengen soll, und sieht zuweilen mit schiefem Blick auf den verstorbenen Vater der Naturgeschichte hin. Dergleichen Flecken möchten wir immer gerne aus den Schriften eines Mannes, des-

sen eigener Ruhm gros genug ist, wegwischen. Von den Kupfertafeln ist es schwer zu sagen, welche uns am besten gefallen hat. Hydr. geographica Tab. VIII. erklärt Hr. M. selber für die schönste. Alle sind in natürlicher Größe, und vergrößert abgebildet, und wir gehen auch von diesem Buch, wie von allen Werken des V. mit dem Bedauren weg, daß das Buch nicht größer ist.

Zf.

Francisci de Paula Schrank enumeratio insectorum Austriæ indigenorum cum fig. Aug. Vindelic. apud vid. Klett et Franck. 1781. 8. 36 Bogen stark.

Auf den Fusstapfen eines Scopoli, aber mit mehr Bescheidenheit und weniger Neuerungssucht, selbst vertrauter mit denen, die ihm in seinem Fache vorgegangen sind, ohne ihnen deswegen sklavisch nachzubeten, liefert hier der V. eine vollständige Geschichte der österreichischen (auch einige ungarischen) Insekten, die Geschichte der Schmetterlinge ausgenommen, weche er Hrn. Rath Schiefermüller überlassen hat. Es ist kein leeres Namenregister, wie manchmalen i dergleichen Werke sind. Der V. hat besonders die neue und weniger bekannte Arten zwar meistens kurz aber sorgfältig und gedrängt beschrieben, das Maaß gemeiniglich angegeben, die Beschreibungen, noch mehr die Synonymien anderer, die Geschlechtsmerkmale, die Linné und andere angegeben haben, öfters verbessert und berichtigt, den Aufenthalt, und die Nahrung vieler, die Entwicklung einiger Insekten näher bestimmt, die erstere zuweilen auch weiter ausgedehnt, von einigen die deutschen Namen verbessert und nicht nur einige Insekten in diesem Werke aufgestellt, welchen noch Linné nur Norden oder Morgenland zu ihrem Vaterlande anwies, sondern auch die meisten Geschlechter mit neuen, einige mit sehr vielen Arten vermehrt; einige der leztren sind auch abgezeichnet; aber sehr hätten wir gewünscht, daß auch die neu entdeckte Arten hier abgezeichnet wären, und noch besser wär es, wenn es dem V. gefallen sollte, die Zeichnungen mit Farben erleuchtet entweder für sich herauszugeben, oder einem andern periodischen Insektenwerke einzuverleiben; nur müßten wir dann bitten, solche, die schon in andern Werken gezeichnet sind, hinwegzulassen, damit nicht der Käufer solcher Werke, wie er leider! so oft genöthigt ist, die Abbildung

dung eines Insekts vier bis sechsmal bezahlen muß. So kommen z. B. schon unter dem Scharrkäfer (so nennt P. Scarabaeus) neue Arten; der unflätige (den man zu Wien im Frühling im Kuhmist antrift) oder Copris, der goldhähnchenartige (chrysomeloides), auch von Wien; der länglichte, auch daher; der kleinste (fenestralis) von Linz vor; den Eremit fand er bey Linz, den Alpenscharrkäfer bey Wien. So unter den Speckkäfern (P. nennt sie Kleinkäfer) als neue: der blutende (haemorrhous) aus dem Prater zu Wien, der gedüpfte (bipunctatus), der wollichte (tomentosus) der goldhähnchenähnliche (chrysomeloides) und der Eichenkleinkäfer, alle von Wien: den Bohrkäfer mit dem Adler fand P. zu Wien auf Bäumen; eine andere neue, den samenartigen (seminulum) traf er zu Wien und Linz in Meel an. Unter dem Dungkäfer (Hister) der zweimaklichte (bipustulatus) und der zwölfstreifichte (duodecimstriatus) als neue Arten, auch der Zwergdungkäfer findet sich in Oesterreich. Der sogenannte Braunwurzkäfer (Byrrhus Scrophulariae) häufig auf Baumblüthe, vornehmlich auf weisser. Unter dem Grabkäfer (Silpha) der linzerische und Beinwellgrabkäfer (S. phillyreae) als neue Arten. Unter dem Schildkäfer der rothgesäumte (sanguinolenta) und der strohfarbene (subferruginea); unter dem Sonnenkäfer der halbpunktirte (semipunctata) der umgekehrtpunktirte (obverse punctata), der eilfpunktirte, und der ähnliche (similis); unter dem Goldhähnchen (Chrysomela) das Linnéische von Linz, das grünhalsichte (viridicollis) das wienerische, das abgetheilte (dimidiata) das Wolfsmilchhähnchen, die Vitica, beide von Linz, das Flohhähnchen (Ch. Pulex) von Wien, das gelbtropfige (flavo guttata), das zweifelhafte, das mohrenköpfichte (melanopa) das Goldhähnchen mit Keulhörnern (Ch. clavipes), und das fünfpunktirte als neue Arten. Die Erbsenfresser in Oesterreich besonders in den rothen Erbsen sehr gemein. Unter dem Rüsselkäfer der stahlblaue (violaceus) der R. aus den Donauinseln (danubialis), der Erlenrüsselkäfer, der mörderische (Latro) der die Verwandlungshülsen von Nachtschmetterlingen ausfängt, der Weidenrüsselkäfer, der rothbraune (rufus), der gefleckte (fullo) der ungeflügelte (apterus), der wallfahrtende (religiosus) der ähnliche (affinis) der Mohrenrüsselkäfer, (maurus) der österreichische, der verjüngte (hinnulus), der R. mit der Golddecke (chrysopterus) der spinnenartige, der linienförmige (linearis), und der R. mit dem gestreckten Rüssel (porrectus), lauter neue Arten; der Steinbockkäfer im Prater, auf dem Kallenberge und bey Eyrnau; und

der zweyfarbige, der goldbauchige (chrysogaster), der zierliche (elegans) der betrügliche (sycophanta), der achtpunktirte, der rothköpfichte (erythrocephalus), der gebrandmarkte (pustulatus) der gräberartige (silphoides), und der bartfüßige (barbipes), so wie unter dem Holzkäfer (Leptura) der ähnliche (consimilis), der vergleichbare (assimilis), der goldhänchenähnliche, der schwarz und blau spielende (thalassina), das doppelte O, und der Schlehenholzkäfer; unter dem Bastardbockkäfer (Necydalis,) der Fliegenkäferartige; unter dem Fliegenkäfer (Cantharis) der Berberisfliegenkäfer; unter dem Springkäfer der blutig eingesäumte (sanguinolentus) der kohlenbrennende (carbonarius) der rothgehörnte (haematoceras), der österreichische, der purpurrothe, und der schwärzlichte (fuscus); unter dem Laufkäfer (Cicindela) der wienerische und der erdkäferartige (von den Donauinseln); unter dem Glanzkäfer (dieser Name dünkt uns passender, als der von dem V. gewählte) der linienförmige; unter dem Wasserkäfer der drehende (gyrinoides) der sonnenkäfer ähnliche, der ungefleckte, der bordirte (fimbriatus) der einlinichte (unilineatus) und der schwärzlichte; unter dem Erdkäfer (Carabus) der anverwandte (affinis) der deutsche (Teutonus) der Ritterkäfer (Eques) und der vierstriefichte; unter dem Meelkäfer der traurige (luctuosus) als neue Arten: der Cichorienkäfer auf dem Kallenberge und im Prater bey Wien gemein. Unter dem Blasenzieher der österreichische und der läuseartige; unter dem Maiwurm der hungarische, und der wienerische; unter dem Flohkäfer der braune; unter dem Raubkäfer der schmale, der R. mit der Saloppe (domicella), der großäugichte (buphthalmos), der Merzenraubkäfer, der österreichische und der kleinste, als neue Arten. Der Kakerlan (Blatta orientalis) in Zimmern, und die Waldschabe (lapponica) in den Wäldern bey Dornbach sehr gemein; der betende Gespensterkäfer (Mantis religiosa) in den niederösterreichischen Weinbergen; unter den Heuschreken die schneidschildige (xyphothyreus) als eine neue, die schwarzbandirte (caerulescens), die blauflügelichte (caerulans) und die rothflügelichte (italicus) als einheimische; unter den Cikaden die blutige (haematodes) und die blutfleckige (sanguinolenta) als einheimische, die fünfpunktirte (flavicollis) die fliegenähnliche (muscaeformis), die zweigürtelichte (bicincta) die weisfleckige (albo maculata), die vierzehende (decima quarta) die vierfleckige (quadrimaculata) fensterscheibenartige (fenestrata), die doppelgürtelichte (bifasciata) die schwarze (aethiops) die Bluts-

trop-

tropfige (haemorrhoa), die dreystreifichte (trilineata) und die rothäugige (erythrophthalma) als neue; unter den Wanzen die afrikanische (maurus) als eine einheimische, die Mooswanze (C. musci), die gezähnelte, die zweilappichte, die gegürtete, die gelbgezeichnete (flavatus) die schönste (venustissimus), die vieräugichte (tessarophthalmus) die doppelgürtelichte (bifasciatus) und die dreylinichte (trilineatus) als neue Arten. In der Geschichte der Blattläuse zu deren weiterer Erläuterung, auch durch Zeichnungen, der V. uns Hofnung macht eine Liste von Pflanzen, auf welchen sie sich aufhalten, die bey andern Schriftstellern nicht genannt sind; unter den Gallinsekten das Apfelgallinsekt, dem Citronengallinsekt ziemlich ähnlich, das Mistelgallinsekt, und das geribbte Gallinsekt (costatus) als neue Arten; unter Blasenfuß der schwarzäugichte (melanosia); unter der Frühlingsfliege die hakichte (uncinata), die gestreifte (lineola) die halsichte (collaris), die gefingerte (digitata) die zweifarbige (bicolor) und die Mottenartige (tineiformis), unter der Stinkfliege die sprenklichte (aphidivorus) und die blattlausartige (aphidioides); unter der Skorpionsfliege die mückenartige (tipuloides); unter der Gallwespe, (der Name Schlupfwespe wird von vielen einem andern Geschlecht gegeben) die Eichensprossenwespe (C. quercus surculi) die Feldsalatwespe (locustae) die schwarze (acerrimus) und die Schilfgallwespe (phragmitis) von den Donauinseln; unter der Blattwespe (Tenthredo) die zweifarbige, die geringelte (annularis), die rostfarbige (ferruginea) die stechwespenartige (vespiformis), die halbgürtelichte (semicinctus) die wienerische, die Johannisbeerenblattwespe, die rusige (fuliginosa) die dickschenkelichte (dealbata) die Ellernblattwespe (alneti), die blutschildige (haematacles) die gelbaderichte (fulvivenia) und die linienförmige (linearis) als neue, die nördliche und die Hainblattwespe (T. saltuum) als einheimische Arten; unter dem Raupentödter der rostfarbige, der zweyfleckige, der wütende (tyrannus), der gemalte, der dreyfärbichte, der doppelfärbichte (dichrous) der kurzschneidige (brachyurus) der halbgürtelichte (semiannulatus). der halbstiefeltragende (cothurnatus). der kurzstachelichte (curtus), der Fischerische (Fischeri) der tödliche (latro.) der geputzte (elegantulus), der wespenartige, der gelbwadichte (suratus), der mörderische (occisor), der langfüßige (macropus) der abschaffende (abrogator) der zerstörende (devastator) der schwängernde (impraegnator) der bekämpfende (impugnator) der vierfach punktir-

punktirte, der gebundene (vinctus) der ausserordentliche (exoticus) der schwarzaugichte (melanophthalmus), das Raupeneyertödterchen (I. ovorum) der Wicklerraupentöder (I. tortricis), der unterschliefende (intercus) und der gesellige (gregarius); unter der Bastartwespe (Sphex) die österreichische, die dreyfarbige, die großäugichte (boops) und die breitfüßige (palmipes) als neue Arten, und die Schildwespe, als eine einheimische Art; unter der Wespe (V. nennt sie Cellenwespe) die dreygürtelichte (tricincta) unter der Biene den Ackerhummel (A. agrorum) die fahle Biene (fulva) die Waldbiene (A. sylvarum) die Kallenbergerbiene (A. cetii) die weisgürtelichte (levcozonia), die weißmaulichte (leucostoma) die rauhe (hirta) die wespenartige (vespoides) die bastartwespenartige (Sphegoides), die zweybandichte (bicincta) die halbkugelförmige, die rothbauchige (fulviventris), die kleine (minuta) und die blutende (sanguinolenta); unter der Mutille die schwarzköpfichte (melanocephala); unter dem Enger (oestrus) der Hirschenger; unter der Mücke (Tipula) die aderichte (venosa), die gefaltete (plicata), die gedüpfelte (punctata), die Schilfmücke (phragmitidis) die Fußbandmücke (ocreata); die zweygürtliche, die Frühlingsmücke, die zugenwandelnde (passivaga), die Raupentödterähnliche (ichneumonea) und die Berberismücke; unter der Fliege (Musca) die neue, die Todtenkopfsfliege (Atropos), die mausfarbige (murina) die dickfüßige (crassipes), die träge (segnis), die zweigürtelichte (bifasciata) die Maskenfliege (larvata), die Raupenfliege (M. larvarum) die Thaufliege (roralis) die Gewitterfliege, die gelbbauchige (fulviventris), die kolbetragende (clavicrus) die fünfpunktirte, die vierfachpunktirte, (punctata), die buntgeflügelte (poecilоptera), die Lamedfliege, die Ringelfliege, (annulata) und die Kienmottenfliege (resinellae) als neue, die Gukuksfliege, als eine in Gärten und auf Feldern sehr gemeine Art; unter der Breme die weissfüßige (albipes) und die bunte; unter der Schnake die scheckige (variegatus) und geringelte (annulatus); unter dem Hüpfer (Empis) der dickfüßige (crassipes); unter der Raubfliege die gagatschwarze (nigerrimus) und die podagrische; unter dem Springschwanze (so nennt V. die Nodura gewiß besser, als wenn sie bey vielen Pflanzenfloh heißt, da viele Goldhähnchen eben diesen Namen verdienten) der graue (monura); unter der Laus die Mäuselaus (Pi musculi); die Wachtelkönigslaus, die Truthahnenlaus (alle drey sehr genau beschrieben), [illegible]

Krumm-

Brummschnabellaus, Blutfinkenlaus, Grünfinkenlaus, Ammerlaus, Grasmückenlaus und Rothkehlchenlaus, als neue Arten; die gröste Milbe hat W. an der tellerrunden Schildkröte gefunden; sonst kommen unter diesem Geschlecht die geschwänzte, die Sumpfmilbe (Ac. natator), die Flechtenmilbe, die weißgerändelte (leucurus), die Ruhrmilbe (Ac. dysenteriæ) häufig in der Hefe von Wein, wann er sauer wird, die Confervenmilbe, die Leichenmilbe (A. cadaverum), die Modermilbe (A. destructor), die Büchermilbe (eruditus), die Lerchenmilbe, die Grasmilbe, die Lungenmoosmilbe (appendiculatus), die Rebenmilbe, die träge (piger), die gezähnelte (denticulatus), die schildkrötenförmige (testudineus), die röthlichte (rubens), die Dammerdenmilbe (prægnans), die Moosmilbe, die Blattmilbe, die Dungmilbe (A. putrescentiæ), die Stieglizmilbe und die Hollundermilbe; unter den Spinnen die Sößische, unter dem Schildfloh der kleinste, als neue Arten vor; den europäischen Scorpion findet man in Triest, wo er übrigens unschädlich ist.

Rz.

Des Herrn Baron Carl Degeer Abhandlungen zur Geschichte der Insekten, aus dem Französischen übersezt und mit Anmerkungen herausgegeben von J. A. E. Göze. Vierter und fünfter Band. Mit 35 Kupfertafeln. Nürnberg bei Raspe. 1771. 4. S. 490.

Diese beyden Bände haben lauter Insecten mit harten Flügeldecken zu ihrem Gegenstand. Zuerst wird das Geschlecht des Traubenkäfers, (das wir lieber mit seinem allgemeiner angenommenem Namen: Raubkäfer, bezeichnen würden,) beschrieben; unter diesem einige bey Linné noch nicht vorkommende Arten; der Bär, der große schwarze, den Linné mit seinem maxillosus verwechselt zu haben scheint, der kleine schwarze, der Raubkäfer mit kupferfarbigem Brustschilde, und der R. mit kupfergrünen Flügeldecken. Auf diese folgt der Leuchtkäfer mit seinen mancherley Arten; unter diesen auch einige, welche Linné nicht gekannt zu haben scheint, als: der schwarzrothe, der glänzende, der gefleckte, und der pensylvanische; der Warzenkäfer mit einigen von Linné nicht beschriebenen Arten, dem zwengerfleckten

flecken, dem schieferfarbigen, und dem pensylvanischen: der Af-
terrüsselkäfer; der Laufkäfer wieder mit einigen von Linné nicht
berührten Arten, als dem kupfergrünen goldpunktirten, dem
schwarzen mit rostfärbigen Fülhörnern, dem braunen mit rost-
färbigen Füßen, dem kupfernen, dem K. mit zween gelben Flek-
ken, dem vierpunktirten und dem pensylvanischen: (hier vermis-
sen wir Müllers rüsselkäferartigen) der Sandkäfer, (den wir
wegen der Stellung und Gestalt seiner Zähne lieber Zangenkä-
fer nennen würden) mit einer neuen chinesischen Art: der
Prachtkäfer, mit einigen von Linné nicht angeführten Arten,
dem gelbgefleckten, dem Pr. mit zugespitzten Flügeldecken, und
dem Zwergen: (doch vermissen wir hier die von Herbst beschrie-
bene neue Arten). Der Springkäfer, hier der rostfärbige, der
große und der kleine braune, der braungraue, der ungleiche, der
gewässerte, der schwarzgefleckte, der kupferschwarze, der pech-
schwarze, der bleyfahle, und der gefleckte, deren Linné nicht ge-
dacht hat; (hier fehlt Scopoli's Elater castaneus, der von dem Lin-
neischen gleiches Namens verschieden ist). Der Aaskäfer; hier
der höckerichte, der harige, und der A. mit rothen Füßen, als
neue Arten: der Speckkäfer; hier der harige, der gewölbte,
der Mumkäfer, der gepanzerte, der schwarze und der gefleckte
als neue Arten: der Bohrkäfer; hier der harichte braunrothe
und muschelbraune, dann der punctirte, als neu; der Erdkäfer
in drey Familien getheilt; hier der Mohr, der Kupferschmid,
der pensylvanische, der Ebenholzkäfer, der Höckerkäfer, der
Zwerg, der Schwarzkopf, der Buckelkäfer, der gerändete Käfer,
und der Köhler, als neue Arten: der Hirschkäfer, der Stutzkä-
fer, der Attelabus, und unter diesem eine neue ausländische
glatte Art: der Taumelkäfer, der Schwimmkäfer, den Linné
mit dem Wasserkäfer vereinigt hatte. Der Wasserkäfer; hier
das Ordensband, der schwarzbauchige, der ganz schwarze, der
grüngestreifte, das Keulhorn und der durchsichtige W., deren
Linné nicht gedacht hat; (auch hier fehlen die neuerlich von
Herbst bemerkte Arten.) Der fünfte Band fängt mit dem
Zwitterkäfer an; hier eine neue pensylvanische Art:, Auf diesen
folgt das Geschlecht des Kardinals, welches Linné größtentheils
unter der Meloe begrif; hier eine neue braunröthliche, schwar-
ze, hariche und glatte Art: die Mordelle; der Weichkäfer; hier
als neue Arten, der Holzkäfer, der Speck- und der pensylvani-
sche Mehlkäfer: der Bockkäfer; hier der grünharichte, der
Zwerg, der schwarze glatte, der kupferfarbige, der pensylvani-

sche

sche, der rostfleckige, der chinesische, der gegürtelte, der getiegerte, der gestreifte, der rauchharige, der höckerichte, der rauchfüßige, und der gepuderte, als Arten, welche bey Linné noch fehlen: der Afterbockkäfer, und unter diesem der A. mit schwarzen Füßen, mit schwarzer Nath, mit gefleckten Fülhörnern, der tobacksbraune, der Wasserafterbockkäfer mit ungedornten Hüftbeinen, der W. mit der Karmesinbinde, der kupferfarbige und der goldgrüne, als neue Arten: der Halbkäfer, der Bienenkäfer, und von diesem eine neue schwarze und eine andere surinamische Art: der Schildkäfer, und hier der getiegerte, der gedüpfelte, und der viereckige, als neue Arten: Ips, ein Geschlecht, das Linné zu den Speckkäfern zählte: der Rüsselkäfer; hier der Eichenrüselkäfer, der Rüsterknospenrüselkäfer, der graupunktirte, der pechschwarze, der schwarze buckichte, der kastanienbraune, der Wegerichrüselkäfer, der ungeflügelte schwarze, der grüngedüpfelte, der gelbfüßige, der breitköpfige, der rundhalsige, der Schwanzenrüselkäfer, der Ulmenrüselkäfer, der gepuderte, der schwarzköpfige, der surinamische Kornwurm, und der Bürstenrüselkäfer, als Zusätze zu den Linnéischen Arten: der Samenkäfer, und unter diesem eine neue braunrothe Art: der Antribus: der Blattkäfer, hier der rothschwanzige, der violetblaue, der grauglänzende, der himmelblaue punktirte, der grünblaulichte, der schwarzköpfige, der gewässerte, der rothpunctirte, der dunkele und der blutfarbige, als neue Arten: den Blattlauskäfer; hier der leberfarbige, der gesprengelte, und der pensylvanische mit drey rothen Flecken, als von Linné nicht angemerkte Arten. Zuletzt sind noch einige Larven beschrieben, deren fernere Entwickelung unbekannt ist. Auch diesen Band hat der Uebersetzer theils durch die Beibringung richtiger Synonymien, theils durch Mittheilung neuer, theils eigener Bemerkungen sehr bereichert, auf der andern Seite aber alle Wiederholungen abgekürzt. Uns ist es nicht vorgekommen, als wenn die Männchen des Leuchtkäfers so schwer zu fangen wären; sie finden sich gerne an feuchten Orten. Der Speckkäfer geht zuerst nach unausgewachsenen blutigen Federkielen, daher muß man keine Vögel, die sich noch mausern, oder zu jung sind, ausstopfen. In der Kniescheibe der Wasserkäfer sind Sauger, keine Holpunkte, wie man aus den Zeichnungen vermuthen könnte; überhaupt hat der Uebersetzer viele sehr schöne Wahrnehmungen über diese sowohl als über den Borkenkäfer erzählt. Der blutrothe Blattkäfer hat auch einen rothen Saft in seinem

Leibe

Reihe. Die meiste beschriebene Insekten sind in Kupfer vorgestellt, und über diese Abbildungen eine sehr ausführliche Erklärung beygefügt.

Ib.

J. A. Ephr. Goeze Entomologische Beiträge zu Linnees Natursystem XII. Ausgabe. Th. III. Band 3. Leipzig bei Reich. 1781. gr. 8. S. 493.

In der Vorrede, die 38 Seiten stark ist, giebt der V. Nachricht von neuen indessen herausgekommenen Insektenwerken, und verweißt auf das Neue und Vorzüglichste darinn. Im Werke selber hat er die neuen Arten der Spinner, der Eulen und der Spanner angegeben, die ganze Classe der Insekten soll mit dem vierten Theil geschlossen werden. Ein Auszug läßt sich aus diesem nützlichen und dem Entomologen unentbehrlichen Werke nicht machen. Aber den anhaltenden und unermüdeten Fleiß des V. können wir nicht genug loben. Solche Bücher sind auf einer Seite betrachtet sehr angenehm, aber sie schrecken beynahe den Jüngling, der sich in das Meer der Naturgeschichte werfen will, ab. Ars longa, vita brevis, dachten wir, als wir das starke Buch in die Hand nahmen. Hie und da sind neben der Nomenclatur und den Citationen einige angenehme Nachrichten in Noten beygebracht, aber es sind nur einsame Bäumchen, die auf Felsen oder Einöden stehen.

Tf.

M. von Phelsum Naturgeschichte der Springwürmer, herausgegeben von Johann Weise der Arzen. und der Chirurgie Doctor. und ausübenden Arzte in Altenburg. Mit 3 Kupfern. Erster Theil. Gotha, bey Karl Wilhelm Ettinger. 1781. 14 Bog. in 8.

Da das Original, Historia physiologica ascaridum bekannt genug ist; sich aber gleichwohl in Deutschland selten gemacht hat: so ist nichts hinzuzufügen, als daß diese Uebersetzung lesers

leserlich und meistens gut gerathen sey: ob gleich der Hr. Uebersetzer durch die Entdeckungen der neuern Naturforscher des V. Bemerkungen in Anmerkungen oft hätte bereichern können und sollen.

Zf.

Joh. Reinhold und Georg Forster's Beschreibungen der Gattungen von Pflanzen, auf einer Reise nach den Inseln der Südsee gesammelt, beschrieben und abgezeichnet während den Jahren 1772 bis 1775. Aus dem Lateinischen übersezt, und von 75 bis 17 Kupferplatten eingeschränkt durch Joh. Simon Kerner, der Botanik Beflissenen in der Herzogl. Würtembergischen Militär-Akademie. Stuttgard bey Mäntler 1779. 4. 11 B.

Der Titel giebt einen zureichenden Begriff von dem Werke. Das Original ist in der allg. d. Bibl. B. XXXV. S. 336. f. angezeigt, woauf wir uns beziehen. Die Uebersetzung ist im Planerschen Style, und dem Original fast gleichförmig abgedruckt, und nur wenig Stellen sind uns vorgekommen, die wohl einer Verbesserung bedürften. Z. E. S. 129 Gattung 62 „*Melycytus* Honiggrube. — — — Honigbehältniß — — nagelförmig, becherförmig"; dies kann nicht zusammen bestehen. Rec. dachte sich im Text: unguiculata, fand aber beym Nachschlagen clavata; dies kann hier nicht, wie sonst, keulenförmig gegeben werden, weil das auch zum becherförmigen sich nicht schickt; wir würden daher setzen: oben dick, u. s. f. Dies sey nur als Probe angezeigt, daß er es nicht obenhin angesehen, da er die Schwierigkeit solcher Arbeiten aus eigner Erfahrung kennet. Unbequem ist, daß zuweilen ein Charakter auf der folgenden Seite noch fortgeht, welches durch Zusammenrücken der Zeilen hätte vermieden werden können, ohne den Druck zu verunstalten.

Das Werk selbst wird durch die Uebersetzung gemeinnütziger, und es ist sehr gut für die Käufer, daß die Zahl der Kupferplatten durch Zusammenziehen mehrerer Tafeln des Originals in Eine, und nicht durch Auslassen vermindert ist; wiewohl einige derer Figuren doch weggeblieben sind, die sich nicht leicht

leicht verständlich machen liessen, doch so viel wir bemerkt haben, ohne Schaden der Kennzeichen selbst. Der Uebersetzer hat auf der lezten (der 18ten) Platte die neuseeländische Theemyrte und die neuseeländische Sproßtanne aus den Forsterschen Reisen hinzugefügt, welches ihm die Leser Dank wissen werden.

Icones plantarum medicinalium. Abbildungen von Arzeneygewächsen, 51—100. 8.

Die ersten 50 sind in der allg. d. B. 43. S. 503. angezeigt. Diese sind ebenfalls getreu nach der Natur, und im Ganzen sowohl als in der Zerlegung der einzelnen Theile sehr deutlich: nur dünken uns die Farben in diesen 50 bey unserm Exemplar wenigstens nicht so fein als bey den erstern, auch bey einigen nicht ganz richtig, z. E. T. 65. Osmunda Lunaria die Blüten zu roth.

Derselben zweytes Hundert von 101 — 150. Hier sind die Farben wieder viel schöner, und beynahe möchten wir sagen, auch der Stich feiner. Eine Vorrede nennt Hrn. Zorn, Apotheker in Kempten, als Herausgeber, einen Mann, dessen Kenntniß sowohl als Eifer für sein Fach auch ausser seiner Gegend rühmlich bekannt sind. Die Bescheidenheit mit welcher er von seinem Plan und dessen Ausführung redet, ist anständig; wir glauben aber nicht, daß diese Arbeit zu einer strengen Kritik Anlaß geben könne.

Noch wird in der Vorrede einer Unternehmung gedacht, die wir ohne Erinnerung nicht lassen können; es heißt nämlich: „Eine noch grössere Beyhülfe zum Linnäischen System würde eine gute Abbildung einer Pflanze aus jedem Geschlecht, wenigstens der Europäischen seyn. Meine pflanzenreiche Gegend verbunden mit dem, was nach und nach im Garten gezogen wird, hat schon guten Stoff dazu geliefert, und kann es in der Folge noch mehr thun.“ Es scheint also fast, als ob Hr. Z. ein solches Werk wirklich schon unter Händen hätte. Wir wollten nicht gern uns die Miene geben, ein nüzliches Werk zu stöhren: aber wir geben Hrn. Z. zu bedenken, ob nicht John Miller's Illustration of the System in 8. (das hoffentlich doch in Nürnberg wird copirt werden), diesem Zweck für Classen und Ordnungen, mithin zugleich für ungefähr 100 Gattungen Genüge thue? ob ferner diese Icones pl. medic. nicht für eine ziemliche

liche Zahl von Arten gleichfalls beträchtlich seyn werden, worunter viele vom Miller nicht gewählte Gattungen sind? und ob endlich bey so vielen ausländischen nur aus Einer Art bestehenden Gattungen die Kosten der Mühe lohnen würden? Zumal, wenn das unvergleichliche Werk des Chorherrn Gesner in Zürich endlich einmal erscheint, das alle Linnäischen 1767 bekannte Gattungen enthält.

Mit dem Weglassen der Kräfte rc. sind wohl alle Vernünftige sehr zufrieden, und bey dem künftig zu gebenden Realregister wollen wir Hrn. D. Mellin keine Einrichtung vorschlagen, da es bekannt ist, daß er die Materia medica zu einem Lieblingsstudio sich gemacht hat.

Icones plantarum medicinalium Centuria III. Abbildungen von Arzneygewächsen. Drittes Hundert. Nürnberg. 1781. 8.

Die von 151 : 200. haben wir nicht gesehen; unter diesen von 200 : 250 sind einige sehr schön, z. E. Cuscuta, Hedera; bey einigen sind die Farben wohl nicht ganz richtig, z. E. Doronicum pardal. zu roth; Monarda didyma, gewiß falsch, da sie karmosin seyn sollte, und hier meist brandgelb ist; sie ist hier ein Fremdling, wie Hr. Z. selbst gesteht, daß sie nicht in der Arzney gebraucht wird. Einige sind wohl schwerlich nach der Natur gemacht, z. E. Anthemis Pyrethrum, Artemisia Santonica. Wir freuen uns doch über den guten Fortgang des Werks, das in der That auch, ungeachtet einiger kleinen Fehler in der Illumination, sehr brauchbar ist.

If.

Genera plantarum selecta in usum tironum botanophilorum methodo tabellari adornavit *M. Chr. Fr. Schrader*. Halæ. Typis orphanotrophei. 1780. gr. 8. 3½ Bogen stark.

Wir müssen gestehn, daß Hr. Schr. das was er auf dem Titel versprochen, getreulich in der Ausführung gehalten, selbst dadurch, daß er Pflanzenarten und Pflanzengeschlechter, wenn sie in Rücksicht auf einen oder den andern Befruchtungstheil einem andern Geschlecht oder einer andern Classe näher

kommen, als derjenigen, wozu sie Linné gebracht hat, auch bey dieser bemerkt, dem angehenden Kräuterkenner die Mühe des Nachsuchens sehr erleichtet, und in der ganzen Behandlung gezeigt hat, daß er selbst Beobachter, nicht bloß Nachbeter ist. Daß in der Blume der Hippuris der Staubfaden auf dem Staubwege sizt, hat Hr. D. Junghans wahrgenommen.

Mk.

10) Geschichte, Statistik und Erdbeschreibung.

Handbuch der alten Erdbeschreibung nach Anleitung der d'Anvillischen Landcharten mit Berichtigungen aus den bewährtesten Schriftstellern. Erster Theil. Nürnberg in der Christoph Weigel-Schneiderschen Kunsthandlung 1781. 6 Bogen in gr. 8. Nebst einer großen Charte. Dieselbe Charte mit lateinischem Text.

Die auf dem Titel erwähnte Kunsthandlung hat den Schluß gefaßt, die zur alten Erdbeschreibung gehörigen größern d'Anvillischen Charten nachzustechen und den darzu gehörigen Text umarbeiten zu lassen. Der Charten sind in allen zwölf, wovon jede Messe eine mit einem darzu gehörigen Heft des Textes von 3 Bogen erscheinen soll, und beydes, Heft und Text sollen zusammen für 12, den Subscribenten aber für 8 Groschen verkauft werden. Was wir hier vor uns haben, sind eigentlich zwey Hefte des Textes nebst der ersten Charte: orbis antiquus veteribus notus, weil d'Anville Portugal und Spanien, die den zweyten Heft ausmachen, ohne Charte gelassen hat: sie sind nur der Anfang des ersten Theils, der überhaupt aus Europa bestehen soll. Der erste Heft enthält theils allgemeine Betrachtungen über die Erdbeschreibung der Alten, theils eine Erläuterung der ersten Charte. Ihr Inhalt ist folgender: Ursprung der Landcharten und Geographie. (Es heißt hier von dem Anaximander Milesius, er habe nach dem Diogenes Laert.

ert, einen globus terraqueus gezeichnet — die Stelle wird nach französischer Art nicht angeführt, und aus dem Wort zeichnen weis man nicht, ob er ein Planiglob gezeichnet, oder einen Globus verfertiget habe. Diogenes Laert. sagt aber beydes; γῆς καὶ θαλάσσης περίμετρον πρῶτος ἔγραψε, er zeichnete zuerst die Erdkugel oder ein Planiglob, καὶ σφαῖραν κατεσκεύασε, und verfertigte auch einen Globus.) Erdbeschreiber der alten Zeit, sowohl Dichter und Geschichtschreiber, als eigentliche Erdbeschreiber (hier fehlen Architas, den Horaz terrae marisque mensor nennt, Posidonius, von dessen künstlichen Erdkugel Cicero Nachricht giebt, und Cleomedes, aus dem wir doch das meiste von der alten Erdmessung wissen) und Verfasser von Reisebeschreibungen. Sammlungen alter Erdbeschreiber. Allgemeine Hülfsmittel der alten Erdbeschreibung, so von neuern Schriftstellern herrühren. Vorstellungen der Alten von der Figur der Erde; von der Größe der Erde — (beydes überaus kurz: es hätte aus dem Strabo und Cleomedes angeführt werden können, auf welchem Weg Eratosthenes und Posidonius den angegebnen Umfang der Erde gefunden haben) Von der bewohnbaren Erde und derselben Mittelpunkt. Von den Zonen, Climaten und der Kenntniß der Längen und Breiten (kurz, bis zur völligen Unbrauchbarkeit, da sich doch über die Vorstellung, die sich die Alten von den Zonen machten, und über ihre Art, die Längen zu messen, so vieles zur Geschichte der Fortschritte unsrer geographischen Kenntnisse sagen läßt.) Von dem Verhältniß der Erdbewohner (zum Theil bloße Namen — amphiscii werden so beschrieben: „die um Mittag auf beyden Seiten, nemlich gegen Mitternacht und Mittag einen Schatten werfen, und den heissen Erdgürtel bewohnen;" aber auf die Art wären sie unmöglich: es muß heissen — die zu unterschiedenen Jahrszeiten, nachdem nemlich die Sonne entweder den Sommer- oder den Winter-Stillstand macht, ihren mittäglichen Schatten bald gegen Norden, bald gegen Süden werfen) Weltgegenden und Winde. Bestimmung der Seiten der Erde — welches nemlich die rechte und linke Seite sey. Geographische Maaße der Alten. Etwas (sehr weniges) von der Schiffahrt der Alten. Nun folgt das erste I. Cap. von der den Alten bekannten Welt. 1. Verschiedene Eintheilungen der Erde. 2. Gränzen (der Welttheile). 3. Hauptmeere. 4. Welttheile und Hauptländer. II. Capitel von Hispanien nebst Lusitanien.

1. Verschiedne Namen. 2. Gränzen und Eintheilung. 3. Grössere Flüsse. 4. Berge und Vorgebirge. 5-7. Länder, Völker und Städte. Der lezten werden sehr viel, und welches zu loben ist, nach den Flüssen angegeben, und selbst mehrere, als auf der Cellarischen Charte stehen. Doch hätte bey mancher berühmten Stadt dieses Landes ihre alte Geschichte nicht so kurz berührt, sondern umständlicher mitgenommen werden sollen. 8. Inseln. 9. Allgemeine Anmerkungen von den Landesprodukten, (von dem Bergbau der Römer in diesem Lande hätte billig was gesagt werden sollen) Charakter und Lebensart der Spanier.

Aus diesem Auszug erhellt denn also wohl zur Gnüge, daß das Studium der alten Erdbeschreibung nach einem Cellarius und Köhler, durch dieses d'Anvillische Handbuch nicht viel gewinnen wird, wenn man gleich die Spuren des deutschen Fleißes durch Zusäze, Berichtigungen und Allegate, an demselben nicht verkennen kann. Wenn es doch einmal umgearbeitet werden und den Nachstich der Charten begleiten sollte: so hätte ihm ein weiterer Umfang gegeben werden sollen; weil die Kürze nirgends weniger, als in Büchern dieser Art etwas nüz ist. Wenn gleich die Bogenzahl dadurch mehr anschwellen mußte: so war es aber auch nicht nöthig, den Käufern den Bogen für einen Groschen anzurechnen. Das größte Verdienst des Unternehmens ist also nur das, daß dadurch die d'A. Charten, die grösten, die wir über die alte Geographie haben, bekannter und gemeinnüziger werden. Doch hätten wir auch bey der ersten Charte, die wir hier vor uns haben, noch eine Anmerkung zu machen. Der Ausdruck, die den alten bekannte Welt ist unbestimmt, theils in Ansehung des Volks, dessen geographische Kenntniß den Maaßstab abgeben soll, theils in Ansehung der Zeit, theils in Ansehung der Grade der Zuverläßigkeit, wie ein Land vor dem andern bekannt war. Wenn man auch, wie es gewöhnlich geschieht, die geographische Kenntnis der Römer in dem blühendsten Zeitpunkt ihres Reichs zur Gränze der den Alten bekannten Welt macht: so war doch ihre Erdkenntniß nicht von allen Ländern die nemliche. Anders und richtiger kannten sie Länder, die ihre Provinzen waren; anders solche, die an die Provinzen ihres Reichs gränzten, oder die sie blos entdeckt hatten; und noch anders gewisse Völker- und Ländernamen, von denen sie blos gehört hatten. Nothwendig sollte auf diese Unterschiede bey Entwerfung einer Charte von der alten Welt Rücksicht genommen werden; und es befremdet daher, wenn

wenn man auf dieser d'Anvillischen Weltcharte die äusserste Küste von Lappland und die östliche Küste von Afrika jenseits des Aequators, mit eben den Farben in die Gränze der den Alten bekannten Welt gezogen sieht, wie — Britannien und Aegypten. Es wäre doch eine dankenswerthe Verbesserung dieser Charte gewesen, wenn man beym Nachstich diese Verschiedenheit der Bekanntschaft eines Landes durch Verschiedenheit der Farben hätte bemerken — oder wenigstens sich im Texte zu Hebung alles Misverständnisses darüber erklären wollen, welches aber in dem zu dieser Charte gehörigen Capitel nicht geschehen ist, wohl aber noch in der Folge bey einzelner Beschreibung der Länder geschehen kann.

Joh. Mich. Franz, (weiland Königl. Churf. Braunschw. — Rath, Lehrers der Erdbeschreib. in Göttingen, des fränk. Kreises Geographus, der Königl. Wissensch. und Kosmographie Mitglieds) Reichsatlas oder Vorstellung des deutschen Reichs auf 21 illuminirten Kärtchen, nebst einer neu hinzu gekommenen geographischen Erklärung derselbigen zum Gebrauch für Anfänger in der Erdbeschreibung. Nürnberg, auf Kosten der Homännischen Erben. 1781. 10 Bogen in gr. 4.

Die 21 Kärtchen sind, 3 von Deutschland, nach unterschiedenen Zeiten und Verhältnissen, von Böhmen, Mähren, Schlesien und Lausitz, vom östreichschen Kreiß, 2 vom Burgundschen, unter Maximil. I. und izt, vom churrheinischen, 2 vom obersächsischen, vom fränkischen, vom bairischen, vom schwäbischen, 2 vom oberrheinischen, 2 vom westphälischen, und vom niedersächsischen Kreiß, von Helvetien, und vom longobardischen Reich. Sie sind insgesamt sauber und genau gestochen. Der hinzugefügte Text hat seine Beziehung blos auf diese Kärtchen, und ist in dieser Rücksicht, da die Kärtchen nur sehr wenige Orte enthalten können, brauchbar und gut. Er ist völlig neu ausgearbeitet, da der vom sel. Franzen hinterlassene weiter nichts, als ein Fragment war. Einige wenige Fehler sind uns aufgestoßen, die eine Berichtigung verdienen. Bey Schlesien wird auf der nemlichen Seite, die Volkszahl einmal auf 2, und

hernach auf anderthalb Millionen gesetzt. Wie kann wohl gesagt werden: der österreichische Kreiß erstrecke sich von Morgen gegen Abend fast durch ganz Deutschland? Das Fürstenthum Coburg, heißt es, theile sich in Sachsen Coburg-Saalfeld, und Sachsen-Hildburghausen. Hat denn nicht auch Coburg-Meinungen einen Antheil daran, der so stark ist als der Salfeldische? Bey Henneberg wird eine Stadt Schönfeld mit einem Schlosse, angegeben, die in diesem Lande gar nicht existirt.

Versuch eines Grundrisses der Erdbeschreibung für Anfänger. Zweite stark verbesserte Auflage. Breslau, bey Gottlieb Löwe. 1781. 7½ Bogen in 8.

Anfangsgründe der Erdbeschreibung für die Jugend. Dritte verbesserte Auflage. München 1780. verlegts Joh. Nepomuck Fritz, 7 Bogen in 8.

Zwey neue Auflagen geographischer Schulbücher, von deren keinem wir noch in unsrer Bibliothek eine Anzeige finden. Sie sind von geringem Werth, und eigentlich nur Skelete des geographischen Unterrichts, um dem Lehrer das Dictiren der Namen zu erspahren. Das mindeste, das man in einem solchen Leitfaden fordern kann, ist Richtigkeit und Genauigkeit im Ausdruck. Beydes aber vermissen wir in dem Versuch eines Grundrisses. S. 10, soll eine geographische Meile 6000 Schritte enthalten, den Schritt zu 5 Fuß gerechnet — das wären also 30000 Fuß auf eine Meile — die größern Zirkel der Erdfläche sollen durch den Mittelpunkt der Erde gehen. (Nicht der Zirkel, sondern die Flächen desselben können durch den Mittelpunkt einer Kugel gehen). S. 11. „Der Meridian heißt ein jeder Zirkel, der an irgend einem Ort durch den Mittagspunkt desselben und beyde Pole gezogen wird,“ wie will nun der V. den Mittag definiren, ohne einen Zirkel zu begehen? S. 12. Der erste Meridian werde gemeiniglich durch Teneriffa gezogen — des ersten Meridians von Ferro wird gar nicht erwähnt. Ebendas. die Wendezirkel und der Polarzirkel sind kleine Zirkel, welche die Sonne in ihrer scheinbaren täglichen Bewegung um die Erde mit dem Aequator parallel in glei-

che

cher Weite beschreibe. So aber definirt man die Parallelzirkel. Nun hatte der gute Mann vielleicht gelesen, daß Wendezirkel und Polarzirkel Parallelkreise sind, bedachte aber nicht, daß nicht jeder Parallelkreis ein Wendezirkel ist. S. 19. „Ein Theil von Amerika, und mehr als die Hälfte der zwey übrigen Welttheile ist den Europäern unterworfen.“ S. 24. Wien, die Residenz des jetzigen Kaysers — Nur des jetzigen? warum nicht lieber: der Kayser aus dem Oesterreichischen Hauße? S. 31. Das Herzogthum Oldenburg besitze der Herzog von Holstein als Bischof von Lübeck — als wenn es dem Bißthum Lübeck, und nicht dem Herzog, der zugleich Bischof ist, abgetreten worden wäre. S. 33 werden beym obersächs. Kreiß die sächsischen Linien hergezählt. Gotha, Weimar, Meinungen ꝛc, gehört Weimar zwischen Gotha und Meinungen? Und haben sie ihre Länder blos in Thüringen, nicht auch in Coburg und Henneberg? Uebrigens fehlen noch bey diesem Kreiß die Grafschaften, Stolberg, Schönburg und Hohnstein. Meklenburg-Strelitz wird in Meklenburg-Güstrow verwandelt. Ganz Oberitalien und Lombardey ist ihm einerley. Die Fehler und Unordnungen in den drey übrigen Welttheilen sind unzählig. Z. B. Amerika theilt er in 15 Länder, die Brittischen Kolonien, Florida, Louisiana, Kanada ꝛc. und doch fängt er mit Kanada an, und bringt darunter 8 von den Brittischen Kolonien. Den Dänen giebt er eine Insel Las Vierges, und läßt dagegen St. Jean weg, u. dergl. m. Und warum bleibt denn der V. noch immer bey den 4 alten Welttheilen, und sagt seiner Jugend nichts von den neu entdeckten Ländern des fünften? Eigen ist es ihm auch, daß er einige Länder zerreißt, z. E. Italien, dessen Reichslehnen er bey Deutschland mitnimmt, die übrigen Länder als eigene Reiche und Staaten aufführt: so nimmt er auch alle Preußische Länder in Deutschland unter dem Titel des Königreichs Preußen zusammen.

Eben nicht mehr gutes können wir auch von den Anfangsgründen sagen: sie sind noch in die alberne Fragmethode eingekleidet, wodurch bey dem groben Druck die Hälfte des Raums der 7 Bogen verlohren geht. Würklich ist der Unterricht so allgemein und superficiel, daß er nicht viel Nutzen haben kann. Ganz Rußland z. E. ist auf 3 Seiten abgehandelt, daß es in Gouvernements vertheilt ist, erfährt man nicht, sondern es heißt: man könne das europäische Rußland in den nördlichen, südlichen und westlichen Theil theilen, und dann

nischen König Christian *IV*, nebst des leztern Antwort. Aus Holbergs dänischer Reichshistorie. *CXV.* Ueber die Einrichtung des brittischen Majors Andree. Alltäglicher Kram. *CXVI.* Vorfälle aus dem gemeinen Leben. *CXVII.* Geschichte und Zergliederung der Englischen Regierungsform. Aus de Colme's Staatsverfassung von England.

Um.

Die Geschichte von Europa auf das Jahr 1759. Aus dem Englischen übersezt von einem fränkischen Officier. Nürnberg, in der Bauerschen Buchhandlung 1781. 6 Bogen 8.

Eine unterhaltende, mit Vorsicht und ziemlicher Unpartheylichkeit abgefaßte Erzählung der wichtigsten Vorfälle dieses in der Geschichte von Europa so denkwürdigen Jahres. Die Uebersetzung läßt sich, einige Provinzialismen und offenbare Sprachfehler abgerechnet, gut genug lesen.

Uw.

Sitten und Meinungen der Wilden in Amerika. Mit Kupfern. Vierter und lezter Theil. Frankf. am Mayn, bey Garbe 1781. 1 Alphabeth 6 Bogen 8.

Handelt von den Wilden in Kalifornien; von den Patagoniern und Einwohnern des Feuerlandes; den Einwohnern in Otaheita (richtiger Taheiti, O ist der Artikel) und den Societätsinseln; den Neuseeländern; den Wilden auf Neuholland; und den Nordamerikanern nach Carver's Beschreibung, in der aus den vorhergehenden Theilen bekannten Manier.

R.

Bemerkungen auf einer Reise durch verschiedene Theile von England, Schottland und Wales; nebst einer Nebenreise in die Hölen von Ingleborough und Settle in Yorkshire. In Briefen.

Aus

Aus dem Englischen, nebst einigen Anmerkungen des Uebersetzers. Leipzig 1781. Verlegts Breitkopf. 310 Seiten 8.

Hie und da einige Merkwürdigkeiten und ganz artige Nachrichten; im ganzen aber kein sehr erhebliches Buch. Die Reise in die Höhlen in den Gegenden von Ingleborough und Settle ist noch das beste.

Uw.

Des Grafen Franz Christoph Khevenhüller Ferdinandeische Jahrbücher in einen pragmatischen Auszug gebracht und berichtigt von D. Justus Friedrich Runde — Vierter Theil, welcher die Jahre 1593 bis 1597 enthält. Leipzig, in der Weygandschen Buchhandlung 1781. 1 Alph. $1\frac{1}{2}$ Bog. 8.

Da von diesem Theile eben das gilt, was wir von den drey vorhergehenden gesagt haben, und der Zeitraum, welchen er begreift, auf dem Titel angezeigt ist, so wäre es unnöthig, weiter etwas hinzuzusetzen.

Lw.

Des Herrn Abt Millot — Universalhistorie — — Mit Zusätzen und Berichtigungen von Wilhelm Ernst Christiani. Fünfter Theil. Leipzig, bey Crusius 1781. 21 Bog. 8.

Mit diesem Theile nimmt die neuere Geschichte ihren Anfang. Sie ist hier in 3 Perioden bis auf die Zeiten Gregors des siebenden fortgeführt und auf eben die zweckmäßige und unterhaltende Weise behandelt, die man aus den vorhergehenden Bänden kennet. Den Beschluß macht eine nützliche chronologische Tabelle einiger der vornehmsten Begebenheiten der neuern Geschichte bis ins 15te Jahrhundert. Herr Christiani sowohl als auch hin und wieder der Uebersetzer haben erläuternde und berichtigende Anmerkungen hinzugefügt. Ersterer hat insonderheit

sterben, vor zwey Notarien das Bekenntniß ablegte, daß er an dem ihm angeschuldigten Verbrechen ganz unschuldig sey, die Bösewichte, welche in Dresden wider ihn ausgesagt, nie gekannt, und sogar selbst die Auslieferung des einen von ihnen, welcher im Anhältischen gefänglich eingezogen, an Chursachsen befördert habe; ingleichen, daß die Fürsten von Anhalt dieser Sache wegen auch bey Herzog Heinrich Julius von Braunschweig um Beystand ansuchten. — Der Verf. hat übrigens seinen Gegenstand auf eine geschickte und beyfallswürdige Art behandelt.

Tw.

Miscellaneen literarischen Inhalts — — von Georg Theodor Strobel. Fünfte Sammlung. Nürnberg, in der Bauerischen Buchhandlung 1781. 16 Bogen 8.

Daß auch diese Sammlung eben so lesenswerth sey als die vorhergehenden, beweisen schon die Ueberschriften der darinne enthaltenen Artikel. Es sind folgende sieben: Leben, Meynungen und Schriften Ruprechts von Mosham; von Carlstadts erregten Unruhen zu Wittenberg; literarische Nachricht von Melanchthons Declamationen; Vertheidigung der geänderten Augspurgischen Confession, aus einer alten Handschrift; der Genfischen Theologen den Niederländern zu Nürnberg ertheiltes Bedenken, den Exorcismum betreffend; von Melanchthons libello: Sententiae Patrum de S. Coena; Nachricht von D. Paul Helmreichs Leben.

Um.

Kurlands alter Adel u. s. w. der nordischen Miscellaneen drittes Stück, von August Wilhelm Hupel. Riga, bey Hartknoch 1781. 15 Bogen 8.

Ausser der kurländischen Adelsmatrikel und Landrolle enthält dieses Stück unter der Rubrik Kürzere Aufsätze: die russischkaiserliche Rangordnung, allerley Gedanken über den Luxus, und Gedichte einer vornehmen Liefländerinn; unter der

Aufs-

Aufschrift: Kurze Nachrichten, Anekdoten ꝛc. aber Beyspiele von des Kaiser Josephs II. und des Kronprinzen von Preussen bey ihrer Durchreise durch Liefland bewiesenen Leutseeligkeit; einen Beytrag zu der im 2ten Stück befindlichen Abhandlung vom lief- und ehstländischen Kirchenpatronat, Nachrichten von der grossen Religionsverträglichkeit in Lief- und Ehstland, von der Landwirthschaft in Ingermannland, von den Saporowern, den Ehsten und Letten; Anfragen über die Bezahlung der auf einem Landgut haftenden Schulden in Liefland und Ehstland, wegen des Grabes zur Verbesserung der Landstraßen, wegen der lief- und ehstländischen Bauerhochzeiten; endlich einen Anhang von einigen ökonomischen Dingen, als Weinessig aus Branntwein zu machen ꝛc. Aus dieser Inhaltsanzeige sieht man schon, daß die hier gelieferten Artikel bey weitem nicht alle von gleicher Wichtigkeit sind.

Tw.

Synchronistische Universalhistorie der vornehmsten Reiche und Staaten — — — in XXXX. Tabellen, entworfen von Theodor Berger, durchgehends verbessert und in V. Tabellen fortgesezt von Wolfgang Jäger — Fünfte Auflage. Coburg und Leipzig, bey Ahl 1781. 1 Alphab. 2½ B. groß Folio.

Eine Recension der vierten, im J. 1767 gedruckten Auflage dieser zu den besten in ihrer Art gehörenden Tabellen steht im VIII. Bande der allgemeinen deutschen Bibliothek auf der 172sten und f. Seiten. Um die gegenwärtige hat Herr Prof. Jäger nicht geringe Verdienste. Manches ist von ihm verbessert, einiges ganz umgearbeitet worden, auch hat er in den fünf hinzugekommenen neuen Tabellen die Geschichte bis aufs Jahr 1780 fortgeführet. Gleichwohl finden wir Ursache zu wünschen, daß er auf jene Beurtheilung mehr Rücksicht genommen haben möchte; gewiß würde hiedurch diese Arbeit ihrer Vollkommenheit merklich näher gebracht seyn. So treffen wir aber noch immer Sachen beybehalten an, oder auch neu hinzugesetzt, die gar nicht hieher gehören, und dagegen wichtigere Dinge übergangen. In Ansehung des Aeussern steht

 diese

diese Ausgabe der vörigen nach; Papier und Druck sind weit schlechter als bey der vom Jahr 1767. Von den Druckfehlern sind zwar einige angezeigt, aber auch nicht wenige unangezeigt geblieben.

R.

Die allgemeine Weltgeschichte im Kleinen zum Vorschmack der Anfänger. Altona bei Eckhardt 1780. 111 S. in 16.

Sie ist aus dem Dänischen des Herrn Petersen, Lehrer bey der Stadtschule in Kopenhagen, übersezt. Jn den Epochen und der Zeitrechnung, und besonders der Geschichte des Mittelalters und der neuern Geschichte Europa's ist ein kleiner Abriß zu Grund gelegt, der auf 20 Blättern in einer zu Basel herausgekommenen Sammlung nüzlicher und erbaulicher Materien für die Jugend steht.

Sieben Zeiträume sind gemacht. 1) bis Cyrus. 2) Geschichte von Griechenland bis Darius. 3) Geschichte Griechenlands bis auf die Eroberung der Römer. 4) Geschichte der Römischen Republik. 5) Der Röm. Monarchie. 6) Geschichte des Mittelalters. 7) Geschichte vom 16. Jahrhundert bis zum englischen Krieg mit Nordamerika und Frankreich.

Zum Lesen für Kinder ist das Buch nicht; der V. erinnert selbst, daß der Lehrer es blos zum Leitfaden seines Unterrichts in der Geschichte brauchen soll. Allenfalls kann es, wenn die Geschichte jedes Volks erklärt ist, zu einer kurzen Wiederholung dienen. Aber auch als bloßen Leitfaden für den Lehrer finden wir es kaum zweckmäßig genug abgefaßt. Die Wahl der Begebenheiten ist nicht interessant genug für Kinder, und der Vortrag zu trocken. Ein Beyspiel mag die Geschichte der Phönicier abgeben. S. 11 „Auch die Pönicier sind an Macht und Reichthum eines der wichtigsten Völker des Alterthums gewesen, nicht durch Kriege und Eroberungen, sondern durch Künste, Handel und Schiffarth. Sie befuhren nicht allein die Asiatischen Küsten, sondern auch das mittelländische Meer. Ueberall pflanzten sie Kolonien, und unter einer Menge von Völkern verbreiteten sie Künste, Geschmack und Pracht.“ Billig hätte hier etwas specieller in die Materie nur mit einigen Worten eingegangen werden sollen. Von den Künsten z. B. bemerkt werden sollen, daß die Phönicier die Erfinder des Glases,

der

der Purpurfärbereyen waren u. s. w. Das hätte den Lehrer gehörig erinnert, was er vorzutragen, und das Kind beym Wiederholen an das, was es von seinem Lehrer gehört habe.

Fw.

Lehrbuch der allgemeinen Weltgeschichte, zum Gebrauch der studierenden Jugend eingerichtet. Neue, mit Tabellen vermehrte Auflage. Bamberg und Würzburg. Göbhardt 1782. 324 S. in 8. Die Vorrede, die Zeittafeln, und den tabellarischen Entwurf ungerechnet.

Wir haben vor einiger Zeit in dieser Bibliothek, (Anh. zum 25-36sten B. 3. Abth. S. 1432) einen Nachdruck des Schröckhischen Lehrbuchs der Allg. Weltgesch. beschrieben, der im J. 1776 zu Würzburg und Fulda bey Stahl, unter der Aufschrift: Lehrbuch der Allgem. Weltgesch. zum Gebrauche katholischer Schulen eingerichtet, herausgekommen war. Das Lehrbuch, welches wir jezt anzeigen, ist nichts anders, als eine neue Auflage eben dieses Nachdrucks. Man hat zwar durch eine kleine Veränderung des Titels, durch eine gleichfalls etwas veränderte Vorrede, in welcher nunmehr Hrn. Schröckhs Nahme weggelassen ist, und endlich durch den voranstehenden tabellarischen Entwurf des ganzen Buchs, der 38 Seiten beträgt, den Käufern Sand in die Augen streuen wollen; zumal da auch ein neuer Verleger genannt ist. Allein es ist übrigens von Wort zu Wort der alte Nachdruck, in seiner verstümmelten und gemißhandelten Gestalt, mit allen Blümchen, die wir ehemals ausgelesen haben, z. E. von Luthers Empörungen, u. dergl. m. Aus der rechtmäßigen dritten Ausgabe hat man noch die Zeittafeln angehängt. Vermuthlich soll auch der tabellarische Entwurf des Buchs in 14 Tabellen, der bey dieser Auflage hinzugekommen ist, einen Vorzug derselben abgeben. Allein nicht zu gedenken, daß derselbe den ganzen Zusammenhang, in welchem der V. sein Buch gedacht und geschrieben hat, unmöglich darstellen kann, weil man es in vielen Stellen so willkührlich zerrissen und verdreht hat: so ist ein solcher Entwurf auch ziemlich überflüssig, da man mit Hülfe der den Paragraphen beygesetzten Marginalien, jeden Zeitraum leicht im

 Gan-

Ganzes übersehen kann. Es ist freylich überflüßig, das Unrecht, welches dergestalt zu wiederholtenmalen dem Verfasser und dem Verleger zugefügt wird, zumal da der leztere schon seit fünf Jahren ein kayserliches Privilegium über das Buch erhalten hat, begreiflich zu machen. Aber man darf doch wohl hoffen, daß endlich einmal kräftigere Maasregeln wider solche Unverschämtheiten sich werden gebrauchen lassen.

Dm.

Ueber den Nationalcharakter der Russen, nebst andern kürzern Aufsätzen ꝛc. der nordischen Miscellanen erstes Stück. Zweytes Stück — von Aug. Wilh. Hupel. Riga, bey Hartknoch 1781. 8.

Eine neue periodische Schrift, welche die Bekanntmachung von Abhandlungen, Aufsätzen und Nachrichten, die die Geschichte, Erdbeschreibung, Verfassung, Haushaltung, Handel u. dgl. von Rußland, Liefland, Ehstland und Curland betreffen, zum Zweck hat, und unter dem einsichtsvollen Herausgeber sehr nützlich werden kann. Die beyden vor uns liegenden Stücke enthalten folgende Artikel: 1) Ueber den Nationalcharakter der Russen. Der V., Hr. Hupel selbst, widerlegt hier, wie wir glauben, meistens mit Grunde, die vielen Unwahrheiten, welche ausländische Schriftsteller von dem Charakter der Russen ausgestreuet haben, und hat es sonderlich mit dem, schon in dem Antidote ou Examen du mauvais livre &c. sehr scharf widerlegten Abt Chappe, dem offenbar zu leichtsinnigen und unwissenden Marshall, der aber auch nur Cursory Remarks schrieb, und den Herren Belcour und Meyer zu thun. Ob indeß den V., aller seiner Versicherungen von Unpartheylichkeit ungeachtet, nicht bisweilen, vielleicht ihm selbst unwissend und wider seinen Willen, Partheylichkeit beschlichen habe, lassen wir dahin gestellet seyn. Hie und da ist es uns so vorgekommen. Auch war manche, jezt ganz, oder doch größtentheils ungegründete Beschuldigung ehedem, und wohl vor noch nicht gar langer Zeit, gegründet genug. Wenn z. B. einige Schriftsteller über die Bekehrungssucht der rußischen Geistlichkeit klagen, unser V. aber das eine boshafte Verläumdung nennt, und die tolerante Denkungsart der Russen rühmt, so haben gewissermaßen beyde

Theile

theils Recht, wenn man die Zeiten unterscheidet. Ob selbst gegenwärtig die Russen in den sehr entlegenen Provinzen, wo sie ungestrafter intolerant seyn können und der Aberglaube noch mehr Gewalt hat, sehr tolerant sind, stehet dahin. — Gern stimmen wir dem V. in demjenigen bey, was er von der Ehrliebe, Treue und Redlichkeit der Russen sagt; nur ist, wie uns dünkt, Belcour zu entschuldigen, daß er hierinn anders dachte. Wir haben sein Buch nicht zur Hand. Er führt aber, so viel wir uns erinnern, Thatsachen an, nennt die Personen namentlich, über welche er schreyt, läßt aber auch einigen alle ihnen gebührende Gerechtigkeit wiederfahren. Daß er sich manchmal zuweit fortreissen lassen und zu allgemein schließt, sind wir nicht in Abrede. Eben so unleugbar aber scheint es uns, daß Herr H. bisweilen auf der entgegenstehenden Seite zu allgemein spricht, und nicht bedenkt, daß er in diesem und jenem Stücke selbst die neuere Geschichte gegen sich haben dürfte. — Wenn er oft bemerkt, daß manche den Russen vorgeworfene wirkliche oder vermeynte Fehler bey andern Nationen eben so gut angetroffen werden; so ist das eigentlich kein Rechtfertigungsgrund für die Russen. Der Beobachter sagt blos: So habe ich dies Volk gefunden; hieraus folgt nicht, daß andre Völker nicht in manchen Dingen ihm ähnlich wären. Nur muß man nicht dergleichen mehreren Nationen gemeinschaftliche Eigenschaften oder Gebräuche als etwas dem Volke, welches man beschreibt, ausschlüssig Eigenes vorstellen, und Hr. H. hat allerdings Recht es zu rügen, daß dies von einigen Schriftstellern geschehen ist. S. 21. 22. heißt es unter andern: „Man thue einen Blick auf die Größe des Reichs, das bey einer ermunterten und fernerhin begünstigten Bevölkerung dereinst vielleicht gegen 3 bis 400 Millionen Einwohner fassen und ernähren könnte; das alle Arten von Bedürfnissen hervorbringt; das zum innern und auswärtigen Handel die glücklichste Lage, die ergiebigsten fast unerschöpflichen Bergwerke, den dankbarsten Boden, und alles, was eine zahllose Land- und Seemacht erfodert, in seinen eigenen, an einigen Orten von der Natur selbst befestigten Gränzen hat: was kann dereinst aus einer solchen Nation werden!" Im Ernste wird doch der Verf. nicht glauben, wie man hieraus schliessen sollte, daß das russische Reich, wenn es so bevölkert und cultivirt wird, ein einziger ungeheurer Staatskörper bleiben werde? Das wäre wider alle Analogie der Geschichte, wir möchten fast sagen, wider die Natur der Menschen und

menschlicher Einrichtungen. — Kurz diese Abhandlung enthält viel Richtiges und Gutes, muß aber mit Vorsicht gelesen werden.

2) Ueber die Bevölkerung des rußischen Reichs. Der Inhalt läuft darauf hinaus, daß zwar die gegenwärtige Bevölkerung Rußlandes der Größe des Reichs bey weitem noch nicht entspreche, daß aber die bisherigen Angaben der Volksmenge zu klein und unzuverlässig sind, welches hinlänglich erwiesen wird, daß aus den hier angeführten Gründen, deren Richtigkeit unleugbar ist, die Anzahl der Einwohner des ganzen Reichs sich noch nicht genau bestimmen lasse, und daß unter der jetzigen Regierung die Volksmenge einen sehr wichtigen Zuwachs erhalten habe. Beyläufig werden die Meinungen einiger Schriftsteller von den Ursachen der verhältnismäßig schwachen Bevölkerung Rußlandes geprüft und widerlegt, auch einige gute Anmerkungen über manche bisherige Hindernisse einer stärkern Bevölkerung eingestreuet. Zulezt sind verschiedene schon aus den öffentlichen Nachrichten bekannte Verfügungen angeführet, welche seit den lezteren 20 Jahren zur Aufnahme der Bevölkerung mit sichtbarem Erfolge getroffen worden.

3) Ueber die sogenannte einzige Auflage; von einem ungenannten liefländischen Edelmann. Ist wider das physiokratische System gerichtet, und verdient, von den Vertheidigern desselben erwogen zu werden.

3) Ueber die Staatseinkünfte des rußischen Reichs. Den Betrag der gesammten rußischen Staatseinkünfte nur einigermaßen genau zu bestimmen, ist sehr schwer, ja fast unmöglich. Selbst ein Reichsschazmeister würde das nicht können. (Ein Schriftsteller also, der sich über diese Sache erklären muß, kann nicht mehr thun, als die ungefähre Summe der Einkünfte nach den besten darüber vorhandenen Nachrichten angeben, und seine Quellen nennen; und wenn er das thut, so hätten die rußischen Herrn Autoren, die doch ebenfalls sich mit ungefähren Angaben behelfen müssen, eben nicht nöthig, darüber unzufrieden zu seyn. Es ist vielleicht eben so schwer, alle Einkünfte des kleinsten Staats ganz genau zu bestimmen, als die rußischen. Dergleichen Angaben sind immer nur aus den vorhandenen Datis gezogene wahrscheinliche Schlüsse, und sollen nur darthun, daß der Staat wenigstens die angegebne Summe von Einkünften habe). „Unwidersprechlich ist, heißt es hier, daß die rußischen Staatseinkünfte groß, zu allen nothwendigen Staatsaus-

gaben

gaben völlig hinreichend sind, und daß sie noch einen ansehnlichen Ueberschuß geben." Wenn der Verf. S. 178. sagt: „Wo andre Monarchen die Verdienste eines Mannes mit einem Porcellanservice belohnen, oder zur Bezeigung ihrer Zufriedenheit einige 1000 Thaler anweisen, da sind die kaiserlichen Einkünfte in Rußland hinreichend, ausser großen Strecken von Land und ansehnlichen Gütern, noch hunderttausende mit freygebiger Hand auszutheilen;" so bedachte er nicht, daß in einem andern Lande und unter andern Umständen ein Porcellanservice und einige 1000 Thlr. eben so viel und mehr werth seyn können, als in Rußland einige Hufen Landes oder 100000 Rubel. Und welcher von beyden ist größer, der viel Aufwand machen muß, um seine Zwecke zu erreichen, oder der, welcher eben diese Zwecke mit wenigem erlangt? — Der Staatsschulden wird hier nicht gedacht; doch hat Rußland deren, wo wir nicht irren, ob sie gleich nicht drückend sind.

5) Vom jetzigen Creditwesen und Wohlstand in Ehstland. Der Verf. bemüht sich, zu zeigen, daß es mit dem Creditwesen in Ehstland, einzelne Fälle ausgenommen, so mißlich nicht aussehe, als einige geglaubt, und zum Theil in öffentlichen Schriften geäussert haben; und er raisonnirt unsers Erachtens nicht unrecht.

6) Kurze Nachrichten, Anekdoten, Sagen oder Anfragen. Sie betreffen die jetzige Kaiserin, Peter den ersten, die Kaiserin Elisabeth, die rußischen Landgüter und deren Benutzung, die Lage von Korsun, die Ausübung des Näherrechts bey lief- und ehstländischen Landgütern, und die Ausrottung der in Liefland und Ehstland so schädlichen Wölfe. Was von der jezt regierenden Kaiserin und der Kaiserin Elisabeth gesagt wird, ist, einige Schmeicheleyen abgerechnet, wahr, aber zum Theil in einer gezierten Sprache geschrieben. Hr. Hupel muß nicht der Verf. dieses Aufsatzes seyn, an dem wir sonst eine simple und männliche Schreibart gewohnt sind. Daß Elisabeth die Todesstrafe schlechterdings aufhob, war, was man auch sagen mag, in Rußland wenigstens, ein politischer Fehler, der genug üble Folgen gehabt hat; womit wir jedoch dem häufigen Gebrauche der Lebensstrafen keinesweges das Wort reden wollen.

7) Ueber das lief- und ehstländische Kirchenpatronat: der erste Artikel des zweyten Stücks. Diese Materie ist hier sehr gut auseinander gesezt, obgleich, wie der Verf. selbst einräumt, nicht alle Dunkelheiten und Schwierigkeiten gehoben sind.

8) **Declaration der (noch jezt in Liefland und Ehstland Gesetzes Kraft habenden, bisher ungedruckten) schwedischen Kirchenordnung.**

9) **Von der jetzigen Einführung der Statthalterschaften in Rußland.** Der Vorzug der jezigen Statthalterschaften oder Gouvernemente vor den ehemaligen wird einleuchtend dargethan. Die Absichten der Kaiserin und ihrer Minister sind ohne Zweifel höchst ruhmwürdig, und die meisten neuen Einrichtungen an sich vortreflich. Ob sie aber die gehofte Wirkung in vollem Maaße gehabt haben, oder haben werden, ob die Nation bey allen den schönen Verordnungen wirklich um ein beträchtliches weiter gekommen, muß künftig die Erfahrung zeigen. Welche Leute von Erziehung und Kenntnissen lassen sich in den vielen neuangelegten Städten nieder? Sind es nicht meistentheils solche, die sich in den äusserst üppigen Hauptstädten ruinirt haben? Welche Begriffe bringen sie hin? Welche Muster können sie abgeben? — Uebrigens sollte man aus dem, was S. 194 steht, fast schliessen, als wäre Statthalterschaft und Gouvernement nicht gleichbedeutend in Rußland. Das ist es aber allerdings, obgleich Gouverneur nicht mehr das sagt, was es ehedem in Rußland sagte, da der Gouverneur, welcher sonst eben das war, was jezt der Statthalter ist, nunmehr unter diesem steht. Doch hat jeder Statthalter nur einen Gouverneur unter sich, nicht mehrere, wie hier S. 99 gesagt wird. 10) **Extract aus einer Deduction wegen des Landstaats von Liefland.** 11) **Ueber die Versorgung der Armen in Liefland.** Ein gutgemeynter, auch wohl ausführbarer Vorschlag, dem Betteln Einhalt zu thun. 12) **Kurze Nachrichten:** von der Kaiserin Catharina I., von welcher der V. es wahrscheinlich macht, daß sie eine Liefländerin gewesen, wofür sie auch andre schon gehalten haben — **Etwas von dem Charakter und der Regierung der Kaiserin Anna;** nicht sehr erhebliche Fragmente — **Einige rußische Gebräuche**, die längst bekannt und beschrieben waren — **Von einer besondern Krankheit in Sibirien;** wir glauben dies auch schon bey andern gelesen zu haben — **Ueber die Besichtigung der Heer- und Landstraßen in Liefland und Ehstland** — **Ueber gerichtlich deponirte Gelder** — **Von den Concursen;** endlich im Anhange: **Ueber die sich in einigen Gegenden äussernde Pferdeseuche.**

Um.

Ane-

Anecdoten zu Pombals Leben, nebst Nachrichten von der Regierung Joseph Emanuels leztverstorbenen Königs in Portugal, und dem Schicksale der Jesuiten in dortigen Gegenden. 1779. ohne Druckort. $5\frac{1}{2}$. Bogen. 8.

Von allen auf dem Titel vorkommenden Materien kann man etwas in dieser Brochüre finden, aber nichts mehr als was aus längst publicirten Nachrichten jedem Zeitungsleser bekannt ist. Zufrieden würden wir, und jeder Leser, den der Titel vielleicht getäuscht hat, hier Aufklärungen über die dunkle neue portugisische Geschichte zu finden, gewiß gewesen seyn, wenn hier auch nur die in vielen Schriften zerstreuten Nachrichten über die neuesten Revolutionen dieses Königreichs gesammelt wären. Pombal figurirt auf dem Titel mehr, als durch seine Handlungen und Thaten in der Schrift selbst, welche bloß die bekanntesten Erzehlungen über das Erdbeben von Lissabon, den vermeinten Königsmord, den lezten Krieg, und die Vertreibung der Jesuiten wiederholt. Seine Lebensgeschichte wird kurz und voller Unrichtigkeiten in einer Note erzehlt. Doch wem sollte derglei- chen auffallen in einer Schrift, deren V. nicht einmal weiß, daß Malagrida öffentlich hingerichtet ward, und der seine Quellen so Copistenmäßig nachschreibt, daß er auf einen ersten Theil verweißt, wo einige hier kurz behandelte portugisische Materien weitläuftiger ausgeführt seyn sollen, der aber nur entweder in des V. Schreibepult, oder wahrscheinlicher in irgend einem gedruckten Buche vorhanden seyn kann. Wer also Josephs und Pombals Regierung richtiger und ausführlicher zu lesen wünscht, muß sein Geld abermals daran wagen, und das vor kurzem zweymal zu Trieste, und Weimar angekündigte Leben Pombals aus dem italienischen übersezt, kaufen, worinn wir allerdings mehr Unterricht und Aufklärung erwarten, gesezt der V. wäre auch, wie es fast scheint, ein vertriebener Exjesuite. Bis dahin wollen wir Liebhabern der neuern Geschichte lieber, Pombals Vertheidigungsschrift in der dritten Lieferung der so reichhaltigen Materialien zur Geschichte und Statistik empfehlen, ein wichtiges Stück zur Beurtheilung dieses merkwürdigen Ministers und der portugisischen Staatsverfassung.

Dg.

11) Gelehrte Geschichte.

Johann Paul Reinhards Einleitung zu einer allgemeinen Geschichte der Gelehrsamkeit. Erster Band. Erlangen, 1779. Bey Schleich. 1 Alph. 10 Bogen in 4.

Die lezte Arbeit eines bekannten Schriftstellers, über deren Abdruck er hinstarb. Sein Kollege und ehemaliger Zuhörer, Herr Hofrath Harleß, unterzog sich der Fortsetzung vom Bogen U an, und machte in dem, vermuthlich nicht ganz befeilten Manuscript Zusätze und Verbesserungen, aber so, daß man nicht weiß, was von ihm oder von Reinharden herrühret: doch kann man hier und da aus der Verschiedenheit des Stils die Urheber errathen. Reinhards Absicht war, das ganze Werk auf einmal bis zur Michaelmesse 1779 abgedruckt zu liefern. Da aber sein unvermuthetes Absterben dies hinderte; so mußte es in zween Bände vertheilt werden. Herr Harleß versprach in der Vorrede, den andern Band im gleich darauf folgenden Jahre auszufertigen; wir waren deswegen entschlossen, ihn abzuwarten, um desto sicherer von dem Ganzen urtheilen zu können: aber noch zur Zeit ist er nicht erschienen; und der neueste Meßkatalog macht keine Hofnung dazu. Wir wollen daher, um das Buch nicht gar zu alt werden zu lassen, anzeigen, was man in diesem ersten Bande zu suchen hat.

Nach einer Einleitung, worinn das Reich der Wissenschaften mit den weltlichen Staaten verglichen, die verschiedenen Ursprünge der Wissenschaften und die Ursachen ihres Flors zu gewissen Zeiten und in gewissen Ländern angegeben, die Gelehrtenhistorie desinirt und ihr Gebrauch und Mißbrauch bestimmt wird, folget der erste Theil, in dem die Gelehrtengeschichte analytisch vorgetragen wird, und zwar unter folgenden Rubriken oder Abtheilungen; 1. Vom Zustand der menschlichen Erkenntniß vor der Sündfluth. 2. — Nach der Sündfluth bis auf die Kriege der Griechen mit den Persern. 3. Von da an bis auf die Zeiten des Kaisers Augustus. 4. Bis auf Konstantin den Großen. 5. Bis auf den Untergang des Weströmischen Reichs. 6. Bis auf die Zeiten Karls des Großen. 7. Bis

auf

auf das Ende des eilften Jahrhunderts. 8. Bis auf die Wiederherstellung der schönen Wissenschaften. 9. Bis auf die gegenwärtigen Zeiten. Von der 5ten Abtheilung an sind Unterabtheilungen nach den einzelnen Jahrhunderten gemacht. Hierauf folgt der Anfang des zweyten Theils, worin die Gelehrtengeschichte synthetisch dargestellt wird; nemlich gegenwärtig nur die beyden ersten Kapitel: 1. Geschichte der bildenden Künste, der Bildhauerey, Steinschneiderey, Mahlerey und Kupferstecherey, nebst dem Holzschneiden. 2. Geschichte der redenden Künste, der Musik, Dichtkunst und Beredsamkeit. Im zweyten Bande verspricht Hr. Harleß, den Rest darzulegen, nemlich die gelehrte Geschichte der Sprachen, und der übrigen Wissenschaften, die insgemein zur philosophischen Facultät gerechnet werden, wie auch die Geschichte der Theologie, Rechtsgelehrsamkeit und Arzneykunde, nebst den nöthigen Registern.

Die Absicht des V. war, ein Handbuch, und zwar ein vollständiges Handbuch der allgemeinen Gelehrtengeschichte zu verfertigen, das zunächst seinen Zuhörern nicht allein zum Leitfaden, sondern auch zum Nachlesen dienen könnte. Es durfte also nicht bloßes Skelet, aber doch auch kein ganz ausgearbeiteter Körper, kein System werden, und wir hoffen, daß der andere Band nach diesem Maasstab werde behandelt werden.

Da der seel. Reinhard, der Vorrede zu Folge, dreyßigmal über Heumanns Conspectum reip. litter. gelesen hatte: so konnte er freylich die Mängel desselben genau kennen lernen, und uns etwas besseres hinterlassen. Sehr vernünftig war es, die ganze Wissenschaft auf eine doppelte Weise vorzutragen; erst analytisch, nach dem allgemeinen Gang der Aufklärung, um den Ursprung und die Kultur des menschlichen Wissens zu zeigen; und dann synthetisch, wo der Wachsthum und die verschiedenen Zweige einer jeden Wissenschaft besonders abgehandelt werden: denn sonst entsteht bey diesem Studium die größte Verwirrung. Reinhard war bey der Ausführung dieses Plans, so weit sie in diesem Bande vor uns liegt, nicht ganz, aber doch ziemlich glücklich. Man wird wenig Materien vermissen, die er nicht wenigstens berühret hätte; auch die Schreibart kommt uns etwas gefälliger vor, als in seinen übrigen Compendien. Fast alles ist kurz gefaßt und körnicht ausgedrückt. Es würde daher dem Werke vortheilhaft gewesen seyn, wenn er selbst, ein so erfahrner Litterator, dasselbe ganz hätte ausführen können. Denn zu den übrigen Kapiteln soll er nur Bruchstücke hinterlassen haben.

Wir

Wir müssen nun auch anzeigen, was uns an dieser Arbeit nicht gefällt. Erst die Unterabtheilungen nach Jahrhunderten im analytischen Theil des Werks. Es ist eine alte Weise, die aber heut zu Tage billig abgeschaft werden sollte; denn wo hat sich irgend eine menschliche Angelegenheit oder die Kultur einer Wissenschaft nach einer bestimmten Zeit gerichtet? Das Steigen und Fallen der Aufklärung des Menschengeschlechts ist ja nicht abgezirkelt oder nach einem gewissen Plan eingerichtet, sondern hängt von Zufällen ab; und diese Zufälle sind es, die man zu Epochen und Perioden machen muß.

Ferner, können wir das Werk nicht, wie es doch der Titel verlangt, als eine allgemeine Geschichte ansehn. Denn es schränkt sich fast ganz auf Europa und auf die bekanntern Nationen ein, unter denen Wissenschaften und Künste vorzüglich geblühet haben, oder noch blühen. Also nichts von den Kenntnissen der Sinesen; denn das wenige, was S. 162 davon vorkommt, kann gar nicht in Anschlag gebracht werden; und doch besitzen wir jetzt Hülfsmittel genung, um etwas taugliches über die Kultur in Sina sagen zu können. Vielleicht soll das, was am angeführten Ort steht, zur Entschuldigung dienen: „Die wenige Erkenntniß der Malabaren, und andrer Völker, verdient den Namen der Gelehrsamkeit nicht." Wohl wahr, wenn man unter Gelehrsamkeit Europäische Weisheit versteht: aber in einer allgemeinen Geschichte der Wissenschaften und Künste müssen von Rechts wegen auch alle Völker des Erdbodens, alter und neuer Zeit, aufgestellt, und nach Maasgabe der vorhandenen Hülfsmittel, gezeigt werden, wie weit es ein jedes gebracht habe, auf welcher Stufe der Kultur es stehe, was für Verdienste es sich um diese oder jene Wissenschaft und Kunst erworben, was für Erfindungen es gemacht habe rc. So findet man hier auch nichts von den Kenntnissen der Hindous, die doch wahrscheinlich so verächtlich nicht sind; nichts von den heutigen Persern; von den Osmanen blutwenig; von den Amerikanern gar nichts: und doch waren die Mexikaner und Peruaner so gar dumm nicht. Aus dem allen erhellet, daß man die Litterarhistorie nicht nur analytisch und synthetisch, sondern auch ethnographisch oder chorographisch beschreiben müsse, wenn man dem Studium derselben vollkommen Genüge leisten will.

Mit dem, jedem Jahrhundert beygefügtem Verzeichniß gelehrter Männer, kann man durchaus nicht zufrieden seyn.

Bey

Vor allen Dingen möchte man fragen: Wozu blosse Namen? Lieber nur die allermerkwürdigsten Männer, die in einer Wissenschaft oder Kunst Epoche gemacht oder sich sonst stark ausgezeichnet haben, kurz, aber treffend charakterisirt! Der Lehrling kann dabey doch etwas denken, und dem Lehrer giebt es Anlaß zu nähern Erläuterungen. Und wenn nur noch diese Namenverzeichnisse nach einer gewissen Ordnung eingerichtet wären! Heumann in seinem Conspect hat auch blosse Namen; aber sie erscheinen doch in alphabetischer Ordnung. Hingegen bey Meinharden steht alles durcheinander; gestorbene und lebende; Deutsche, Franzosen, Schweden u. s. w. groß und klein, jung und alt. Blos nach den Wissenschaften hat er sie zusammengehäuft, und auch da nicht immer fein genug unterschieden. Z. B. Bey den Kritikern und Philologen. Quanta vis virorum obscurorum nominumque ignobilium! Da paradiren Nösselt und Zißler, Junkheim und Georgi, Spalding und Stemmler, Döderlein und Sixt nebeneinander. Dort brilliren Jacobi und Heß, Lutz und Petermann, von Gerstenberg und von Spilker, Gellert und Schönemann, Klopstock (oder wie es hier heißt: Klopfstock) und Adami rc. worunter, sezt der V. hinzu, viele sind, welche nun schwerlich mehr gelesen werden. Ja wohl nicht mehr gelesen werden, deren Namen man nicht einmahl mehr kennt! Wozu nun also das heillose Gemengsel?

Ueber die Citaten, die unter den Paragraphen stehen, haben wir auch nicht geringe Beschwerden zu führen. Sie sind gar nicht zweckmäßig eingerichtet. Oft fehlen wichtige Schriften, und geringe sind angeführt; z. B. Bey der Materie von dem Zustand der Wissenschaften im Fränkischen Reich sind ein paar dürftige Dissertatiönchen citirt, die Hauptschriften aber nicht, nämlich *le Beuf* Diss. sur l'état des sciences en France sous Charlemagne (à Paris 1732, 12.) und desselben Diss. sur l'état des sciences dans les Gaules dépuis la mort de Charlemagne, jusqu' à celle du Roy Robert (im 2ten Th. seines Recueil de divers ecrits &c. à Paris 1738). Solche Beyspiele könnten wir Dutzendweiß anführen. — Oft ist auch bey einem Paragraphen eine Schrift citirt, die entweder hätte wegbleiben, oder mehrere citirt werden sollen. So steht z. B. S. 86. beym 118ten §. eine Disputation de Roscelino: warum denn aber nur von diesem, nicht aber auch von den übrigen, weit berühmtern Männern, die in demsel-

ben

ten Paragraphen genannt sind? Wie schicklich wäre es gewesen, bey Berengar'n Lessings bekannte Schrift zu citiren! bey Adam von Bremen, J. H. v. Seelens Dissertation in seinen Miscell. u. s. f. — Warum sind bey Erwähnung der Pariser Universität Boulay und Crevier angeführt: bey Bologna aber niemand? — Warum finden sich bey minder merkwürdigen Gelehrten Litterarnotizen: hingegen bey sehr merkwürdigen oft nicht? Bey Petrarca (S. 99) steht Sade obgleich nicht ganz genau (denn seine Mémoires bestehen nicht aus 4, sondern aus 3 Bänden, die 1764 — 67 gedruckt worden. Die deutsche Uebersetzung oder vielmehr der Auszug hätte auch Erwähnung verdient): Dante hingegen, dem R. wie billig, große Verdienste beylegt, geht leer aus; wenigstens hätte doch sein neuester Biograph, Chabanon, genennt werden sollen rc. rc.

Bey dem Anfang des synthetischen Theils, wo die Geschichte der Künste vorgetragen seyn soll, liese sich viel erinnern; denn sie ist sehr ärmlich und mangelhaft. Nicht einmahl die häufigen Hülfsmittel sind dabey gehörig genuzt worden. Man halte nur einmal Büschings neuen Entwurf einer Geschichte der zeichnenden Künste dagegen! Schnitzkunst, Gartenkunst und Baukunst fehlen ganz. — Bey Gelegenheit der Wachsmahlerey (S. 188) ist blos der Baron von Taubenheim angeführt; der wahre Erneuerer hingegen, Calau, nicht; auch nicht die interessante Abhandlung des Grafen von Caylus. Bey der Materie vom Holzschneiden und den Spielkarten fehlen die wichtigsten Data. Bey der Musik der Alten, die klassischen Abhandlungen des Franzosen Burette in den Memoires de l'Acad. des Inscript. Doch was fehlt hier nicht alles! Die Kindereyen eines Simmias Rhodius werden (S. 218) mahlerische Sinngedichte genennt, und die Jugend nicht dagegen gewarnt. Unter den neuern Romandichtern werden blos Hermes mit seinen Sophiens Reisen und Wieland aufgeführt. Doch genug! Die Bearbeitung der artistischen und poetischen Litteratur hätte ganz andern Männern aufgetragen werden sollen.

Zum Beschluß nur noch einige einzelne Anmerkungen! S. 19 versichert Reinhard ohne alle Bedenklichkeit, unter dem Hermes der Alten wäre der Patriarch Joseph verborgen. Eben so zuversichtlich behauptet er S. 20, Lumpenpapier wäre schon im zehnten Jahrhundert in Italien vorhanden gewesen. Das Buch Hiob macht der V. (S. 23) wider alle Beobachtungen der neuern biblischen Kritiker, sehr alt. Beym Orpheus (S. 38) hätten

ten billig Gesners vortrefliche Abhandlungen angeführt werden sollen. — Von den Etrutiern, oder vielmehr Etruscern, wird sowohl S. 35 als 170 viel zu wenig gesagt: da sie doch durch die neuern kritischen Untersuchungen des Hrn. Hofr. Heyne bedeutender und interessanter für unsre Wißbegierde geworden sind, als ehedem. — Was S. 50 vom Odin als ausgemachte Wahrheit steht, ist noch vielen Zweifeln unterworfen. — S. 100 bey Gelegenheit der Universität zu Prag hätte statt Wolfmanns Gloria universitatis Pragensis lieber des Prof. Voigts zu Wien Geschichte derselben angeführt werden sollen, die im 2ten Band der Abhandlungen einer Privatgesellschaft in Böhmen befindlich ist; und S. 114 bey der Wittenbergschen Universität, Sennerts Fortsetzer, Georgi mit seinen Annalibus Acad. Wittenberg. 1775. 4. — Wenn auch der Verf. S. 117 die Italienischen Akademien nicht spezifiziren wollte; so hätte er doch wenigstens auf Jarkens Verzeichniß verweisen können. Bey Lambecii Comment. de bibliotheca Vindobonensi würden wir der neuen, sehr vorzüglichen Ausgabe des Herrn Kollar erwähnt haben, und S. 141 bey Gelegenheit der Göttingischen Universität, Pütters Beschreibung. Doch überhaupt scheint es, als wenn Reinhard seinen bekannten Haß gegen alles, was Göttingisch heißt, dadurch habe abkühlen wollen, daß er keines dortigen Gelehrten erwähnte, und S. 143 bey dem Verzeichniß berühmter Bibliotheken, die Göttingische übergieng.

† * †

Betrachtungen eines Freundes bey dem Grabe des den 19. Nov. verewigten verdienstvollen schlesischen Patrioten, Weltweisen und Menschenfreundes — Heinrich Gottfried Grafen von Matuschka. Breslau 1780. kl. 8. 15. Bog.

Dies ist weder eine Lobrede noch Lebensbeschreibung des grossen in der That um sein Vaterland sehr verdienten Mannes, sondern seine Schilderung nach den auf dem Titel angegebenen drey Punkten, woraus man den Verstorbenen mehr als aus einem kahlen Verzeichnisse der Epochen seines Lebens kennen lernt. Die Schreibart ist der Lage angemessen, in der der V. sich uns darstellt, ernsthaft und männlich, mit untermischten wahren Bemerkungen über ein entgegengesetztes Verhalten vieler Herren

ren von Stande, z. E. im Studio der Alten und der Wissenschaften, auf Reisen, im bürgerlichen und häuslichen Leben; dabey doch so unterhaltend, daß Recensent diese Schrift nicht ehe weglegen konnte, bis er sie ganz gelesen, ungeachtet ihn kein Patriotismus dazu veranlaßte, und er sonst die Programmen, Elogen u. s. f. gern bey dem ersten Bogen wieder weglegt, und er vermuthet, daß mehrere außer Schlesien sie mit Vergnügen gelesen haben.

If.

---

12) Philologie.

Neue und gründliche Erklärung der siebzig Wochen, Daniel IX. 24-27, da erwiesen worden, daß die eine, als siebenzigste Woche noch zukünftig und nahe sey, von G. F. Chimonius, Pastor zu Birkenwerder. Berlin, bei Birnstiel 1779.

Die Meynung des V. ist kurz diese: der lezte Krieg und der lezte Zorn Gottes, von dem die Stelle Daniels rede, sey noch nicht gekommen: werde aber nunmehr **bald** einbrechen — gegen die Spötter und Feinde der Religion Jesu. Mehr brauchen Forscher der Propheten nicht zu wissen, um das Fach zu bestimmen, in welches sie dieses Buch bringen sollen.

Noch müssen wir bemerken, daß es dem Herrn Ritter Michaelis in Göttingen, einem Freund des V. in seinen frühern Jahren zugeeignet ist. Für den künftigen Biographen des Herrn Ritters müssen wir eine Stelle aus der Dedication hersetzen, weil ihm vielleicht dieselbe entgehen könnte. „Nach Dero Rückreise von Meinersen nach Halle (heißt es) haben Dieselben von dorther mich noch einmal mit einem Handschreiben vom 14 Sept. 1736 beehrt, welches sich mit den Worten aus Röm. I, 16. anfing: ich schäme mich des Evangelii von Christo nicht: denn es ist eine Kraft Gottes, die 2c. und mit dem Verse eines bekannten Lieds: Drum, wer sollte sonst was lieben, und sich nicht beständig üben, des Monarchen Braut zu seyn: muß man gleich dabey was leiden, sich von allen Din-

Dingen scheiden, bringts ein Tag doch wieder ein, sich endigte." — —

G.

M. Joh. Gustav Herrmann, Pred. in Frankfurth an der Oder, Griechisch-Deutsches Wörterbuch des Neuen Testaments. Frkf. O. 1781. 8. 1 Alph. 4 B.

Der Mangel an solchen Büchern für die angehenden Leser des N. T. hat den V., wie leicht zu erachten ist, nicht bewegen können, dies Wörterbuch herauszugeben. Er führt selbst in der Vorrede einige an, und vorzüglich Pet. *Minters* Lexicon Græco-latinum in N. T. Francof. M. 1728. dessen Ordnung er in dem seinigen zum Grunde gelegt hat. Die einzige Veranlassung hat ihm die Bemerkung in seinem ehemaligen Schulamte gegeben, daß es schädlich sey, junge Leute nach gemeinem Gebrauche das Griechische N. T. in das Lateinische übersetzen zu lassen, da ihnen diese Sprache, durch welche sie sich ausdrucken sollen, selbst noch zu wenig bekannt sey. Damit nun die bessere Methode, die er empfiehlt, das N. T. nemlich immer in die Muttersprache übersetzen zu lassen, erleichtert und befördert werden möchte, hat er sich, wie es scheint, entschlossen, dies Griechisch-Deutsche Wörterbuch herauszugeben. Für seine Bestimmung ist es ziemlich gut eingerichtet. Wir sind, indem wir es durchblätterten, auf nichts gestoßen, das in Ansehung der Worterklärung befürchten liese, daß junge Leute durch falsche Begriffe irre geführet würden. Aber freylich können wir auch besondere Vorzüge nicht anführen. In der Vorrede bemerkt der V., daß im N. T. überhaupt 5442, und ohne Nomina propria 4900 und etliche 50 Wörter vorkommen. Davon kommen 2820, Nomina propria mit eingerechnet, nur einmal vor; ohne die leztern 1600 und einige achtzig. Wir wissen nicht, ob etwan jemanden an dieser Anzeige gelegen seyn mag, daher haben wir sie hieher setzen wollen.

Fg.

Der Talmudische Tractat Peah, von dem Ackerwinkel. Aus der hierosolymitanischen Gemara über-

übersezt und mit Anmerkungen erläutert, nebst einer Abhandlung von der Versorgung der Armen bei den Juden, von Johann Jakob Rabe. Anspach bei Haueisen 1781. 155 S. in 4. nebst 3 Bogen Vorerinnerungen.

Eine neue Probe von der grossen Bekanntschaft des Uebersezers mit dem Talmund; diesmal aus der hierosol. Gemara. Zur Empfehlung der Arbeit kein Wort! das Publikum weiß schon, daß es nicht leicht Hofnung hat, die Gemara so wie die Mischna übersezt zu erhalten, wenn Herr Rabe seine Hand von dieser Arbeit abzöge. Vermag die Ermunterung der allgemeinen deutschen Bibliothek bey dem V. etwas, so sey er hiemit aufs feyerlichste aufgefordert, uns das Werk vollends zu geben, das er mit so vielem Glück angefangen hat: Das Publikum wird den Verleger, wenn gleich nicht auf einmal, doch allmählig gewiß entschädigen. Die Vollendung dieser Arbeit ist ein Verdienst um Juden und Christen: und warum sollten nicht beyde in unsre Wünsche einstimmen?

Eine Probe aus dem Buch ist unnöthig, da wir schon bey andern Gelegenheiten ähnliche Proben gegeben haben Die Abhandlung des V. über die Versorgungsanstalten für Arme bey Juden erstreckt sich hauptsächlich auf die spätern Zeiten, und sind ein angenehmer Beytrag zu einer Jüdischen Geschichte. Wenn wird doch diese einmal einen würdigen und unpartheyischen Bearbeiter finden!

Fw.

Opera omnia sanctorum Patrum græcorum, græce et latine, Vol. VII. Origenis Adamantii opera omnia, ad editionem Parisiensem Caroli de la Rue recusa, Tom. I. Wirceburgi, apud Stahelium. 1780. 1 alph. 17 plag. 8.

— Vol. VIII. Origenis opera, Tom. II. 1780. 1 alph. 11 plag.

Wir freuen uns, daß das nützliche Institut, die Werke der griechischen Kirchenväter in so bequemen Format und zu billi-

billigen Preisen den Liebhabern in die Hände zu geben, einen so guten Fortgang hat. Die Einrichtung ist aus den vorhergehenden Theilen schon bekannt. Wir haben daher weiter nichts zu sagen, als daß diese zwey Bände die acht Bücher des Origenes gegen den Celsus enthalten.

Ho.

Versuch einer mythologischen Dactyliothek für Schulen, oder Einleitung in die griechische und römische Götterlehre zur Erläuterung der klassischen Schriftsteller und Denkmäler der Kunst auf antiken geschnittenen Steinen, von Anton Ernst Klausing, Professor der Alterthümer und Philosophie zu Leipzig rc., im Verlage der Rostischen Kunst-Handlung. 1781. gr. 8vo 206. Seiten.

Lobenswürdig sind dergleichen Unternehmungen, wodurch die Kenntniß des gebildeten Alterthums erlernet und erweitert werden kann. Der Verleger hat in einem besondern Kästchen, in Form eines grossen Octavbandes, zum Unterricht der Jugend, 120 rothe Schwefelabgüsse von geschnittenen Steinen geliefert, welche die Abbildungen und vorzüglichsten Thaten der 15 hohen Götter und Göttinnen vorstellen. Diese hat der gelehrte Herr Professor K. zu erläutern in nur angezeigtem Werke übernommen; gewiß eine mühsame und mit vieler Belesenheit verfertigte Schrift, die selbst dem Lehrer Nutzen schaffen und Mühe ersparen wird. Es ist wegen Menge der Sache kein Hauptinhalt hiervon zu geben möglich, man findet die Bilder und vorzüglichsten Thaten des Saturn, der Cybele, des Jupiter, der Juno, des Apollo, der Diana, des Neptun, der Minerva, des Mars, der Venus, des Vulkan, der Ceres, des Bacchus, Pluto und Merkur, angeführt, und durch Stellen der Alten schön erläutert; auch dann und wann höret man den Verfasser selbst reden und andere verbessern, z. B. Seite 166. gut wider Winkelmann von dem doppelten Gürtel der Venus. Wir hoffen, der V. werde uns bald den zweyten Theil schenken, darauf denn vermuthlich die Mythologie ganz erläutert seyn wird. — — Von der Fabrik der Abdrücke noch etwas zu gedenken, erinnern wir 1) daß uns die Wahl zur Schwefelmasse, wegen

gen der schlechten Dauer, denn in der Sammlung, die wir itzt vor uns liegen haben, sind schon einige Stück gesprungen, nicht gefallen, auch daß 2) das nach Lipperts Weise angenommene, darauf Schmieren oder Bronziren die Vorstellungen stumpfer mache, und dann 3) der Preiß dieser 120 Stücke schon a Proportion der Lippertischen, geschweige denn der Römischen, die doch noch immer wegen ihrer Schärfe den Vorzug haben, für uns arme deutsche Gelehrten zu hoch sey — Bey der getroffenen Wahl der Gemmen, glauben wir nicht, daß diese alle antik sind, z. B. No. 21 und No. 23. ist uns ein vortreflich Bild der Proserpina, aber nicht der Juno; auch können wir No. 62. u. 63. nicht für Köpfe des Mars, sondern ersteres, eines griechischen Heldens, und leztres, des Paris halten.

Am.

Hebräisches Elementarbuch von J. C. F. Schulz. Professor der morgenländischen Sprachen in Giessen. Poetischer Theil. Halle bey Gebauer, 1781, in 8. 170 Seiten.

In dem vorhergehenden prosaischen Theile dieses hebräischen Elementarbuches, welcher im J. 1780 in demselben Verlage herausgekommen ist, (S. unsre Bibl. XLIV. B. S. 506.) hatte der Verfasser folgende Schriftstellen: B. d. Richter IX. 8 — 15; 2 Sam. XII, 1 — 4; Sprüchw. VI, 6 — 11. X, 5. 26. 27. XI, 20. VI, 17. 18; 1 Mos. XLIV, 18 f. f. 1 Mos. XXII, 1 — 13; 1 Mos. XVIII, 23 — 32. Sprüchw. XII, 1. 5. 11. 15. 22 f. f.; 1 Mos. XXIV, 3 Sprüchw. XIII, 3 f. f.; 5 Mos. VIII, und Richter XIV, 12 f. f. gewählt. Gegenwärtiger poetische Theil enthält Ps. 123. Ps. 113. Ps. 86. Ps. 124. Hiob XXXIX, 19 — 25. Ps. 104. Jes. V, 20 — 30. Ps. 145. Ps. 91. 2 Mos. XV, 1 — 19. Ps. 55. und 5 Mos. 32. Die Einrichtung ist diese, daß unter dem Text jedesmal eine zweyfache Art von Noten erscheinet: die erste, unter dem Namen Var. Lect. ist kritischen Inhalts, die andre, enthält Interpretation: jene lateinisch, diese deutsch. Die Absicht ist laut der Vorrede, daß der Anfänger durch jene zur Kritik angeführt, und nach und nach in einige Bekanntschaft mit den Quellen und Hülfsmitteln gebracht werde; durch diese aber Dichtersprache, Dichtergefühl, und überhaupt die gesunde Auslegungskunst morgenländischer Poesien

lernen

lernen sollte. Dieser Zweck ist der beste von der Welt; auch hat der V. in der kleinen Vorrede ein paar Worte darüber gesagt, die viel gutes enthalten. Aber wird man es billigen können, daß er in seinen eigenen vermeinten Verbesserungen des masorethischen Textes bisweilen so sehr dreist verfähret, und sie manchmal wohl gleich ohne Umstände in den Text hineinsezt? Hier sind Exempel. Bey Ps. 145, 4. 5. will er, anstatt יַגִּידוּ: הֲדַר lesen: יַגִּיד: וַהֲדַר. Das Vau, meint er nemlich, wäre wohl aus Versehen eines Schreibers zu dem ersteren Worte gezogen, da es vielmehr vorne am leztern stehen sollte; welches denn einen andern Sinn giebt. Möglich ist das freylich; aber gesezt, daß die Gründe dafür auch noch so dringend wären; war denn dadurch der Kritiker berechtiget, diese Aenderung auch nur so ohne weitere Umstände gleich in seinen Text aufzunehmen, wie hier S. 43. geschehen ist? Aber es kommt dazu, daß das Gesez des alphabetischen Psalmes (und dieser Psalm ist ein solcher) diesem geradezu widerspricht. Denn der 5te Vers mußte sich nach der Regel mit einem He anfangen, und nicht mit einem Vau. Also eine höchst unglückliche Conjectur. Ferner, bey Ps. 91, 4. will er, man solle für: צִנָּה וְסֹחֵרָה אֲמִתּוֹ, wie in unserm masorethischen Texte steht, lieber צִנָּה יְסֹחֲרְךָ אֲמִתּוֹ lesen, und will das nicht allein; sondern rückt das auch nun wieder gleich in seinen Text S. 51. f. Mögen doch immerhin die Syrer und die LXX. und die Vulgata wirklich, wie es scheint, in ihrem Original hier so gelesen haben; ist denn gleichwohl nicht אֱמֶת sowohl, als צִנָּה, generis foeminini? Und kann also das Verbum יְסֹחֵר in genere *masculino* dabey stehen? Er mag sich in der Erklärung drehen und wenden, wie er will, so ist und bleibt es ein Sprachfehler. Nicht zu gedenken, daß die dem Verbo סָחַר hier gegebene Bedeutung, *circumdare*, noch zweifelhaft, ohne Beyspiel, und wenigstens nicht erwiesen ist. So auch bey 2 Mos. 15, 2. Mit solchen dreisten eigenmächtigen Emendationen des biblischen Textes giebt man warlich den Anfängern in der Kritik (für welche der Verf. doch hauptsächlich schreiben will) kein gutes Exempel. Auch thut so etwas kein guter Kritiker bey Profanscribenten. Statt der hebräischen Accente wählt der Verf. die bey uns gewöhnlichen, deutschen oder lateinischen Interstinktionen, so gar bis auf die Ruf- und Fragezeichen, welche denn alle, wie leicht zu erachten, verkehrt zu stehen kommen. (Z. E. Semicolon ; Fragezeichen ? u. s. f.) Kann

 man

man das billigen? Der Anfänger muß ja doch einmahl diese Kleinigkeiten mitlernen; ja, die Accente haben so gar Einfluß in die Lehre von den Vocalen. In dem ersteren prosaischen Theile, wo es eben auch bereits geschehen ist, konnte man solches allenfalls noch dulden; aber hier in dem poetischen auf keine Weise. Uebrigens wird wohl niemand gegen die Wahl der Stücke etwas zu erinnern haben; auch gestehe ich gern, daß das, was der Verf. in der Vorrede über die Methode des Unterrichts sagt, viel wahres; und daß insbesondere der angehängte Klavis ungemein viel brauchbares für den Anfänger, zumal auch zur Aufklärung der Hebraismen des N. T. enthalte. Allein, wozu diese biblische Chrestomathie, oder dieses Hebräisches Elementarbuch, wie es der Verf. lieber nennen will, mit alle dem nun im Ganzen genommen, eigentlich dienen solle, ist nicht wohl abzusehen. Soll es für den Lehrling oder für den Lehrer seyn? Für den einen ist es gewissermaßen zu viel, und für den andern zu wenig. Der erstere muß sich ja doch einmal die ganze hebräische Bibel anschaffen; und der leztere muß selbst so viel Verstand haben, daß er sich die besten Stücke zu seinem Zweck auszusuchen, und sie auf die rechte Weise zu bearbeiten wisse.

St.

Ausführliche Anfangsgründe der hebräischen Grammatik, ehemals nach Danzischen Lehrsätzen entworfen von Joachim Justus Rau D., jetzo verbessert und mit Einrückung seiner eignen schon gedruckten auch vieler neuen Anmerkungen, vermehrt von Georg David Kypke. Königsberg und Leipzig, bey Hartung. 1780. 208 S. in 8.

Anhang zu den Anfangsgründen der hebräischen Grammatik, welcher in sich fasset: 1) die paradigmata verborum, 2) die paradigmata nominum, 3) die paradigmata der pronominum inseparabilium, wie sie den nominibus, particulis und verbis hinten angehängt werden. 4) Einen kurzen Unterricht in der prosaischen Accentuation. Königsberg, bey Hartung, 1780. 50 S. in 8.

Wer

Wer in unsern Zeiten noch solche Bücher brauchen will, mag sie brauchen: wir können sie nicht empfehlen. Zu Gunsten jener kann auch noch ein dritter Tröster dienen, der zu gleicher Zeit und in Compagnie mit jenen erschienen ist:

Vocabularium hebraicum in Genesin secundum capitum ordinem digestum et in usum juventutis tam scholasticæ quam academicæ editum a *Georg David Kypke*. Regiomonti, 1780. sumtibus Hartungii. 124 S. in 8.

Jedes vorkommende Wort wird Vers für Vers nach seinem Radix angegeben, seine lateinische Bedeutung beygesezt, — mit einem Wort — das Ding ist eine Janua in Genesin! z. B. Genes. XLVII, 29. „אָסַר legavit, מֶרְכָּבָה currus, קְרָאת occursus, ראה 3. f. N. — u. s. f. — Das in Usum juventutis *Academicæ* hat uns bey dieser Beschaffenheit des Buchs einen tiefen Seufzer ausgepreßt!

G.

Friderici Guilielmi Dresdii elementa sermonis hebraici ad usus lectionum academicarum. Præmittitur auctoris libri Cosri de punctis Hebræorum vocalibus sententia. Wittebergæ in offic. libr. Ahlfeldiana. 1779. 130 Seiten in 8. die Vorrede 36 Seiten.

Die Vorrede bezieht sich auf einen von den Beweisen, aus denen man in neuern Zeiten das junge Alter unsers heutigen Punctationssystems darzuthun gesucht hat. Herr Michaelis glaubte aus einer bekannten Stelle im Buch Cosri erweisen zu können, daß man im 8ten Jahrhundert nach Christi Geburt nur drey Vokalklassen und 7 Vokalzeichen (die wir unten nennen werden) gehabt habe. Um dies Argument zu entkräften, beweißt der V. zuerst, daß das Zeitalter, in welches das Gespräch des Buchs Cosri gesezt wird, das Daseyn unsers heutigen Punctationssystems voraussetze; es gedenke eines R. Anan, der A. Chr. 640 gelebt habe. Dieser Anan sey derselbe, den

Karäer und Rabbaniten für den Mann ausgeben, der seine Parthey, die Karäer, von den Rabbaniten auf immer getrennt habe. Seit ihrer Trennung habe die Rabbaniten und Karäer ein so groser Haß gespalten, daß die Karäer von den Rabbaniten gewiß nichts, weder die ganze Punctation noch eine Veränderung in derselben angenommen hätten. Da nun die Karäer unsrer ganzen Punctation in ihren Handschriften folgten, so mußten sie dieselbe vor ihrer Trennung von den Rabbaniten, also vor den Zeiten des R. Anan gehabt haben, der der Urheber ihrer Trennung gewesen sey. Und da R. Anan vor dem 8ten Jahrhundert gelebt habe: so folge, daß in den Handschriften der Rabbaniten und Karäer schon vor dem 8ten Jahrhundert die heutige Punctation eingeführt gewesen. Kurz das Gespräch des Königs Cosri werde in eine Zeit verlegt, wo schon die jetzige Punctation existirt habe. — Hierauf geht der V. die Stelle selbst durch, auf die alles ankommt, und beweißt, daß sie keine von allen den Vokalzeichen, die wir jezo in unsern punctirten Bibeln finden, ausschliesse; daß zwar der V. des Buchs Cosri nur 7 Vokalzeichen, Kamez, Cholem, Schurek, Patach, Segol, Chirek, Zere anzunehmen scheine, daß aber Kübbuz unter Schurek, und Komez Chatuf unter Kamez von ihm begriffen werde, weil man zu seiner Zeit, oder wenigstens der V. des Buchs, Kamez und Komez, Schurek und Kübbuz auf gleiche Weise ausgesprochen habe. Uns hat der V. überzeugt: wir können aber durch einen Auszug die Sache nicht deutlich machen und empfehlen, daher wir die Ausführung dieses Puncts denen zum eigenem Nachlesen empfehlen, denen daran gelegen ist. — Zulezt beweißt der V., daß die Eintheilung der Vokalen in die drey Klassen, oder ihre Reduction unter 7 Namen, (welche das Buch Cosri enthält) nicht so alt wie die Zeiten sey, in die das Gespräch versezt wird, d. i. nicht so alt, als das 8te Jahrhundert. R. Juda Chiug (im 11ten Jahrhundert,) der erste jüdische Grammatiker, habe sie erst erfunden, und in der Grammatik eingeführt, und der V. des Buchs Cosri habe nur in die Vorstellungen und Begriffe und Sprache seines Zeitalters das Gespräch eingekleidet, das er (der im 12ten Jahrhundert lebte) ins 8te hinab verlegt; kurz, er habe einen Parachronismum in seinen Vorstellungen begangen. Und zu R. Chiug's Zeiten sey bekanntlich unser heutiges Punctationssystem schon in Ordnung gebracht gewesen.

Wir

Wir können hierinn, wenn wir gerecht seyn wollen, dem Verfasser unsern Beyfall nicht versagen. Seine Beweise sind unserm Ermessen nach treffend, und niemand muß in Zukunft mehr die Neuheit unsers jetzigen Punctationssystems aus dem Buch Cosri erweisen wollen. Aber wenn er, wie es scheint, nun auch alle andern Gründe für das junge Alter unsers heutigen Punctationssystems umstoßen will: so möchte er schwerlich eben so glücklich seyn. Wir haben nie viel auf die Stelle im Buche Cosri gebaut. Es ist im 12ten Jahrhundert geschrieben; es enthält ein fingirtes Gespräch, das im 8ten Jahrhundert gehalten seyn soll: hat der V. des Buchs auch das Decorum überall beobachtet? hat er dem 8ten Jahrhundert nicht Kenntnisse, Vorstellungen und Ausdrücke seines Zeitalters geliehen? — So haben wir immer (ehe wir des V. Widerlegung gelesen hatten) gefragt — und das aus dem Buch Cosri entlehnte Argument für die Jugend unsrer jetzigen Punctation sehr leicht befunden; — doch nun von der brauchbaren Vorrede zum Buch selbst.

Die Grammatik folgt im Ganzen der gewöhnlichen Methode; ihr Eigenthümliches besteht in der möglichsten Kürze, und daß alles in allgemeinen Regeln gefaßt ist, und keine Paradigmata entworfen sind. Ob diese abstraktere Methode der andern sinnlichen vorzuziehen sey, muß die Erfahrung lehren. Die unsrige ist für die letztere und gegen die des Verfassers. Da man es aber jedem Lehrer überlassen muß, seinen Einsichten zu folgen und man es auch niemanden verdenken sollte, wenn er sein eigenes Lehrbuch schreibt: so haben wir nichts weiter zu erinnern.

G.

Wilh. Fr. Hezel's Anweisung zum Hebräischen, bei Ermangelung alles mündlichen Unterrichts. Weimar, Hofmanns Erben, 1781. 8. 1 Alph.

Hr. Hofr. Hezel meldet in der Vorrede dieses kleinen Werks, daß er zu gleicher Absicht eine ähnliche Anweisung für die Arabische Sprache entworfen habe, die bereits in den Händen des Verlegers sey. Letztere Arbeit mißbilligen wir nicht so sehr, da sich bey derselben der gute Grund denken läßt, mancher junge Mensch wünsche einen Leitfaden zu haben, durch welchen er

sich, bey Ermangelung des mündlichen Unterrichts, der etwas seltener ist, als der im Hebräischen, selbst helfen könne. Hingegen wie es dem V. beykommen können, eine dergleichen Anleitung zum Hebräischen heraus zu geben, dies ist uns darum unbegreiflich, weil wir voraussetzen, daß sicher auf keiner Universität, und nicht leicht auf einer etwas vollständig eingerichteten Schule, der mündliche Unterricht in dieser Sprache vermißt werde. Irren wir uns in dieser Voraussetzung, so fällt unsere Verwunderung weg, und das Unternehmen des V. hat alsdenn alles für sich, wodurch es entschuldigt und gerechtfertigt werden kann. Ohne daß wir Lust haben, dieses weiter zu untersuchen, eilen wir, den Lesern einige Nachricht von der innern Einrichtung des Werks zu geben.

Der gesammte Inhalt besteht aus drey Abtheilungen: I. Vom richtigen Gebrauch meiner (des Hrn. Hezels) ausführlichen hebr. Sprachlehre, oder wie man sich die darin vorgetragenen hebräischen Sprachregeln ohne Lehrmeister bekannt machen könne. II. Analysis der erstern (vier) Capitel des ersten Buchs Moses. III. Grammatische Auflösung aller derjenigen in der hebräischen Bibel vorkommenden schweren Formen, welche sich mit den beyden ersten Buchstaben des Alphabets anfangen. Zur weitern Uebung der Anfänger.

Ohnfehlbar macht die erste Abtheilung die Hauptsache aus. Sie ist in sieben Lectionen unterschieden. Die erste Lection handelt vom hebräischen Lesen. Mit der Aussprache der Buchstaben verbindet der V. ein Syllabarium, daran sich der Anfänger üben soll. Für Erwachsene scheint diese Erleichterung zu weit getrieben zu seyn. Dargegen ist der V. im Betref derjenigen Buchstaben, die gerade in der hebräischen Sprache eine ganz eigene Aussprache haben, sehr mangelhaft und oben hin. Chet, sagt er z. B., ist eigentlich ein starker Hauch; man spreche es aber nur als ch aus. Der V. läßt zu viel nach, und selbst bey der von ihm angegebenen eigentlichen Aussprache wird niemand auf den für uns beschwerlichen Gutturalton, den dieser Buchstabe hat, geführet werden. Die Anfänger gewinnen für das folgende ganz ungemein viel, wenn sie der Lehrer gleich Anfangs an eine distincte Aussprache gewöhnt. Caf will er wie qu' ausgesprochen haben u. s. w. Bey den Vocalen erinnert er, daß ursprünglich jeder Buchstabe gleich mit einem Vocalton ausgesprochen worden sey, ohne daß man sich für die Vocaltöne besonderer Zeichen bedienet habe. In

zwei-

zweifelhaften Fällen habe man sich der Buchstaben Aleph, Vau und Jod zugleich als Vocalzeichen bedient, und er nennt diese daher Vocalbuchstaben. Erst, da die hebräische Sprache aufgehört gehabt, eine lebende Sprache zu seyn, habe man Vocalzeichen angenommen. Diese folgen nun selbst mit ihren gewöhnlichen Eintheilungen, und nächst ihnen die übrigen Zeichen, welche noch zum Lesen dienen, ohne daß wir etwas mehr bemerken, als was gewöhnlich in allen Sprachlehren stehet. Die verschiedene Aussprache gewisser Buchstaben, die durch ein gelindes Dagesch bezeichnet werden, wird der Anfänger nicht leicht aus dieser Anweisung erkennen können. Von der Abtheilung der Sylben und deren Ton, das gewöhnliche. Sollte es nicht gut gewesen seyn, dem Anfänger zugleich die Erinnerung zu geben, daß bey einfachen Sylben lange Vocalen, und bey zusammengesetzten, kurze gebraucht werden? In der zweyten Lection wird von den Vocalbuchstaben der Hebräer insbesondere gehandelt. Der V. sucht manches durch das ihm eigene und oben schon angezeigte Principium, daß die sogenannten Hauchbuchstaben ursprünglich die Stelle der Vocalen vertreten haben, zu erleichtern, und mehr in das Licht zu setzen. Insonderheit findet er darin den Grund von den mancherley Veränderungen und Vertauschungen dieser Buchstaben. Es kommt uns vor, als wenn doch einige neue Schwürigkeiten dadurch entstehen, manches auch nicht zureichend daraus erklärt werden könne: allein hier ist nicht der Ort, darüber weitläuftiger zu reden. Die dritte Lection enthält eine ganz kurze Nachricht von den Präfixen und von den paragogischen Buchstaben; die vierte aber eine bloße Anzeige, wo der V. in seiner ausführlichen Grammatik von den Veränderungen der Vocalzeichen gehandelt habe. Zur Verwunderung kurz ist auch die fünfte Lection von den Verbis, welche nur vier Seiten ausmacht. Der V. hat gar nichts von der Art, wie der Hebräer Personen, Tempora und Conjugationen bildet, erwähnet, da doch just dadurch dem Anfänger das Lernen sehr erleichtert wird. Das Paradigma ist mit lateinischer Schrift beygesetzt. Unbestimmt ist es, wenn der V. sagt: „Die Hebräer haben, die Modos mitgerechnet, fünf Tempora.“ Die sechste Lection von den Nennwörtern, und die siebende von den Fürwörtern: beyde füllen noch keine sechs Seiten. Wir können gar leicht erachten, was der V. zu seiner Rechtfertigung sagen würde, wenn man ihn wegen des Mangelhaften und Unzureichenden,

den, auf das der Anfänger allenthalben stoßen muß, Vorwürfe macht. Ohnfehlbar beruft er sich auf seine ausführliche Grammatik; denn auf diese verweist er ohne Unterlaß. Allein, wenn doch im Grunde der Anfänger alles aus dem großen Werke lernen soll, wozu hat der V. die Dinge vervielfältiget? Entweder er mußte eine kürzere Anweisung entwerfen, so wie sie für den ersten Anfänger zureichend war, oder er mußte sie, wenn das große Werk doch alles allein leisten sollte, ganz unterlassen.

Die II. und III. Abtheilung enthält grammaticalische Analysin, auf Danzische Manier, mit steter Verweisung auf Hrn. Hezels größere Grammatik. Der erste Anfänger muß sich allerdings eine Zeitlang auf diese Art üben, und in so fern ist ihm ohnfehlbar dieser analysirende Theil der brauchbarste, wenn er keine andere Hülfe hat. Warum es aber der V. nicht habe bey Num. II. bewenden lassen wollen, da sich bey Num. III. gar keine neue Absicht gedenken läßt, das sind wir nicht im Stande zu begreifen. — Noch ist ein Register über alle in des V. ausführlichen Sprachlehre erklärten hebräischen Formen angehängt worden.

Fz.

Joh. Andr. Benign. Bergsträssers gesammletes, vermehrtes und berichtigtes Real-Wörterbuch, über die classischen Schriftsteller der Griechen und Lateiner, beides die heiligen und profanen, in Erläuterungen der dahin gehörigen Künste und Wissenschaften. VII. Band, Demu-Equu. Halle, Gebauer, 1781. 8. 858 S.

Wir müssen es bey einem Werke dieser Art blos bey einer allgemeinen Anzeige bewenden lassen. Denn welche Zeit erforderte es für den Recensenten, die Artikel einzeln zu untersuchen, und was für Raum müßte eine kritische Recension einnehmen? Darf der Recensent aber sagen, daß für ihn, auch schon die flüchtige Lectüre, Vergnügen und Unterricht gebracht habe, so mag dies, wer da will, für eine Probe annehmen, daß der V. wenigstens über das Triviale erhaben sey, und gemeine Fehler nicht nachgeschrieben habe. Fleiß und eigne Untersuchung zeigt

zeigt sich allenthalben, und es mögen wenige Leser seyn, die nicht aus diesem Buche sich angenehm und nützlich unterhalten können. Nur ist zu beklagen, daß sich das Ende desselben nicht absehen läßt.

Gz.

Exercitationes in *Appiani* Alexandrini romanas historias, præside *Joh. Schweighæuser*, græc. et OO. Litt. Prof. P. O. eruditorum examini subiectae. Argentor. excud. I. H. Heitz. 1781, 11 Bogen, in 4.

De impressis ac manuscriptis historiarum *Appiani* Alexandrini codicibus Commentatio historico-critica. Accedit nouæ editionis specimen. Auctore *J. Schweighæuser* etc. Argent. 1781. excud. Lorenz et Schuler 8 Bogen in 4.

Der sel. D. Musgrave, der Herausgeber des Euripides, war Willens, den Appian zu ediren und äusserte gegen Hrn. Brunk zu Straßburg den Wunsch, die Augsburgische Handschrift, von der schon Höschel ein Stück herausgegeben hatte, zu dieser Absicht verglichen zu sehen. Hr. Schweighäuser übernahm diese Arbeit, und empfand bey derselben so vielen Geschmack am Appian selbst, fand auch die verglichene Handschrift für die Berichtigung des Textes so wichtig, daß er auf den Wunsch gerieth, ihn selbst wenn er nicht schon in bessern Händen gewesen wäre, aus dieser Handschrift herausgeben zu mögen. Er hatte diesen Wunsch kaum gegen Musgraven geäussert, als ihn dieser selbst dazu ermunterte, von der eigenen Herausgabe abstand und sich zu Mittheilung dessen erbot, was er über den Appian gelegentlich aufgezeichnet hätte. — Ehe aber Hr. Schw. von diesem Anerbieten Gebrauch machen und sich zur beschlossenen Herausgabe des griech. Geschichtschreibers Musgravens fernern Rath erbitten konnte: starb der gelehrte Britte, nachdem er alle seine Handschriften, wenige ausgenommen, unter denen aber nichts befindlich war, was den Appian betraf, zu verbrennen befohlen hatte. Hr. Schw. vollendete inzwischen die Vergleichung der Augsburger Handschrift, und

war

war bereits über der Vergleichung zweyer Pariser Handschriften, als er seine Abhandlungen über den Appian herausgab, deren Inhalt wir nun kürzlich anzeigen wollen.

Würklich ist es eine angenehme Erscheinung für den Freund der alten Litteratur, wenn er aus solchen Vorarbeiten wie die gegenwärtigen sind, die genaue Bekanntschaft eines künftigen Herausgebers mit seinem Schriftsteller wahrnehmen kann. Die Abhandlungen selbst bestehn aus sechs Abschnitten: 1) von Appians Person und Zeitalter: Er war kayserl. Statthalter in Aegypten, lebte unter Trajan, Adrian, bis in die Zeiten Antonins. 2) Von dem Plan seiner Römischen Geschichte. Er wollte nicht eine zusammmenhängende römische Geschichte schreiben, weil der Geschichtschreiber dieser Art schon eine Menge vorhanden war; sondern zerriß sie, größtentheils nach den Völkern und Ländern, mit denen Geschichte sie verwickelt war, und gab daher jedem Buch seinen eigenen Nahmen. 3) Verzeichniß der verschiedenen Bücher, aus denen Appians Geschichte bestand. Hier weicht der V. vom Photius und dem ihm folgenden Fabriz in Zahl und Ordnung der Bücher ab, und folgt dem Verzeichniß eines Ungenannten vor der Augsburger Handschrift, das 22 Bücher zählt, da hingegen jene bis einige Bücher zusammenziehen, andre hingegen vervielfältigen, deren 24 annehmen. 4) Zeugnisse vom Appian und Auszüge aus seinem Werke bey andern Schriftstellern; beym Stephanus von Byzanz, Evagrius, Photius, Suidas, einigen Ungenannten, Zonaras und Pletho. 5) Was von diesen Büchern noch itzt vorhanden ist; ohngefähr die Hälfte des Ganzen, das Buch von Spanien, vom Annibal, von den punischen Kriegen — doch, wie der V. glaubt, mangelhaft, (bey welcher Gelegenheit der V. schon zum voraus eine glückliche Verbesserung einer dunkeln Stelle dieses Buchs mittheilt. Es heißt daselbst vom Regulus, daß er, nachdem er den Rath zu Fortsetzung des Kriegs aufgemuntert, [illegible] — reversus est ad [illegible] paratus; welches keinen Verstand giebt. Gelenius übersetzt es: — ad supplicium; und die Augsburger Handschrift liest: [illegible]. Beydes bringt ihn also auf die Conjectur, statt [illegible], [illegible] zu lesen, daß also der Sinn wäre: ad *supplicium paratum* reversus est. In eben diesem Buch S. 58. der Ausgabe des Hrn. Stephanus, gehen die Worte: κοινῇ δ᾽ ἦν ἐπιστολή, mit der gleich darauf folgenden Erwähnung der Krankheiten in dem Lager des Censorinus,

Ruhe, eine unauflösliche Schwierigkeit auch diese hebt der V. glücklich, theils durch eine andre Lesart seiner Handschrift, theils durch Conjectur. Er liest: κυνὸς δ' ἦν ἐπιτολὴ etc. Exorta erat canicula; itaque morbi grassabantur in Censorini castris. Gleich darauf hat sein Codex statt des unschicklichen κατακλεόμενοι, das weit bequemere κατακνεόμενοι. Wer muß bey solchen Proben sich nicht schon zum voraus auf die Herausgabe des Griechen freuen?) Die Illyrische Geschichte, die Höschel zuerst aus der Augsburger Handschrift ganz herausgab, welches aber der neueste Herausgeber Appians, Toll. Amst. 1670, nicht einmahl gewußt und daher nur die Fragmente der vorigen Ausgaben beybehalten hat. Ferner das Buch von den Syrischen Kriegen, über welches der sel. Ernesti (Diss. de fide historica recte aestimanda, Lips. 1746.) den Appian beschuldigte, er habe den Plutarch ohne Kopf abgeschrieben. Der V. vertheidigt seinen Autor gegen diese Beschuldigung, und vermuthet, Ernesti müßte sich geirrt und vielleicht ein anders Buch das Appians Nahmen führt, das von Parthien nehmlich, im Sinn gehabt haben. (Und so ist es auch würklich: denn Fabricius Bibl. Gr. L. IV. p. 392. zieht nach dem Photius, die Syriaca und Parthica des Appian, in ein Buch zusammen.) Das Buch von den Mithridatischen und die fünf Bücher von den bürgerlichen Kriegen, doch das lezte mangelhaft. 6) Daß das unter Appians Nahmen vorhandene Buch von den Parthischen Kriegen nicht ächt, und Appian kein Plagiarius sey. Appian hat würklich unter den Büchern, in die er seine römische Geschichte zertheilt hat, ein Buch unter diesem Titel geschrieben, und noch izt ist in allen Handschriften des Appians ein solches Buch vorhanden, welches aber auf eine so einfältige Art aus Plutarchs Leben des Craßus und des Antonius zusammengeschrieben ist, daß es ihm von Jos. Scaligern und Casp. Barth, und andern, die bittersten Vorwürfe zugezogen, und ihn fast um allen schriftstellerischen Credit gebracht hat. Diese widrigen Urtheile sucht nun der V. zu widerlegen, geht überhaupt alle vom Appian angegebenen Quellen seiner Geschichte durch, folgert daraus, daß er in der Wahl und dem Gebrauch derselben bedachtsam gewesen ist; in allen übrigen Büchern, die unleugbar von ihm sind, keine Zeile aus dem Plutarch genommen; überhaupt aus keinem noch vorhandenem altem Geschichtschreiber, Stellen in sein Buch übergetragen habe; daß auch die sich immer gleiche Schreibart Appians dergleichen Vermuthung gar nicht begünsti-

gänstige, und daß folglich das sogenannte Parthische Buch, das wir unter seinem Namen haben, und das auf eine so plumpe Art aus dem Plutarch compilirt ist, gar nicht von ihm herkommen könne. Etwas ähnliches hatten bereits Freinsheim, Franz. Balduin, Wilh. Xylander und Reimar über den Dio Caßius, vermuthet. Der V. aber geht noch weiter, zergliedert das ganze Buch, zeigt Stück vor Stück, woraus und wie abgeschmackt es zusammengesezt sey, was der Compilator überdem bey Abkürzungen oder Zusätzen für Fehler der Unwissenheit begangen habe, und macht es durch dieses alles höchst wahrscheinlich, daß ein elender Bücherschreiber dem Appian, an die Stelle seines verlohren gegangenen Buchs von Parthien, eine einfältige Compilation untergeschoben habe. Auch bey diesem Abschnitt hat der V. Gelegenheit, in den Anmerkungen seine kritische Gelehrsamkeit und den Werth seiner Handschrift durch neue Beyspiele zu zeigen, worin wir ihm aber, um nicht zu weitläuftig zu werden, nicht wohl folgen können. Artig sind auch die Bemerkungen, S. 86. wie aus der Augsburger Handschrift dieser Compilation des Parthischen Buchs, selbst einige Stellen des Plutarchs, aus dem sie genommen sind, verbessert werden können. Wir wenden uns nun zur

Zweyten Schrift von den Ausgaben und Handschriften Appians. Diese Schrift, die eine Fortsetzung der ersten seyn soll, hat der V. in vier Hauptstücke vertheilt, indem er beydes, Handschriften und Ausgaben, zusammennimmt, und gleichsam nach Familien ordnet: 1) Von den Vaticanischen griechischen Handschriften und der daraus gemachten lateinischen Uebersezung. Pabst Nikol. V. brachte, nebst andern Schäzzen der Griechen, auch die erste Handschrift von zehn Büchern Appians nach Rom, und ließ sie gegen die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts durch den Petrus Candidus Decembes ins Lateinische übersetzen, von welcher Version man, ausser verschiedenen Handschriften, neun gedruckte Ausgaben hat. Der V. urtheilt über ihren Werth sehr bestimmt und richtig, daß sie nemlich an und für sich schlecht sey, und den Verstand oft verfehle, aber doch einem neuen Herausgeber, der die Handschrift, aus der sie gemacht ist, nicht gebrauchen könne, eben deswegen, weil sie oft mit Verfehlung des Sinnes, einzelnen Worten treu bleibe, zu manchen bessern Lesarten Anlaß gebe; giebt auch Beyspiele, sowohl von falschen Lesarten, die sie mit dem gedruckten griechischen Text, als von bessern Lesarten, die

sie

sie mit der Augsburger Handschrift gemein hat, und auch von solchen, die ihr eigen sind; z. B. Im 11. B. von bürgerlichen Kriegen S. 465. der Henr. Stephanschen Ausgabe, muß Candidus statt ἐδείμαινεν, ἐλίμαινεν, u. S. 561, statt ὧν ἐπένθει Καίσαρος, — ἐπόθει K. gelesen haben, welches beydes den Verstand sehr verbessert. Außer dieser Handschrift aber ist in der Vaticanischen Bibliothek noch eine andre vorhanden, und scheint die eine aus dem 14. die andere aus dem 15. Jahrhundert zu seyn: der V. hoft nächstens von beyden, Auszüge zu erhalten. 2) Von der Pariser Ausgabe des Appian, zweyen Handschriften der Königl. Bibliothek, einer Mediceischen und Venetianischen. Carl Stephanus besorgte mit Beyhülfe seines Bruders, Rob. Stephanus, zu Paris 1541 diese erste Ausgabe des Appians und brauchte dazu zwey auf der königl. Bibliothek befindliche Codices, aus dem 16. Jahrhundert, die aber beyde aus einer Quelle geflossen zu seyn scheinen: denn sie enthalten beyde die nehmliche Stücke, ganz oder in Fragmenten, und fehlen auch übereinstimmend in unzähligen Stellen, und doch, wo ihre Lesarten abweichen, haben die Herausgeber nicht immer die glücklichste Wahl getroffen, wie der V. mit verschiedenen einleuchtenden Beyspielen aus eigner Vergleichung besagter Handschriften und der Carl Stephanischen Ausgabe darthut. Die beyden Italienischen Handschriften, zu Florenz und Venedig, enthalten nicht mehr und nicht weniger vom Appian als die Parisischen, sind zwar etwas älter und correcter, stimmen aber doch meistens überein, und scheinen zu einer Familie zu gehören, welches auch um desto begreiflicher ist, da der eine Pariser Codex aus Florenz, der andre aus Venedig, in die königl. Bibliothek gekommen ist. Der V. hat von beyden, Vergleichungen des Appianischen Vorberichts erhalten. 3) Von den Ausgaben einzelner Bücher des Appians, oder aus ihm gezogener Auszüge. In erwähnter Pariser Ausgabe fehlten außer andern längst verlohrnen Büchern, auch die zwey von den Kriegen in Spanien, und mit dem Hannibal. Diese gab Heinrich Stephanus, aus einer sehr fehlerhaften Handschrift, 1557 zuerst heraus; die nehmlichen Bücher aber sind auch noch in einer mediceischen und vaticanischen Handschrift vorhanden; und aus letzterer erwartet der V. durch Hrn. Adlern, aus Rom Auszüge von Varianten. Die Illyrica aber gab Höschel, dem man so manche Seltenheiten der Augsburger Bibliothek zu danken hat, 1599 zuerst heraus, welche Ausgabe aber der V. mit einem Co-

der auf der St. Markus Bibliothek zu Venedig hat vergleichen lassen, der 1441 geschrieben ist. Auszüge aus den neun ersten grösstentheils verlohrnen Büchern Appians stehen in den im 16. Jahrhundert verfertigten Excerptis de legationibus, die Ursinus 1582 herausgab, und wovon auch noch eine Handschrift in der Bibliothek zu München befindlich ist, zu deren Gebrauch sich der V. Hofnung macht; imgleichen in den Excerpten, die Valesius 1634 aus einer Peirescischen Handschrift edirte. Auch ist in der Wiener Bibliothek ein Auszug Plethons aus Appians syrischer Geschichte befindlich, aus dem der V. Lesarten in Händen hat. Endlich hat der V. auch noch eine Pariser Handschrift, die einige Stücke aus den Büchern von den bürgerlichen Kriegen enthält, mit Nutzen brauchen können. 4). Von den zwey nachfolgenden Ausgaben Appians, und der Augsburger Handschrift, als der vornehmsten Quelle der neuen Ausgabe. Vierzig Jahr nach der ersten Ausgabe, die sein Vater und Onkle besorgt hatten, veranstaltete Heinr. Stephanus, Geneve 1592. in Fol. die zweyte, mit den zwey Büchern vermehrt, die er lange vorher schon einzeln herausgegeben hatte. Auch fügte er seine Anmerkungen und die neue lateinische Uebersetzung des Gelenius bey, die 1554. zuerst herausgekommen war, und die Beroaldus auf die zwey neuen Bücher fortgesezt hatte. H. Stephanus gebrauchte, welches zu verwundern ist, bey dieser neuen Ausgabe keine Handschriften, verbesserte aber manche verdorbene Lesarten theils durch Conjectur, theils aus des Candidus und Gelenius Uebersetzungen, und vermehrte, welches man am wenigsten glauben sollte, viele Druckfehler der vorigen Ausgabe mit neuen, welches der V. mit Beyspielen belegt. Diese Stephanische Ausgabe ließ Alex. Toll zu Amsterdam 1670 in zwey Octavbänden wieder nachdrucken: denn verbessert, wie er auf dem Titel vorgiebt, hat er den Text so wenig, daß er sogar die meisten Druckfehler beybehalten hat. Die Excerpten des Valesius hat er, ohne jedoch dessen Namen zu nennen, beygefügt: die aber des Ursinus, und das von Höscheln zuerst bekannt gemachte Buch, kennet er gar nicht. Die Anmerkungen des Stephanus hat er mit einigen andern aus den Schriften des Rutgers, Palmer und Scaliger, die er aber auch nur selten nennt, vermehrt. Und dies ist denn die dritte und lezte Ausgabe Appians.

Die Augsburger Handschrift, die nun der V. schon 18 Monathe lange zum Gebrauch gehabt hat, scheint zwar nicht über

das

das 19te Jahrhundert hinaus zu gehen, aber doch aus einer bessern und ältern Quelle genommen zu seyn, als alle übrigen jezt bekannten Handschriften, die zwar unter sich, aber nicht mit dieser Handschrift übereinstimmen, und die überdem an unzähligen Orten, Stellen, die in jenen Handschriften und den hernach gemachten Ausgaben verderbt sind, durch bessere Lesarten wieder herstellt; wie der V. hier aufs neue durch viele vorläufige Beyspiele zeigt. Doch da auch sie von Uebereilungsfehlern des Abschreibers nicht frey ist; so dienen, wie der V. urtheilt, eben diese Fehler zum Beweis, daß die vielen bessern Lesarten, wodurch sich der Codex von andern unterscheidet, nicht aus dem Gehirn des Schreibers, sondern aus einer ältern correcten Handschrift geflossen sind. Er enthält die nemlichen Bücher und in der nemlichen Ordnung, wie der Römische, den Candidus zu seiner Uebersetzung brauchte: und mit ihm scheint der schon oben erwähnte Codex auf der Marcusbibliothek zu Venedig verwandt zu seyn, wie der V. aus der durch einen reisenden Ulmer, Hrn. Bleßing gemachten Vergleichung der Vorrede urtheilt. Kurz, es soll dieser Codex alle die guten Lesarten, die der V. in sechs andern verglichenen Handschriften einzeln bemerkt, zusammen enthalten, und überdem noch viele andere, die ihm allein eigen sind. Daher muß man sich gewissermaßen wundern, daß der V. denselben bey der nun folgenden Probe seiner neuen Ausgabe, nicht allein zum Grund gelegt, sondern hie und da seine Lesart nur in den Anmerkungen bemerkt hat, welches aber freylich nur dann geschieht, wenn sie der Herausgeber nicht wohl in den Text aufnehmen konnte. Es besteht diese Probe aus dem weitläuftigen Vorbericht Appians, mit untergelegter, aber verbesserter lateinischer Uebersetzung des Gelenius. Zu Ende folgen des Herausgebers Anmerkungen, die, einige wenige erklärende ausgenommen, fast insgesammt kritisch sind. Der Druck ist vortreflich, und verspricht eine der schönsten griechischen Ausgaben in Deutschland. Angenehmer aber würde es doch wohl für den künftigen Käufer dieser Ausgabe seyn, die Anmerkungen gleich auf jedem Blatte unter dem Texte, oder vielmehr unter der Uebersetzung, und zwar die kritischen, von den erklärenden und historischen getrennt, zu sehn. Denn der lezten wird doch der V. in der Folge, aus Vergleichung andrer römischen Geschichtschreiber, zuweilen beyzufügen, sich gemüßigt sehen; wobey wir denn auch wünschten, daß nebst den Marginalien, auch die Zeitrechnung am Rande bemerkt

werden möchte. Auch würde es eine nützliche Arbeit seyn, wenn zu Anfang eines jeden Buchs die übrigen Quellen der römischen Geschichte angegeben würden, die bey dem Inhalt dieses Buchs verglichen werden können.

Corderii et Ludouici Viuis colloquia scholastica mutatis mutandis et omissis omittendis usui publico omnium sectarum adeoque Iudæorum accommodata curante *Basedouio*. Lipsiae in bibliopolio Crusiano 1781, 19 Bogen in 8.

Man hätte es von dem Herausgeber erwarten sollen, daß er sich in einer Vorrede darüber erklärt hätte, in wie ferne er eine neue Bearbeitung und Herausgabe des alten Corderius in unsern Tagen und bey unsrer Schuleinrichtung für nöthig gehalten habe, oder wie und durch welche Lehrart, er glaube, daß durch diese Gespräche die Absicht, in der sie geschrieben und in manchen Schulen eingeführt worden, nemlich eine Fertigkeit im Lateinreden bey der Jugend zu befördern, am unfehlbarsten erreicht werden könne. Das hat er aber nicht gethan und überhaupt keine Vorrede vorgesetzt, und wir finden auch keinen Beruf uns in diese Fragen einzulassen. Wir begnügen uns blos, seine Wiederauflebung den Schulen anzukündigen, und die Veränderungen zu bemerken, die bey dieser neuen Ausgabe mit ihm vorgenommen worden sind. Sie sind so stark, daß diese Ausgabe auf Schulen, wo etwan Corderius noch eingeführt ist, neben den ältern Ausgaben gar nicht gebraucht werden kann. Es sind blos die Titel der fünf Bücher und aus jedem Buch einige Gespräche beybehalten worden. Die meisten aber, die in dieser neuen Ausgabe stehen, sucht man vergeblich in den alten, und die meisten Gespräche hingegen in den alten findet man nicht in der neuen; und doch ist die Zahl derselben in den meisten Büchern dieser Ausgabe stärker als ehemals; ob Hr. B. die neu hinzugekommenen Gespräche selbst verfertigt habe, können wir nicht sagen. Auch sind durchgehends die Nahmen der unterredenden Personen geändert worden — eine Veränderung die wohl am wenigsten nothwendig war. Die Juden, die ihren Kindern Latein wollen lernen lassen, und für die er nahmentlich durch Weglassung der Religionsgespräche und der christlichen Grüße, dieses Schulbuch brauchbar machen

hen wollen, mögen insbesondre sich bewogen mit ihm absinden. Die Corderischen Gespräche gehen bis S. 154; dann folgen bis zu Ende Nonnulla ex Ludov. Vivis Colloquiis philanthropice excerptis et mutatis, pro appendice Corderianorum.

Loca selecta e poetis græcis in usum Gymnasii Alteburgensis edidit *Christian Heinrich Lorenz.* Alteburgi, ex officina Richteria. 1781. 9 Bog. in 8.

Sylloges e præstantissimis Græciae scriptoribus iuventutis scholasticae in usum concinnatae *Pars altera poetica.* Halae Magd. impensis Orphanotroph. 1781. 1 Alph. 14 Bogen in gr. 8.

Das wären nun mit der Lindnerschen, drey griechische poetische Chrestomathien in einem Jahr. Hr. Prof. Lorenz sagt uns in der Vorrede zu der seinigen, daß sie bestimmt sey, in seinem Gymnasium an die Stelle Homers zu treten, der wegen der Kostbarkeit der Ausgaben und der Dürftigkeit vieler Schüler, wegen der beygedruckten Versionen, wegen der Vorarbeitung Schrevels in Auflösung aller homerischen Wörter, und wegen der ihm eignen Schwierigkeit, zum alleinigen griechischen Sprachunterricht nicht mehr bequem geschienen habe. Er habe sich daher das Recht genommen, das man vor ihm andern Schulleuten gegönnt habe, zunächst zum Gebrauch seiner Schule eine eigne Sammlung aus griechischen Dichtern zu veranstalten. Ihr Inhalt ist folgender. 1) Das VII. und XXII. Buch der Iliade, mit Weglassung der 106 ersten und 27 letzten Verse des sechsten, und der 21 ersten Verse des 22ten Buchs, in eins gezogen — also Abschied und Tod Hektors. Unangenehm aber ist es doch, daß diese Abkürzungen nicht bemerkt, und überhaupt die Zahlen der Verse nirgends beygesetzt sind: übrigens ist gegen diese Wahl nichts einzuwenden. 2) Aus Hesiod's E. κ. H. vom Anfang bis zum 271. V. Wir würden aber doch auch aus der Folge des Gedichts einige wirthschaftliche Regeln darzu genommen haben. 3) Aus dem Theognis V. 23 - 36. 87 - 96. 113 - 128. 155 - 158. 271 - 278. 295 - 300. 309. 310. 315 - 318. 591 - 594. 627. 28. 643. 44. 1131 - 1146. Um unsrer Leser willen, die von uns fordern können, ihnen den Inhalt einer anzuzeigenden

den Chrestomathie anzugeben, haben wir uns eine Mühe gegeben, die sich der V. selbst nicht gegeben hat. 4) Pindars erste pythische Ode. 5) Anakreons 37te und 43te Ode, unsers Bedünkens, bey weitem nicht die niedlichsten Stücke dieses Dichters. 6) Die ersten Scenen von des Sophokles Ajax. 7) Des Euripides Trojanerinnen. 8) Die 4te Scene des dritten Acts von Aristophanis Wolken. Wir glauben, dramatische Gedichten sollten nie anders als ganz mit der Jugend gelesen werden, wenn man anders bey einem griechischen Dichter höhere Absichten als blos Sprachübung hat. 9-11) Theokrits 9te und 21. und Bions und Moschus fünfte Idylle — *warum nicht der Tod des Adonis?* 12) Des Kallimachus Hymne auf die Ceres. 13) 26 kürzere Gedichte aus der Anthologie. 14) Des Tyrtäus erstes Kriegslied. An Abwechselung also fehlt es nicht: auch empfiehlt sich diese Sammlung durch Schönheit, und so viel wir sie verglichen haben, Correctheit des Drucks. Daß der V. sie mit Accenten abdrucken lassen, darüber hat er keine Entschuldigung nöthig: man sollte sie billig in keinem Schulbuch weglassen. Zum Schluß der Vorrede hängt Hr. L. ein Verzeichniß aller schon vorhandenen griechischen Chrestomathien an; es sind deren nicht weniger als 48, und damit das Halbehundert voll werde, so fehlt noch Neanders opus aureum, welches im Grund auch nichts anders, als eine griechische Chrestomathie ist, und die neue prosaische Chrestomatie von Hofrath Harleß, oder man zähle, an Neanders statt, Hrn. L. eigne Arbeit mit.

Die zweyte Sammlung, deren Herausgeber wir bey Anzeige des ersten, prosaischen Theils genennt haben, ist zum größten Theil mit den zwölf ersten Büchern der Iliade angefüllt, und enthält außer denselben noch 42 griechische Epigramme, Theokrits 4. 9. 16te Idylle, des Aristophanes Wolken, des Euripides Hecuba und Phönißä, und des Sophokles Ajax. Jeder zwar, der eine Chrestomathie sammelt, hat seine eignen Begriffe, Grundsätze und Absichten, die man ihm nicht bestreiten kann; auch meynt Hr. Z. in der Vorrede, Homers Schönheiten ließen sich mehr durch eine Folge ganzer Bücher, als durch ausgehobene einzelne Stücke, empfinden, worin er auch gewissermaßen Recht hat: dennoch aber sollte man in einem mehr als anderthalb Alphabet starken Bande eine größre Mannichfaltigkeit und Proben aus mehrern Dichtern erwarten können. Und eine Auswahl der schönsten Bücher oder Stellen Homers mit vollständiger Erzählung des Inhalts der übergangenen

Bücher

Bücher hebt doch auch einigermaßen den Vorwurf, den man sonst abgerissenen Bruchstücken grösserer Gedichte zu machen pflegt.

Pf.

Ξενοφωντος Απομνημονευματων Βιβλια Τεσσαρα. Xenophontis Memorabilium Socratis Dictorum Libri IV. Recensuit, Ernesti aliorumque et suis notis explicavit *Joh. Car. Zeunius* Prof. Gr. Litt. Viteb. Lipsiae, sumtibus Casp. Fritsch, 1781. 1 Alph. in Octav.

Ohne Zweifel nicht allein die vollständigste, sondern auch die richtigste Ausgabe eines Buchs, welches mehr zu seinem eignen Vortheile das Schicksal hat, als ein Handbuch für Anfänger angesehn und gebraucht zu werden. Die Ernestische hatte einen oft verstümmelten Text, welcher auch nicht einmal in der lezten fünften Auflage genau mit den alten Ausgaben verglichen und darnach berichtiget war, welches nun endlich mit grosser Sorgfalt geschehn ist. Bey dieser Arbeit hat H. Z. eine seithero ungenuzte Ausgabe von Paris 1541 gebraucht, und manche gute Lesart daraus aufgenommen. Die Anmerkungen fremder Ausleger sind alle in einer löblichen und zweckmäßigen Kürze beygebracht, und die ganze Arbeit hat unsern Beyfall, wenn daran dem Herausgeber etwas gelegen ist. Daß wir das Buch sorgfältig durchgelesen haben, und nicht aus Schmeicheley loben, werden die Bemerkungen zeigen, welche wir entweder anführen oder selbst beybringen werden.

B. I. Kap. 2. §. 6. ἀνδραποδιστὰς ἑαυτῶν ἐπεκάλει. Diese Leseart hat H. Z. zuerst aus mehrern ältern Ausgaben aufgenommen, da vorher ἀπεκάλει stand. Der Grund ist dieser: nam ἀποκαλεῖν apud nostrum nunquam aliter dicitur nisi in sensu *avocandi* aut *revocandi*. Verum ἐπικαλεῖν est elegans habendum, sive interpreteris per *insimulare* sive per ἔτι καλεῖν. Wenn H. Z. von dem Sprachgebrauche seines Schriftstellers überall so versichert ist, als hier, so dürfte ihm wohl schwerlich der Leser auf seine bloße Versicherung trauen. Das Gegentheil von dem, was er hier behauptet, findet man in diesem Kapitel §. 57. ἀργοὺς ἀπεκάλει I. 6. 13. πόρνους ἀποκαλοῦσι.

λῶσι. II. 2. 1: τὸ ὄνομα τοῦτο [illegible] Wir haben schon bey der Anzeige der übrigen Ausgaben des H. Z. diese Bemerkung gemacht, und werden sie in der Folge noch öfterer machen müssen. I. 5. 2. sind drey neue und gute Lesarten aus dem Brodaeus aufgenommen worden, welche Ernesti ganz übergangen hatte, zuerst ἡγησαίμεθ' ἂν statt ἡγησόμεθα, hernach ἐπιστασίαν statt ἐπίστασιν und endlich τὸν τοιοῦτον, da vorher der Artikel fehlte. Eben so vorzüglich ist die neue Lesart χαλεπωτάτων εὑρεῖν δεόμενος I. 6. 9. wo vorher χαλ. δεόμενος μαθεῖν stand. I. 7. 2. ist H. Z. zu bescheiden, wann er gegen Valkenair erinnert: Atque fortassis ἔργον λαμβάνειν idem est quod infra ἐργολαβεῖν, opus redimere; conducere: Denn dieses leidet keinen Zweifel, ob es gleich dem Holländer nicht einfiel.

II. 12. ist ὡς δούλοις χρῆσθαι ganz richtig aus der Handschrift des Brodaeus und der Uebersetzung des Bessario, statt des gemeinen δούλοις ohne ὡς aufgenommen, aber warum hat H. Z. ebendaselbst ἢν μέντοι — ἀξιώσῃς — θεραπεύσῃς — stehen lassen, da nach der von ihm selbst wiederholten Regel ἢν niemals bey dem Conjunctiv stehn kann? II. 1. 19. würden wir auch die Leseart πῶς οὐκ εἰσθαι χρή als ganz zuverlässig aufgenommen haben, welche H. Z. ganz übergeht. II. 2. 14. σὺ μὲν, ὦ παῖ. Hier ziehn wir um des Wohlklangs willen eine von den Auslegern sicher nicht bemerkte Lesart des Priscianus S. 1198 vor, wo steht: σὺ μὲν ἂν, ὦ παῖ. Ebendaselbst hat H. Z. ἂν φυλάξῃ ganz recht aus der Ausgabe des Castalio und der Uebersetzung des Bessario aufgenommen; eben so würden wir mit seiner Vermuthung κἆτα statt εἶτα gethan haben. II. 5. 2. ἀσφαλῶς ἀρχοῦντα ἔχειν. Nach dem Sprachgebrauche sollte es allerdings τὰ ἀρχοῦντα heißen, wie H. Z. verbessert; aber dieses mußte doch ebenfalls oben I. 2. 1. angemerkt werden, wo ῥᾳδίως ἔχειν ἀρκοῦντα steht, und schon Reiske den Artikel τὰ zusetzen wollte. II. 5. 5. zur Bestätigung der alten und ausgesuchten Lesart ἀποδίδοται (denn so lieset H. Z. ganz recht) τοῦ εὑρόντος wird wider Ernesti und Ruhnken eben die Stelle des Aeschines angeführt, welche wir selbst schon ehemals bey der Anzeige der Ernestischen Ausgabe entdeckt hatten. Philolog. Bibliothek. I. S. 466. In der Stelle II. 7. 2. heißt es: ἀλλὰ πρότερον ἄν τις μοι δοκῇ ἐν τῇ ὁδῷ ζητῶν εὑρεῖν, und dabey die Anmerkung: Sic editt. vett. recte ob antecedens ἄν. Sed in Paris. et Steph. est δοκεῖ. Wenn dieser Grund richtig ist, warum steht denn II. 1. 4. ἧττον ἂν δοκεῖ, und III. 1. 15. οὐκ ἔστιν ἂν? Wir über-

übergehen mehrere dergleichen Stellen, welche das Gegentheil beweisen und wollen nur noch die Stelle III. 9. 15. anführen, wo H. Z. aus dem nehmlichen Grunde πάντων γὰρ ἂν εἴη statt ἦν hat drucken lassen. Die Vermuthung, daß es III. 3.7. ἐν ἀθλοῦντι statt πλάσσειν heißen müsse, wird außer der angeführten Parallelstelle des Xenophon selbst durch den Zusammenhang gerechtfertiget; so wie auch die treffliche Lesart III. 4. 8. τῶ προνοοῦντι [illegible] τὰ [illegible]. Ueber die Vermuthung [illegible] statt des unverständlichen [illegible] III. 5. 7. wollen und können wir nicht entscheiden; denn ganz sind wir noch nicht von der Richtigkeit überzeugt aber auch nicht vom Gegentheile. Das lezte sind wir bey der Aenderung, welche H. Z. III. 7. 7. gemacht hat, wo er statt ἐν γὰρ τοῖς πρυτάνεσι — [illegible] διαλεγόμενος, mit den alten Ausgaben liest εἰ γὰρ und hernach ein Fragezeichen sezt. Erstlich giebt hier Sokrates die Ursache seiner Behauptungen an; und diese kann hier auf keine Weise durch eine Frage ausgedruckt werden; zweytens ist es unrichtig was in der Note steht: deinde efficitur illud inutile ἐν. Nam recte dicitur [illegible]. Dasran zweifelt wohl keiner; aber wohl daran, ob διαλέγεσθαι τοῖς πρυτάνεσι und ἐν τοῖς πρυτάνεσι einerley ist? Daß es hier nicht der Fall sey, zeigt das nachfolgende ἐν τοῖς φροντίσασι λέγειν, und also fällt auch dieser Grund weg. III. 11. 15. spricht Theodote zum Sokrates: τί οὖν, εἰ σύ μοι ἐγένου συνθηρατὴς τῶν φίλων; In der Note vermissen wir ganz und gar die gesunde Beurtheilungskraft, welche so manche Stelle wieder hergestellt hat. Hr. Z. sagt: Pro εἰ quidam apud Simsonem vult corrigi, ἂν ut sensus esset: *quid si tu fieres* &c. Sed correctione non opus est: nam aoristus in hac formula exquisitiori habet vim futuri aut praesentis: *Quid ergo? nonne tu me adjuvabis in amicis venandis.* Sic Cyrop. VIII. 3. 46. est: τί οὖν οὐχὶ οὕτω [illegible] μάλα εὐδαίμονα ἐγένου; quid obstat, quin tute statim felix sis? Wir müssen hier bekennen, daß es uns unbegreiflich ist, wie der Herausgeber so hartnäckig die gemeine Lesart vertheidigen und zu diesem Zwecke noch die zweyte angeführte Stelle durch eine absichtlich falsche Uebersetzung verunstalten kann. In der Cyropädie ist die Rede offenbar vom vergangenen, und da fand τί οὖν οὐχὶ ἐγένου εὐδαίμων allerdings in dem Sinne statt: warum hast du dich denn nicht schon so glücklich gemacht, und mich darzu, daß du alle mein Vermögen in Besiz nimmst, und mich davon unterhältst? Hier

 aber

aber spricht Theodote von der Zukunft, und also kann es nur allein heißen τί ἂν ἐι. Im noch folgenden §. 16. zieht er mit Recht αὐτοῦ dem gemeinen αὐτῆς vor; aus eben dem Grunde den in unsrer Bibliothek 32. B. S. 326. ein andrer Recensent anführte. IV. 5. 9. Sokrates behauptet, die Mäßigkeit im Essen und Trinken führe den Menschen zu dem größten Vergnügen. Der andre fragt hierauf: πῶς; Sokrates antwortet: ὥσπερ ἡ μὲν ἀκρασία — κωλύει τοῖς ἀναγκαιοτάτοις τε καὶ συνεχεστάτοις ἀξιολόγως ἥδεσθαι. Hier stießen alle Ausleger bey dem ὥσπερ an; nur allein Hr. Z. vertheidiget es, und sucht es zu erklären. Nihil horum fieri debet, sed vel cum Reiskio interpretanda est, *veluti, exempli gratia*, ut Cyrop. V. 1. 10. vel quod texto est aptius, *quia, propterea, quod* intellecto ὅτι, quia respondetur ad πῶς. Sic [illegible] ὥσπερ *propterea, quod* occurrit Cyrop. IV. 5. 34. et ὥσπερ quia, IV. 5. 54. Keine von beyden Auslegungen ist ganz wahr, und ὅτι braucht am allerwenigsten verstanden zu werden, um den Sinn zu vollenden. Ὥσπερ ist in der philosophischen Bedeutung die ganz natürliche Beziehung auf πῶς; Deutsch also würde man auf die Frage wie so? antworten: in so ferne. Daß es hier der Fall sey, und daß auch selbst ὥσπερ beym Xenophon in diesem Sinne gebräuchlich sey, können wir mit der ganz ähnlichen Stelle III. 10. §. 12. beweisen. Es heißt daselbst: πῶς οὖν τῷ ἀρρύθμῳ σώματι ἁρμόττοντα τὸν θώρακα εὔρυθμον ποιεῖς; ὥσπερ καὶ ἁρμόττοντα· ὁ ἁρμόττων γάρ ἐστιν εὔρυθμος. Wie kannst du für einen ungestalten Menschen einen geschickten Harnisch machen, der ihm passet? Insoferne als er ihm passet; denn alsdenn ist er auch geschickt. — Wir müssen abbrechen; denn es ist unmöglich, alle die Stellen auszuzeichnen, welche geändert und gebessert worden sind. Wir wünschten recht sehr, daß Hr. Z. mit eben der zweckmäßigen Kürze die versprochenen kleinen Schriften, welche Bach zuerst mit Anmerkungen herausgegeben hat, nebst der Anabasis behandeln möge; denn bey der Cyropädie hat er uns die Noten zu lang und eckelhaft gemacht. — In der Vorrede hat er noch einen Nachtrag zu dem Opusculis venaticis geliefert. Dieser besteht in einigen Lesearten und Verbesserungen, welche ihm Hr. Brunk aus Straßburg mitgetheilt hat. Die Handschrift ist weiter nicht genennt oder beschrieben; wir sähen aber doch gerne mehr daraus angemerkt. Ueberhaupt deucht uns auch, daß Hr. Z. mit jenen kleinen aber am meisten verstümmelten Schriften eher den Beschluß als den Anfang hätte machen sollen; es

ist wenigstens wahrscheinlich, daß er alsdann mehr darbey würde geleistet haben, als wirklich geschehen ist.

Th.

13) Deutsche Sprachkunst.

Ueber die Richtigkeit und Rechtschreibung der teutschen Sprache, einige Bemerkungen, vom geheimen Justizrath Pütter zu Göttingen. Göttingen 1780. 8 Bogen in 8.

Wir wünschten, daß unsere neue Rechtschreibungsverbesserer diese kleine Schrift des H. G. J. P. mit rechter Aufmerksamkeit und Nachdenken lesen möchten; vielleicht würden sie manches darinn finden, was sie bewegen könnte, mit ihren Verbesserungsvorschlägen etwas zurückhaltender zu seyn, oder wenigstens ihre Gedanken zu einer mehreren Reife kommen zu lassen. Er sagt in der Einleitung 5 S. „Die wenigsten, welche sich zu Neuerungen in der Rechtschreibung hinreißen lassen, nehmen sich die Zeit und Mühe, so viel darüber nachzudenken, als es die Natur der Sache erfordert, wenn man derselben auf den Grund gehen, und keinen Fehltritt thun will,“ und wir glauben, daß er darin vollkommen Recht habe. Wenn mancher die Gedanken, welche ihm über die Rechtschreibung beyfallen, für sich aufsezte, aber sie in seinem Schreibepulte verschlossen ließe, und nach Verlauf eines Jahres darüber von neuem nachdächte: so würde er sicherlich sie entweder gar verwerfen, oder sie doch in einer ganz andern Gestalt ans Licht treten lassen. Allein, es fährt ihm eine Grille durch den Kopf, sogleich muß solche Grille gedruckt werden. Die Neuerung findet Liebhaber, bey solchen, welche in den wahren Bau unserer Sprache keine Einsicht haben, und ihre Grundregeln nicht kennen; sie bilden sich ein, unsere Alten hätten alles ohne Ursach eingeführt, und so wie es einmal gebräuchlich geworden, habe immer einer dem andern nachgeschrieben; und nun wollen sie alles verbessern. Indessen sind sie doch untereinander selbst nicht

nicht einig: was der eine abschaffen will, will der andere beybehalten; was der eine vorschlägt, wird von dem andern verworfen, und es gehet ihnen überhaupt wie dem Johann in Schwifts Mährchen von der Tonne, der sein ganzes Kleid zerriß, indem er die unnöthigen Bänder und Tressen davon losmachen wollte. Der V. setzet dieser so sehr überhand nehmenden Verbesserungssucht gegenwärtige Schrift entgegen, und man kann leicht sehen, daß er der Sache, von welcher er schreibt, recht gründlich nachgedacht, und in den Bau unserer Sprache eine tiefe Einsicht habe.

Sie ist in zwey Haupttheilen eingetheilt. In dem ersten wird von den Grundsätzen, wornach die Richtigkeit und Rechtschreibung der Sprache zu bestimmen ist, überhaupt gehandelt, und in dem zweyten einige besondere Bemerkungen gemacht, worin dasjenige größten Theils mit guten Gründen vertheidiget wird, was man an der bisher gebräuchlichen Rechtschreibung tadeln will.

Der erste Grundsatz der Rechtschreibung ist der Sprachgebrauch; daben wird gezeigt, daß jede Sprache ihren eigenen Gang habe, und das Eigenthümliche einer jeden entweder auf gewissen angenommenen Grundsätzen beruhe, oder sich weiter kein Grund angeben lasse, als daß es der Gebrauch so mit sich bringe, 9. und 10. S. Hernach wird von den Hauptmundarten der deutschen Sprache gehandelt, und bestimmet, was eigentlich durch das Hochdeutsche zu verstehen sey, nemlich die allgemeine Sprache für ganz Deutschland, wie sie in Büchern und schriftlichen Ausfertigungen, ingleichen in Predigten und andern öffentlichen Reden üblich ist, wobey der V. ganz richtig bemerket, daß keiner der zehen Kreise von Deutschland ohne Provinzialfehler sey, 17. S. und man sich also nach demjenigen richten müsse, worin die besten Schriftsteller mit einander übereinkommen, so wie man aus den Abweichungen von dieser Uebereinkunft leicht denken könne, wo etwa jemand sich zu Provinzialfehlern hinreißen läßt, 18. S. Von solchen Neuerungen, durch welche Aufsätze das Ansehen bekommen, als wenn sie in einer ganz andern Sprache geschrieben wären, sagt er 22. S.: Es sollte billig ganz Deutschland sich vereinigen, ihnen entgegen zu arbeiten; es sey schlimm genug, daß man oft Mühe hat, Schriften aus dem XIV. XV. XVI. Jahrhunderte zu lesen, da noch ganz unbeständig, bald so, bald anders geschrieben wurde, und überall noch der Mangel der Cultur unserer Spra-

che

che zu sehr hervor blickte. Jezt, da sich unsere Sprache einmal auf einem gewissen Fuße gesetzet hat, wäre es desto unverantwortlicher, wenn man noch aufs neue die Nachkommen in die Nothwendigkeit setzen sollte, eine andere Sprache zu lernen, oder künftig die Schriften des XVIII. Jahrhunderts, so wie jezt die Khevenhüllerischen Annalen, erst wieder in anderes Deutsch zu übersetzen.

In dem zweyten Abschnitt: Von der Regelmäßigkeit einer Sprache und dem Verhältnisse zwischen Regeln und Ausnahmen, ist sehr richtig gesagt: „Wo einmal gewisse Ausnahmen einen ganz ausgemachten Gebrauch für sich haben, oder auch in den einer Sprache einmal eigenthümlichen Gang derselben mit verwebt sind, da ist der Vorwand, die Zahl der Ausnahmen zu vermindern, nicht hinlänglich, um Neuerungen im Schreiben anzufangen. Wenn gleich alle ähnliche Wörter ein t haben, so wird doch die Ausnahme bleiben, nicht auch soit, er weißt, sondern er weiß zu schreiben." Dieses ist um so viel desto richtiger, da unsere Sprache in mehr dergleichen Zeitwörtern das t wegwirft. Z. B. Er soll, er muß, er kann, er mag, nicht er sollt, er mußt u. s. w., welches eitel Abweichungen sind, die blos auf dem Gebrauche beruhen.

Der 3te Abschn. handelt von der Etymologie, oder Ableitung der Wörter von ihrem Stamme. Der 4te, Von der Analogie, oder Vergleichung ähnlicher Wörter. Der 5te, Von der Nothwendigkeit gleichlautende Worte im Schreiben zu unterscheiden. Der 6te Von der Aussprache, woben gezeiget wird, daß die Aussprache nicht die einzige Richtschnur der Rechtschreibung seyn könne; im Gegentheil, da man diejenige Aussprache für die beste gelten lassen muß, welche der bisherigen allgemeinen Rechtschreibung am nächsten kommt, daraus auch folge, daß man sich im Sprechen vielmehr nach dem Schreiben, als daß man die Rechtschreibung nach der Aussprache richten solle, welches auch der wahre Begrif der hochdeutschen Sprache mit sich bringt, die an keinen Dialect und an keine Local- oder Provinzial-Aussprache gebunden ist. 40 S. Der 7te, Von dem Grundsatze der Sparsamkeit im Schreiben, und der 8te, Von der Absicht die Sprache leichter zu machen, als Grundsatz der Rechtschreibung betrachtet.

Der zweyte Haupttheil enthält zwanzig Abschnitte. 1) Von Nutzen der Nachforschung des Stammworts und der

dazu

dazu gehörigen Wurzelbuchstaben, wobey bemerkt wird, daß die Selbstlauter in den deutschen Stammwörtern mehr Veränderungen als in andern Sprachen unterworfen sind, die Mitlauter aber mehrentheils unverändert bleiben. 2) Von doppelten Buchstaben in Stammwörtern. Ob gleich im Lateinischen keine doppelte Buchstaben sind, so gehet doch die deutsche Sprache einen ganz andern Gang, und es ist ihr natürlich, jedes Stammwort gleich mit seinem einfachen oder doppelten Endbuchstaben kennen zu lehren, wovon die Ursachen angezeigt werden. 3) Von doppelten Buchstaben in zusammengesezten Wörtern. 4) Von den verschiedenen Arten ſ und s einfach und verdoppelt zu schreiben. 5) Von der Art und Weise mehrere Worte in eins zuziehen, mit oder ohne Verbindungsstriche. Man hat sonst die zusammengesezten Wörter durch die Verbindungsstriche unterschieden, und ohngeachtet ein neuerer Gebrauch, sie ohne Unterscheidungszeichen schreibt, so glaubt doch der V., daß man sich dieses Zeichens noch immer mit Nutzen bedienen werde, wenn mehrere vielsylbige Wörter in eins gezogen werden. 6) Vom ck und tz. 7) Von Verwandlung der Endbuchstaben in Wörtern, die wir aus fremden Sprachen aufgenommen haben. Wir schreiben zwar Regel und Regul, u. dgl.; aber in weiter abgeleiteten Wörtern müssen die eigentlichen Endbuchstaben wieder zum Vorschein kommen, also reguliren nicht regeliren, u. s. w. 8) Vom richtigem oder übertriebenem Gebrauche des k oder z. 9) Von unrichtiger Verwechselung einiger Mitlauter, als des g und ch, f und v, f und ph, d und t und th, x und chs. Wobey der Gebrauch des v imgleichen des Pf vertheidiget wird. 84 S. hält es der V. für besser, teutsch als deutsch zu schreiben, aus dem Grunde, weil man im Hochdeutschen immer teutsch nicht deutsch gesprochen, und meinet, Gottsched ein gebohrner Königsberger, habe sich durch die platte Mundart verleiten lassen, zu behaupten, daß man deutsch schreiben müsse. Allein es war nicht sowohl die platte Mundart, welche ihn zu dieser Behauptung brachte, als die Abstammung des Worts selber, und weil er fand, daß deutsch schon vor D. Luthers Zeiten in Obersachsen gebräuchlich gewesen, auch D. Luther selbst, deutsch, nicht teutsch übersezt. Im Oberdeutschen hat man zwar allezeit teutsch gesagt, aber im Hochdeutschen, das ist in der Büchersprache, findet man von alten Zeiten her beydes, wie Gottsched genugsam erwiesen hat.

hat. Wenn der Grund des V. richtig wäre, welchen er daher nimmt, daß diejenigen Wörter, welche im Plattdeutschen ganz weich mit einem d ausgesprochen werden, im Hochdeutschen unmittelbar vor einem Vocal im Anfang, d oder th haben, so würde man auch thumm für dumm schreiben müssen, u.d. gl. Ueberhaupt ist so viel nicht daran gelegen, ob man deutsch oder teutsch schreibt, beydes ist schon längst gebräuchlich gewesen; für beydes kann man Gründe anführen, also kann man auch beydes gelten lassen, wiewohl das erste noch immer die stärksten Gründe für sich haben möchte, daher auch Hr. Adelung diese Schreibart beybehalten. 10) Von der unterschiedenen Aussprache der Selbstlauter und wie solche im Schreiben bemerklich gemacht wird. 11) Von den Doppellautern ä, ö und ü. 12) Vom y. 13) Von einigen leicht zu verwechselnden Selbstlautern oder Doppellautern. 14) Von Decliniren und Conjugiren. 15) Von Aufnahme oder Vertauschung fremder Wörter. 16) Von eigenen Namen der Länder oder Völker. 17) Von großen oder kleinen Anfangsbuchstaben. 18) Von zusammengesezten oder verlängerten Wörtern in der Mitte, mit oder ohne s. 19) Von Fällen da der Artikel der, die, das, wegbleiben kann. 20) Vom Gebrauche der sogenannten Courtoisien in der dritten Person. Liebhaber unserer Sprache, werden diese wenigen Bogen gewiß mit Vergnügen lesen.

T.

---

14) Erziehungsschriften.

Väterliches Testament, oder Ermahnungen eines Vaters an seine Kinder. Aus dem Französischen des Hrn. Pallas. Augsburg bei Veith. 8. Th. I. S. 174. Th. II. S. 114.

Unsere Erwartung ist in langer Zeit nicht so betrogen worden, als bey diesem Buch. Wir glaubten, einen Vater zu hören, der am Ende des Lebens voll Herzens-Güte im vertraulichen Ton mit seinen Kindern redet, ihnen seine Erfahrungen mit-

mittheilt, ihnen Klippen und Steine des Anstoßes zeiget, und sie bittet, der Tugend treu zu seyn. Aber statt dessen fanden wir das allerfadeste langweiligste Geschwäz von der Welt, vom Menschen, von Hof, vom andern Geschlecht, von Gesellschaft und Umgang, mit allen möglichen französischen Tiraden. Auch nicht eine einzige rührende oder herzliche, oder individuelle Stelle. Auch am Schlusse nichts Feyerliches, nichts Rührendes, nichts Eingreifendes. Wo er von der Religion redet, da spricht der bigotte Katholik, z. B. von der Verehrung der Geistlichen, und es kommen sehr intolerante Stellen vor, und lächerliches Mitleiden mit den Ketzern. Ist Waare, wie viel jenseits des Rheins liegt, und hätte können unübersezt bleiben. Die Uebersetzung ist holpericht, und hat hie und da Gallicismen. Uns ist leid, wenn noch mehrere Bände kommen sollten.

Uz.

Philanthropisches Lesebuch für die Jugend und ihre Freunde, des dritten Jahrgangs drittes und viertes, des vierten Jahrgangs erstes Vierteljahr. Dessau, 1780. jedes von 8 oder 9 Bogen in 8.

Philanthropisches Journal für die Erzieher und das Publicum, des dritten Jahrgangs drittes und viertes, des vierten Jahrgangs erstes Quartal. Dessau, 1780. eben so stark. (beyde auch unter dem gemeinschaftlichen Titel: pädagogische Unterhandlungen.)

Wir wollen den Inhalt der drey vor uns liegenden Stücke der pädagogischen Unterhandlungen zusammen fassen und unter gewisse Classen bringen. 1) von dramatischen Aufsätzen ist ein einziger: Hannchen und Theon, einige Scenen mit Gesang für Kinder. Hannchen, die Tochter eines glüklichen Schäfers, bereitet mit ihren Geschwistern, eine Laube, um ihren Vater an seinem Geburtstag hineinzuführen. Während dieser Beschäftigung findet sich Theon, ihr Bruder wieder, der sich seit zehn Jahren verlohren hatte. Vaterliebe, ländliche Zufriedenheit, Unschuld und Freude des Wiedersehens, sind daher die Empfindungen, die durch das ganze Stück herrschen und in

jedem

schen Charakter eingewebt sind. Das Ganze also könnte, nach einer weitern Ausführung und nach einigen Verbesserungen, ein ganz gefälliges empfindsames Drama ausmachen. Bey der Erdichtung hätte die Wahrscheinlichkeit mehr geschont werden sollen. Theodo erzählt, daß ihn als einen verirrten Knaben der vorübergehende Fürst auf und mit nach Hof genommen, daselbst in Gold und Silber gekleidet, mit Gnaden überhäuft und zehn Jahre bey sich behalten habe — und man erfährt nicht, was der Fürst so lange mit dem Schäferjungen gemacht habe. Sein eignes Verlangen hätte ihn nun doch wohl in die leicht zu erfragende väterliche Hütte zurückführen können: aber nein, ein Engel geht vor ihm her, wie der Stern vor den Weisen aus Morgenland, und verläßt ihn in dem Wald, wo er seinen Vater wieder zu sehen hofte, und einsweilen Hannchen in ihrer Arbeit findet. Nach der Wiedererkennung stellt ihm diese eine jüngere Schwester vor, die er noch nicht gesehen habe, und die also nach seiner Entfernung gebohren zu seyn scheint, und fragt doch nicht mit einem Worte nach der Mutter, die er doch auch lebend muß verlassen haben. Und warum wird denn das Stück nicht bis zur Ankunft des Vaters, Einführung desselben in die Laube und Umarmung seines wiedergefundenen Sohnes, und also bis zur Hauptscene fortgeführt? Die vielen eingestreuten Gesänge übrigens, mit denen aber doch im Grunde das Stück überladen ist, weil der Inhalt immer der nehmliche ist, verrathen einen Dichter von glücklichen Talenten und einer überaus leichten Versification. Hier ist eine Stelle zur Probe.

Uns nährt bey frommen Sitten
In unsern kleinen Hütten,
Ein friedlich stilles Thal.
Wen dürfen wir beneiden?
Hast du wohl größre Freuden,
Du goldner Königssaal?
Wie drükt die goldne Krone
Den König auf dem Throne!
Wohl, mancher stieg herab
Und nahm im Schäferkleide,
Gelokt von stiller Freude,
Sich einen Hirtenstab.

Vorzüglich verdienten es die meisten dieser Lieder, als Arien in Musik gesezt zu werden. 2) historische Aufsätze. Stücke ei-

ner Kinderzeitung, so ziemlich, wie wir sie bey Anzeige der zu Nürnberg herauskommenden Kinderzeitung gewünscht haben. Fortsetzung der Vorübung zur Geschichte der Deutschen, vom ehelichen Stand und vom häußlichen Leben der Altdeutschen. Der Auszug aus Forsters Reisen wird durch alle drey Stücke fortgesezt, und scheint noch lange nicht geendigt zu werden. Christian Robinsons lezten Briefe an die Philanthropisten in Deßau. Sie liefern aus den Papieren des alten Robinson Crusoe interessante Nachträge zu seiner Geschichte. Das Erdbeben, was er auf seiner Insel erfuhr, war mit einer Ueberschwemmung des größten Theils derselben begleitet: diese veranlaßte ihn einen hohen Berg zu ersteigen, von der er eine noch nie bemerkte, durch Gebürge von seiner Insel abgeschnittene Halbinsel, als ein wahres Paradieß entdekte und nachher darinn einen völlig eingerichteten Haushalt und Wohnplaz mit den Gebeinen und dem für ihn als seinen Nachbar aufgesezten schriftlichen Vermächtniß seines vorigen Besitzers, eines freywillig exulirenden Engländers antraf; mit einer Charte von Robinsons Insel. Die versprochene Geschichte dieses Robinsonischen Nachbars, Mead, würde allen Lesern des Robinsons willkommen seyn. Valentin Berg, eine deutsche Geschichte, ein rührendes Gemählde von einer tugendhaften, glücklichen ländlichen Familie. Von Erfindung der Buchdruckerkunst. 3) Ascetische Reden von Basedow über 1 Tim. 4, 8. über die Verheissung der Gottseeligkeit, und von Sander über die vorzüglichsten Wohlthaten Gottes. 4) Der poetischen Stücke sind sehr viel, freylich nicht alle von gleichem Werth. Gleich das erste, von Kreuzfeld; Spaziergang zweyer Kinder im Frühling, ist eins der besten. Nur können Kinder nicht wohl singen:

Aus der Rinde schlüpft ein Blatt,
Aus dem Blatt ein kleines Leben,
Welches Leib und Flügel hat;
Sieh, es will sie heben,
Langen Schlafes satt.

Der Prediger Salomo, Morgen- Abend- und andre moralische Lieder, Fabeln, poetische Erzählungen und dergl. davon wir einige auch anderwärts, z. B. im Clodius, gelesen haben. 5) Zum eigentlichen Unterricht gehören einige Aufsäze von Hrn. Dir. Wolke, als unter dem Titel, wie man durch Beobachtung und Vergleichung gewisser Dinge zur Kenntniß neuer

Wahr

Wahrheiten gelangen kann, eine Tabelle der Geschwindigkeit, mit verschiedenen daraus gezogenen nuzbaren Corollarien — ohnfehlbar der vorzüglichste Artikel unter allen. Einige lesenswürdige Beyspiele der Lehrart im geographischen Unterricht, in Briefen zweyer Philanthropisten über ihre Kenntniß der Erde. Auf die Art, wie sie hier beschrieben wird, haben wir nichts dargegen, in der ersten geographischen Lection von dem Lehrzimmer auszugehen. Auch wird einer großen auf Holz geklebten Charte von Deutschland gedacht, wo statt der Zeichen und Nahmen von Städten, Kreißen und Flüßen, hohle Löcher sind, in die der Schüler Pflöcke, die auf ihrem Knopfe mit diesen Nahmen beschrieben sind, stecken muß. Auch möchten wir unter diese Rubrik einige den jungen Lesern zum Besten gegebene Warnungen und Nachrichten rechnen; z. B. eine Spückgeschichte; Beyspiele der Entschlossenheit in der Gefahr bey wilden Thieren; Warnung vor Unbedachtsamkeit in der Neugierde bey einem öffentlichen Unglück. Merkwürdige Naturbegebenheiten; von Wasserhosen und einigen besondern Würkungen des großen Sturms von 26 Apr. d. v. J. Ein Vorschlag zu einer gesellschaftlichen Unterhaltung durch ein Sylbenspiel. Man denkt sich und beschreibt den Mitspielenden ein Wort, aus den einzelnen Bedeutungen seiner Sylben, z. B. Nasenweiß — würklich eine Art, aus dem Stegreif Räthsel zu machen, welches sonst nicht jedermanns Werk ist. 6) An pädagogischen und moralischen Aufsätzen ist auch kein Mangel, z. B. über die Verträglichkeit unter Brüdern; Schreiben eines Erziehers an seinen ehemaligen Zögling; Schreiben eines Vaters an seinen Sohn, der ihn für reich hielt; Schreiben ehemaliger Philanthropisten u. s. w., welche wir, so wie verschiedene geringere Aufsätze und einige Deßauer Nachrichten, übergehen müßen.

Im Journal fürs Publikum findet man 1) Nachricht von einem ehemaligen Philanthropisten. Der Graf von Neuwied hatte 1775, einen Mann von 23 Jahren, Nahmens Ecker, als Seminaristen nach Dessau geschickt, der nach einem Jahr bereits einen lateinischen Autor lesen konnte, hierauf die Rochowsche Schulanstalt besah, und sodann in seinem Vaterland zu Oberbieber eine nach diesen Mustern gebildete Schule anlegte, nach der hernach alle übrige Neuwiedschen Schulen verbessert wurden. Er gab 1779 auf Befehl des Grafen einen gutgemeinten Rath und Anschläge an die Schulmeister in den Neuwiedschen Landen heraus, woraus hier ein Auszug gege-

den wird. 2) Nachricht von einer neuen Erziehungsanstalt in Straßburg. Es ist die der Hrn. Simon und Schweighäuser in dem dasigen Waisenhaus. Sie übersezten des Hrn. von Rochow Kinderfreund ins Französische: seitdem haben es bereits einige Landgeistlichen in Frankreich in ihren Schulen eingeführt. Aus dem, was ihrem Schulplan eigen ist, zeichnen wir nur aus, daß täglich zwey Lehrer und ein Aufseher über eines jeden Zöglings Fleiß und Wohlverhalten, und über die wichtigsten, den Tag vorfallenden Begebenheiten Protokoll führen, und sich darin jeden Abend darüber besprechen — Dergleichen überverdienstliche, sich selbst aufgelegte gute Werke, pflegen wir immer zu dem Eifer angehender Schulleute bey neuen Schulanstalten zu rechnen, die nach und nach von selbst unterbleiben. 3) Brief eines Ungenannten an das Institut, nebst einigen Anmerkungen über die praktische Erziehung; er betrift die vorsichtige Behandlungsart eines Knaben von Talenten und guten Anlagen, den aber Stolz und Sinnlichkeit zu moralischen Vergehungen verleiten. 4) Des Hrn. Past. Villaume zu Halberstadt, Nachricht von einer Erziehungsanstalt für Frauenzimmer von gesittetem Stande und von Adel, vom Jan 1780, verdient wegen der vorausgeschickten sehr richtigen Grundsätze über die weibliche Erziehung und über das rechte Maas des weiblichen Unterrichts, auch von solchen Vätern und Müttern gelesen zu werden, die der herrlichen Versprechungen des V. ungeachtet, ihre Töchter lieber in ihrem eigenem Hause erziehen wollen. Ungeachtet der sehr richtigen Einschränkungen, die er selbst für den weiblichen Unterricht, vor dem gelehrten, festgesezt, hohlt er doch bey dem Religionsunterricht etwas weit aus, wenn er ihn mit der Geschichte der Religion, (nicht der geoffenbarten, sondern der heydnischen Religion) anfängt. Und fast verstehen wir ihn nicht, wenn er über den Nutzen dieser Lehrart schreibt: „wenn man gehört hat, daß Jupiter von einer Ziege gesäugt worden; daß er Frau und Kinder gehabt; daß er Stier und Schwan gewesen; und wenn man hernach höre, daß er Himmel und Erde mit dem Winke seiner Augenbraunen erschütterte; wer wird da nicht gerührt? Die vorhergehenden Schatten erheben die Lichtstralen.„ Vermuthlich hat Hr. V. hier besser gedacht, als sich ausgedrückt. Uebrigens verlangt er von einer Eleve jährlich für alles 150 Thaler, nebst vier Louisd'or Antrittsgeld. Noch empfehlen wir auch zur Beherzigung, was der V. von der Schädlichkeit des Romanlesens für junge Frauenzim-

enzimmer sagt. 5) Wieder einige Berichtserstattungen von Lehrern des Instituts an Eltern ihrer Zöglinge, die nun größtentheils ihre Subskribenten nicht sehr interessiren werden. 6) die Birke und die Haselstaude, eine Phantasey; sie freuen sich gegen einander über die Abschaffung ihres Gebrauchs in Schulen — also die schon oft angebrachte Spötterey über Lehrer, die Ruthe oder Stock brauchen, in eine andre Form gegossen: und doch bekennt der Hr. Herausgeber selbst S. 322, daß man einem des Stehlens überführten Knaben die Hände mit einer Ruthe, bis zum Bluten geschlagen habe. 7) Weitere Nachricht von den Bemühungen der Erziehungsgesellschaft in Stockholm, durch den Bibliothekar Gjörwell. 8) Agathons Trost an Kritias, seinen lieben Zuhörer von 1774, ein Lehrgedicht, über die Schwierigkeit, die Wahrheit zu finden, in Hendekasyllaben, das einige gute Stellen hat. 9) Zweyter Brief eines Ungenannten, mit einer zweyten Bemerkung über eine Nachahmung des Instituts, woraus wir doch nicht wüßten, was wir unsern Lesern auszeichnen sollten. 10) Häuberle und Neumann, eine theologisch-philosophisch-historisch-praktische Abhandlung von den Schulstrafen. „Herr Johann Häuberle, Collega Jubilæus zu * * *, einem Städtlein in Schwaben, stirbt. Während der 51 Jahre und 7 Monathe seiner treuen Amtsführung hat er, nach einer mäßigen Berechnung, ausgetheilt: 911527 Stockschläge, 124013 Ruthenhiebe, 20989 Pfötchen und Klapse mit dem Lineal, 136715 Handschmisse, 10409 Maulschellen, 7905 Ohrfeigen, 1115800 Kopfnüsse rc. unter den Stockschlägen sind ohngefähr 800000 für lateinische Vocabeln, und unter den Ruthenstreichen höchstens 76000 für biblische Sprüche. Schimpfwörter hatte er etwas über 3000. Aus diesem Anfang können die Leser genug haben. Neumann ist sein sanfterer, und nur, wenn es die Noth erfodert, strenger Nachfolger. Daß bey seinen guten Absichten die Geistlichkeit seines Orts Cabbalen gegen ihn macht, ist das einzige, was wir zum Trost für seine Standsbrüder daraus anmerken. 11) Des Hrn. Dir. Gedicke Gedanken über die geographische Methode: sie soll nach Alter, künftigen Stand, Zeit und Ort relativisch seyn; Begriffe der mathematischen Geographie sollen bey Kindern und Knaben übergangen werden, (doch gewiß nicht der Begrif von der Gestalt der Erde, wovon sich einige Beweise auch Kindern begreiflich machen lassen.). Auch wird mit Recht gegen die üble Gewohnheit geeifert, Kinder auf ihre

ge Zeit mit andern Welttheilen und fremden Ländern zu ermüden, ehe sie ihr Vaterland kennen lernen. Vorschläge, die Geographie mit Beschäftigung der Imagination, z. E. durch Vorzeichnung der Gränzen und Flüsse an der Tafel, und Gewöhnung der Jugend zu gleichen Uebungen, zu treiben. 12) Beobachtungen und Urtheile über die Höflichkeit der Kinder, in so fern sie ein Ausdruck der Liebe und Achtung sind. Hr. Villaume hat sie aus dem Betragen seiner eigenen Kinder abstrahirt und zu Entwickelung seiner Gedanken über die wahre und affectirte Höflichkeit und über die Thorheit, die Kinder als höfliche Puppen in grossen Gesellschaften aufzustellen, genutzt. Vielleicht ist es hier Hrn. V. wie manchem andern gutem Vater gegangen, denen Beobachtungen die er an seinen Kindern macht, wichtiger vorkommen, als sie es andern sind. 13) Von ebendemselben, über Weichherzigkeit, eine pädagogische Aufgabe. Ursachen der Besorgnisse für Kinder, die gar zu weichherzig sind, nebst einigen Vorschlägen, dieser Krankheit abzuhelfen. 14) Des Instituts Erklärung über den Spitzbart. Nicht unerwartet erscheint diese Erklärung: man muß es aber rühmen, daß sie mit eben so vieler Billigkeit als Mäßigung abgefaßt ist. Man spricht dem Buch seinen Werth und dem V. seine gute Absicht nicht ab, zeigt aber, wie wir glauben eben so bescheiden als befriedigend, daß die Anwendung jener Sätze auf das Philanthropin zu Dessau gar nicht statt habe. Auch als Kritik über besagten Roman enthält diese Erklärung einige gegründete Erinnerungen. 15) Ein erfreuliches Beyspiel philanthropinischer Erziehung, ausser dem Institut. Ein Edelmann aus Thüringen beschreibt die Erziehung und Unterweisungsart seines kleinen Vetters: und weil er sich dazu aus Basedows Schriften vorher gebildet hatte, und die hier beschriebene, allerdings vernünftige Erziehung, in vielen Stücken mit der sogenannten philanthropinischen, übereinkömmt, so wird sie als ein erfreuliches Beyspiel derselben bekannt gemacht. 16) Danksagung, Wünsche und Hofnungen; Danksagung an den Fürsten von Dessau, für das nun dem Institut würklich geschenkte Fürst-Dietrichsche Palais und auf seine Kosten angefangene bessere Einrichtung desselben; Hofnungen und Wünsche, an das Publikum, daß es nun auch seines Theils an die ehmals gethanen Zusagen zurückdenken, und solche bey dieser zweyten Gründung desselben erfüllen möge.

Im ersten Stück des vierten Jahrgangs sind die drey ersten Aufsätze S. 67 wieder Berichtserstattungen und Charakterisirungen fremder Erzieher von ihren Zöglingen und ihrer Erziehungsart. Der dritte berichtet, daß er seine Tochter $15\frac{1}{2}$ und seinen Sohn $14\frac{1}{2}$ Jahr alt habe werden lassen, ehe er ihnen das mindeste von Gott und der Religion vorgesagt habe, beschreibt hierauf seine hierbey gebrauchte Lehrart, die doch hier und da etwas zu metaphysisch ist, und wünscht endlich, wegen der Schwierigkeiten, bey Kindern, die doch lesen müssen, das frühere Bekanntwerden mit dem Nahmen Gott zu verhüten, die Ausfertigung eines eignen Lesebuchs, das mit Uebergehung aller religiösen Gegenstände bloß weltliche und natürliche Kenntnisse enthielt; ist auch aus diesem Grunde mit dem Campenschen Robinson nicht zufrieden. (Einem Kinde vor dem 15ten Jahre nichts von Gott und der Religion vorzusagen, ist offenbar eine noch dazu unschickliche Uebertreibung einer ganz gutgemeinten Regel, Kinder nicht durch zu frühes Lesen und Memoriren der oft albernen Katechismusformeln an die theologische Terminologie zu gewöhnen, bey der sie noch nichts denken können. Dieses kann und muß vermieden werden, ohne deswegen in jenes andre Extrem zu verfallen. Kinder sind weit früher des Begriffs von Gott, und des Gefühls der Nothwendigkeit des Gebets fähig). Ein andrer berichtet, daß ihm ein Kind mit Thränen geklagt habe, es werde nicht lange leben, nachdem er ihm die Verheissung des vierten Gebots erklärt hatte. Dies giebt dem Hrn. Herausgeber zu der zwar hart scheinenden aber doch wahrhaftig gegründeten Erklärung von der Untauglichkeit und Schädlichkeit unsrer gewöhnlichen Katechismen zum ersten Religionsunterricht Anlaß. Uebrigens können wir nicht bergen, daß die Bereitwilligkeit, von Vätern und Hofmeistern dergleichen Erziehungsberichte anzunehmen, auch wohl zu beantworten, dem Journale vielen nützlichen Raum wegnimmt; denn gerade diejenigen, die in solchen Fällen etwas Gemeinnütziges liefern könnten, sind vielleicht diejenigen nicht, die von ihren Erziehungsbeschäftigungen Berichte aufsetzen und einschicken werden. Nun folgt 4) eine Erklärung des Instituts auf die in dem Brief eines Ungenannten (9. Jahrg. 4. St.) an dasselbe ergangene Aufforderung: dem Publikum eine gründliche Musterung seiner befolgten Erziehungsgrundsätze vorzulegen, nebst einer getreuen Nachricht, von welchem Grundsatze es in sein System zu viel oder zu wenig hinein gebracht hätte? Die Erklärung thut dieser Aufforderung

 keine

keine Sätze, sondern lässt daher aus; daß man erst diese Grund-
sätze durch richtige Beobachtung der Kindernatur aufsuchen,
durch Versuche prüfen und durch Erfahrungen hinlänglich be-
stätigen müsse. Nun aber sey man mit Kenntniß des kindlichen
Herzens bey alle dem, was auch darüber geschrieben werde, bey
weitem noch nicht so weit gekommen, als es zu Ausführung ei-
nes Erziehungssystems nöthig sey; und Versuche und Erfahrun-
gen habe das Institut auch binnen 6 Jahren noch nicht genug
machen können. — Allein dem ungeachtet hat das Institut
seither Erziehungsgrundsätze befolgt, bekennt auch selbst, bis-
weilen gefehlt zu haben: dieses aber und mehr nicht wollte man
von dem Institute wissen. 5) Die Erziehungsgeschichte von
Luther bis auf unsre Zeit betreffende Briefe, an Hrn. Dir.
Wolken; enthalten mehr nicht als ganz bekannte Klagen von
dem elenden Zustand des Schulwesens zu den Zeiten, in denen
Luther auftrat, und eine lange Stelle von der Nothwendigkeit
der Erziehungsverbesserung aus Melanchthons Bedenken von
der Reformation der Kirchen, 1542. Angenehm aber ist die ge-
machte Hofnung, daß Hr. Wolke selbst eine Geschichte der Er-
ziehung von der Reformation bis auf unsre Zeiten, schreiben
wolle. 6) Des Instituts Forderungen an einen Liturgen, die
nun bereits von Hrn. Salzmannen nach Wunsch angenommen
worden sind. Er muß 1) alle Morgen eine Viertelstunde durch
Gebet und Vermahnung die Jugend zum zweckmäßigen Ge-
brauch des Tags vorbereiten. 2) An Sonn- und Feyertagen,
die philanthropische Familie, eine Stunde lang durch Gesang
und Rede erbauen (doch sind auch in der Johanniskirche zu Des-
sau Sitze für die Philanthropisten bis zum J. 1800 gemiethet
worden, und täglich eine Lehrstunde vom evangelischapostolischen
Christenthum, und von der vermischten philosophischen und christ-
lichen Sittenlehre geben. Sein Unterricht soll philanthropisch
christlich, d. i. so beschaffen seyn, daß die Lehrer der sociniani-
schen, arianischen, arminischen, griechischen, reformirten, lutheri-
schen, katholischen, zinzendorfischen und quäkerischen Kirchen, die
von ihm zubereiteten Zöglinge von der Wahrheit ihrer besondern
Kirchenlehren ohne Schwierigkeit überreden können. 7) Ver-
zeichnis der eingelaufenen Wohlthaten und Pränumera-
tionen — noch immer ist Rußland und Liefland am freygebigsten.
8) Jahresrechnung über die Einnahme und Ausgabe vom
1. Oct. 1779. bis dahin 1780. Der Ueberschuß der erstern
ist 1768 Thlr., und nebst dem Cassenbestand vom vorigen Jahr,

ausge-

ausgeliehenen Capitalien und Reisen, bestehet das Institut von [illegible] 9002 Rthlr. Der Buchhandel hat doch an 2000 Thlr. abgeworfen.

Kleine Romane für Kinder. Erstes Bändchen. Leipzig in der Weygandschen Buchhandlung. 1781. 12 Bogen in 8.

Romane für Kinder? — — Man erschrecke nur nicht für dem Titel: denn auf den kommt es ja doch nicht an; und bedenke daß die niedlichen Geschichtchen, die hier mit dem Titel: kleine Romane für Kinder, gestempelt sind, eben so gut auch kleine Erzählungen und Unterhaltungen für Kinder heißen könnten. Weil aber diese Titel von Kinderschriften bereits verbraucht sind: so konnte man es ja Verfassern oder Verlegern leicht erlauben, einen neuen zu wählen — und Romane müssen ja eben nicht nothwendig überspannte Erzählungen von den Intriguen einer schwärmerischen Liebe seyn. Wirklich sind das die gegenwärtigen gewiß nicht, und können jedem Kinde unschädlich in die Hände gegeben werden. Der V. sagt das, was er in einer Vorrede sagen sollte, in einem doppelten Anhang an seine kleinen Leser und an das Publikum: und in dieser verkehrten Ordnung wollen wir ihn nicht stören; sondern ihm darnach folgen. Der kleinen Romane sind in diesem Bändchen drey.

1) Der standhafte Gustav; der Sohn eines verunglückten Kaufmanns, der ihn von sich thut, um sein Glück in Indien zu versuchen. In seinen Lehrjahren schließt er eine enge Freundschaft mit dem Sohn eines andern Kaufmanns, Weißmann, von entgegengesetzten Glücksumständen, der aber durch eine Uebereilung seines Vaters am Tage vor seinem Tode, fast um sein ganzes Vermögen kommt. Inzwischen gelangt Gustavs Vater in Indien auf einem etwas unwahrscheinlichen Weg zu einem sehr grossen Vermögen, und übermacht seinem Sohne durch unbekannte Hand tausend Thaler. Gustav wendet diese sofort zur Rettung des Lebens seines unglücklichen Freundes an, der ihn deswegen zum Handlungscompagnon annimmt, so wie dieser ihm dagegen das Versprechen abnöthigt, daß alles, was einer inskünftige erben würde, beyden gemein seyn sollte. Nun kommt Gustavs Vater mit seinen Schätzen zurück; und Weißmann ist so großmüthig, den Vertrag wegen der künftigen Erb-

Erbschaft zu zerreißen. Gustav besteht hingegen auf seinem Versprechen, und sein Vater, nachdem er beyder Freundschaft auf die Probe gestellt hatte, nimmt Weißmannen zum Kind an, und beyde bleiben unzertrennlich beysammen. — Wir wissen doch eben nicht, ob es rathsam ist, junge Leute, die ohnedies zuweilen geneigt sind, in der Freundschaft auszuschweifen, durch diesen Roman zu veranlassen, in der Wärme des jugendlichen Wohlwollens Verbindungen einzugehen, die sie hintennach zu bereuen Ursache haben.

a) Das edle Hannchen — schon mehr einem Roman ähnlich. Hannchen, die Tochter eines vortreflichen Landpredigers wurde von einem Fremden, in ihrem Dorfe zur Tochter und Erbin eingesetzt, so daß sie ihrer Unmündigkeit ungeachtet über die Anwendung des Ertrags seines Gütchens freye Gewalt haben sollte. Es hatte dieser Robert durch einen feindlichen Einfall Haus und Hof und selbst seine Frau verlohren, und seine Tochter Auguste hatte ein feindlicher Reuter ins Wasser geworfen — (man erschrickt über diese unglaubliche Barbarey; man sieht aber in der Folge, daß dem V. zum Bedürfniß seines Romans eine gewöhnliche Todesart nicht hinlänglich war.) Robert war also hieher gezogen, um sich den Gegenständen seines Kummers zu entziehen, und durch Hannchen sich über Augusten zu trösten. Er stirbt, und Hannchen theilt ihre Einnahmen rein unter die Armen aus, so daß sie zu Ende des halben Jahrs mehr ausgegeben hat, als ihr Gut auf das ganze Jahr abwirft (und das soll doch nicht etwan für junge Leserinnen ein Muster weiblicher Wohlthätigkeit seyn? Das Mädchen wird eine treffliche Gattin, Wirthin und Hausmutter werden, der man in ihrer Jugend das Ideal einer solchen schwärmerischen Empfindsamkeit für Arme in den Kopf gesetzt hat.) Wenn man doch nur solche Modelle von Tugenden Kindern vorlegte, die nicht überspannt wären und sich in die gegenwärtige Welt schickten. Wenn ihr gleich der Vater darüber Vorstellung thut, daß Wohlthaten den Armen die Arbeit nicht verekeln müßten, so sagt er doch nichts darüber, daß man nicht seine ganze Einnahme unter die Armen austheilen müsse.) Inzwischen findet sich Auguste wieder ein, die ihren Vater suchte und dafür sein Grab findet, und die beyden Mädchen am Grabe Roberts machen eine herrliche Gruppe. Der Räuber hatte sie mit Versicherung des Todes ihres Vaters bey sich behalten, und zum Kind angenommen, ihr aber vor seinem Tode gestanden, daß er ihres Vaters

Bruder

Bruder sey, der sich dadurch an seinem Bruder habe rächen wollen, den er wegen seiner braven Frau gehaßt habe (was sollen in einem Kinderroman solche unnatürlich häßliche Charaktere, zumahl da der ganze Roman auch ohne diese wunderbare Erdichtung bestehen konnte. Man sollte doch wahrlich Kindern die schlimme Seite der Menschen eher verstecken als übertreiben.) daß nunmehr Grosmuth gegen Grosmuth folgen werde, kann man sich leicht vorstellen. Auguste gründet ihre Weigerung, ihre väterliche Erbschaft anzutreten darauf, daß nach dem Testamente ihres Vaters die etwanigen Verwandten, die sich melden würden, auf den Pflichttheil gesezt seyn sollten; und Vater und Richter lassen sich das gefallen, ohne daran zu denken, daß das ganze Testament, da es auf die falsche Voraussetzung des Todes der Tochter gebaut war, an und vor sich nichtig war.

3) Der blaue Mond, ein Feenmärchen, wovon wir weiter nichts sagen wollen, theils weil wir überhaupt nicht einsehen können, was Feenmärchen in einem Kinderbuch für eine Absicht haben sollen, wenn es wahr ist, daß man ihnen nichts vorlegen sollte, als was ausser der angenehmen Unterhaltung, ihnen auch zugleich Lehrreich seyn kann; theils aber, weil auch der, der Feenmärchen leiden kann, das gegenwärtige nicht einmal leidlich finden wird.

In einem Anhang an seine kleinen Leser, giebt ihnen der V. in einem Gespräch dreyer Kinder über diese drey Romane, ein Beyspiel, wie sie solche Erzählungen nutzen sollen, und äussert zugleich durch sie ein so richtiges Urtheil über den wahren Werth der Feenmärchen, daß wir mit ihm vollkommen einstimmig sind; und nun nicht glauben, daß er in den folgenden Theilen deren mehr geben werde. In einem zweyten Anhang an das Publikum, über den Nutzen und Endzweck dieser Romane, sezt er noch überdem hinzu, daß er bey dem blauen Mond die Absicht gehabt habe, durch das Gefühl der Unwahrheit junge Leser zu veranlassen, hinführo alles, was den Titel einer Feengeschichte trägt, ungelesen bey Seite zu legen — und nun nehmen wir unser vorher geäussertes Mißfallen über dieses Mährchen gerne zurück. Was er ferner über den Nutzen und Zweck dieser Romane sagt, ist so richtig, daß ihm selbst diejenigen den Beyfall nicht werden versagen können, denen der Name Roman verhäßig ist, und gewiß wird niemand dieses Bändchen gelesen haben, der nicht eine baldige Fortsetzung

zung

gung wünschen sollte, worzu auch der V. wie er versichert, schon Vorrath liegen hat.

Pragmatische Geschichte des Verstandes und Herzens eines Jünglings. Für Aeltern und Erzieher, herausgegeben von dem Verfasser des neuen Diogenes. Wismar in der Bödnerischen Buchhandlung 1781. 24 Bogen in 8.

Nachdem wir den Lesern dieser Bibliothek das Opfer gebracht, und um ihnen eine Anzeige vom vorliegenden Buche zu geben, uns durch Trockenheit, Unordnung, Druck- und Sprachfehler bis zu Ende durchgearbeitet haben; sind wir doch kaum im Stand, ihnen von demselben entweder einen kurzgefaßten Inhalt zu liefern, oder ein richtiges Urtheil zu fällen. Die Langeweile, die es im Lesen verursacht, durch spöttische Behandlung oder allgemeine Verwerfung zu rächen, wäre ungerecht, da es doch auch bey dem Mangel einer gefälligen Einkleidung manches Gute enthält, das Eltern und Lehrern, die die Geduld haben es durchzulesen, zu warnenden Winken beym Erziehungsgeschäfte dienen kann: es aber eben dieser einzelnen Stellen und um der guten Absicht willen, die der V. gehabt haben mag, denen, die Erziehungsschriften lesen, unbedingt empfehlen zu wollen, würde unser Urtheil bey denen, die es nur bis zur Hälfte lesen, verdächtig machen. Eben so wenig wissen wir, unter welchem Gesichtspunkt wir das Buch eigentlich betrachten sollen. Für einen pädagogischen Roman hat es nicht nur, wie der Herausgeber selbst in der Vorrede eingesteht, zu wenig Interesse, sondern es ist auch viel zu trocken, planlos, einfach und unverwickelt. Wir glauben vielmehr wirklich, daß der Held der Geschichte kein Romanheld, sondern ein wirkliches Individuum ist; alsdenn aber ist dasjenige, was in dem Buch eigentliche Geschichte ist, und kaum den neunten Theil des Ganzen betragen wird, viel zu wenig; und dies wenige verliehrt überdem durch Verschweigung des Nahmens und des Ortes und andrer individuellen Züge, durch Armuth und Einförmigkeit und den völligen Mangel an Plan und Einkleidung, sein Interesse, so daß das Buch weder Roman, noch Geschichte, noch Biographie, noch ein dem Andenken eines Freundes errichtetes Denkmal, sondern eine Rhapsodie pädagogischer aus den Jugendfehlern eines jungen

[illegible] Mannes abgezogener Nächte ꝛc. Nach [illegible]gen Exclamationen über den Verlust dieses Mannes meldet ein Freund dem andern, in dessen Armen er gestorben war, daß der junge Mann in der Absicht seine Landsleute vollkommener zu machen, zwey moralische Schriften von Tugend und Laster, und nach deren guten Aufnahme, eine dritte von den Quellen der Laster, herausgegeben habe; über die er aber böser Absichten und selbst des Deismus beschuldigt wurde, deswegen er beschloß, sein undankbares Volk zu verlassen, und sein Licht einem fremden Lande leuchten zu lassen. Taub gegen die Vorstellungen seines Freundes geht er zu Schiff, kommt wegen widrigen Windes zurück, übergiebt seinem Freund einige Handschriften von seinem Leben und der Geschichte seiner moralischen Besserung, geht wieder ab — und nun erfährt man nicht, wo er hinkommt, ob er ertrunken, oder was sonst aus ihm geworden ist, bis auf dem lezten Bogen der andre Freund zurückschreibt, daß F. [illegible] (so heißt er) in der Hauptstadt eines nordischen Reichs (selbst das muß man mehr errathen) als ein deutscher Gelehrter angekommen sey, gleich in der ersten Assemblee, wo er sich öffentlich zeigte, allgemeinen Beyfall gefunden habe, und kurz darauf an der Auszehrung gestorben sey. (Ein junger Mann darf nicht der Reformator seines Volkes werden, noch wenn dieses seine Belehrung nicht annehmen will, über dessen Undank zürnen, und aus Unmuth in die Welt gehen, und seine Dienste einem fremden Volk anbieten wollen: er bemühe sich nur, in der Sphäre gutes zu stiften, wo ihm die Vorsehung selbst seinen Wirkungskreiß anweißt — Wir bemerken dies nur deswillen, weil der V. diesen Schritt in dem Leben seines Freundes ohne Beurtheilung läßt). Einstweilen werden wir sehr weitschweifig unterrichtet, wie der V., da er schon im Amte war, des jungen F. als eines Schülers, der sich vor andern auszeichnete, Bekanntschaft gesucht, und bey einem Ballspiele, dem er zusah, gefunden habe, durch welche Erziehungsart seines Vaters der junge Mensch den unterscheidenden Charakter eines gesezten, arbeitsamen und über seine Handlungen räsonnirenden Jünglings bekommen, was er dabey für Schwachheiten an sich gehabt, und durch was für Versehen in seiner Erziehung dieselben unterhalten wurden, daß er zu Göttingen studirt, und dann aus Neigung fürs Predigtamt, ausserordentlicher Lehrer an dem neuerrichteten Gymnasium seiner Vaterstadt geworden sey. Das bemerkenswürdigste bey diesem allen ist, was der V. über die Ur-

sachen

guteingerichtete Dorfschule [illegible] sind. In diesen Umständen hält es der V. für rathsamer, einstweilen mit dem Mittelmäßigen vorlieb zu nehmen, und diese Schulen bey ihrer einmaligen Einrichtung zu verbessern, so gut sichs thun lasse. Die wesentlichste Verbesserung wäre freylich eine völlige Absonderung der Bürgerschulen und gelehrten Schulen, oder daß man von den mehrern Provinzialschulen eines Landes einige allein zum bürgerlichen, andre zum gelehrten Unterricht bestimmte. Weil nun aber das doch einmal aus verschiedenen Ursachen nicht angeht, und bey den mehresten Schulen sicher so leicht nicht geschehen wird: so ist es Hrn. V. Absicht, diese fernere Verbindung der beyden Schulzwecke compatibel, und so viel möglich, unschädlich zu machen, ob er gleich zugiebt, daß auf diese Art der bürgerliche Unterricht so vollkommen nicht werden könne, als in eigenen Real- und Bürgerschulen; zumal da die einmal angestellten Lehrer zu jedem bürgerlichen Unterricht selbst nicht die nöthige Vorbereitung und Kenntniß hätten, den man auch bey dem gar schlechten Gehalt, in dem sie gemeiniglich stünden, nicht wohl von ihnen fordern könnte. Deswegen schlägt er vor eines Theils, daß studierende und nicht studierende Knaben, die sonst gewöhnlich den ganzen Tag in allen Lektionen der Classe, wo sie sitzen, bey einem Lehrer beysammen bleiben, nur in solchen Stunden gemeinschaftlichen Unterricht genießen sollen, wo beyden gemeinnützige Kenntnisse vorgetragen werden, als Christenthum, Kalligraphie, Rechenkunst, deutsche Sprache, Latinität, (so weit diese in Stadtschulen gewöhnlich getrieben wird, hat er wohl Recht, den künftigen Bürger nicht davon auszuschließen) Naturgeschichte, Geographie, Geschichte; in andern aber, die blos dem Gelehrten nützen, dergleichen das Griechische ist, das er jedoch blos aufs Decliniren, Conjugiren und Analysis einiger leichten Stücke des N. T. allenfalls auf einiger leichten Verse einschränkt, sie von denen, die studieren sollen, abzusondern und besonders beschäftigen, (welches aber nicht statt des Griechischen mit der Landesgeschichte geschehen sollte, da dieses für alle nöthig ist; andern Theils aber, um die Mannichfaltigkeit des Unterrichts zu befördern, mehrere Lehrer in derselben Classe abwechseln zu lassen, und hingegen in andern Lectionen, wo die Abstufung minder nothwendig sey, z. E. im Christenthum zwo Classen zu verbinden. Und dieses nennt er die Dislocation der Classen und Alternation der Lehrer. Da aber beydes dadurch erschwert werde, da

de

der Lehrer seither seine Classe als eine mit dem Ganzen nicht zusammenhängende und gleichsam isolirte Schule behandelt, und sie wegen des Schul- und Privatgeldes als seine Domaine benuzt habe, und es deswegen aus einem leicht zu verzeihenden Eigennuz nicht gerne sehen könne, daß ihm seine Schüler entzogen werden, und daß sich ein anderer Lehrer in den Unterricht seiner Classe mengt: so schlägt er nun ferner vor, aus dem gesammten Schul- und Privatgeld aller Classen, unter landesherrlicher Bestätigung eine gemeine Schulkasse zu errichten, und solche zu gleichen Theilen unter die Lehrer zu vertheilen, wobey aber die Obrigkeit nicht nur die Armen übertragen, sondern auch die Reste eintreiben muß. Alsdann habe der Lehrer nicht mehr Ursache, das gemeine Beste der ganzen Schule seinem Privatinteresse nachzusetzen, er werde sich die Versetzung seiner Schüler, Alternation seiner Collegen, Abstufung seiner alten Lectionen, und selbst die Einführung eines neuen Lectionsplans leichter gefallen lassen. Auf diesen Gemeinkassenplan hält nun der V. so viel, daß er ihn zur Basis seines ganzen Schulverbesserungsplans macht, ihn weitläuftig gegen alle mögliche Einwürfe rettet, und aus demselben alles, was er für seine Schule wünscht, mehrere Freyheit bey der Introduction und Translocation der Schüler, nähere Gleichheit nach den Classen, Alternation der Lehrer und deren Vortheile, Allgemeinheit eines einzuführenden Lectionsplans, Wahl zweckmäßiger Lehrbücher, Subordination und Abstuffung der Lectionen und Ausmittelung einiger Freystunden zur Erholung und Vorbereitung der Lehrer, als Folgen herleitet. Wir können ihm aber, bey manchem Guten, das er, zumahl in Ansehung der Lehrart und Einrichtung der Lectionen sagt, wohin auch die Tabellen gehören, ohne zu weitläuftig zu werden, nicht folgen. Im Grunde aber ist seine Gemeinkasse bey einer Schulverbesserung doch nur, was außerordentliches und hülfreiches bey solchen Schulen weg, wo keine Schulgelder entrichtet werden, ohne daß deswegen seine darauf gebauten Vorschläge aufhören anwendbar zu seyn. In Ansehung der Buchstabenkenntniß, des Buchstabierens und des Gebrauchs der Grammatik, des Memorirens der Paradigmen u. s. w. denkt aber noch sehr altmodisch, wird aber sicher dadurch seinem Buch bey erfahrnen Schulleuten mehreren Eingang verschaffen, als wenn er sie gleich anfangs durch Chimären einer in öffentlichen Classen unmöglichen Lehrart abgeschreckt hätte. Aber daß nach seiner ersten Tabelle in der sechsten oder lezten Classe alle Vor-

Vormittage zwey, und alle Nachmittage drey Stunden hinter einander mit Buchstabenlernen und Buchstabieren zugebracht werden sollen, ist doch zu hart. Zulezt thut er auch noch Vorschläge, wie man die Zahl der Jugendlehrer in kleinern und niedern Stadtschulen ohne Kosten vermehren könne. (Da er seinen Plan auf 6 Claßen und eben so viel Lehrer anlegt, so sehen wir nicht einmahl die Nothwendigkeit, auf einer Trivialschule, zumahl bey eingeführter Verbindung der Claßen, auf die Vermehrung der Lehrer zu denken, es sey denn allenfalls um die Schreibecorrecturen einer starken Claße zu bestreiten.) Und dazu schlägt er nicht nur, in Ansehung der untern Classen die obersten Chorschüler, sondern auch — die an dem Teich Bethesda liegenden, durch die verbesserte Preußische Proceßordnung außer Activität gesezte Advocaten vor, wobey er sich aber für sie ausbingt, daß man ihnen nicht zumuthen müsse, sich als Troßbuben an die Geistlichkeit anzuschließen, und sie von der Abhängigkeit, womit Jugendbearbeiter dem geistlichen Stande untergeordnet sind, frey sprechen müsse. — Aber der Lohn, denn wenn sie nach der Flinte greifen, haben sie doch wenigstens täglich Brod und Löhnung — sie sollen den Charakter außerordentlicher Lehrer, und die Anwartschaft auf Magistratscollegien erhalten — Je nun, wenn sie von Titel und Hofnung leben können! Weil aber der V. selbst an der Ausführung dieses Vorschlags verzweifelt, so fordert er die Geistlichen auf, daß sie gegen Erlassung einer ohnedies schlechtbesuchten Wochenpredigt dafür eine Stunde in der Schule lehren möchten. — Nun als Collaboratoren einer Schule mögen Geistliche allenfalls angehen, nur nicht als Inspectoren, da thun sie, wenigstens nach des Rec. Erfahrung, mehr Böses, sind schiefe Beurtheiler, und erschweren jeden Schritt zur Verbesserung. Einige besondre Gedanken des V. müssen wir doch noch mißfällig rügen: er will statt des Ovids, dessen herrliche Metamorphosen zu schlüpfrig, und die Elegien zu winselnd und unedel wären, den Petrus Franzius, dessen Gedichte er für Meisterstücke ausgiebt, und vom Horaz seine ars poetica getrieben wissen — Horazens Poetik für Trivialschüler — welch ein Einfall! Auch will er in der obern Classe einige lateinische Bücher cursorisch gelesen haben: unter andern *Klotzii* mores eruditorum, *Heineccii* fundam. stili, *Heumanni* conspectum hist. lit. *Cellarii* antiquitates u. a. Doch diese und andre Einfälle thun den Vorschlägen des V. keinen Eintrag, die auch ohne dieselben bestehen

und

und immer annehmungswürdig bleiben. Wir wünschen dem V., daß er die Realisirung seines Plans bald an seiner eignen Schule erleben möge: und was darf er nicht unter einem Zedliz erwarten, was andern Schulen unter andern Consistorien ewig versagte Wünsche sind!

Wieder eine neue Fiebel oder neuer Versuch die Kinder ohne das Buchstabieren, selbst ohne die Namenkenntniß der einzelnen Buchstaben, lesen zu lehren. Basel, bey Joh. Jac. Thurneysen, 1781, $3\frac{1}{2}$ Bogen in 8.

Ja wohl, wieder eine neue Fiebel! Wird doch über die beste Art unsern Kindern das Lesen zu lehren, so viel speculiert und geschrieben, nicht anders als wenn ihre Väter die auf einem ganz ungekünstelten Weg erst Buchstaben kennen, dann buchstabieren, dann lesen lernten, entweder Stümper im Lesen, oder vor allzugroßer Anstrengung, schwache Köpfe geworden wären. Hr. Simon und Schweighäuser meynen in der Vorrede, bey allen seitherigen Erfindungen das Lesen lernen zu erleichtern, habe man doch den eigentlichen Gesichtspunkt noch nicht getroffen, aus dem man die Sache betrachten müsse, um auf die natürlichste und einfachste Methode zu verfallen. Wie man nehmlich nach der Metaphysik erst durch den Begriff des Zusammengesezten auf den Begriff des Einfachen, und durch den Begriff von Zahl auf den Begriff der Einheit komme: so könne man auch nur erst durch den Begriff von Wort und Sylbe, auf den Begriff des einzelnen Buchstaben kommen. Von diesem Standpunkt ausgegangen, finde man nicht nur das Buchstabieren (wie schon mehrere gethan hätten) sondern selbst die Kenntniß einzelner Buchstaben, unnöthig. Sie fangen daher ihren Unterricht mit Bekanntmachung der einfachen und zusammengesezten Selbstlauter an (ä, ö, ü, rechnen sie noch unter die einfachen) und fahren dann fort: diese zwey Figuren aber b a. heissen ba u. s. w. (Daß man die Buchstaben nicht Buchstaben sondern Figuren nennt, macht doch wohl die Sache nicht aus.) Nun gehen sie von leichtern Sylben zu schwehreren, und dann zu ganzen Wörtern und Sätzen fort, lassen die Kinder aus dem vorhergehenden ihre Aussprache errathen, oder sagen sie vor. Große Buchstaben sollen so gelernt werden,

 daß

daß man zwey Wörter mit kleinen und großen Buchstaben übereinander sezt, und also das Kind aus der Aussprache des ersten, die Bedeutung derselben im zweyten lernen soll. Daß ein Kind, ohne die Buchstaben zu kennen, durch bloßes Vorsagen lernen könne, wie z. E. Band gelesen wird, ist keine Frage: aber daß es um der eignen Anwendung willen in andern Fällen, nicht besser sey, die Buchstaben vorher, es sey auch mit einiger Anstrengung des Köpfgens, einzeln kennen zu lernen, glauben wir noch immer. Oder was soll es für ein Vortheil dabey seyn, dem Kinde den Begrif von der Zahl vier auf einmahl bey einem Geschenk von 4 Pfennigen beyzubringen, und es vorher nicht lieber eins, zwey, drey zählen zu laßen, weil doch die VV. die Wörter mit Zahlen und die Buchstaben mit Einheiten vergleichen.

Goldener Spiegel für Kinder. Mit Kupfern. Erste Lieferung, zweyte Auflage. Zweyte und dritte Lieferung. Nürnberg, bey Christ. Weigel und A. G. Schneider. 1781. Zusammen 10 Bogen in 8.

Das ist eine aus dem Kinderfreund, aus Campens und andern bekannten Erziehungsschriften gezogene Sammlung von Erzählungen von gesitteten und ungesitteten Kindern allerley Art, jede mit einer Vignette begleitet, die ihren Inhalt ausdrükt. In jeder Lieferung sind der Erzählungen fünf und zwanzig, und jede nimmt ein Octavblatt ein. Der Gedanke ist nicht übel, lesenden Kindern theils die in so vielen Büchern zerstreuten Erzählungen von artigen und unartigen Kindern zu sammlen, theils aber durch die hinzukommenden Zeichnungen, ihre moralischen Zwecke eindringender zu machen. Den Titel eines goldnen Spiegels führt diese Sammlung vermuthlich von der Titelvignette, wo eine Mutter ihre Kinder in einen Spiegel sehen läßt.

Bf.

15) Kriegswissenschaft.

Nachrichten des Herrn Grafen von Saint-Germain, Minister und Staatssekretär im Kriegsdepartement etc. von ihm selbst aufgesezt. Aus dem Französischen. Frankfurth am Mayn, in der Eßlingerschen Buchhandlung 1780.

Ist iemals eine unnütze Uebersetzung gemacht worden, so ist es diese. Die Nachrichten des Grafen von Saint-Germain beziehen sich bloß auf das französische Kriegswesen. Wer davon nichts versteht, kann dies Buch nicht verstehen. Zudem werden des Grafen von Saint-Germain Ideen iezt nicht mehr befolgt. Man weiß wie oft die innere Einrichtung der französischen Armeen verändert wird, und wie ein Reglement und eine Ordonnance die andere verdrängt. Von den Veränderungen die unmittelbar vor und nach den Saintgermainschen geschehen, ist nichts übersezt. Wozu also dieses Stückchen? Endlich ist auch der Uebersetzer der französischen Sprache und der Kriegs- und anderer Terminologie gar nicht kündig, daher läßt sich die Uebersetzung sehr unangenehm lesen. Der Uebersetzer sagt z. B Beständer statt Entrepreneur, Reihen statt Rotten, (so daß man S. 211 denken möchte, Saint-Germain wolle seine Infanterie acht Mann hoch gestellt wissen) ein Pferd wird vom Sattel verlezt, anstatt gedrückt; hommes de bonne volonté, Leute die sich gern dazu entschließen, un fedau, eine Brustwehr, (im Gegensatz einer Redoute,) ein Sägewerk, les latrines (Abtritte) die Latrinen. u. s. w.

Dr.

Feldzüge des Vicomte Türenne, Marschal der Armeen des Königes von Frankreich, aus den ächtesten Urkunden von F. B. von Zanthier, Oberstwachtmeister vom ersten Regiment Porto, in portugisischen Diensten. Leipzig 1779. 4. 3 Alphabet 3 Bogen 18 Kupfertafeln.

Eine gute und für das Militär brauchbare Geschichte der Feldzüge des Vicomte Türenne, gehöret zu den Bedürfnissen der Kriegswissenschaft. Die Geschichte des Ramsey ist das einzige Werk, welches sie uns im Zusammenhange liefert. Ramsey, als Biograph, konnte sich aber an die Geschichte der Feldzüge allein nicht binden, und war auch nicht Soldat, daher konnte er auch manchen militärischen Gegenstand, nicht von der rechten Seite beleuchten. Dieses bewog den Hrn. v. Zanthier, eine neue Geschichte der Feldzüge des Marschal v. Türenne zu schreiben und sie aus folgenden Quellen zu schöpfen. Zu den Feldzügen von 1644 bis 58. hat er die Memoires welche wir von der Hand des Vicomte haben, zum Grund geleget, und aus den Aufsätzen des Herzog von York und des de la Moussaye, verschiedene Zusätze, zur Erläuterung der Erzählungen des Marschals, eingeschaltet, wie auch denenselben noch verschiedenes Detail beygefüget, welches er aus den Werken des Puysegurs, Feuquiers, Gavagnac, Rabutin, Noailles, aus der Geschichte des Holländischen Krieges, aus Puffendorf, Merian, und anderen Geschichtschreibern gezogen hat. Aus diesen Quellen hat der V. auch die Materialien zu der Geschichte der übrigen Feldzüge des Marschal von Türenne geschöpfet. Er versichert, daß es ihm nicht an Gelegenheit gefehlet habe, noch aus mehreren Büchern Nachrichten zu sammeln, weil ihm die Büchersammlung des verstorbenen portugisischen Feld-Marschals, Grafen von der Lippe, offen gestanden: er habe aber gefunden, daß öfters ein ganzer Foliant nur dazu nütze, ein Datum zu berichtigen. Dieses könnte doch wohl die Mühe belohnen, wann dadurch in einer so wichtigen Geschichte als es die von den Feldzügen des M. v. T. ist, erläutert würde. Die Plans von den Schlachten und Treffen dieser Feldzüge hat der V. aus dem Theatro europäo bis auf einige wenige, so aus Ramseys Geschichte sind, genommen. Dieses sind die Materialien, welche sich der V. zur Ausarbeitung der Geschichte von den Feldzügen des M. v. T. bedient hat: wir wollen die Ausführung dieser Arbeit etwas näher beleuchten.

Die Geschichte der Feldzüge von 1644 bis 58 ist größtentheils eine Uebersetzung der bekannten Memoirs welche der M. v. T. selbst aufgesezet hat. Die mehresten Zusätze, wodurch der V. die Erzählungen des Marschals ergänzet, sind Uebersetzungen aus den Memoirs des Herzogs von York: sowohl diese als die Memoirs des Türenne findet man in den zwey lezten

Theilen der Geschichte von Ramsey, die Zusätze aus andern Geschichtschreibern, sind in gedachten Feldzügen minder beträchtlich. Der Hr. v. Z. bindet sich genau an die Worte der Originals, und die Uebersetzung ist gut gerathen. Unter allen Stellen welche wir mit dem Original verglichen haben, möchte die einzige einer Abänderung bedürfen, wo der Uebersetzer S 20 saget. „Die Rosische Cavalerie wurde geworfen und bis zu ihrer Infanterie verfolget, von welcher drey bis vier Bataillons ihre Salve gaben; Nun machte die Rosische Cavalerie halt. u. s. w. „ und im Original stehet doch: „quelques escadrons „de l'ennemi aïant voulu s'avancer devant leur Infanterie, „la Cavalerie de M. Rosen les repoussa, et les suivant en or- „dre, trois ou quatre Batalllons firent une decharge sur „lui, cequi arreta sa Cavalerie„ Der Werth dieser vortreflichen Memoirs von der Hand eines der grösten Feldherren aufgesetzet, ist zu bekannt, als daß wir noch etwas zur Empfehlung derselben hinzusetzen könnten. Die Worte des Marschals, saget der V. sind goldschwere Worte, und wir müssen es rühmen, daß der H. v. Z. so wenig als möglich die Erzählungen des Marschalls durch fremde Zusätze und Einschaltungen zerrissen hat, sondern selbige durchgängig so angebracht, daß sie den Leser nicht vom Sinne des Originals entfernen und demohngeachtet den Erzählungen mehr Deutlichkeit geben. So dienet die Relation des Herzogs von York von dem Rückzuge von Estampes, zur Erläuterung dieses Vorfalles, ohne die Erzählung des Marschalls zu unterbrechen, und eben so gut ist die Beschreibung des Herzoges, von der Belagerung von Estampes eingeschaltet, von welcher Türenne nur sehr wenig saget. Die Beschreibung der Grenzen von der Piccardie und Champagne und die Erzählung von dem Angrif des Marschal la Ferte auf die spanischen Circumvallations-Linien vor Arras, aus den Memoirs des Puyseigur stehen, so wie die übrigen Zusätze aus andern Geschichtschreibern, am gehörigen Ort. Oefter aber sind wir auf geographische Unrichtigkeiten gestoßen, z. B. der Marsch der Schweden von Wezlar über Kirchhayn nach Amöneburg ist nicht der Lage der Oerter angemessen. Der Feind stand auch damals nicht so nahe, daß der schwedische General nöthig hatte, einen Umweg zu nehmen. (S. 52.) Wir halten es für einen Druckfehler, wenn der V. eben daselbst das schwedische Lager mit dem rechten Flügel gegen Amöneburg, und mit dem linken gegen Niederseelheim setzet, in dieser Stel-

lung würden die Schweden dem Feind den Rücken gezeiget haben. Die Namen einiger Oerter hätten nach guten geographischen Charten berichtiget werden können. Manche Stellen zeigen, daß der V. den Bewegungen der Armeen nicht immer mit Zuziehung guter Charten gefolget ist. Sonst würde er leicht die Unrichtigkeit der Schreibart entdecket haben, die sich in der Erzählung des Herzogs von York von dem Marsch von Mons nach Tournai findet, wo er die Armee über Brüssel nach Tournai marschiren lässet. (S. 210.) Der V. würde gefunden haben, daß der Ort nicht Bruxelle, wie im Französischen stehet und wodurch der Marsch ganz widersinnig wird, sondern Briseuil heisset, und zwischen Mons und Tournai lieget. Eben daher ist auch der Fehler entstanden, daß der V. den Prinzen von Conde, der bey Robermont stand, und nach dem Rhein marschirte, auf diesem Marsch die Maaß passiren lässet; (S. 274) obgleich Robermont auf der rechten Seite der Maaß lieget. Durch fleißiges Forschen in den Geschichtsbüchern würde man auch noch manches interessante Detail von den Feldzügen des M. Türenne auffinden können. Vermuthlich aber hat der V. manchen belehrenden Umstand deshalb weggelassen, um die Erzehlungen des Marschals nicht zu sehr zu trennen, sonst würde er noch viel interessantes zur Beschreibung der Gegend bey Freyburg aus den Aufsätzen des de la Monsaye haben ziehen können. Aus der Beschreibung des Herzog von York von dem Treffen in der Vorstadt St. Antoine bey Paris, hätte der V. viel Detail zur Erzehlung dieser Begebenheit ziehen können, und dergleichen nützliche und lehrreiche Zusätze könnten noch viel mehr in dieser Geschichte statt finden. Da aber der Hr. v. Z. in Beschreibung der Feldzüge von 1644 bis 58 mehr Uebersetzer als Geschichtschreiber ist, so wollen wir einen von den lezten Feldzügen des M. v. Türenne wählen, zu welcher Geschichte er mit mehr Freyheit die gesammelte Materialien brauchen, und zweckmäßig zusammen setzen konnte, um daraus den V. in Bearbeitung dieser Geschichte richtiger beurtheilen zu können. Wir haben die Geschichte des Feldzuges von 1674 vor uns. Der V. hat die Materialien zu derselben aus den Werken des Merians, Puffendorff, Chavagnac, dem bekannten Werke les derniers Campagn. de Turenne, und aus dem Feuquiers gezogen. Ueberhaupt ist der V. in der Geschichte der Feldzüge von 1674 und 75 umständlicher auf französischer Seite, als auf Seiten der verbundenen Armee. Einige Proben vom lehrreichen

und

und nützlichen Detail, welche wir in den Erzehlungen des V. vermißt haben, werden dieses sowohl beweisen, als auch zeigen, daß eine sorgfältigere Bearbeitung der Geschichte von so interessanten Feldzügen noch immer zu wünschen bleibet. Wir schrenken uns auf den Zeitpunkt ein, da die Brandenburger unter Churfürst Friedrich Wilhelm dem Großen zum Heer der Verbundenen stießen. Der V. sagt nur ganz allgemein, daß die Brandenb. d. 14ten Octb. sich mit der Armee der Verbundenen vereinigt haben, und daß alsdann das ganze Heer aufgebrochen und über die Ill gegangen sey. (S. 396). Man weiß aber davon noch diese Umstände, daß sie nicht zugleich aufbrachen; die Kayserl. und Lüneburger verließen das Lager d. 15ten Octb., erstere gingen bey Illkirchen, und leztere bey Gravestadt über die Ill. Die Brandenb. aber brachen erst den 16ten auf, paßirten bey St. Arbogus (in einigen Karten, Arbogast) einem Hospital, hart bey Straßburg, die Ill, sämmtliche Truppen marschirten links ab. Viel interessante Materialien könnte man noch aus diesen Schriften, zur Beschreibung der Disposition, ziehen, welche Churfürst Friedrich Wilhelm, bey Verfolgung der Franzosen, als diese sich über die Sor zogen, machte. Denn kaum war der Churfürst von dem Abmarsch der Franzosen mit Gewißheit benachrichtiget worden, so rückte er gleich mit 1000 Pferden gerade auf Kokersberg, und schickte den Brandenb. Generalmajor Görtzke mit einem starken Detachement rechts gegen die Sor, um dem Feind bey dem Uebergang in die Flanke zu fallen. Eine Verstärkung von Lüneburg. Cavallerie stieß hier zum Churfürsten, worauf er mit aller bey sich habenden Cavallerie das Defile passirte, die Höhen jenseit gewann, und bis Gesolsheim vorrückte, wo er die Cavallerie auf den Höhen zwischen Gesolsheim und Fridolsheim aufmarschiren ließ, fast in eben der Zeit, als sich Görtzke mit seinem Detachement den Franzosen in die linke Flanke zeigte. Türenne, der die Absicht des Churfürsten errieth, und nichts als Cavallerie vor sich sahe, ließ sogleich die Dragoner von seinem Nachzuge absitzen, und warf sie in die Dörfer Littenheim und Altenheim, diesseits der Sor, jenseits aber besezte er das Dorf Hochfeldt mit Infanterie; durch das Feuer derselben wurde seine linke Flanke beym Uebergang über die Sor gedekket, und der Gen. Görtzke gehindert, etwas auf selbiger zu unternehmen, und der Churfürst konnte es auch nicht wagen, zwischen den Dörfern Littenheim und Altenheim durchzugehen,

ohne sich dem Flankenfeuer der hinter den Hecken liegenden französischen Dragoner auszusetzen. Demohnerachtet aber machte der Churfürst mit seiner Cavallerie dem Türenne so viel Bewegungen und Blendwerke, daß er dadurch die Franzosen bis 10 Uhr in der Nacht aufhielt, ehe sie gänzlich die Sor passiren konnten, ob sie gleich schon um Mitternacht des vergangenen Tages aufgebrochen waren, und bis ins Lager hinter die Sor nur einen Weg von 4 Stunden hatten. Die Uneinigkeit der Generale von der verbundenen Armee vereitelte allein den Vortheil, den sie durch die weisen Maaßregeln des Churfürsten gewinnen konnten. Dergleichen interessante Umstände vermisset man ungern in der Geschichte eines Feldzuges. Wir wünschen, daß der V. in der Erzehlung von dem Treffen bey Türkheim gleichfalls die besondern Umstände mehr in Erwägung gezogen hätte, (S. 419) wenn er saget, daß Türenne gleich anfänglich ohne Widerstand Türkheim besetzet habe. Es ist in der That, wenn man das, was verschiedene Geschichtschreiber davon berichten, in Zweifel zu ziehen *). Wir können uns in keine umständliche Zergliederung hier einlassen; nur so viel wollen wir zur Erwägung überlassen, ob es nicht mit den Erzehlungen von diesem Treffen übereinstimme, und der Natur der Sache gemäß sey, daß, wenn man auch annehmen wollte, Türenne habe anfänglich Türkheim ohne Widerstand besetzet, er doch davon nicht den geringsten Vortheil ziehen konnte, so lange die Mühle und der Kirchhof bey Türkheim von den Brandenburgern besetzet waren. Denn wäre es möglich gewesen, ohne daß ihn die Mühle hinderte, bey Türkheim über das Wasser zu gehen, so würde er nicht vergeblich so viel Leute um diesen Posten zu erobern, der von einigen Regimentern unterstützet wurde, verlohren haben, sondern er würde gleich ein Corps durch Türkheim geschicket, und die Höhe jenseit Türkheim, welche den Verbundenen in die rechte Flanke sahe, besetzet haben. Aber dieses that er erst des Nachts, als das Treffen geendiget war, und nachdem er viel bey Eroberung der Mühle und Delogirung der Truppen, welche ohnweit derselben ihm die Passage streitig machten, verlohren hatte. Es ist die Pflicht eines militärischen Geschichtschreibers, jede Relation zu prüfen, und daraus diejenige,

*) Man vergleiche Theat. Europ. T. XI. p. 609. Diar. Europ. de Anno 1675 p. 27. Hist. de France par P. Daniel, T. XVI. p. 144. Hist. de Louis XIV. p. Quincy T. I. p. 407.

nige, was der gesunden Vernunft und den Regeln der Kriegswissenschaft angemessen ist, zu ziehen, um die Sache dadurch in ein gehöriges Licht zu setzen. Man siehet aus dem, was wir vorher gesagt haben, daß der Fehler, den die Franzosen so sehr rügen, und es den Verbundenen so hoch anrechnen, daß sie Türkheim nicht besezt hatten, in der That nicht so groß war. Warum führet der V. nicht (S. 360.) die Stellung des Montecuculi bey seinem Rückzug gegen den Mayn aus dem Ramsey an? (*) und die Beschreibung des Lagers der Verbundenen bey Kokersberg wäre ebenfalls so interessant gewesen, als die Beschreibung des Lagers der Franzosen bey Düttweiler. (b) u. s. w. Die Erzählungen von dem, was 1673 bis 75 bey der französischen Armee in den Niederlanden vorgefallen ist, enthalten zwar wichtige Begebenheiten, als die Belagerung von Grave, das Gefecht bey Senef und andere mehr. Jedoch scheinet uns der V. bey diesen Abweichungen zu weitläuftig zu seyn, denn das Detail dieser Begebenheiten erläutert nichts in der Geschichte der Feldzüge des Turenne. Der V. hat viel Briefe, welche diese Feldzüge betreffen, seiner Geschichte beygefüget, und sie sowohl in französischer als deutscher Sprache abdrucken lassen, welches für diejenigen, welche die Werke, woraus sie genommen sind, nicht besitzen, eine unterhaltende Lectüre giebet. Alles das, was wir von diesem Werke des Hrn von Zanthier gesaget haben, benimmet selbigem keinesweges seinen Werth, und wir räumen es sehr gern ein, daß es für Officiers, welche die Geschichte der Feldzüge des M. v. T. lesen, und daraus Unterricht in der Kriegswissenschaft ziehen wollen, empfehlungswerther, und nüzlicher sey als die Geschichte des Ramsey: Nur aber wird man auch einsehen, daß demohngeachtet eine sorgfältige Bearbeitung der Geschichte so lehrreicher Feldzüge, noch immer eine sehr wünschenswürdige Unternehmung für die Kriegswissenschaft bleibt. Der geringste Umstand, der die Entwürfe eines Friedr. Wilhelm, eines Türenne, eines Montecuculi erläutern kann, ist der Mühe werth, aus einer Menge Folianten herausgesucht zu werden. Möchte sich doch je ein solcher Geschichtschreiber finden! der nach mühsamer Bearbeitung dieser Feldzüge seine Aufsätze auf den Schlachtfeldern und in den Gegenden, wo die Armeen den Krieg geführet haben, berichtigen könnte. Ein Blick auf dem Schlacht-

(*) Ramsay T. II. p. 127. (b) Müller verm. [illegible] VI. Theil. S. 447.

Schlachtfelde giebt Sachverständigen mehr Licht als viele Foliauten.

Der Hr. v. Z. hat seinem Werke 18 Zeichnungen von den merkwürdigsten Schlachten, Treffen und Belagerungen beygefüget. Größtentheils hat er sie aus dem Theat. europ. abgezeichnet, einige aber sind aus der Geschichte des Ramsey genommen. Die Zeichnungen aus dem Theat. europ. geben ganz vortrefliche Materialien zur Erläuterung der Geschichte. Allein unserem Bedünken nach hätte sie der V. weit nützlicher und brauchbarer machen können. Man weiß, daß man im vorigen Jahrhundert die Gegenden und Stellungen der Truppen nach einer perspectivischen Art aus einem hohen Augenpunkt zeichnete und aufnahm. Hiedurch wurden nun die Distanzen und Lagen der Oerter sehr verrückt. Der V. machet zwar aus diesen perspectivischen Rissen Plattrisse, lässet aber die Oerter in eben der Lage, wie vorher. Was hinderte ihn aber aus den besten Specialkarten, die wahren Distanzen und Lagen der Oerter aufzutragen, und alsdann das Terrain und die Stellung nach diesem Verhältniß einzuzeichnen? Die Stellungen und Bewegungen der Truppen konnten alsdann mit wenig Kenntniß der damaligen Stellungskunst nach einem Maasstab aufgetragen werden; durch dieses richtige Verhältniß würde manche Bewegung deutlicher geworden seyn. Ob auch gleich der V. glaubet, daß die Zeichnungen, welche im Theat. europ. sind, am besten mit den Erzählungen der Geschichtschreiber übereinstimmen, so trift dieses doch nicht bey manchen zu. Man vergleiche z. B. die Zeichnung der Schlacht von Ensisheim mit der Erzählung des Verf. (S. 393.) so wird man gewiß nicht durch die Zeichnung einen sehr deutlichen Begrif von dieser Bewegung bekommen, wären aber die Oerter in ihrer gehörigen Lage gezeichnet, und die Hauptbewegungen in diesen, so wie es auch in allen andern Zeichnungen seyn sollte, bemerket: so würde alles viel deutlicher und verständlicher werden. Von mancher Gegend hat man auch schon richtigere Zeichnungen in Kupferstichen: so hätte der V. die Gegend bey Freyburg aus dem schönen Plan in den Memoirs des Puyseigur nehmen können, und das Stück, worauf das Treffen gehalten, gehörig vergrößern, die Stellungen und Bewegungen aber nach den Relations und vorhandenen Zeichnungen eintragen können: so würde dieser Plan besser ausgefallen seyn, als die Zeichnung, welche er aus dem Theat. Europ. in einen Plattriß [illegible] genug umgeschaffen hat, denn so gar hat er

die

die Grundflächen der Stadt in diesem Abriß eben so verschoben gezeichnet, als man sie im perspectivischen Aufriß des Originals siehet. Die neuen Charten von Frankreich, welche die französische Academie herausgiebt, und worinn der Elsas mitbegriffen ist, würden dem V. zu mancher Berichtigung gedienet haben. Der Stich dieser Zeichnung ist fast unter dem mittelmäßigen gerathen, und lässet Merians Kupfer weit hinter sich, ohne brauchbarer und nützlicher als jene zu werden. In einigen Plans als die vom Gefecht bey Freyburg, und Taverne sind die Berge unerträglich gezeichnet.

Kf.

---

16) Finanzwissenschaft.

Betrachtungen über die natürlichen Produkte Rußlands zur Unterhaltung eines beständigen Uebergewichts im auswärtigen Handel von A. J. Güldenstedt. Frankf. und Leipz. 1778. 5½ Bog. 8.

Wer kennt wohl die fürtrefliche Vorlesung des Herrn Güldenstedt in der Petersburger Academie nicht, worinne er die mannigfaltigen natürlichen und künstlichen Vortheile des großen Rußischen Reichs zuerst allgemein beschrieb, und die zahlreichen Rußischen Produkte zuerst unter einem Gesichtspunkt umfaßte. Diese ist hier unter dem bemerkten Titel aus dem Französischen übersezt, und der Uebersezer hat sein Original sowohl als die behandelte Materie verstanden und gut übertragen. Aber bedurfte auch diese Schrift einer Uebersezung? Gewiß nicht, da im Petersburger Journal Oct. 1777. in eben dem Jahr worin das Original erschien, bereits eine deutsche Uebersezung stand, und Herr Kriegsrath Dohm im deutschen Museum eben dieses Jahrs einen sehr belehrenden Auszug dieser Vorlesung mit Anmerkungen begleitet, herausgab. Hätte aber der Verleger bey den Schwierigkeiten Petersburger Schriften in Deutschland habhaft zu werden, die doch vielleicht bey dem dort erweiterten deutschen Buchhandel aufhören werden, etwas nüzliches für das deutsche Publicum leisten wollen: so wäre ein neuer Abdruck des Originals gewiß verdienstlicher gewesen,

da

da eben die, so diese Schriften lesen und nutzen können, größten-
theils sich verstehen, oder wenigstens verstehen sollten.

Dg.

Betrachtung über die Rechenkunst der deutschen Beamten und Einnehmer oder über die Art und Weise eingenommene und ausgegebene Gelder und andere der Verrechnung unterworfene Dinge mit Ordnung Klarheit und Ueberzeugung zu Register zu bringen. Nürnberg in der Felßeckerischen Buchhandlung. 1779. 10 Bogen in 8.

Das Studium des Kameralrechnungswesens verdient gewiß einer eben so sorgfältigen Bearbeitung als die Kameralwissenschaft selbst. Leztere ist itzt schon durch die Bemühungen verschiedener verdienstvoller Männer ihrer Vollkommenheit näher gebracht, folglich ist es kein Wunder, wenn einzelne Theile derselben ebenfalls mehr Liebhaber und Bearbeiter finden. Diese gegenwärtigen Bogen enthalten keinen uninteressanten Beytrag zum deutschen Kameralrechnungswesen, das an manchen Orten noch so sehr unvollkommen und mangelhaft ist.

Betrachtungen über einige neuere Zweifel wider den Nutzen der Fabriken und Manufakturen in fruchtbaren Staaten und die zu ihrem Aufkommen gebräuchlichen Beförderungsmittel, von Andreas Ludolph Jacobi, der Lüneburgschen Landschaft Syndiko. Hannover 1779. 5 Bogen in 4.

Eine sehr wohlgerathene Abhandlung gegen den Grundsaz der Oekonomisten: daß nur die Landbauende Klasse eigentlich die Materialien producirt, mithin auch diese nur mit Auflagen beschwert werden kann. Es muß allerdings nur hier darauf ankommen, den Begrif von Producten festzusetzen, und dann muß sich dieser Streit von selbst entscheiden. Dies bestimmt der Verf. sehr richtig, und daraus fließt dann die natürliche Folge, daß der Fabrikant so gut als der Landmann zur pro-

producirenden Klasse gehört, so lange man nemlich unter producirenden Arbeiten nicht solche versteht, wodurch Materialien hervorgebracht werden, die vorher nie existirt haben, und in diesem Fall gäbe es natürlich gar keine producirende Klasse. Ob indessen die Herrn Physiokraten selbst mit dieser Entscheidung zufrieden seyn werden, daran ist wohl sehr zu zweifeln.

Q.

Ueber die Monopolien. Nebst Bemerkungen über die in dieser Materie von dem Herrn Probst und Prälaten Quirl und Herrn Kammerrath Klipstein zum Vorschein gekommene Schriften. Hannover im Verlage der Helwingischen Hofbuchhandlung. 1779. 7 Bogen 8.

Rec. hat schon im 2ten Stück des 38sten Bandes dieser Bibliothek sein Bedenken über die Gründlichkeit der von Quirl und Klipstein abgefaßten Schriften geäussert. Der V. der gegenwärtigen Abhandlung geht weiter ins Detail, und zeigt vorbenannten beyden Verfassern aus Bielefelds, Justi's und Sonnenfels Schriften, daß alles, was sie für und gegen die Monopolien angeführet, schon längst gesagt worden. Eigentlich wäre also durch diese gekrönte Preisschriften zum Wohl der Menschheit nichts — gar nichts entschieden!

Mm.

Versuch über die oft wiederhohlte Abänderungen der Steuren. Wien, bey Jos. Gerold 1781. 8.

Der ungenannte Verf. sagt gleich anfangs: „Wenn man die innere Verfassung der grössern Staaten Europens noch in dem Anfange dieses Jahrhunderts genau betrachtet, und mit der jetzigen vergleichet, so muß man bekennen, daß in eben dem Maaße, in welchem der Geist der Menschen und die Bildung seiner Talente zugenommen hat, seine Sicherheit, sein Vermögen, seine Gemächlichkeit, folglich auch sein zeitliches Wohlseyn abgenommen habe. —“

Er

Er führet die Grundursachen, wodurch die Auflagen und Steuern vermehret werden müssen, an, und setzet solche zum Theil in der übertriebenen Bevölkerung der Länder, wodurch die Lebensmittel ꝛc. vertheuret, in dem jedem Staate so nachtheiligen Zwang, die zahlreichsten Heere beständig auf den Beinen zu halten, (so wohl die Hauptursache ist), und in der gleichfalls übertriebenen Zahl der landesherrlichen Bedienten, so mit öffentlichen Solde ernähret werden, wovon der V. glaubt, — daß beynahe die Helfte derselben als eine blosse unnöthige Bürde des Staats angesehen werden darf, diß den allgemeinen Aufwand zu nicht geringem Nachtheil der übrigen Unterthanen erhöhet. — Dieses also vorausgesetzet, untersuchet er die Folgen, so aus den so oft gewagten Abänderungen der Steuern entstehen. Es ist wahr, daß große Fürsten zuweilen die würkliche Absicht haben, durch eine Veränderung der Steuern die Unterthanen bey ihren Abgaben zu erleichtern; allein wie oft und größtentheils wird nicht diese Absicht verfehlet; und statt der Linderung durch den neuen nicht genug durchgedachten Plan eine härtere Bürde aufgeleget.

Von S. 24. an, sind also erstlich untersuchet — Die Würkungen, so die oft wiederholte Abänderungen des allgemeinen Steuerfußes auf den einzelnen Staatsbürger machen. — Hier setzet er freylich einen sehr ordentlichen Hauswirth voraus, der wenn er geheirathet ist, und Kinder hat, einen Theil seines Verdienstes und Einkommens zu seinem und seines Weibes nöthigen Unterhalt bestimmt, den andern zu Erziehung seiner Kinder, den dritten zu seiner und der Seinigen Gemächlichkeit (worunter er mit Recht alles dasjenige verstehet, ohne welchen der Mensch zwar leben, aber niemals vergnügt seyn kann), und den vierten legt er bey, zu einem Nothpfennig für ausserordentliche Ausgaben und Zufälle. Wird nun durch allerley Abänderung der Steuer die Ausgabe grösser, so muß er solchen Abgang seiner Bequemlichkeit entziehen, und sich blos mit dem nothwendigsten begnügen. Man legt sehr oft von einer Waare, oder einem Nahrungsmittel auf das andere, oder umgekehrt von der Person auf die Waare ꝛc. die Steuer, wie z. B. die Tranksteuer in Oesterreich angeführt ist, die anjetzo statt der Kopfsteuer gegeben wird, wobey der gemeine Mann, so nur 15 Kreuzer jährlich gab, und itzo bey dem ihm nothwendigen aber sehr vertheuerten Getränke wohl 8 mahl soviel giebt, ganz offenbar leidet, und doch hält man diese Abän-

Abänderung für eine, dem Staat sehr vortheilhafte Einrichtung. Die übrigen Folgen, so der V. angiebt, sind größtentheils völlig gegründet, und wenn er am Ende dieses Abschnitts S. 21. schreibt: „ Es läßt sich daher nicht widersprechen, daß jede Abänderung des Steuerfußes überhaupt auf den einzelnen Bürger des Staats eine sehr schädliche Würkung macht. Ich will zugeben, daß manche Male ein Theil der Steurenden dabey seinen Vortheil finde, worunter wohl meistens auch diejenigen seyn werden, (die Großen) so an der Neurung Antheil hatten, aber eben deswegen muß sie um so drückender für die übrige und größte Volksmenge seyn, da diese jenes zu ersetzen hat, was zu wenig von den ersteren entrichtet worden ist (allerdings trägt der gemeine Mann verhältnißweise das größte bey, in Absicht der Steuren und Auflagen). Man darf nur, schreibt er weiter, um hiervon überzeugt zu werden, die Unterabtheilung unsrer heutigen Steuren betrachten, um zu sehen, daß die Summe, so von der niedrigsten Gattung der Unterthanen eingehoben wird, die beträchtlichste von allen sey, und wie wenig das Verhältniß zwischen dem Landmanne und dem Städter, zwischen dem Reichen, und dem blos von Verdienst lebenden (Handwerksmann ꝛc.) zwischen dem Staatsbeamten und dem Wucherer beobachtet, oder ein Unterschied der Stände und Würden gemacht werde — „ so muß man ihm in den mehresten Stücken beypflichten. Die Folgen, die wieder hieraus entstehen, für den Landmann, Fabrikant, ꝛc. auf das Publicum, sind S. 22-27. recht gut, vielleicht zu frey ausgeführet, so natürlicher Weise den V. auf den folgenden Abschnitt geleitet, zu zeigen. — Die Würkungen, so die oft wiederholte Abänderung des allgemeinen Steuerfußes zugleich auf eine ganze Provinz verbreitet. Diese fallen gleichfalls sehr deutlich in die Augen, dennoch stecken sie nicht so wohl in dem so oft umgekehrten Steuerungssystem, als vielmehr in den unter diesem Schleier nach und nach erhöheten Auflagen, so die immer stärker zunehmende Bedürfnisse des Staats erfordern. Auch diejenige, so als Oberbeamte der Finanzen und der Gerechtigkeit bestellet sind, tragen nach des Verf. Meinung zu den von ihm angezeigten Folgen vieles bey, — wenn der Arme oft vergebens um Recht schreyet, wenn die Gegenparthey volle Säcke hat — wobey er in der Note die verehrungswürdige Gerechtigkeitsliebe des preußischen Monarchen rühmet, und sich auf seinen XVII. §. beziehet. „ S. 35. schreibt er — Man suchet zwar heute den ge-

gedrückten und nothleidenden Ländern zu Hülfe zu eilen; aber doch meistens mit jenen Mitteln, welche eben ihr Elend befördert haben. Ich will sagen, man läßt die Steuren auf einer Seite nach, und erhöht sie auf der andern, man wählet einen neuen, aber meistens ergiebigern Gegenstand zu denselben, statt des vorigen; man speculiret endlich noch auf eine leichtere Einhebungsart: allein alles nur auf eine Zeit, nach welcher man gleich wieder auf eine vermeinte heilsame Abänderung bedacht ist, wodurch folglich die geschlagene Wunde mehr aufgeritzet, als geheilet wird. — Hierauf kömmt er also auf die Würkungen, welchen der Staat selbst durch diese oftmalige Veränderung des allgemeinen Steuerfußes blos gestellet wird. Hier konnte es wohl nicht fehlen, daß der Verf. vorzüglich die Lage, worin Frankreich sich unter der elenden Regierung des Königs Ludewigs XV. befand, lebhaft schildern würde, und einen mehr auffallenden Beweis seiner Sätze konnte er auch nicht leicht finden.

Mit einem Worte, diese kleine Schrift enthält viele richtige und zum Theil bittre Wahrheiten, so einen Verfasser verrathen, der im Ganzen von diesem Objecte viele Kenntniß hat, und der eine patriotische Freyheit äußert.

I.

---

17) Haushaltungswissenschaft.

Auf Erfahrung gegründete Regeln, mittelst deren Beobachtung die — — stets blühenden Erdbeerpflanzen, am leichtesten — — zu erziehen — — sind, auch ihre Früchte — — vermehrt und verbessert werden können. — — Mitau 1778. 2 Bogen in 8.

Die hier beschriebenene virginische Erdbeerpflanze heißt sonst gemeiniglich die Erdbeere von den Alpen. Die angegebenen Regeln, welche wir Liebhabern nachzulesen überlassen, scheinen einen guten Erfolg zu versprechen; und der Vorschlag S. 31, die Pflanzen in lichten Gehägen u. d. g. anstatt der

Walds

Waldersbeere wild zu erziehen, verdient wenigstens Versuche.

Km.

Neue und ausführliche Abhandlung von dem Toback, worinnen desselben Ursprung, Sorten, Anbau, Handel, Tugenden und Eigenschaften zur Gesundheit und Heilung, wie auch zu anderm Gebrauche physikalisch und aus der Erfahrung untersuchet werden. In vier Abtheilungen, wovon die lezte die Geheimnisse bey dem Rauch- und Schnupftoback entdeckt, oder einen vollkommnen Unterricht von dem Mengen, Anfeuchten, Packen, Geruchgeben, Farben, Tincturiren, den Zubereitungen und kunstmäßigen Behandlungen derselben enthält, aus vieljährigen Versuchen aufgesezt von einem erfahrnen Tobakshändler, aus dem Holländischen. Leipzig, bey Christian Gottlob Hilscher, 1781.

Ein fürchterlicher langer Titel: und im Buch selbst das meiste entbehrlich. Die Fabricirung des Tobaks ist den Fabricanten nichts neues, nur den Konsumenten des Tobaks ist sie unbekannter. Sehr langweilig medicinisch ist vieles vom Toback so hingesagt: und der Oekonom findet gar keine Befriedigung darinn, dem Rörge's und Backhausens Abhandlung vom Toback weit nüzlicher sind; das zweyte Stück ist jedoch ungleich besser, wie das erste geschrieben, und verräth beynah einen ganz andern Verfasser, der aus dem ersten Stücke ein gelehrter Krämer zu seyn scheinet, welcher seinen Laden zugeschlossen, und diese Abhandlung der Welt vorgeleget, und alsdenn wieder Toback feil hat. Die Lieder, welche er jedem Stücke vorgesezt hat, sind wahre Parodien aus Günthern s. Ton. II. Lob des Knastertobaks. Aber die Anmerkungen, vermuthlich des Uebersetzers, sind besser ausgefallen, als manches im Buch selbst.

Gallerie von Schilderungen guter und böser Hauswirthe in ihren Lebensläufen zur Beförderung und Auf-

Aufhülfe einer bessern Landwirthschaft von Johann Friedrich Mayer, Pfarrer in Kupferzell. Nürenberg, bey Johann Ebeschar Zeh. 1781. 8. 24 Bog. und ein Bogen Vorbericht.

So sehr der Verfasser unsern Beyfall über die Auswahl und Bearbeitung seiner ökonomischen Schriften meistentheils hat: so sehr müssen wir diesmal bey diesem ökonomischen Romane eine Ausnahme machen. Eine Bildergallerie dieser Art verdiente wohl eher unter Schriften von Erziehungsinstituten, Schulanstalten und im Kalender zu stehen, als unter dem Titel: zur Beförderung und Aufhülfe einer bessern Landwirthschaft.

Des V. Gallerie bestehet aus folgenden Bildern:

I. Lebenslauf dreyer Brüder, eines Beamten, (nemlich Justiz- nicht Oekonomiebeamten) Predigers und Schulmeisters auf dem Lande, in einer Beschreibung. Diese macht die Hälfte des Buches aus. Der Lebenslauf des Vaters dieser drey Söhne und einer Tochter, deren Erziehung und Bildung zu ihrer künftigen Bestimmung, werden zuerst umständlich erzählet, und dann der Söhne Handlungen als Kinder und Ehemänner, am umständlichsten aber des Dorfschulmeisters Beförderung zum Schuleninspector, und dessen Plan für die Schulen im ganzen Lande bis zu seinem Tode und Verheyrathung seiner hinterlassnen Wittbe an einen Schulmeister Witther beschrieben.

Von 13-24 Bogen folgen sodann:

II. Lebenslauf Georg Michael Veistauf des Pachters; der über dem Pacht fremder Güter seine eigenen verläßt, und sich und die seinigen dadurch in Ruin setzet.

III. Lebenslauf Peter Rauwolf, des Schnellreichs und seiner zween Söhne Jakob und Michel der Zauderer. Was ersterer zu schnell entschließt, thut lezterer zu zaudernd.

IV. Lebenslauf Peter Gunzel; der aus einem Wucherer ein scheinheiliger Verschwender, und zulezt ein Bettler wird.

V. Lebenslauf Peter Stör, eines einsichtigen und fleißigen Landmanns; der durch angenommene Gewohnheiten in vielen kleinern Hauslastern endlich Holzhacker wird.

VI. Lebenslauf Hanns Pop, des Kalenderbauern: der vom Großvater zum Kalendermacher und Urinarzte bis zum 25. Jahre Anleitung hat, und endlich als Goldmacher, Beschwö-

schwörer und Schazgräber verarmt; sein Christophels Gebet bekennet, und sich an den Müßigang gewöhnt, dem Bettelsacke lieber, als den Arbeiten widmet, und so unter dem Namen als Kalender-Poppe stirbt.

Hr. M. glaubt in seinem rechtfertigendem Vorberichte, daß Beyspiele oft besser unterrichteten, als alle Lehrer im mündlichen Unterrichte: und solches niemand leugnen werde. Wir läugnen solches nicht nur gar nicht, sondern wir bezweifeln solches vielmehr von diesem schriftlichen Unterrichte. Die lezte Hälfte dieses Unterrichts werden auch wenige Landleute lesen: es sey denn, daß sie ihnen im Kalender vorgetragen worden wären. Dergleichen hier erzählte Beyspiele sind würklich Alletagsgeschichte der ganzen Welt, und durch diese würkliche Beyspiele erfolgen Besserung; aber durch ihre Beschreibung nicht sowohl. Mithin dünkt uns, daß solche allerdings zu unsern Zeiten entbehrlich sey; weil, wie der Verf. sagt, Beyspiele mehr lehren, wie mündlicher Unterricht: wie veil weniger also schriftlicher? Ein Exempel seiner Beyspiele wollen wir jedoch aufstellen; wir schlagen S. 249 auf. Michael der Zauderer versäumt alles durch Unentschlossenheit und Zaudern: er hatte drey paar fette Ochsen: drey Wochen vor Ostern waren sie schon ganz fett und die Preiße hoch. Allein in 4 Wochen war man, obgeachtet man alle Tage darum krämte, nicht fertig; Ostern ging vorbey, die Preiße fielen, der Handel dauerte noch ein paar Wochen vergeblich, die Saatzeit trat ein. Das Ackerfeld blieb liegen, denn er reiste 18 Meilen zum Markte. Da konnte er auch nicht ja sagen. Die Handelsleute, die seinen Verlust beschlossen hatten, vexirten ihn so lange, bis er im allerniedrigsten Preiße verkaufen mußte. Er handelt endlich auf Karolin, man gab ihm aber statt einen Karolin ½ Mard'or. Der Streit darüber half nichts, sondern der Zauderer mußte die Zahlung so annehmen. Er nahm sie ganz froh, zumal da er sahe, daß die Mezger oder Fleischer sich um 2 halbe Stücke überzählet. Statt nach Hause zu eilen zaudert er länger, trinkt, und wird, da der Fleischer seine 2 Goldstücke vermißt, als ein Spitzenhändler angepackt, und muß zu den 2 halben noch zwey ganze Mard'or erlegen. Einige Händler begaben sich darauf mit ihm auf den Weg, übten Bosheiten an ihm aus. Als sie in ein katholisches Land kamen, zogen sie bey einem Cruzifire, ohngeachtet sie, wie Michel der Zauderer, Protestanten waren, die Hüthe ab; dieser nicht; sie

 schlu-

schlugen ihn hierauf als einen Gottesverächter weidlich: und da er nach Hülfe rief, gingen sie mit ihm zum eifrig katholischen Beamten —. Sie baten jedoch des zuerkannten Arrests wegen noch für ihn so, daß er mit 5 Gulden Geldstrafe belegt ward. Endlich zogen sie weiter mit ihm fort. Im lezten Nachtlager zerschnitten sie ihm Huth, Schuhe und Rock mit vielen Schnitten u. s. w. Dieses wäre also den Lesern eine Kopie zur Probe aufgestellt: wer solche Geschichtchen als Romane lesen will, der kaufe, und setze sie den ökonomischen Reliquien zur Seite.

Sm.

Medicinischökonomische Untersuchung der Eigenschaften und Würkung eines ächten und verfälschten Puders, samt seinen Zubereitungsarten. Von D. Christ. Friedr. Reuß. Tübingen bey Heerbrandt. 8. 1781. S. 96.

Hr. D. Reuß holt weit aus, sammlet einiges vom Ursprung des Puders, schreibt das meiste aus Hallern und aus der deutschen Encyclopädie ab, vergißt aber das Zeitalter von Ludwig XIV. wo durch die Comoedianten das Pudern erst am Hofe, und hernach allgemeine Sitte wurde. Darauf bestimmt er den Nutzen und Schaden des Puders, und schließt daraus auf die nöthige Eigenschaften eines guten Puders. Die Bereitung des Stärkmehls selber ist nur kurz erzählt, der V. sagt auch nicht, wo er im Großen verfertigt wird, und wir zweifeln, ob man überall, auch ausser seinem Vaterland, die schwäbische und nachläßige Schreibart verstehen wird. Puder aus Roßcastanien zu machen, verwirft der V., weil man diesen Früchten niemals durch das Auslaugen alle Schärfe nehmen könne. Sollte man aber nicht darüber noch mehrere Versuche machen, da der Gebrauch des Puders immer allgemeiner wird, und die Roßcastanie doch so leicht zu haben ist? Der V. macht es auch hier, wie alle Aerzte. Er scheint, den Schaden des in die Nase und in die Augen eingeschluckten Puders zu übertreiben, und bringt ein ganzes Register von Krankheiten bey, die daraus entstehen können. Das fleißige Waschen des Kopfs, hätte er mehr empfehlen sollen. Wir wundern uns, wie der V. S. 50 die Sprache der Peruckenmacher reden, und von einem guten Puder forderu

forderen kann, daß er die Haare ernähre. Was sollen wir dabey denken? Zu den Verfälschungen rechnet der V. gemeines Mehl, Bleyweis, Kalk, hitzige Oehle, und S. [illegible] berechnet er den Aufwand des Getreides für ein Land, das 180000 Einwohner hat, wovon der Dreissigste sich pudern läßt, und alle Tage 2 Lothe braucht, wobey er 3 Scheffel Weitzen auf einen Centner Puder rechnet. Zulezt beschreibt der V. die Haare in gesundem Zustand, geht hernach zu ihren Krankheiten über, und bestimmt darnach den Nutzen und den Schaden des Puders. Er empfiehlt ihn besonders deswegen, weil er das Austrocknen der Haare verhüte, welches eine Ursache vieler Haarkrankheiten sey. Er nennt eine Menge Pflanzen, deren Saamen, Wurzeln und Hölzer zum Puder gebraucht werden könnten, und dies Verzeichniß ist unstreitig das schäzbarste an der ganzen Abhandlung. Aus dem Thierreich empfiehlt er Knochen, Eyerschalen und Muscheln. Aus dem Mineralreich, meynt der V., könnten auch einige Erdarten genuzt werden. Aber warum schreibt er Beiner statt Knochen, Ayerschalen statt Eyer? Die Schwaben versäumen noch immer in ihren Schulen die Cultur der Muttersprache.

IX.

Praktischer Unterricht für den Land- und Bauersmann von dem Bau und Nutzen der vornehmsten Futterkräuter, als des einzigen wahren Mittels zur Verbesserung seiner Viehzucht, seines Ackerbaues und innern Oekonomie. Von einem Freunde des Vaterlandes. Wien, bey J. T. Trattnern. 1780. 4 Bogen in 8.

Die Absicht des V., den Futterbau unter den österreichischen Landwirthen mehr zu verbreiten, ist ruhmwürdig. Er empfiehlt den Anbau der Luzerne, des Klees, der Esparsette, der Wicken, der welschen Pibernelle, des Spergels, des Rapses, des türkischens Weizens, der Erdäpfel und der wohlriechenden spanischen Wicke. Dieser Unterricht, ob er gleich für uns wenig neues enthält, verdient dennoch, den österreichischen und auch andern deutschen Landleuten empfohlen zu werden, da er deutlich und ausführlich ist, ohne ins Weitschweifige zu fallen.

Auf einen Acker von 180 □ Ruthen soll 6-7 ℔ Luzernsaame ausgesäet werden. Bey dem spanischen Klee sollte doch angezeigt worden seyn, daß man ihn mit Nutzen nicht länger als 3 Jahre stehen lassen dürfe. Falsch ist es, wenn es S. 91 heißt: die Esparsette dürfe nicht gejätet werden; es muß dieses allerdings in den ersten Jahren geschehen, wenn man die Esparsette nicht ersticken lassen will. Die Bibernell kömmt vorgedachten Futterkräutern bey weitem nicht im Ertrage und Güte gleich. Die Körner des türkischen Weizens rühmt der V. als Futter für die Pferde, Kühe, Schweine und Federvieh. Daß die wohlriechende spanische Wicke schon in Deutschland im Großen angebaut würde, ist uns unbewußt. Indessen verdient des V. Empfehlung Aufmerksamkeit.

D.

Kurzgefaßte jedoch vollständige Anweisung zum Kleebaue aller Art. Auf hohen Befehl zum Besten des Pfalz-Zweybrückischen Landmanns ausgefertiget, von J. C. Schimper Oekonomieassessor. Zweybrücken. Gedruckt bey Hallanzey Hof- und Kanzleybuchdrucker 1780. 4. 2½ Bogen.

Diese aus wenigen Bogen bestehende Anweisung ist nicht nur für jene, sondern für alle Gegenden dienlich beschrieben und zu empfehlen. Die Anzeige sey daher genug.

Fb.

---

18) Vermischte Nachrichten.

Betinelli über den Enthusiasmus der schönen Künste. Aus dem Italienischen. Bern, typogr. Ges. 1778. 1 Alph. 9½ Bog. in 8.

Ein vorzügliches Buch, das bekannter zu werden verdient. Man kann es zu Gerards Abhandlung vom Genie stellen. Beym Enthusiasmus kömmt es zufolge des V. auf Erhebung

dung der Seele, Visionen, Heftigkeit, Neuheit, Empfindung des Herzens, und Würkung auf andere (elevazione dell' Anima a vedere rapidamente cose inusitate e mirabili passionandosi e trasfondendo in altrui la passione). Diese sechs Stücke geht er durch, um sie als Eigenschaften des Enthusiasmus zu beschreiben, und dann zum zweytenmal, in sofern sie sich bey dem Genie zeigen. Mühsam sucht der V. alles im Sprachgebrauch und in der Erfahrung auf; bey der leztern kömmt eine genaue und angenehme Beschreibung des besten izt lebenden Improvisatore vor (d. h. eines aus dem Stegreif dichtenden, und seine Verse, unter Begleitung eines Instruments, sogleich absingenden Mannes). Der V. zeigt große und gedachte Belesenheit in den Alten und Neuen; nur daß er den Dichter des größten Enthusiasmus, Shakespeare, nie anführt, beweist wohl seine Unkunde im Englischen, und obgleich er Ossian und Milton häufig nennt, wird er den einen wohl nach Cesarotti, den andern nach Rolli kennen. Vorzüglich ist der dritte Theil des Werkes: Geschichte des Enthusiasmus, wo unter andern eine Vergleichung Griechenlandes und Italiens nach Schicksalen, Cultur, Steigen und Fallen vorkömmt, die sinnreich und angenehm ist, auch zeigt, wie der V. mit Montesquieu's Geist in Politik eindringen, und große wandelnde Begebenheiten mit wenig Pinselstrichen kräftig darstellen kann. Italien bestand so aus verschiednen einzelnen Republiken wie Griechenland. Kaiser Karl V. war einigermaßen Alexander; izt ist es gefallen, und fast ganz Provinz geworden, wie Griechenland unter den Römern. Ein zwiefaches Attika findet der V. in Italien: erst die Gegend um Venedig, von der Trevisaner Mark durch Venedig, Padua, Vicenza, Verona (Brescia gehört nicht mehr dazu); dann Toskana. Die Eigenthümlichkeiten beyder Länder entwickelt der V. schön nach Geschichte der Vorfahren, Nachbarn, Klima, Cultur, u. s. w. Hernach zeichnet er auch kurz einige andere Striche Italiens, in Rücksicht auf den Charakter der Einwohner, wo vorzüglich die Gegend um den Comer-See merkwürdig ist. Alles gute Beyträge, zum Theil auch nur noch Aufgaben, zur philosophischen Geographie. — Sonst ist der Styl des V. edel, rein, oft erhaben durch seinen Gegenstand, und selbst voll Enthusiasmus, stark, dabey ordentlich und lichtvoll, und giebt Zeichen von des V. Entfernung von aller Sektirerey, Erhebung über Aberglauben und Wärme für die Tugend. — Die Uebersetzung ist sehr gut gemacht, der

Styl ist kräftig und angenehm. Daß cammino battuto durch geschlagner (statt: betretner, gebahnter) Weg übersezt ist, ist wohl Helvetismus. — Schade, daß so viele Druckfehler, vorzüglich in Namen, das Werk verunstalten, und für viele manches ganz unverständlich machen.

Cz.

Für edle Seelen. Zweyter Band. Danzig, Flörke, 1779. 13½ Bog. in 8.

Der Verf. fährt fort (man s. A. d. B. Anh. zu 24—36. Abth. IV. S. 2373) Geschichten der Großmuth zu erzählen, die ihm aus den Zeitungen, Büchern, Privatnachrichten, und eigner Erfahrung bekannt geworden sind. Jeder Leser, der nicht muthwillig Aug und Ohren dagegen zu verschließen gewohnt ist, wird sich auch aus seinem Leben dergleichen genug erinnern; denn sie sind in der That so selten nicht, und die Ursache, warum man sie noch nicht gesammelt hat, war wohl eben ihre Menge. Freylich hat der Rec. wohl an der Menge solcher Handlungen zweifeln hören; aber gerade von Leuten, die dem Mangel derselben nicht abzuhelfen willens scheinen. Gute Bürgersleute mittlern Standes, die eben nicht zu lesen pflegen, und denen dies Buch schwerlich zu Händen kommen möchte, brauchen auch solcher Beyspiele zur Aufmunterung zu guten Thaten nicht. Ob er bey dem vornehmern Geschlecht, das eigentlich Aufmunterung bedarf, etwas würken wird, überlassen wir — dem Glücke. Uebrigens hätte der Styl hin und wieder wohl stärker und edel simpler, nicht immer so posaunend seyn mögen. Auch hätte alles nicht völlig Gute nicht gelobt werden müssen, und dahin gehört, nach des Rec. Gefühl, Meads Weigerung, einen Minister, der sich ihm anvertraut, eher zu heilen, als bis derselbe Meads Freund losgelassen habe. Vielleicht ist auch Montesquieus Leugnen, daß er der Erretter sey, gegen den dankbaren Erretteten, zu weit, ja sogar zur Grausamkeit getrieben; und hätte wohl aus Temperament oder Gewöhnung erklärt werden können, nicht aber so gepriesen werden dürfen, indem es nur etwas individuelles ist.

Df.

Die Welt. Eine Wochenschrift von Adam Fitz-Adam. Aus dem Englischen verdeutscht. Altenburg, Richter, 1779. gr. 8. I. Band, 448 Seiten. II. Band 424. Seiten.

Diese vortrefliche Wochenschrift ist bekannt genug; und wir können mit Freude versichern, daß die Uebersetzung ganz außerordentlich gut verfertigt ist. Jeder Zug von Witz, Laune, Munterkeit, jede verschiedne Art des Styls und des Ausdrucks ist aufs glücklichste übergetragen. Wir kennen, ausser den Bodenschen Uebersetzungen, keine andere, die wir dieser gleichstellen könnten; und unsre Vermuthung ist gewiß nicht ungegründet, daß sie von dem nemlichen V. ist.

Da vortrefliche moralische und psychologische Abhandlungen in den englischen Wochenschriften sind; da man wegen der dreisten und treffenden Satyren auf alle Stände das Land beneiden muß, wo man so schreiben darf; und da unser Publikum izt Geschmack an deren Lesung findet: so wundert uns, daß noch niemand auf den Einfall gerathen ist, ein solches Werk auch Wochenblattsmäßig zu übersetzen. Ganz gewiß würden sich, vorzüglich in großen Städten, mehrere Leser dazu finden, da ja oft das schlechteste Journal Abonnenten genug hat; das mehrste von London paßt noch so genau auf unsere großen Städte, daß man sich über die Aehnlichkeit wundern muß, obgleich wir keinem deutschen Schriftsteller rathen mögen, so wahr und so bitter die Thorheiten unserer Assambleen, Höfe, Minister u. s. w. zu schildern; man gewönne also offenbar mehr Nutzen; und endlich, so vortreflich das Buch auch ist, ist es doch nicht gut möglich, es als Buch hintereinander fort zu lesen.

Cz.

Hartmanns Professors zu Mietau, hinterlassene Schriften, gesammelt und mit einer Nachricht von seinem Leben herausgegeben, von J. C. Wagenseil. Gotha, bey Ettinger. 1779. 23 Bog. in 8.

1. Hartmanns Leben von Wagenseil. Uns dünkt, nach dem was wir aus seinen Schriften und aus dem Munde derer, die mit ihm umgegangen, wissen, der Charakter gut geschildert:

dert: Heftigkeit, Härte, Ungedult gegen jede Art Zwang, Mangel an gehörigen Kenntnissen, Kühnheit selbst unreife Gedanken dem ganzen Publikum vorzutragen, mischte sich mit Fleiß, Eifer, Freyheits- und Tugendliebe, Achtung für grössere Verdienste und Originalität des Genies. Der Biograph zeigt sich freylich als Freund, doch nicht als Lobredner. — H. war 1752 zu Roßwag im Würtenbergischen geboren. Lob seiner Erziehung, die ihn abhärtete; und seines Vaters, der kein Gelehrter ist, ein Mann im Mittelstande. Er ward zur Theologie bestimmt; daher hatte er nach würtembergischer Einrichtung eine ganz eigne fast klösterliche Erziehung, eigentlich schon vom 10, vorzüglich aber vom 14 bis 18ten Jahre. Darauf nach Tübingen, wo er auch Magister ward. Er studierte ausser der Theologie, Philosophie, deutsche Geschichte und deutsche Dichtkunst. Er war Freund von Schmidt in Giessen, Lavater, Meusel, Bodmer, Fulda. Dem ersten schickte er Uebersetzungen und eigne Gedichte in seine Musenalmanache und Taschenbücher. Ferner schrieb er: drey prosaische Aufsätze in dem Merkur; die Jahresfeyern; den Sophron; die Fortsetzung der litterarischen Briefe Er reiste nach Zürch zu Bodmern; dieser machte ihn mit Sulzern bekannt, der ihn nach Mietau empfohl. Er ward da Lehrer der Weltweisheit; schrieb in der allgem. theol. Bibl. Recensionen über seines Freundes Hubers Versuche mit Gott zu reden, und über Herders Briefe zweyer Brüder Jesu; legte sich wieder auf Theologie, predigte einigemal; hatte vor deutsche Geschichte, Gedanken über die menschliche Seele, Abhandlung über das Malerische in Klopstocks Poesie; und Bodmers Leben zu schreiben; starb aber im 23ten Jahre seines Lebens. Nicht von ihm, sagt sein Biograph, sind: Nothankers Predigten, der wahre Priester (von Schubart mit einer Vorrede herausgegeben), das Gespräch der Wanderer und die Frau (im Götting. Musenalm. von 74), und Teuthard an Minnehold (in Deutschlands Originaldichtern, Hamburg) — Man vergleiche des Biographen Charakterisirung mit dem, was wir bey Gelegenheit der Jahresfeyern A. d. B. XXXI. 2. gesagt haben; und man wird unser damaliges Urtheil bestätiget finden. — Die ganz individuellen Schicksale seines Freundes, und die Briefe Bodmers, die Bemerkungen des Vaters über des Sohnes Schriften, und dergleichen hat W. nicht bekannt machen wollen; die vielleicht höchst interessant gewesen wären.

II. Die

II. Die Gedichte. Das Wichtigste darunter sind die Feyern des J. 1771, 1772 und 1773; welche mit ihrem verdienten Lobe schon von uns angezeigt sind, A. d. B. XXII. 1. S. 239. und XXXI. 2. S. 489. Die kleinern Stücke waren zum Theil schon bekannt, (sie standen in Musenalmanachen und andere dergleichen Sammlungen), zum Theil der Bekanntmachung nicht werth.

III. Prosaische Aufsätze. Die drey ersten aus dem deutschen Merkur. 1) Von der Zuläßigkeit irriger Phantasieen beym moralischen Gefühle. Zu kurz und ungründlich. Besser davon Möser über den Werth wohlgewogener Neigungen, und hin und wieder in den patriotischen Phantasieen; und Abbt über die Vorurtheile. 2) Ueber den Schauder des Körpers bey unangenehmen Dingen, besonders zukünftigen oder bloß möglichen. Nach des V. Terminologie (denn es wird wohl nur Misverstand in Worten seyn) besteht alle Kraft der menschlichen Seele im Empfinden, er hat erinnernde Empfindungen, und zuvorsehende Empfindungen und unsinnliche Empfindungen. Schauer ist ihm plözliche Erstarrung der sinnlichen Werkzeuge; der höchste Grad davon ist Ohnmacht. Rückwürkung des Körpers auf die Seele. u. s. w. Man sieht den beobachtenden und denkenden Kopf. 3) Ideal einer Geschichte. Das seichteste von allen, ohne gehörige Kenntniß der Sache, ohne Ordnung und ruhige Uebersicht, ohne bescheidnen Vortrag. Wieland, erinnern wir uns, machte auch damals einige tadelnde Anmerkungen dagegen. Lächerlich ists, wenn der V., der durch nichts sein Recht zu urtheilen erweißt, von den größten Männern so urtheilt: „Tacitus ist zu pretiös und präcis (freylich ist der V. desto unpräciser), und vielleicht bey allen seinen Gebrechen und Fehlern meinem Ideale am nächsten. — Wahr ist es, daß ich erstaune, wenn ich diese Geschichtschreiber und besonders le Bret in Zeitungen und Journalen so sehr erhoben finde, der doch warlich bisher wenig genug geleistet. — Mit Schlözers Arbeiten bin ich vollkommen zufrieden." — — 4) Briefe. Sie sind während H's Aufenthalt in Zürch geschrieben, und interessant wegen der Nachricht von dortigen Gelehrten, obgleich alles sehr kurz ist. Das Titelblatt hat einen schlechten Schattenriß Hartmanns.

Ez.

Lesebuch für das Landvolk. Quedlinburg bei Reußner, gr. 8. 1779.
Erster Band von 4 Stücken. 1 Alph. 12 B.
Des zweytes Bandes erstes und zweytes Stück. 19 Bog.

Die Absicht dieser Schrift ist rühmlich. Es arbeiten mehrere an derselben. Der Bauer ist und bleibt bey aller unbilligen Verachtung der beste und nöthigste Mann: und zu seinem Glück etwas beyzutragen, ist Pflicht und Vergnügen für einen jeden wahren Weisen. Ihn aufzuklären, ihn vom Aberglauben, sowohl im Christenthum, als in der Wirtschaft zu befreyen, ihm bessere Kenntniß vom Ackerbau beyzubringen, befördert unstreitig sein Glück. Gute Regeln zur Kinderzucht, Ermunterung zur Gedult in seinen Leiden, Erweckung zu unschuldigen Freuden, die bey allem Druck ihm sein Stand oft vor andern Ständen anbietet: alles dieses gehört zum Glück des Landvolks. Die V. haben diese heilsame Absicht vor Augen gehabt; sie liefern vermischte Abhandlungen, die in verschiednen Fächern dem Bauer nützlich seyn können.

Die zum Christenthum gehörigen Artikel sind ziemlich gut gewählt; nur wünschten wir, daß der Vortrag etwas munterer und angenehmer seyn möchte, und daß auch die Kunstwörter, die oft einen ungewissen und falschen Verstand geben, nicht möchten gebraucht worden seyn. Von dem Wort Buße hat der Bauer gemeiniglich einen sehr wankenden Begrif, warum nicht lieber Aenderung des Herzens? Hier und da war auch der Verstand etwas besser zu berichtigen. An etlichen Orten wird vom Glauben sehr nützlich und richtig gehandelt, aber Seite 140. verirrt sich der V. er zieht die Idee des Glaubens von der Beschaffenheit der Personen ab, welche wunderbare Hülfe bey Jesu suchten. Das ist aber nicht der ganze Glaube, der zur Seeligkeit erfordert wird. Dieser besteht in der Annehmung und Befolgung der ganzen christlichen Lehre Apostelg. 16, 30. 31. Mark. 16, 16. wobey das Vertrauen auf Christum allezeit die Hauptsache bleibet.

Der Artikel: Hofnung auf Gott läßt nicht zu Schanden werden, ist vortreflich bearbeitet: nur Eins versieht der V. Er meynt, Christus habe seinen Verehrern keine zeitliche Belohnungen, sondern lauter traurige Schicksale verkündigt S. 162.

182. Wird man aber die angeführten Stellen in der Bibel nachsiehet, so zeigt es sich gleich, daß Christus von den ersten Zeiten der Verfolgung rede. Ausser denselben bleibt es ewig wahr, was Paulus schreibt; daß die Gottseeligkeit zu allen Dingen nüz sey, und die Verheissung dieses und des zukünftigen Lebens habe. Wie mancher Mensch verscherzt durch liederliche Aufführung auf seine ganze Lebenszeit sein Glück, wie manches Haus geht durch Verschwendung und Ueppigkeit zu Grunde. Vor allem diesem Uebel sichert uns die Religion, und bringt uns bey allen Verständigen ein gutes Zutrauen und Ehre.

Im zweyten Bande S. 56 meint der V., daß das Beten, beym Anschlag der Betglocke, beyzubehalten sey: und er hat Recht. Ich kann allezeit beten; und wenn ein Zeichen zum allgemeinen Gebet gegeben wird, ist es sehr schicklich, daß ich mit der Menge der alsdenn betenden Christen im Gebet mich vereinige. Dann seh' ich aber nicht ein, wie der V. warnen künne, daß solches nicht zur Unzeit, oder an einem unschicklichen Orte geschehe. Ist das Beten beym Anschlag der Glocken recht, so darf ich mich desselben auch in der vornehmen Gesellschaft nicht schämen. Wir wünschen diesem Buch recht viel Leser vom Landvolk: aber diese guten Leute geben nicht gern Geld für grose Bücher aus.

Rf.

Zwey Briefe bey Gelegenheit des Zweykampfs zwischen dem Grafen Stollberg und dem studierenden Eichstedt in Kiel. Dresden. 1781. 1 Bog. 8.

Ein Brief von dem Pastor Münter in Kopenhagen an den Jüngling, der den Grafen erstochen hat, nebst der Antwort darauf. Beyde Briefe sind ganz gut, aber doch nicht so ausserordentlich gut geschrieben, daß sie nicht hätten ungedruckt bleiben können, besonders da sie so kurz sind, daß sie sich bequem auf ein Quartblatt hätten schreiben und an Freunde austheilen lassen.

G.

Lord Bolingbroke von der Verbannung. Aus dem Englischen übersezt von Moritz Prinz von Isenburg.

burg. Berlin, Nicolai, 1779. 70 Seiten in 8. mit einem Titelkupfer von J. W. Meil.

Wer kennt nicht den scharfsinnigen und eleganten Schriftsteller Englands, dessen Geist mit den besten Werken der Alten genährt war, und dessen Genie immer, auch bey den kleinsten Arbeiten, den eigenen originellen Gang nahm, wovon schöne Seelen sich so gerne hinreißen lassen? Diese gegenwärtige paar Bogen sind eigentlich eine witzige Frucht der stoischen Philosophie; die aber den Vorzug vor andern Schriften dieser Art hat, daß die Wahrheiten darinn nicht nachgelallt, sondern gefühlt, und eben daher mit mehr Wärme ausgedrückt sind. Wir haben eben dieser Energie eine Uebersetzung zu danken; die selbst bey einer gewissen Genauigkeit im Ausdrucke, sich nicht ohne Rührung lesen läßt. — Merkwürdig ist in der That des Uebersetzers Vorbericht, oder vielmehr Brief an den Verleger, wo er von seinen eigenen Schicksalen spricht, die ihn zwanzig Jahre in der Welt, vorzüglich in Kriegsdiensten, herum getrieben haben, und welche sich mit einer Verbannung aus Rußland geendet haben. Auch macht ihm die Art, wie er von seinem Stande spricht, wahre Ehre; und die Uebersetzung selbst nichts weniger als Schande.

Ez.

Des Grafen von Hallifax Neujahrsgeschenke an seine Tochter. Aus dem Engl. Frankfurt und Leipzig in Kommißion bey H. L. Brönner 1780. 8. Bogen 8.

Eine, freylich wohl aus sehr wohlmeynendem Herzen geflossene, aber in langweiligem und ausgedehntem Ton vorgetragene Frauenzimmermoral. Wir haben sehr brauchbare und vortrefliche Originalbücher dieser Art, daß also der Uebersetzer wohl hätte der Mühe überhoben seyn können, diese Arbeit auf deutschen Boden zu verpflanzen. Die Uebersetzung ist überdies so wörtlich wie möglich: sogar das englische Ihr, das doch im Munde eines deutschen Vaters seltsam klingt, ist sorgfältig beybehalten.

Ueber

Ueber Armuth, Betteley und Wohlthätigkeit. Sammlung einiger bey der Aufmunterungs-Gesellschaft in Basel im J. 1779 eingekommener Schriften. Basel, bey J. J. Ficke 1780. 5½ Bogen 8.

Die Baselsche Gesellschaft hatte in der aufgeworfenen Preisfrage unter andern auch die Beantwortung des Puncts verlangt: „wie die Quellen der Armuth für die Zukunft am besten verstopft werden könnten?“ und dies ist auch gerade die Hauptsache. Gegenwärtige zwo kleine Abhandlungen schlagen ebenfalls hiezu verschiedene Mittel vor, als Einschränkung des Luxus, Arbeitshäuser u. s. f., die an sich freylich ganz gut sind, aber doch schwerlich allgemein anwendbar seyn dürften. Eigentlich hat hierin jede Provinz, jeder Ort sein besondres Lokale, das immer mit in Betrachtung gezogen werden muß, daher eine Frage dieser Art nie allgemein beantwortet werden kann. Rec. kennt ein Land, in welchem die vortreflichsten Verordnungen wegen Abstellung des Betteln, Versorgung der Armen, Aufhebung der Landstreicher und des losen Gesindels u. s. f. existiren, und doch giebt es in keinem Lande mehr Bettler, Vagabunden und Landstreicher, als eben dort. — Woher kommt dies? Weil es nicht einigen Männern, oder einem gewissen Kollegium ganz besonders zur Pflicht gemacht ist, über die pünktliche Exekution dieser Gesetze zu wachen.

Mb.

Erzehlungen aus dem Heldenalter teutscher Nationen. Danzig, 1781, gedruckt bey Joh. Ern. Friedr. Müller. 1 Alph. 20 Bogen in 8.

Das Buch hat nicht eine Zeile Vorrede, aus der man von der Absicht und den Quellen dieser Sammlung urtheilen könnte. Es sind nordische Traditionen, größtentheils aus der dänischen, norwegischen und englischen Geschiche, deren Erzählung eine ganz angenehme Lectüre gewährt, und besonders für den tragischen und Romanzendichter eine reiche Erndte giebt. Schade ist es, daß der V. nie weder Quellen, noch, außer bey der lezten Erzählung aus der englischen Geschichte, die Zeit und andre zur Bestimmung der Glaubwürdigkeit nöthigen Umstän-

de angiebt. Das Buch hat keine andre Abtheilung, als daß die Erzählungen unter neunzehn moralische Ueberschriften gebracht sind, die die aus jeder Geschichte zu ziehende praktische Lehren enthalten. Was man aber vielleicht nicht hier suchen wird, ist die fast 9 Bogen betragende Rittergeschichte in alten deutschen Reimen, von dem Ritter Wiednwilt am Hof des Königs Artus, die, weil sie eben nicht sehr bekannt ist, man hier mit Vergnügen lesen wird. Das lezte Stück ist die Kriegsgeschichte von Britannien im 5ten und 6ten Jahrhundert, bis auf die nach dem Tod des Königs Arthur nach und nach errichtete Heptarchie. Man liest hier auch von dem Zauberer Merlin verschiedene Nachrichten. Viele, wo nicht die meisten Erzählungen scheinen aus dem Saxo Grammatikus genommen zu seyn.

Zf.

Nachrichten.

Herr M. Chr. D. Jani zu Eisleben ist Willens, die Aeneide in einer metrischen Uebersetzung auf Subscription bis August d. J. herauszugeben.

* * *

Herr D. Leonhardi zu Leipzig ist Professor Medicinae allhier geworden.

* * *

Der französische Prediger, Herr J. P. Catteau zu Stockholm ist willens, eine Bibliotheque Suedoise herauszugeben, die zur Kenntniß dieses Reichs bey Ausländern dienen soll. Der Plan desselben, die Gründe, die ihn bewogen haben, dieses Werk zu schreiben, und die Hülfe, die er sich von schwedischen Gelehrten, darunter besonders Hr. Biblioth. Gjörwell ist, verspricht, sind in einer besondern Nachricht zu finden.

* * *

Sonnerats Reise nach Ostindien und China, auf Befehl des Königs unternommen, vom Jahr 1774 bis 1781, werden in zwey Bänden mit Kupfern, aus dem Französischen übersezt, bey Orell und Compagnie, auf Pränumeration bis zur Michaelismesse 1782 gedruckt.

Herr

Hr. A. Blumauer in Wien giebt seine sämmtliche Gedichte auf Pränumeration heraus.

Beförderung.

Der durch seine Schriften berühmte Hr. Hauptmann Tempelhof zu Berlin ist von dem Könige aus eigener Bewegung zum Major und Kommandeur zweyer neueinzurichtenden Artilleriekompagnien ernennet worden.

Todesfälle. 1782.

Am 9ten März starb in seinem 33sten Jahr zu Obersontheim in der Grafschaft Limpurg Herr Carl Friedrich Colland, fürstl. Hohenlohe = Waldenburg = Schillingsfürst und Bartensteinischer würklicher Proceß = und Kommissionsrath, wie auch des mitregierenden Grafen Friedrich Carl zu Löwenstein = Wertheim Rath.

Am 17ten März starb zu Königsberg Herr Theodor Christoph Lilienthal, Doktor und erster Professor der Theologie, wie auch Kirchen = und Schulenrath, im 63sten Jahr seines verdienstvollen Alters.

Am 18ten März ist Herr Kirchenrath, Doktor und Professor Ernst Jakob Danovius zu Jena, gestorben. Er war gebohren zu Redlau in Westpreußen, 1741.

Am 5ten April ist Herr Hofrath und Professor Carl Andreas Bel, zu Leipzig in, nach andern an seinem Bette todt gefunden worden. Er war ein Sohn des berühmten ungrischen Geschichtschreibers und zu Preßburg 1717 gebohren.

Am 6ten April starb zu Grimme Hr. M. Johann Tobias Krebs, Rector der dortigen churfürstlichen Landschule, in einem Alter von 64 Jahren. Sein Nachfolger wird der zeitherige Conrector daselbst, Herr M. Johann Heinrich Mücke, werden.

An demselben Tage starb zu Basel Herr Daniel Bernoulli, Doktor der Philosophie und Arzneywissenschaft, wie auch Professor der leztern und der Physik auf dortiger Universität, im 83sten Jahr seines ruhmvollen Alters.

Am 6ten May starb in Erfurt Herr D. Wilhelm Bernhard Trommsdorf, ordentlicher Professor der Arzneywissenschaft, im 44sten Jahr seines Alters.

Druckfehler, XLVIII. B. 2tes St.

Seite 420. Zeile 5. von oben, statt und, ließ nur. S. 421. Z. 9. von unten, statt endlich, l. unendlich.

Druckfehler XLIX. B. 2tes St.

S. 598. Z. 10. von unten, alle l. also.

Druckfehler, L. B. 2tes St.

S. 373. Z. 12. v. u. und Z. 2. v. u. Plair l. Blair. S. 377. Z. 6. v. u. Adendmahl l. Abendmahl.

Nachricht.

Unvorhergesehene Hinderungen, und die Bemühung, der von mir angekündigten Encyklopädie oder Vortrag der gemeinnützigsten Kenntnisse, die mir möglichste Vollkommenheit zu geben, haben verursacht, daß von diesem Werke in der bevorstehenden Ostermesse nur der erste Theil, welcher die Gewächskunde, Thierkunde, Anthropologie und Mathematik enthält, erscheinen kann. Ich hoffe deswegen von den Herrn Pränumeranten eher Verzeihung zu erhalten, als wenn ich, um es, dem Versprechen gemäß, zu der bestimmten Zeit fertig zu liefern, durch Uebereilung es verdorben hätte. Wenn man die Mannigfaltigkeit der in diesem Werke enthaltenen Materien, und die Schwierigkeiten, die dabey aufstoßen mußten, in Ueberlegung zu ziehen die Güte hat: so wird man leicht einsehen, daß selbst bey dem eifrigsten Fleiße die Zeit mir leicht zu kurz werden konnte. Auf Michaelis hoffe ich inzwischen den 2ten Theil und auf Weinachten den 3ten Theil dieses Werks zu liefern, da ich einen guten Theil der übrigen Hauptstücke schon fertig

tig

tig habe, und die Geschichte und politische Geographie von zwey sachkundigen Gelehrten ausgearbeitet werden.

Wegen unrichtiger Schätzung des Manuscripts und wegen der Erweiterung des Plans in einigen Hauptstücken, wird das Werk etwas stärker, als es nach meinem ersten Zuschnitt werden sollte. Indessen glaube ich versichern zu können, daß die Leser hiebey gewinnen werden. Ich hätte manches Interessante und Wichtige vorbeylassen müssen, oft nur eine trockne, weniger verständliche Reihe von Sätzen, in compendiarischer Form, liefern können, dagegen ich nun eine der Absicht des Werks angemessene Vollständigkeit erreicht zu haben glaube, durch welche ich auch den schon mehr unterrichteten Lesern nützlich zu werden hoffe. Meinen Zweck, die faßlichsten und nützlichsten Wahrheiten zur Kenntniß der Natur und des Menschen mit der möglichsten Kürze, Bestimmtheit und Genauigkeit, in einer Einkleidung vorzutragen, welche Popularität und Gründlichkeit mit einander vereinigte, habe ich durch diese Erweiterung des Plans erreichen können.

Das Werk wird nunmehr aus drey Theilen bestehen. Den letzten, welcher allem Vermuthen nach, nicht über anderthalb bis zwey Alphabet betragen möchte, wird der Verleger gegen den billigsten verhältnißmäßigen Nachschuß liefern, und nimmt noch bis zur Erscheinung dieses Theils **Einen Ducaten** Pränumeration auf den 1ten und 2ten Theil an.

Helmstädt den 6 März, 1782. G. S. Klügel.

* * *

Die Neue Weltkarte in zwey Planisphären, jedes von 16 rhein. Duodecimalzoll im Diameter, welche ich gezeichnet habe, und im Nicolaischen Verlage herauskommt, sollte meiner Absicht zufolge, in der Ostermesse 1782 erscheinen. Es begab sich aber der Kupferstecher Hr. Wolf, welcher diese Karte stechen sollte, von Berlin weg, fiel in eine langwierige Krankheit, und starb endlich. Es ward hierdurch viel Zeit verlohren, und diejenigen Kupferstecher, welche Uebung im Stechen der Karten haben, waren mit anderer Arbeit beschäftigt. Ich hielt es also für das beste, diese Arbeit nicht zu übereilen, sondern dem Künstler zur genauen und saubern Arbeit lieber die nöthige Zeit zu lassen. Sie wird nunmehr zur Ostermesse 1783 erscheinen, bis dahin der Verleger auch noch Pränumeration an-

